



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche


Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



3 2044 009 677 295

From 1643. 2

Harvard College Library



FROM THE
**J. HUNTINGTON WOLCOTT
FUND**

GIVEN BY ROGER WOLCOTT [CLASS
OF 1870] IN MEMORY OF HIS FATHER
FOR THE "PURCHASE OF BOOKS OF
PERMANENT VALUE, THE PREFERENCE
TO BE GIVEN TO WORKS OF HISTORY,
POLITICAL ECONOMY AND SOCIOLOGY"





Das Wesen und der Hauptinhalt
der
theoretischen Nationalökonomie.

Von

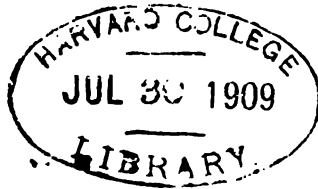
Dr. Joseph Schumpeter.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1908.



Eccl. 1653.3



Walcote fund

Alle Rechte vorbehalten.

Altenburg
Pfersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

1653.3





Frau Johanna von Kéler
verw. Schumpeter
ist dieses Buch gewidmet.



Vorwort.

Ein guter Sinn liegt in dem geflügelten Worte: Alles verstehen heißt alles verzeihen. Treffender noch könnte man sagen: Wer alles versteht, sieht, daß es nichts zu verzeihen gibt. Und das gilt auch auf dem Gebiete des Wissens.

Der Laie sieht im Wissen seiner Zeit das Bild der Vollkommenheit. Lehrsätze älterer Systeme gelten ihm einfach als „falsch“. Das „falsche“ ptolemäische System z. B. mußte dem „richtigen“ kopernikanischen weichen, das nun endgültig feststeht. Wäre er sich darüber klar, daß auch die modernste Theorie nur ein provisorisches Gerüst ist, bestimmt, über kurz oder lang neueren oder korrekteren Formen der Darstellung — anderes sind alle Wissenschaften nicht — Platz zu machen, so würde er an der Wissenschaft verzweifeln. Das Schlagwort „Bankerott der Wissenschaft“ erfaßt treffend den Eindruck, den eine solche Erkenntnis auf weitere Kreise macht. Auf unserem Gebiete jedoch ist das nicht bloß der Standpunkt des „Laien“. Physiker und Mathematiker gleichen wohlgeübten Triariern, die ruhig in ihrer Stellung bleiben, wenn auch das Gefecht eine bedenkliche Wendung zu nehmen droht, unsere Autoren dagegen haben sich nicht so standhaft gezeigt. Es mag eine Folge der verhältnismäßigen Jugend der Sozialwissenschaften sein, daß sich ihre Vertreter so leicht zu neuen Richtungen bekennen und dabei das von den Früheren Geleistete recht wenig beachten, daß man geneigt ist, über den Differenzen das Gemeinsame zu vergessen, daß man Reformen statt so schonend als möglich, so grundstürzend als möglich durch-

führt, daß man einen Neubau von Grund auf verständnisvollem Ausbauen des Bestehenden vorzieht. So kommt es, daß die Gegensätze innerhalb unserer Disziplin so unüberbrückbar scheinen, nicht nur die Gegensätze zwischen den verschiedenen Richtungen, sondern auch innerhalb der reinen Theorie, welche uns hier vor allem interessiert.

Das ist nicht mein Standpunkt. Wie vielen Fachgenossen in der Gegenwart, so hat sich auch mir die Überzeugung aufgedrängt, daß fast jede „Richtung“ und jeder individuelle Autor mit seinen Behauptungen Recht hat: So wie sie gemeint sind, und vom Standpunkte der Zwecke, für die sie gemeint sind, sind die meisten Behauptungen wahr, und es kommt nur verhältnismäßig selten vor, daß wir einem Satze gar keinen Sinn abzugewinnen vermögen und genötigt sind, ihn als hoffnungslos verfehlt zu bezeichnen. Wir mögen Grund haben, eine andere Auffassungsweise vorzuziehen, aber das berechtigt uns im allgemeinen nicht, eine entgegengesetzte ohne Weiteres zu verwerfen. Sie hat ihren Zweck vielleicht ganz gut erfüllt und die neue wäre vielleicht nicht möglich ohne sie. Einen Gedanken durchzudenken ist auch dann ein Verdienst und notwendig, wenn sich weiter nichts, als seine Unbrauchbarkeit ergibt. Meist jedoch steht es viel günstiger und wir können wenigstens etwas aus fast jeder Theorie gewinnen.

Wir nun wollen uns redlich bemühen, eine jede zu verstehen; das geschieht besonders dadurch, daß wir ihre Voraussetzungen formulieren, was der Autor selbst nur selten ausreichend tut. Und dann zeigt sich meist, daß die Sache logisch einwandfrei ist und manche erbitterte Kontroverse von selbst wegfällt. Verstehen wollen wir und nicht bekämpfen, lernen, nicht kritisieren, analysieren und das Richtige an jedem Satze herausarbeiten, nicht einfach billigen oder verwerfen.

Nicht nur gegenüber verschiedenen Meinungen innerhalb der Theorie wollen wir stets so verfahren, auch über verschiedene „Richtungen“ der Nationalökonomie denken wir nicht anders und werden immer wieder betonen, daß zwischen denselben über-

haupt kein Gegensatz in dem Sinne besteht, daß die eine wertlos sein müßte, wenn die andere „richtig“ ist. So teilen wir die Exklusivität oder Parteitreue nicht, die die meisten Nationalökonomien auszeichnet und sind völlig willens, jedermann, soweit unser Verständnis reicht, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Und damit stehen wir heute nicht allein. Freilich gibt es einen Punkt, der auf unserem Gebiete eine Verständigung erschwert; das ist der Umstand, daß der Forscher hier fast immer auch Politiker ist und seiner wissenschaftlichen Arbeit sehr oft nicht unvoreingenommen obliegt; doch wir glauben, daß sich Theorie und Politik trennen lassen, ja im Grunde nichts miteinander gemein haben. Aber wenn man uns auch darin nicht beistimmen sollte, so wird man uns doch kaum widersprechen, wenn wir sagen, daß der „Schulenstreit“ zwischen reiner Theorie und Geschichte zum größten Teile als überwunden anzusehen ist. Und jedenfalls wollen wir uns nicht daran beteiligen, sondern ruhig bei jedem einzelnen Probleme untersuchen, ob die eine oder die andere Behandlungsweise sich mehr empfiehlt. Dabei kommen wir nicht zu einer allgemeinen, sondern zu einer in jedem Falle verschiedenen Antwort.

So hat dieses Buch keine Parteistellung. Der Leser wird eine vollkommene Ruhe konstatieren. Weder für wissenschaftliche noch für politische Dogmen irgendeiner Art wird hier gestritten. Es hätte mich in allen Punkten nicht die geringste Überwindung gekostet, das Gegenteil von dem zu schreiben, was man hier lesen wird, wenn ich es für richtig gehalten hätte. Warum auch? Praktischer Politik stehe ich ferne und habe kein anderes Streben, als Erkenntnis; und ebensowenig liegt für mich irgendein Grund vor, mich für eine bestimmte Methode oder Richtung zu erwärmen oder eine andere zu attackieren. Würde ich zur Überzeugung kommen, daß eine andere Methode oder anderes Material, als das von mir verwendete, besser zum Ziele führte, so läge für mich kein Grund vor, an meinem bisherigen Vorgange festzuhalten. Vielmehr wäre es mir nur ein Vergnügen — und viel Anregung und Befriedigung würde

ich davon erwarten —, eben zu jener anderen Behandlungsweise überzugehen und fehlende Kenntnisse zu erwerben.

Auch ist es mir völlig gleichgültig, woher ein Satz, den ich vertrete, stammt, welches das Vaterland einer Theorie oder Richtung ist. Sache des Dogmenhistorikers ist es, in dieser Beziehung Gerechtigkeit zu üben, uns handelt es sich um die Sache und nicht um Personen. Lediglich aus Zweckmäßigkeitsgründen spreche ich vom „Systeme Ricardos“ der „österreichischen Schule“ usw., weil das übliche Ausdrücke sind, bei denen jedermann schnell sieht, was gemeint ist, ohne daß lange Umschreibungen, die freilich korrekter sein mögen, nötig wären.

Allerdings ist das dogmenhistorische Moment zum vollen Verständnisse eines Theorems nötig und soweit das der Fall ist, wollen wir ihm sein Recht werden lassen. Indessen können und wollen wir in dieser Beziehung nicht vollständig sein. Daß der Leser darüber informiert ist und meine kurzen Andeutungen versteht, wird vorausgesetzt, wie das Buch überhaupt nicht für Anfänger oder Laien berechnet ist. Nur bei recht genauer Kenntnis des Standes unserer Wissenschaft kann seine Lektüre ihre eventuellen Früchte tragen. Andernfalls — und es ist meine Pflicht, das zu betonen, um so mehr als diese Bedingung gerade in unserem Kreise oft nicht erfüllt ist, weil der Anfänger sich meist frühzeitig spezialisiert und nur selten gründliche Kenntnis aller Teile der Disziplin mitbringt, wo namentlich die reine Theorie vielen Fachgenossen nur oberflächlich bekannt ist — kann von einem ausreichenden Verständnisse keine Rede sein. Ich mußte so verfahren, wollte ich den Umfang des Buches nicht ungebührlich vergrößern. Spreche ich also z. B. von der „Boehm-Bawerkschen Theorie“, so folgt dem kein genaues Referat derselben. Werden auch ihre Elemente besprochen, so reicht das nicht dazu aus, der Diskussion zu folgen, wenn man das betreffende Werk selbst nicht gelesen hat. Allerdings suche ich speziell auf das deutsche Publikum Rücksicht zu nehmen und bei Materien, die ihm fremder

sind als andere, das Nötigste zur allgemeinen Information zu sagen.

Im allgemeinen vermeide ich Zitate und Namensnennungen so viel als möglich. Ich folge hier dem englischen Gebrauche, der mir viele Vorteile zu haben scheint: Vollständigkeit in Literaturangaben ist, wie gesagt, hier unmöglich und es ist ungerecht, einzelnen Schriftstellern zum Verdienste oder zum Vorwurfe zu machen, was viele tun. Der Leser muß wissen, welche Richtungen und Gedankengänge — Personen spielen hier für uns keine Rolle — gemeint sind, wenn von „einer verbreiteten Theorie“ die Rede ist oder die Wendung gebraucht wird: „Man hat oft gesagt“. Und er wird auch zu beurteilen haben, was das Buch an Neuem bringt und inwieweit es nur referierend ist. Ich erhebe meinerseits keinerlei Ansprüche: Sollte ich jemals finden, daß ein Resultat, das ich für mein Eigentum hielt, schon früher erreicht worden ist, so würde mich das nur freuen.

Die Arbeit der Späteren entwickelt sich organisch aus der der Früheren und gerne behalte ich die überkommenen Ansichten bei, wo es mir möglich scheint. Je weniger in den folgenden Seiten als neu und fremd berührt, um so besser. Nur kurz sei bemerkt, daß L. Walras und v. Wieser jene Autoren sind, denen der Verfasser am nächsten zu stehen glaubt.

Findet man auch nicht viele Namen in diesem Buche, so dürfte dasselbe doch die meisten Gedanken enthalten, welche die reine Ökonomie der Gegenwart ausmachen, so daß es in diesem Sinne wohl einen Überblick über den Stand dieser Disziplin gibt. Alle Ansätze zu weiterer Entwicklung hoffe ich berücksichtigt zu haben. Und stets war es mein Bestreben, weiterzubauen, ohne mehr als unbedingt nötig niederzureißen. Jede exakte Wissenschaft muß sich langsam, Schritt für Schritt, ihren meist so steinigen Pfad brechen, unbekümmert darum, daß ihr Fortschritt weiteren Kreisen oft unbedeutend scheint. Auf unserem Gebiete geschieht das leider zu wenig, und noch immer ist das Streben nicht ausgestorben, womöglich mit jedem Buche eine neue

Ökonomie zu begründen. Das wird besser werden, wenn unsere Disziplin zu ihren Jahren kommt. Wir wollen uns des Wertes der vorgeleisteten Arbeit bewußt bleiben und ihre Hilfe nicht verschmähen, freilich auch keineswegs der Ansicht huldigen, daß nichts Wesentliches mehr zu tun ist. Die Zahl der grundlegenden Gedanken ist eine geringe; manche, aber noch nicht alle, sind gefunden.

Doch auch hier wird man kaum vollständige Befriedigung in den folgenden Erörterungen finden. Bei manchen Punkten, die uns besonders wichtig oder zu wenig beachtet erscheinen und bei denen wir etwas zu sagen zu haben glauben, verweilen wir länger, andere streifen wir nur. Was uns genügend klargestellt scheint — mag es auch sehr wichtig sein —, wird nahezu übergangen. Der Leser bedenke, daß er kein Lehrbuch vor sich habe, auch kein systematisches Werk, dessen Aufgabe es wäre, mit gleicher Sorgfalt alle Teile der Disziplin darzustellen.

Das Gebotene soll dem Vorhandenen etwas hinzufügen, nicht das Getane wiederholen. Wir wollen im allgemeinen vorwärts und nur soweit rückwärts blicken, als es nötig ist. Und außerdem interessieren uns die einzelnen Theoreme nicht so sehr an sich, als ihre Natur und ihre Stellung im Systeme der Wissenschaft. Hochwichtige praktische Fragen haben nur die Bedeutung von Beispielen für uns, an denen wir die Art und die Resultate unserer Raisonnements beobachten. So wird die Darstellung mehr als einmal gerade dort abgebrochen, wo die Sache für manchen Leser interessant zu werden beginnt, und an diesen Punkten macht sich unsere Unvollständigkeit besonders fühlbar. Aber es liegt im Wesen der Sache, daß wir nur wenige Fragen erschöpfend behandeln können und bei den meisten nur Beiträge zu diesem Ziele bieten. Ich glaube trotzdem nicht, daß jemand, der sich der Mühe unterzieht, dieses Buch zu lesen, mir den Vorwurf der Oberflächlichkeit oder ungenügender Kenntnis machen wird.

Zum Gegenstande unserer Diskussion haben wir ein ganz enges Gebiet aus dem Reiche der Sozialwissenschaften

gewählt, das sich dadurch auszeichnet, daß es exakte Behandlung zuläßt.

Es mag sein, daß schon der bloße Name der exakten Ökonomie manchen abschreckt. Wer für den Vorgang der exakten Disziplinen keinen Geschmack hat, der lege das Buch ungelesen beiseite. Es liegt mir ferne, jemand daraus einen Vorwurf machen zu wollen. Und wer der Ansicht ist, daß er für praktische Fragen daraus nichts lernen könne, hat Recht: Anderes ist für den Praktiker, anderes für den Theoretiker wichtig.

Das klassische System der Nationalökonomie liegt in Trümmern. Dennoch wird es von vielen noch immer als „die“ Nationalökonomie betrachtet. Viele Autoren wandten sich davon ab und anderen Arbeitsgebieten zu, welche methodologisch und selbst inhaltlich kaum etwas gemein damit haben. Außerdem jedoch entstand eine neue Theorie, aber auf teilweise anderen Grundlagen und mit teilweise anderen Zielen. Das sieht verwirrend und keineswegs erfreulich aus, fast chaotisch.

In welchem Verhältnisse steht die Theorie zu jenen anderen Richtungen und, innerhalb der ersteren, das alte und das neue System? Und was kann man davon erwarten? Überhaupt: Was nun? Gibt es Wege, die weiterführen, und wo sind sie zu suchen? Über alles das hat man soviel diskutiert, aber wirkliche Klarheit — obgleich sie durchzuleuchten beginnt — wurde nicht erreicht. Das kam daher, daß man mit prinzipiellen, allgemeinen, aprioristischen und oft sogar außerwissenschaftlichen Argumenten arbeitete und nie ins Einzelne einging. Mehr einer politischen Fehde glich die Diskussion, Schlagworte, auf die die Anhänger schworen, traten an die Stelle ruhiger Auseinandersetzung und so wurden zahllose Mißverständnisse aufgehäuft, die sehr schwer zu beseitigen sind. Man kann heute, unbeschadet der Tatsache, daß die Fortgeschrittensten über den Methodenstreit längst hinaus sind, ohne Übertreibung sagen, daß viele Ökonomen über diese Fragen durchaus im Unklaren sind und sozusagen nicht aus und nicht ein, vor

allem aber nicht weiter wissen. Jeder kann seine prinzipielle Stellung angeben und mit allgemeinen Sätzen verteidigen, aber wie sich die Sache im Grunde verhält, mit Rücksicht auf jedes einzelne Problem, und was von der Nationalökonomie zu halten, was ihre Natur, Bedeutung und ihre Zukunft denn eigentlich ist, darüber herrscht — und nicht bloß in den weitesten Kreisen — bedauerliche Unklarheit.

Darauf nun wollen wir Antwort zu geben versuchen. Aber nicht wiederum mit allgemeinen Argumenten, die alle wahr sind und doch zu nichts führen; nicht mit „Dialektik“, mit der man alles beweisen kann, sondern aus unserer Arbeit heraus.

Stets wollen wir uns klarzumachen suchen, was eigentlich jeder unserer Sätze bedeutet, was sein Wert und seine Natur ist. Daraus wird sich etwas wie eine Erkenntnistheorie der Ökonomie ergeben oder doch ein Beitrag dazu. Es ist meine Überzeugung, daß nur so jene Fragen endgültig gelöst werden können, nicht mit allgemeinen Argumenten. Bisher hat jeder Nationalökonom seine Erörterungen mit gewissen aprioristischen Obersätzen über das Wesen des Wirtschaftens oder des menschlichen Handelns begonnen und daraus deduktiv Behauptungen für diese oder jene Methode gewonnen. Das kann zu keinem Resultate führen. Der Satz: „Alles Geschehen ist dem Kausalgesetze unterworfen, daher müssen exakte Gesetze auch auf dem ökonomischen Gebiete möglich sein“, beweist gar nichts. Denn, abgesehen davon, daß der moderne Erkenntnistheoretiker denselben nicht ohne Weiteres unterschreiben wird, bliebe noch immer die Frage offen, ob die Kausalzusammenhänge, mit denen wir es zu tun haben, einfach genug sind, um die Aufstellung allgemeiner Sätze von hinlänglichem Interesse zu ermöglichen. Und darauf kommt es an.

Auf der anderen Seite, ein Satz wie: „In den Geisteswissenschaften ist der naturwissenschaftliche Gesetzesbegriff unanwendbar“ ist ebenso wertlos. Wiederum abgesehen von der Frage, ob und in welchem Sinne er überhaupt richtig

ist, schließt er das Bestehen von Regelmäßigkeiten, welche exakt beschrieben werden können, nicht aus. Und ob solche bestehen — was für die Möglichkeit exakter Behandlung völlig ausreichen würde —, kann nur die Untersuchung am einzelnen Probleme lehren. Das führt uns auf den zweiten Punkt, in dem unseres Erachtens gefehlt wird. In allgemeinen methodologischen Werken ist von konkreten Problemen meist gar nicht die Rede; vielmehr bewegt sich die Diskussion in allgemeinen Behauptungen; oft fehlt — und das muß nicht nur Darstellungen wie denen Wundt's und Sigwart's zum Vorwurfe gemacht werden, sondern sehr oft sogar Nationalökonomien vom Fach — ausreichende Sachkenntnis bezüglich der Details der Theorie. Sogar das Gebiet der Ökonomie wird auf Grund allgemeiner Erwägungen abgesteckt. Und selbst methodologische Erörterungen in den Einleitungen von Werken, die es mit konkreten Problemen zu tun haben, tragen diesen Charakter: Sie stehen nicht im organischen Zusammenhange mit dem Folgenden, sondern stellen meist nur eine Art Glaubensbekenntnis dar, das durch die Praxis des Handelns oft desavouiert wird. Man erklärt z. B., daß man die Notwendigkeit der Verwendung historischen Materiales anerkenne, oder daß man nicht nur Daten sammeln, sondern „Gesetze“ finden wolle — tatsächlich tut man es nicht. Man sagt, daß man keine praktischen Vorschläge machen dürfe, tatsächlich findet dann der Leser dennoch, daß ihm solche aufgedrängt werden. Man spricht davon, daß statistische Grundlagen nötig seien, tatsächlich führt man statistische Daten nur beispielsweise an und kommt durch abstraktes Raisonnement und nicht durch jene zu seinen Resultaten. So kann es uns nicht wundernehmen, daß man oft den allgemeinen Argumenten eines Autors völlig beistimmen kann, und die Sache ganz in Ordnung zu sein scheint, doch aber in allen praktischen Fällen die größte Unsicherheit über den einzuschlagenden Weg herrscht.

Unserer Ansicht nach darf man sich nicht die methodologischen Anschauungen a priori zurechtzimmern, sondern

muß, unbeeinflusst von allen Erwägungen, in jedem Falle tun, was am weitesten führt. Man darf besonders das Gebiet der Ökonomie nicht apriori abgrenzen wollen. Wir müssen vielmehr ruhig an die Fragen, die uns interessieren, herantreten und über sie klar zu werden suchen. Die Methode, die uns dabei nützlich war, braucht aber deshalb noch nicht allgemeingültig zu sein. Wohl werden wir versuchen, sie auch weiter anzuwenden, aber dieser Versuch kann gut oder schlecht ausfallen, und in letzterem Falle ist unsere Methode ebensowenig allgemein schlecht, wie in ersterem allgemein gut. Daraus nun, daß man Behauptungen, die für manche Probleme und Zwecke richtig sind, allgemein ausspricht, ergibt sich der eigentümliche Zustand, daß dieselben sowohl mit allgemeinen Gründen verteidigt, als auch mit Beispielen belegt werden können, ohne doch jemand völlig zu befriedigen. Es ist ein Leichtes für den Gegner, andere allgemeine Gründe und andere Beispiele anzuführen, welche genau das Gegenteil beweisen und da beide nur auf jene Dinge blicken, die ihnen am Herzen liegen, so ist eine Verständigung fast ausgeschlossen. Jeder ist von seinem ausschließlichen Rechte, weil er es zum Teile klar nachweisen kann, überzeugt, und der Anfänger weiß nicht, woran er sich halten soll.

Die ganze Geschichte des Methodenstreites liegt in diesen Worten. Nicht neue allgemeine Sätze zu finden ist unser Bestreben: Der einzige ganz allgemeine Satz, der wirklich a priori haltbar ist, ist meines Erachtens der, immer vernünftig vorzugehen. Auch wollen wir uns nicht für die eine oder die andere Partei entscheiden. Wir wollen jene allgemeinen Sätze, deren Richtigkeit wir anerkennen, in das richtige Verhältnis zueinander setzen, präzise ihre Grenzen und relative Tragweite angeben, durch Studium der Einzelfälle sehen, wie sich denn die Sache wirklich verhält.

Man kann also das Studium der Methoden nicht von dem der konkreten Probleme trennen. Nur mit Hinblick auf die letzteren haben die ersteren Sinn. Auf das Detail kommt es an, die großen Allgemeinheiten haben wenig In-

It. Nur aus unserer Arbeit heraus dürfen sich Regeln geben, welche aber der Vervollkommnung und Änderung big, ja der Desavouierung in jedem neuen Falle ausgesetzt id. Nicht das erste, sondern das letzte Kapitel eines rstemes müßte die Methodenlehre sein. Was unter diesem itel in logischen Systemen steht, kann uns wenig nützen, gesehen davon, daß die Ökonomen das Neueste — das in essem Falle meines Erachtens das Beste ist — noch immer morieren.

Ein Beispiel ist die Diskussion über Induktion und duktion. Zunächst wurde sie mit allgemeinen Redens- ten geführt. Das Resultat und das Beste, was darüber sagt wurde, war, wie es nicht anders sein konnte, daß ide Prozesse gleich unentbehrlich seien. Aber das hilft is nicht weiter, ist eigentlich nur selbstverständlich. Inter- sant ist lediglich, zu untersuchen, welchen Charakter jeder nzelne unserer Sätze, jeder Schritt den wir tun, trägt. as ist allerdings nötig, um die Bedeutung und den Wert des derselben beurteilen zu können. Und da zeigt sich nn, daß manche Sätze vorwiegend auf induktivem, andere rwiiegend auf deduktivem Wege gewonnen wurden, sodaß n allgemeines Urteil, das auf die eine oder die andere ventualität ausschließlich lautet, notwendig unbefrie- gend sein muß. Man erwies meines Erachtens der reinen konomie einen schlimmen Dienst, als man sie schlechthin s „deduktiv“ bezeichnete: Viele Angriffe zog man ihr dar- urch zu, denen Berechtigung nicht abzusprechen ist, die un aber ihrerseits viel, viel zuweit gingen.

Ähnlich steht es mit Kontroversen innerhalb der reinen heorie. Ein Beispiel ist die berühmte Wertkontroverse. rstens operierte man zuviel mit „falsch“ und „wahr“, statt it „zweckmäßig“ und „unzweckmäßig“. Daß die Sonne ufgehe“, ist nicht „falsch“ und widerspricht nicht dem atze, daß jene Erscheinung durch die Bewegung der Erde ursacht sei: Beide Sätze sind Beschreibungen desselben rganges und an sich gleich falsch oder richtig; für manche wecke aber ist der eine, für manche der andere praktischer

— das ist alles. Dann werden wir nicht versuchen, eine all-
em eine Diskussion der Wert- und der Kostenhypothese
nochmals durchzuführen. Vielmehr wollen wir in jedem
Falle, wenn wir sie nicht beide zulassen, angeben, warum
wir der einen von beiden den Vorzug geben. Und durch
dieses, ich möchte sagen, „pragmatische“ Vorgehen, welches
noch nie eingeschlagen wurde, wird unser Urteil nicht nur
viel präziser werden, als es sein könnte, wenn wir es ganz
allgemein fassen wollten, sondern es wird auch die Kontro-
verse viel von ihrer Schärfe verlieren, sich ganz natürlich
lösen, und ganz klar werden wir Recht und Unrecht auf
beiden Seiten sehen. Absichtlich spreche ich an ver-
schiedenen Stellen über die Frage und versuche sie in ver-
schiedenen Beleuchtungen vorzuführen.

Diese Art, an unsere Probleme heranzutreten, mag be-
fremdend erscheinen. Sie entspricht jedoch einer Richtung
der modernen Erkenntnistheorie, welche aus der praktischen
Arbeit an Problemen der exakten Naturwissenschaften heraus-
gewachsen ist. Wir wollen und können darauf nicht ein-
gehen, möchten vielmehr verhüten, daß unsere Ausführungen
von der Anerkennung jener Richtung abhängig erscheinen:
Sie sollen natürlich und unbefangen aufgefaßt werden, wie
sie unbefangen von irgendwelchen Obersätzen geschrieben
wurden. Nur für den Fall, daß manche Wendung oder Be-
merkung in dieser Beziehung auffallen sollte, möchte ich
bemerken, daß ich mit meinen erkenntnistheoretischen An-
schauungen keineswegs allein stehe. Ich bin darauf gefaßt,
daß meine Ausführungen über die Werthypothese und einige
verwandte Fragen auf Widerspruch stoßen werden. Den-
noch glaubte ich die Darstellungsweise, welche allein meines
Erachtens das Wesen des Vorganges der ökonomischen
Theorie wirklich bloßlegt, nicht den Vorteilen einer popu-
lären opfern zu dürfen.

In diesem Zusammenhange möchte ich auch erwähnen,
daß ich — im exakten Gedankengange — die Begriffe
„Ursache“ und „Wirkung“ tunlichst vermeide und durch
den vollkommeneren Funktionsbegriff ersetze. Wie wichtig

das ist, wie sehr das zur Klarheit und Reinheit des Raisonnements beiträgt, kann hier nicht auseinandergesetzt werden. Aber ich glaube, daß es gerade für die exakte Ökonomie wesentlich ist, sich strenger Korrektheit zu befleißigen, mag dadurch die Darstellung auch trocken und leblos werden, viel wesentlicher, als für jene Disziplinen, die im großen und ganzen schon zu Klarheit in den Grundlagen und Sicherheit in der Lösung konkreter Probleme vorgedrungen sind.

Klarheit in den Grundlagen und Sicherheit in der Lösung spezieller Probleme! Das ist es, was wir anstreben, das ist es, worum wir die exakten Wissenschaften beneiden und wozu wir etwas beitragen möchten. Eine Fülle von Hindernissen finden wir auf unserem Wege, noch ehe wir an die eigentlichen Probleme unserer Wissenschaft herantreten können, und alle Diskussion darüber hat sie bisher nicht völlig hinwegzuräumen vermocht. Unsere Aufgabe dem gegenüber besteht nicht so sehr in neuen Lösungsversuchen, als in dem Nachweise, daß es möglich ist, um dieselben herumzusteuern, ohne an ihnen zu stranden. Die Fragen von Telos und Causa können im Rahmen einer exakten Disziplin nicht gelöst, sie können nur sozusagen neutralisiert werden: Man kann zeigen, daß sie unseren Weg nicht verbarrikadieren — und so steht es mit vielen ähnlichen Schwierigkeiten.

Es wäre überflüssig, darüber zu streiten, ob die Ökonomie, wie so oft gesagt wird, eine „Wissenschaft des Lebens“ und der Biologie mehr verwandt sei, als etwa der Mechanik, wenn man zeigen kann, daß das irrelevant ist für unsere Resultate. Und gerade Bemerkungen solcher Art haben auf weite Kreise Eindruck gemacht und ihr Vertrauen zu unserer Disziplin erschüttert. Derartige Schlagworte gibt es viele und alle Beiträge zu einer „Erkenntnistheorie“ unserer Wissenschaft wimmeln davon. Was daran denn eigentlich wahr ist und welche Tragweite ihnen zukommt, darauf muß endlich präzise und leidenschaftslos geantwortet werden. Und diese Antwort bezüglich einer Reihe von

wichtigen Punkten soll sich gleichsam von selbst aus der folgenden Darstellung ergeben.

Was also von der reinen Ökonomie von heute denn zu halten, welches ihre Natur, ihre Methoden, Resultate sind und wo und wie weiterzuarbeiten ist, das möchten wir herausarbeiten. Ihre Grenzen und schwachen Punkte sollen ins Licht gesetzt und dem Leser Vorschläge über die Besserung der letzteren unterbreitet werden. Auch hier ist man zu rigoros: Entweder man hält das Bestehende für vollkommen und sieht keine wesentlichen Fortschritte mehr oder man verwirft es von Grund aus. Beides ist ebenso oberflächlich wie bequem. Aber die Einzelbetrachtung lehrt, daß keine dieser beiden Ansichten ganz wahr ist, daß jedoch in beiden Elemente von Wahrheit stecken. Das fühlt jeder, ohne aber im Stande zu sein, präzise anzugeben, für welche konkreten Sätze das eine und für welche das andere gilt: Das nun ist es, was wir tun wollen.

Die allgemeinen Argumente findet man hier nicht; weder über politische, noch über methodologische und andere prinzipielle Fragen. Was da zu leisten ist, scheint uns geleistet und wird als bekannt vorausgesetzt. Nur in wenigen Punkten fügen wir der Diskussion etwas hinzu, bei Allgemeinheiten aber, die ebenso wahr wie billig sind, wollen wir uns nicht aufhalten: Unsere Arbeit an konkreten Problemen selbst lehrt uns unsere Methode und gibt uns unsere prinzipielle Stellung zu den Grundfragen und zu den einzelnen Richtungen innerhalb unserer Wissenschaft. Wir nehmen nicht a priori an, daß die wirtschaftlichen Tatsachen eine hinreichende Regelmäßigkeit aufweisen, daß die Aufstellung exakter „Gesetze“ möglich ist, sondern es werden sich uns solche ergeben, und gleichzeitig ihre Voraussetzungen, ihre Natur, ihre Grenzen und Mängel und ihr Wert. Wir werden sehen, daß wir uns gewisser Sätze mit größter Sicherheit bedienen können und daß dieselben ein in sich geschlossenes System bilden und präzise angeben, welchen Wert dasselbe besitzt und in welchem Sinne und inwieweit es allgemeingültig ist, ferner was davon auf

prinzipiell willkürlichen Voraussetzungen und Definitionen und was auf Tatsachenbeobachtung beruht. Die Resultate dieser Detailarbeit weichen nicht unerheblich von denen der allgemeinen aprioristischen Diskussion ab. Doch genug davon.

Fast möchte ich sagen, daß die konkreten Resultate für meinen Zweck von nur sekundärer Bedeutung sind. Jedenfalls strebe ich, wie gesagt, nicht systematische Vollständigkeit an. Nur eine verhältnismäßig kleine Zahl von grundlegenden Sätzen soll vorgeführt werden. Im Zentrum steht das Gleichgewichtsproblem, dessen Bedeutung vom Standpunkte praktischer Anwendungen der Theorie nur gering, das aber fundamental für die Wissenschaft ist. In Deutschland ist ihm nicht hinlängliche Beachtung geschenkt worden und es ist von Wichtigkeit hervorzuheben, daß es die Basis unseres exakten Systemes ist. Die Tausch-, Preis- und Geldtheorie und deren wichtigste Anwendung, die exakte Verteilungstheorie, basieren darauf und ihnen ist der größte Teil der folgenden Ausführungen gewidmet. Diese Dinge bilden jenen Teil der Nationalökonomie, der für exakte Behandlung reif und dem eine solche bisher zuteil geworden ist.

Meine Darstellung beruht auf der fundamentalen Scheidung zwischen „Statik“ und „Dynamik“ der Volkswirtschaft, ein Punkt, dessen Bedeutung nicht genug betont werden kann. Die Methoden der reinen Ökonomie reichen vorläufig nur für die erstere aus, und nur für die erstere gelten ihre wichtigsten Resultate. Die „Dynamik“ ist in jeder Beziehung etwas von der „Statik“ völlig verschiedenes, methodisch ebenso wie inhaltlich. Gewiß ist jene Scheidung nicht neu. Besonders wurde sie von den amerikanischen Theoretikern betont. Aber in Deutschland ist sie bisher wenig beachtet und auch im Auslande ihre volle Tragweite nicht erfaßt worden. Wir werden namentlich sehen, daß in ihr der Schlüssel zur Lösung vieler Kontroversen und vieler scheinbarer Widersprüche liegt, daß sie nicht mit einer Bemerkung in der Einleitung abgetan werden kann, sondern sich fast bei jedem konkreten Probleme aufdrängt. Nur mit der

Statik wollen wir uns hier befassen; lediglich Ausblicke auf und gelegentliche Bemerkungen über das Gebiet der Dynamik sollen gegeben werden.

Im Zusammenhange damit sei ein Punkt berührt, der mir sehr am Herzen liegt, es ist das, was man hier über das Kapital- und das Zinsproblem lesen wird. Verzeihe der Leser, daß diesbezüglich eigentlich nur negative Resultate im Rahmen dieser Arbeit vorgeführt werden. Der wichtigste Satz, den man in diesem Abschnitte finden wird, ist der, daß der Zins kein „statischer“ Einkommenszweig und mehr mit dem Unternehmergewinne im engeren Sinne des Wortes als mit Lohn und Grundrente verwandt sei. Ich weiß wohl, daß die Mehrheit der Theoretiker entgegengesetzter Ansicht ist. Doch hat sich mir jene Überzeugung unabweisbar aufgedrängt und mir scheint, daß jener Umstand das eigentümlich Unbefriedigende an allen mir bekannten Zinstheorien erklärt. Aber bei diesem Ergebnisse mußte ich stehen bleiben, wenn nicht eine verfrühte Darstellung meine eigene Zinstheorie kompromittieren sollte. Hoffentlich ist es mir vergönnt, derselben eine vollkommeneren Ausarbeitung zuteil werden zu lassen, als es hier möglich wäre. Nicht gerne habe ich die Insuffizienz der bisherigen Theorien konstatiert, sondern nur deshalb, weil ich nicht anders konnte. Eine neue — ungefähr wohl die fünfundzwanzigste oder dreißigste — Zinstheorie vorzutragen ist eine Aufgabe, die wenig beneidenswert ist. Ich habe sie nicht gesucht, sondern sie hat sich mir aufgedrängt.

Noch manches hätte ich zur Einführung meines Buches zu sagen, so über die Bedeutung des „Zurechnungsproblem“ und dessen, was ich „Variationsmethode“ nannte. Diese trockenen Abschnitte können nur den Theoretiker von Fach interessieren, der seinerseits wiederum finden mag, daß sie mehr bieten sollten. Doch liegt es in der Natur der Sache, daß es in unserer Wissenschaft besonders schwer ist, gleichzeitig Theoretikern und der Theorie fernerstehenden National-ökonomern, welche sich gleichwohl für theoretische Probleme interessieren, Befriedigendes zu bieten, gleichzeitig nicht zu

abstrus und nicht zu inkorrekt zu sein, gleichzeitig die wissenschaftliche Strenge der exakten Wissenschaften anzustreben und die Eigenart unseres Gebietes nicht zu verleugnen. Am ehesten wird der letzte Abschnitt auf allgemeineres Interesse rechnen können.

Einer meiner Zwecke ist, das deutsche Publikum mit manchen Dingen — Begriffen, Lehrsätzen, Auffassungsweisen — vertraut zu machen, welche ihm bisher fremd geblieben sind, weil die Entwicklung der Theorie nicht hinlänglich verfolgt wurde. Der deutsche Nationalökonom weiß oft nur sehr ungefähr, womit sich eigentlich der „reine“ Theoretiker beschäftigt. Und wenn auch Kenntnis der Theorie vorausgesetzt wird, so kann doch manches zu dem Ziele geschehen, die Theorie anderer Länder der deutschen Wissenschaft näher zu bringen.

Einer der wichtigsten Punkte in diesem Zusammenhange ist die Frage der „mathematischen Methode“. Mancher Leser wird von ihr kaum etwas und wohl nur wenige werden mehr als allgemeine Gründe für und wider gehört haben. Es würde nun zu nichts führen, wollten wir solche allgemeine Gründe anführen, welche immer mehr, entsprechend dem rapiden Fortschreiten dieser Richtung, einen Bestandteil wenigstens der englischen Lehrbuchliteratur zu bilden tendieren. Ebenso wenig können wir längere mathematische Deduktionen bringen, für deren Verständnis die Vorbedingungen nicht vorhanden sind und welche nur abschrecken würden. Allerdings glauben wir, daß, wenn man überhaupt Theorie betreiben will, man das so exakt wie möglich tun müsse, und daß die Denkformen der höheren Mathematik sich geradezu unseren Gedankengängen aufdrängen. Und doch sprechen wir nicht etwa den Satz aus, daß die Mathematik notwendig sei, weil unsere Begriffe quantitativer Natur seien oder daß wirkliche Exaktheit, besonders bei komplizierteren Problemen, nur in mathematischer Form erreichbar sei. Wir begnügen uns, das Wesen des exakten Raisonnements auf unserem Gebiete herauszuarbeiten und einige Punkte aufzuzeigen, wo der

— Gedankengang selbst mathematische Formen annimmt, ob wir wollen oder nicht, und sorgfältig auseinanderzusetzen, was dabei geschieht, was der Vorgang bedeutet und was dabei herauskommen kann. Der Leser selbst mag dann urteilen, ob etwas Anstößiges darin liegt, ob es ihm der Mühe wert scheint, sich näher damit zu befassen und was von den Einwendungen dagegen zu halten ist. Wir gehen nirgends soweit, daß wirklich mathematische Kenntnisse zum Verständnisse nötig wären. Das würde dem Zwecke des Buches zuwiderlaufen. Und wir hoffen, diesen neuen Tendenzen vielleicht so einen größeren Dienst zu leisten und eher jemand für dieselben zu gewinnen, als wenn wir im allgemeinen darüber argumentieren und dem Leser mangelnde Vorbildung vorwerfen würden.

Wie jede Polemik, so liegt mir auch jede Bitterkeit ferne. Ich vertraue der Zukunft unserer Disziplin und bedauere nichts von der Vergangenheit. Gleichweit von Autoritätsglauben und Festhalten an alten Dogmen wie von rücksichtsloser Zerstörungssucht, von melancholischem oder selbstzufriedenem Skeptizismus wie von überschwänglichen Hoffnungen blicke ich mit Ruhe in den neuen wissenschaftlichen Tag, der, wenn ich nicht irre, zu grauen beginnt.

Kairo, 2. März 1908.

J. Schumpeter.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	V
I. Teil. Grundlegung	1
I. Kapitel. Zur Einführung.	3
§ 1. Ein Vergleich zwischen den auf unserem Arbeits- gebiete herrschenden Zuständen mit den in anderen Wissenschaften herrschenden	3
§ 2. Bemerkungen über den Entwicklungsgang unserer Disziplin und Übersicht über ihre wichtigsten „Richtungen“	7
II. Kapitel. Der Ausgangspunkt unserer Theorie	22
§ 1. Über die Art, wie die großen Prinzipienfragen, die uns an der Schwelle der Ökonomie begegnen, zu behandeln sind, um Klarheit und Sicherheit ihrer Grundlagen zu erreichen	22
§ 2. Eine exakte Grundlegung der Ökonomie	28
§ 3. Erläuterung dazu: Erster Punkt: Einige Definitionen der Ökonomie; gehört das Wesen des wirtschaft- lichen Handelns zu derselben? Rechtfertigung un- serer Definition und andere Bemerkungen	29
§ 4. Zweiter Punkt der Erläuterung: Die Abhängigkeits- verhältnisse zwischen den Gütermengen; gegen Miß- verständnisse der eindeutigen Bestimmtheit der- selben; über die Ausdrücke „normal“ und „natürlich“; das Gleichgewicht	33
§ 5. Dritter Punkt der Erläuterung: Was wir unter einer wissenschaftlichen Erklärung verstehen; Er- klärung und Beschreibung; zur Erkenntnistheorie der Ökonomie; Theorie und Deskription	37
§ 6. Vierter Punkt der Erläuterung: Die ökonomischen Gesetze; statistische Gesetze; statements of ten- dencies; unsere Hypothesen; weitere Bemerkungen besonders über den Funktionsbegriff	43



	Seite
III. Kapitel. Die Tauschrelation	49
§ 1. Einführung und Diskussion der Bedeutung der Tauschrelation für die Theorie; Rechtfertigung dieses Ausgangspunktes; andere Auffassung desselben; einige Einschränkungen unseres Gebietes .	49
IV. Kapitel: Erörterung der Frage, wie die Tauschrelation am besten zu erfassen ist und einige andere Punkte	55
§ 1. Über verschiedene Prinzipien zur Beschreibung der Tauschrelation; Wesen und Rolle derselben; Anforderungen an sie; drei Prinzipien, Kriterium für die Wahl zwischen ihnen; Diskussion des Kostenprinzipes; methodologische und erkenntnistheoretische Bemerkungen	55
§ 2. Wahl des Wertprinzipes; gegen das Eingehen in die Psyche	63
§ 3. Wesen und korrekte Form des Wertprinzipes; Frage, ob es wirklich aus der Psychologie stammt; es ist kein Gesetz, sondern eine formale, methodologische Annahme; wesentlich willkürlich	68
V. Kapitel. Weitere Bemerkungen zu unserem Vorgehen. (Weitere Erläuterungen zu Kap. II, § 2) . .	76
§ 1. Begriff der Exaktheit; die Ökonomie keine Philosophie des wirtschaftlichen Handelns; keine Theorie der Motive; für die Ökonomie belanglose Probleme; Bahnung unseres Weges an unlösbaren Kontroversen vorbei; gegen die Hereinziehung der Probleme des Egoismus und Altruismus; und andere Punkte . .	76
§ 2. Nochmals der Egoismus; homo oeconomicus, homme moyen, ordinary business man; unser Weg durch diese Schwierigkeiten; Verzicht auf überflüssige Behauptungen	83
VI. Kapitel. Der methodologische Individualismus	88
§ 1. Die Kontroverse über den Atomismus einst und jetzt; praktische Seite der Sache; Unterscheidung zwischen politischem, materiellem und methodologischem Individualismus. Ablehnung allgemeiner Argumente; Wesen des methodologischen Individualismus; die beiden Gruppen von „sozialen“ Begriffen in der Theorie	88
VII. Kapitel. Zum Wertbegriffe	99
§ 1. Über die Unterscheidung zwischen Wert und Nutzen	99
§ 2. Der Begriff des Gesamtwertes	101

	Seite
§ 3. Ein weiteres Wort zur Kostendiskussion und einige verwandte Gegenstände	105
§ 4. Über das Problem der Messung des Wertes	111
II. Das Problem des statischen Gleichgewichtes	115
Erster Abschnitt.	
I. Kapitel. Einleitung für die folgende Darstellung	117
§ 1. Rückblick; Zentrum des folgenden Argumentes; Gang der weiteren Untersuchung	117
§ 2. Unser System und die Wirklichkeit; das formale Moment, das wir herausgreifen; „Ursachen“ jedes konkreten Zustandes der Wirtschaft; Wechselwirkung zwischen denselben; Sinn der reinen Ökonomie	120
§ 3. Ableitung des Gleichgewichtszustandes; Nachweis seiner Konstanz: empirisch und exakt	125
§ 4. Grundgesetz der reinen Ökonomie; Ausgangspunkt; was wir tun können und was wir dazu brauchen; das fundamentale Gesetz vom Grenznutzenniveau; seine Bedeutung; exakte und populäre Darlegung; Schluß.	128
§ 5. Betrachtung des Gleichgewichtszustandes der Verkehrswirtschaft; Produktions- und Konsumkombination; Weiteres über Wesen und Bedeutung unserer Betrachtungsweise; wieder ein Wort zur Kostendiskussion und andere Punkte	138
§ 6. Resumé; ein Gleichnis; eine wichtige Konsequenz unserer Betrachtungsweise	140
II. Kapitel. Kritik der üblichen Darstellung und ihr Verhältnis zu der unseren	145
§ 1. Einleitendes über den Inhalt dieses Kapitels; übliche Fragestellung; Basen des ökonomischen Lehrsystemes; Daten desselben; methodologische Funktion der Lehre von den Produktionsfaktoren; Einwendungen gegen das übliche Vorgehen; ein Reformvorschlag	145
§ 2. Über die Lehre von den Produktionsfaktoren u. ä. a) Menschennatur, b) Organisation, c) Land, d) Arbeit	153
§ 3. Fortsetzung: e) Über die Lehre vom Kapitale	161
III. Kapitel. Statik und Dynamik	176
§ 1. Grund für diese Scheidung und die zu ihr führende Methode; fundamentale Wichtigkeit derselben; praktische Bedeutung; Abgrenzung der Statik.	176

Zweiter Abschnitt.

I. Kapitel. Vorfragen zur Preistheorie	187
§ 1. Bemerkungen über Preisbildung; Arten von Preisbildung, die nicht nach den Regeln der reinen Theorie vor sich gehen; „Störungsmomente“ . . .	187
§ 2. Die freie Konkurrenz einst und jetzt: Forderung und Hypothese; verschiedener Charakter der Hypothese; Annahme über Tatsachen und methodologisches Hilfsmittel; Nachweis, daß jede Kontroverse darüber überflüssig ist	192
§ 3. Das Maximumtheorem einst und jetzt: Stand der Frage; Bemerkung über die Kontroverse; Prinzip unserer Auffassung; weitere Erläuterungen dazu; Analogien mit Maximumtheoremen anderer Wissenschaften; Aufklärung einiger Zweifel; Unschuld und materielle Bedeutungslosigkeit des Theoremes; Endurteil; sein statischer Charakter	196
II. Kapitel. Das Zurechnungsproblem und die sich daran anschließenden Fragen	213
§ 1. Ableitung der Gleichung: Grenznutzen gleich Grenzkosten; formaler Charakter der darin liegenden Wahrheit; methodologische Bemerkungen; über die Interpretation der Gleichung; zur Kostendiskussion	213
§ 2. Diskussion der Gleichung. Kernpunkt der Kostendiskussion; wahrer Sinn derselben; Disutility-Theorie; Wesen unserer Auffassung; neue Rechtfertigung der Grenznutzentheorie; Resultat; Bemerkungen über die Kontroverse	219
§ 3. Instruierung des Zurechnungsproblem; Annäherung unseres Gedankenganges an dasselbe auf Grund des Vorhergehenden; korrekte Fragestellung; populäre Darlegung derselben	236
§ 4. Lösung des Zurechnungsproblem. Vorbereitende Bemerkungen; Alter des Problem; Erläuterungen zum Sinne desselben; die crux der Verteilungstheorie; Prinzip der Lösung; Schwierigkeiten; Lösung	243
III. Kapitel. Elemente der Preistheorie	260
§ 1. Bedeutung der Preistheorie; ihr Hauptproblem; Lösung desselben	260
§ 2. Der Fall des Monopoles; sein Wesen; Sinn des theoretischen Monopolpreises	263
§ 3. Fall der beschränkten Konkurrenz; des „isolierten	

	Seite
Tausches“; Präzisierung aller Voraussetzungen der „freien Konkurrenz“; Schlußbemerkung	269
§ 4. Der indirekte Tausch	273
IV. Kapitel. Grundlagen der Geldtheorie	276
§ 1. Allgemeine Bemerkungen über die Natur dieser Theorie; Methodologisches und Erkenntnistheoretisches; Preistheorie und Geldtheorie	276
§ 2. Überblick über den heutigen Stand und Inhalt der Geldtheorie; fremde Bestandteile; keine befriedigende Theorie vorhanden	280
§ 3. Grundlagen einer Geldtheorie; zwei Grundsteine derselben; Diskussion einiger spezieller Probleme	286
V. Kapitel. Die Theorie des Sparens	298
§ 1. Methodologische Erörterungen; die übliche Spartheorie; was wir für dieses Thema leisten können und wie; Resultate; deren Wert; eine Ausdehnung des Gebietes der reinen Ökonomie; wichtige Einschränkung der Bedeutung unserer Spartheorie	298
Note über Kapitalbildung	307
I. Teil. Die Verteilungstheorie	313
I. Kapitel. Die Einkommen; Allgemeines	315
§ 1. Einleitung; Schwierigkeiten; Ablehnung von Werturteilen über bestehende Verhältnisse; neue Theorie und alte Fehler; zwei Klippen; andere Punkte	315
§ 2. Was wir leisten können; rein ökonomisches Wesen der Einkommensbildung; was dieses Prinzip bietet; nicht wirtschaftlich zu erklärende Einkommen, nicht statisch zu erklärende; gegenwärtiger Stand der Theorie; der moderne Eklektizismus	321
§ 3. Wesensgleichheit der statischen Einkommenszweige; gegen mehrere Einwendungen; Wichtigkeit dieser Erkenntnis; Grundlage der Lohn- und Rententheorie; eine nötige Fiktion	325
II. Kapitel. Die Lohntheorie	330
§ 1. Grundlage; einfachste Form der Theorie; weitere Probleme; Stellung der Ökonomie zu denselben; Beschränkung unserer Aufgabe; über eine verfehlte Verallgemeinerung der Theorie; methodologische Bemerkungen	330
§ 2. Verifikation der Theorie. Zuerst des einfachsten Falles; Schwierigkeiten darüber hinaus; Problem des einheitlichen Lohnsatzes; verschiedene Fragen; Beweglichkeit der Arbeit und anderes; Resumé; teil-	

	Seite
weise negatives Resultat; einziges Auskunftsmittel dem gegenüber. Anmerkung über das Fehlen völlig freier Konkurrenz am Arbeitsmarkte	340
§ 3. Untersuchung der Frage, ob ein Zusammenhang zwischen den „Produktionskosten der Arbeit“ und dem Lohne besteht	357
Note über: Das eherne Lohngesetz; Reproduktionskosten- und Existenzminimumtheorie; standard of life Theorie; Wesen und Wert dieser Theorien; ihr verschiedener Charakter; werden die Löhne aus dem Kapitale gezahlt? Die Lohnfondstheorie, was von ihr zu halten ist, ihre Stellung einst und jetzt	362
§ 4. Wie weit reicht das Gebiet der Lohnerscheinung? 366	366
III. Kapitel. Die Theorie der Grundrente	368
§ 1. Prinzip und Hauptinhalt; gewisse Einwendungen und Klarstellungen; ein einheitlicher „Rentensatz“	368
§ 2. Das Problem des Bodenwertes; Verifikation der Rententheorie: Erklärt sie Wert und Preis der Bodenleistungen? Ist dieser Preis die Grundrente?	374
§ 3. Unser Verhältnis zur klassischen Grundrententheorie und ihren Weiterbildungen; Endurteil über sie; über das Durchdringen der neuen Grundrententheorie in der Literatur.	379
IV. Kapitel. Über den dritten statischen Einkommenszweig	384
§ 1. Einleitende Bemerkungen; über den heute üblichen Eklektizismus und das Vermeiden einer präzisen Theorie; unsere Aufgabe; erster Schritt; fundamentale Schwierigkeit; kein Zins im statischen Systeme; Entgegnung auf preliminäre Einwendungen; ein Wort über das Weitere	384
§ 2. Das Reinertragsproblem und das Problem des Kapitalersatzes; Ersatz und Neuschaffung; Ersatz kein statischer Prozeß	391
§ 3. Zum Zinsphänomene; ist der Preis der Produktionsmittel die Quelle des Zinses? andere Bemerkungen	398
§ 4. Über einige statische Zinstheorien; Produktivitäts- und Nutzungstheorie; wahre Ursache aller Mißerfolge der Zinstheorien; Clark; Jevons; Senior; prinzipielle Bemerkungen	401
§ 5. Zur Theorie v. Boehm-Bawerks; sie ist nicht statisch	408
Prolegomena zu einer dynamischen Theorie des Zinses	414

	Seite
I. Einleitung und Zusammenfassung; wie Einkommen aus Werkzeugbesitz entstehen kann; dasselbe nicht Zins	414
II. Wo die Erklärung des Zinses zu suchen ist	416
III. Die Hauptmomente dieser Erklärung; Entwicklung und Kredit; zur Theorie der Neuschaffung und des Wiederersatzes des Kapitaless; scheinbare Tatsache der Selbsterhaltung des Kapitaless; Diskussion praktischer Beispiele für das Entstehen und Vergehen der Kapitalien; Beweglichkeit des Kapitaless. . . .	420
IV. Zur Zinserscheinung	424
V. Nochmals die Theorie von Boehm-Bawerks; andere Momente; Verwandtschaft von Zins und Unternehmergewinn; teilweise zurück zur alten Einheitlichkeit des „Profites“; v. Philippovichs Theorie; Schluß	427
V. Kapitel. Über die Theorie des Unternehmergewinnes	431
§ 1. Rententheorie des Unternehmergewinnes	431
§ 2. Andere Theorien desselben; Unzulänglichkeit aller; methodologische Erwägungen	434
Schlußbemerkung	439
V. Teil. Die Variationsmethode	441
I. Kapitel. Allgemeiner Teil.	443
§ 1. Das zweite große Problem der reinen Ökonomie; Wesen und Bedeutung des Problems der Variation der ökonomischen Quantitäten; unsere Aufgabe; Scheidung verschiedener Momente; Hauptunterschiede unserer Methode gegenüber der der Klassiker; methodische Einheit einer Fülle von Problemen; unsere Methode der einzige Beitrag der Ökonomie zu ihrer Lösung	443
§ 2. Einfachste Form der Variationsmethode; Grundlage; Erläuterungen über ihr Wesen; Beispiele; die übliche Diskussion mittelst „Argumenten“; Beispiele; Richtigkeit widersprechender Argumente; praktische Vorteile der mathematischen Behandlung. 451	451
§ 3. Ein weiterer Beitrag zum Verständnisse der „Statik“; statischer Charakter der Methode; korrekteste Form derselben; strenge Voraussetzungen; Analogie mit der Denkweise der Infinitesimalmethode; Regel über die Größe der Veränderungen, die wir erfassen können; über Wert und Resultate der Methode;	



	Seite
wichtige Einschränkungen; Unvergleichbarkeit statischer und dynamischer Momente	456
§ 4. Ein Schritt über die strengen Grenzen der Methode hinaus; wieweit möglich; Voraussetzungen und Sinn dieses Vorgehens; Beispiele	463
§ 5. Weitere Modifikationen unserer Methode; wichtige Vereinfachungen; ihr Sinn und Wert; Raisonement des Alltages; Schlußbemerkung; Resumé . .	468
II. Kapitel. Beispiele	478
§ 1. Erstes Beispiel; Einiges über die exakte Theorie der Wirkung von Steuern. Einleitung; ein einfachster Fall; ein anderer einfacher Fall; ein etwas komplizierterer: Beispielsweise Durchführung eines exakten Raisonements mit Erläuterung jedes Schrittes für den Nichtmathematiker; Interpretation; einige Resultate verschiedener Art; Monopolfall; Prämien; Einschränkungen unserer Resultate; dagegen Ausdehnung derselben auf: Steuern auf ein „Plus“; (zur Haussteuer); Einkommensteuer	478
§ 2. Zweites Beispiel; Bemerkungen über die exakte Theorie der Wirkungen von Zöllen: Unterscheidungen; Grundlagen der Theorie; einige Resultate und Hinweis auf andere; Beispiele für deren praktischen Wert; Bedeutungslosigkeit der statischen Resultate für die Schutzzollkontroverse	503
§ 3. Drittes Beispiel: Zur exakten Theorie der Einkommensverschiebungen	509
§ 4. Weitere Beispiele und Anwendungsmöglichkeiten: auf Transportwesen und andere Dinge; auf die Wirkung der Einführung von Maschinen; Schluß .	511
V. Teil. Zusammenfassung dessen, was sich aus dem Vorhergehenden zur Beurteilung des Wesens, Erkenntniswertes und der Entwicklungsmöglichkeiten der theoretischen Ökonomie ergibt	521
I. Kapitel. Natur oder Wesen der exakten Ökonomie	523
§ 1. Ziele dieses Teiles; Subjektivität des darin Enthaltenen	523
§ 2. Wesen unseres exakten Systemes. Woher kommt die Allgemeingültigkeit unserer Sätze und ihr Passen auf die Wirklichkeit? Nochmals über unsere Gesetze; arbiträrer Charakter unseres Vorgehens besonders gegenüber instantiae contrariae; Sinn, in	

	Seite
dem die Theorie „absolut richtig“ ist; täuschender Schein dieses Satzes; Deduktion und Induktion; Charakter unserer Hypothesen; andere Bemerkungen; Analogie mit Mechanik; über die Einteilung der Ökonomie in das Schema von Natur- und Geisteswissenschaften	527
§ 3. Die biologische Analogie wenig glücklich; Biologie und Ökonomie. Auch Ökonomie und Soziologie unabhängige Disziplinen	536
§ 4. Ökonomie und Psychologie; eine Bemerkung über die Beziehungen zur Ethik.	541
§ 5. Ökonomie und Ethnologie und einige andere Bemerkungen	547
II. Kapitel. Wert der reinen Ökonomie.	554
§ 1. Ihr Erkenntniswert. Einleitung; lohnt die Theorie der Mühe? Eine Seite des Argumentes: Abstrahieren wir nicht gerade vom Interessantesten? Über das höchste Interesse der Theorie; Bedeutung ihrer Anwendungen. Andere Seite des Argumentes: Die Theorie deckt eine überaus große Masse von Tatsachen; dagegen vorhandene Drawbacks; was darauf zu antworten; was von Einwendungen bestehen bleibt	554
§ 2. Praktischer Wert unserer Erkenntnisse; pessimistisches Resultat; sie versagen an den großen Fragen; keine Hoffnung auf die Zukunft diesbezüglich; welcher praktische Wert unseren Sätzen dennoch zukommt; derselbe ist gering; Theorie und Praxis	574
III. Kapitel. Nochmals die Grenzen und Mängel der Ökonomie	581
§ 1. Einleitung; positive Abgrenzung ihres Gebietes; negative Abgrenzung. Mängel: vermeidliche Mängel des ökonomischen Lehrsystemes; inhärente Mängel unserer Betrachtungsweise; verschiedene shortcomings	581
IV. Kapitel. Über Reformen und Reformbestrebungen	590
§ 1. Einleitung; die im üblichen Lehrsysteme nötigen Reformen; über einige andere Ansichten darüber; Reformfrage für das exakte System in seiner korrekten Form	590
§ 2. Über einige Desiderata in letzterer Hinsicht: Das	



	Seite
soziale Moment; effort und Entwicklung; das Moment der Zeit	595
V. Kapitel. Die Entwicklungsmöglichkeiten der theoretischen Ökonomie	599
§ 1. Die Entwicklungsmöglichkeiten unseres exakten, statischen Systemes. Richtung weiterer Arbeit; Ausbildung der Variationsmethode in verschiedener Weise. Eine große neue Entwicklungsmöglichkeit: Konkretes rechnendes Verfahren; Anschluß an die Statistik und die Technik in bestimmter Weise; Ansätze dazu; ein letztes Wort über die Verwandtschaft der Ökonomie mit den exakten Naturwissenschaften	599
§ 2. Ausblick auf die Dynamik. Einleitung; Grundlage derselben; Wesen: Gruppe von Problemen, kein exaktes System; wie soll man diese Probleme behandeln? Möglichkeit der Vervollkommnung der statischen Erkenntnis durch die Dynamik; einige weitere Probleme der letzteren; nur äußerliche Beziehung zwischen denselben; keine einheitliche Methode und kein einheitliches Grundprinzip; über das Problem der Entwicklung; über eine „energetische“ Theorie der Ökonomie	614
Über die Zukunft der theoretischen Ökonomie	622

Bemerkung an den Leser.

Der I., III. und V. Teil bieten wenig Schwierigkeiten. Wohl aber dürfte jeder, der nicht Theoretiker von Fach ist, solchen im II. und IV. Teile begegnen. Dennoch kann ich weder ein Überschlagen dieser Teile, noch eine andere Reihenfolge der Lektüre empfehlen. Beides würde unter anderem auch die Auffassung des im V. Teile Gesagten beeinträchtigen. Aber einzelnes allzu „Spezielles“ kann ja überschlagen werden.



Erster Teil.
Grundlegung.





I. Kapitel.

Zur Einführung.

§ 1. Wer unsere Disziplin auch nur oberflächlich kennt, weiß von der Vielheit der Richtungen und der Heftigkeit des Prinzipienstreites zwischen denselben. Allein so verwirrend, ja abschreckend das den Anfänger oder den Laien berühren mag, an sich ist es weder etwas Singuläres, noch etwas so sehr Befremdendes. Freilich ist es ärgerlich, daß man kaum ein Werk zu nennen vermag, das sich allgemeiner Anerkennung erfreuen und den Stand der Wissenschaft allseitig befriedigend darlegen würde, so daß man es mit Beruhigung zur allgemeinen Information empfehlen könnte. Aber das liegt keineswegs daran, daß jene Gegensätze unüberbrückbar sind; vielmehr hoffe ich, im folgenden das Gegenteil zeigen zu können; auch kann man nicht sagen, daß solche in anderen Wissenschaften fehlen, wie wir gleich sehen werden. Der Grund für jenen sicher unerfreulichen Tatbestand ist, man darf wohl sagen glücklicherweise, ein viel oberflächlicherer: Der erbitterte Streit ist verhältnismäßig neu, noch ist nicht hinlänglich Ruhe eingetreten und statt das, was gemeinsam ist, zu betonen, beeilt sich jeder Nationalökonom, zu erklären, daß er mit allen Standpunkten, die nicht der seine sind, nichts gemein haben wolle und sucht den Anfänger für sich zu gewinnen und zu einem Kämpfer heranzubilden. So wird der letztere zu früh in Kontroversen hineingezogen, deren wahren Sinn er noch nicht erfaßt, und er hat meist eine fertige Parteistellung, ehe er noch an selbständige Arbeit denkt. Politische und

andere außerwissenschaftliche Tendenzen sind nicht ohne Anteil an diesem Vorgehen.

Aber an sich befindet sich, wie gesagt, die Nationalökonomie hier in keiner schlimmeren Lage als andere Wissensgebiete. Den Schluß ziehen zu wollen, daß sie brauchbarer Methoden, gesicherter Resultate oder gar eines klarumgrenzten Gebietes entbehre, wäre unberechtigt, so sehr es begreiflich ist, daß mancher, des Streites müde, wirklich dieser Ansicht zuneigt. Da unsere Behauptung vielleicht nach all dem Lärme des Methodenstreites etwas paradox erscheint, wollen wir ganz kurz einige Belege für sie anführen. Ganz abgesehen von der Philosophie, Staatslehre und anderen Gebieten, die man kaum als exakte Wissenschaften bezeichnen kann, gibt es genug Disziplinen, auf die wir hinweisen können. In der Psychologie z. B. gibt es sehr verschiedene Richtungen und wir können ruhig behaupten, daß es innerhalb unserer Disziplin keinen Gegensatz gibt, der größer wäre, als der zwischen introspektiver und experimenteller Psychologie. Forscher ganz verschiedenen Entwicklungsganges beschäftigen sich mit diesen Richtungen, von denen die eine nach der Philosophie, die andere nach der Physiologie hin gravitiert. Methoden und Resultate beider haben kaum etwas miteinander zu tun, und wenig stehen die Psychologen den Nationalökonomien an Energie in der Verteidigung ihrer prinzipiellen Standpunkte nach. Auf dem Gebiete der Logik selbst steht es kaum anders: Eine ganze Welt trennt die „kategoriale“ von der „modernen“ und auch hier hat der Prinzipienstreit zu keiner Einigung geführt. Diese Gegensätze sind mit Kontroversen über einzelne Probleme nicht zu verwechseln: Nicht eine einzelne Frage, sondern ganze Richtungen, ganze Systeme als solche mit ihren Grundfesten, stehen auf dem Spiele.

Wichtiger noch ist es, daß wir denselben Sachverhalt auch bei den exakten Naturwissenschaften, welche dem Laien als der Inbegriff der Sicherheit und Einigkeit erscheinen, konstatieren können. Das schlagendste Beispiel ist die Chemie: Die exakte und die experimentelle sind in

der Regel durch verschiedene Persönlichkeiten vertreten und haben in Methoden und Zielen recht wenig gemein. Sie verfolgen ihren Weg getrennt und treffen sich fast nur, um sich zu bekämpfen.

Und dasselbe gilt von der exaktesten von allen, der Mechanik. Das ist besonders merkwürdig, weil die Arbeiter auf diesem alten, wohlgepflegten Felde eine bemerkenswerte Gleichheit in Ausbildung, Entwicklungsgang und Auffassung der Erscheinungen aufweisen und weil man sich über die konkreten Resultate ziemlich einig ist. Dennoch vermag das alles nicht, Einheit der Methoden und Grundprinzipien zu sichern. Nicht nur ist die Differenz zwischen klassischer und moderner Mechanik eine große — das wäre nur naturgemäße Folge des wissenschaftlichen Fortschrittes — sondern es gibt mehrere deutlich unterschiedene Parteien innerhalb der modernen, zwischen denen nicht mehr und nicht weniger als alles, die gesamte Auffassung vom Wesen und Werte dieser Disziplin streitig ist. Außerdem kann man auch — ganz wie bei uns — beim Praktiker eine weitgehende Gleichgiltigkeit gegen alle Fragen, denen nicht unmittelbar praktisches Interesse zukommt, beobachten. Überblickt man das Schlachtfeld, so sieht man, daß gegenwärtig alle Grundfesten jenes stolzen Gebäudes erschüttert sind und ein allgemeines Gefühl der Unbefriedigung herrscht. Zeigt das nicht hinlänglich, daß Prinzipienkämpfe allen Wissenschaften eigen und nicht etwa bloß ein Erbteil der Ökonomie sind, daß alle Systeme bestimmt sind, immer neuen Platz zu machen und daß es sehr unrecht ist, wegen des Sturzes des klassischen Systemes der Ökonomie an derselben überhaupt zu verzweifeln? Eher könnte man darin ein Symptom der Entwicklungsfähigkeit sehen.

Man könnte uns entgegenen, daß der Methodenstreit innerhalb der Ökonomie sich dadurch auszeichne, daß dem Standpunkte des Gegners so wenig Verständnis entgegengebracht werde, daß die meisten Ökonomen ihnen fremde Richtungen und deren Resultate überhaupt nicht ausreichend kennen. Indessen ist das überall so: der introspektive

Psychologe glaubt sich mißverstanden von dem experimentierenden und dieser ist geneigt, jenem jede Berechtigung für sein Vorgehen abzusprechen. Der mathematische und exakte Chemiker schätzt den experimentellen mitunter recht gering ein und der letztere weiß, wie ich wiederholt sah, mitunter gar nichts von der Existenz des ersteren und dessen, womit derselbe sich beschäftigt. Und ganz ähnliche Verhältnisse herrschen gegenwärtig auf dem Gebiete der Mechanik, ja sogar die reine Mathematik hat darunter zu leiden.

Es kann uns das kaum wundernehmen, wenn wir bedenken, daß nicht nur der Wissensstoff so groß, sondern auch das Gebiet der Methoden so abwechslungsreich ist, daß ein Mann fast niemals selbst nur eine Disziplin in allen Teilen gleich gut beherrschen kann. Er wählt, was ihm am nächsten steht und seine Richtung ist ein Teil seiner Persönlichkeit, der er oft — und gerade die Besten sind in diesem Falle — so wenig entsagen kann, wie etwa seinem moralischen Charakter. Daraus folgt oft eine Unmöglichkeit der Verständigung, die aber ein notwendiges Ergebnis der wissenschaftlichen Entwicklung und die zu bekämpfen so müßig ist, wie etwa ein Versuch der Einigung der Religionen.

So nehmen wir auch die Zerrissenheit, die die Ökonomie aufweist, nicht allzu tragisch. Wir werden in unserer Hoffnung, daß dieser Zustand die Zukunft unserer Disziplin nicht vernichten werde, durch die Beobachtung bestärkt, daß eine bedeutsame Besserung in neuester Zeit unverkenbar eingetreten ist und sich eine gesunde communis opinio immer mehr Bahn bricht. Das ist immerhin ein Resultat der Diskussion. Freilich wollen und können wir nicht leugnen, daß dasselbe keineswegs völlig befriedigend, und wir wollen gleich hier erwähnen, was unseres Erachtens die Ursache davon ist.

Nehmen wir den Streit zwischen den Vertretern abstrakter Theorie und der historischen Schule: Mit ihren allgemeinen Behauptungen haben meist beide Teile Recht.

Aber man verkennt deren Grenzen und übersieht, daß der eine oft an andere Probleme denkt, als der andere. Jede Methode hat ihr konkretes Anwendungsgebiet und es führt zu nichts, wenn man für ihre Allgemeingültigkeit streitet. Wir werden immer wieder hervorheben, daß eine Diskussion über Methodenfragen nur in Zusammenhang mit praktischer wissenschaftlicher Arbeit Sinn hat. Unser Standpunkt läßt sich kurz dahin charakterisieren, daß historische und abstrakte Richtung in keinem Widerspruche stehen, daß der einzige Unterschied im Interesse für verschiedene Probleme liegt. Die reine Preistheorie z. B. läßt sich einfach nicht historisch, das Problem der Organisation der Volkswirtschaft nicht abstrakt behandeln. Und hätte man das immer beachtet und einiges andere, was wir später berühren werden, so wäre der Streit nie so heftig geworden. Heute sieht man das bereits mehr und mehr ein. Aber freilich, nicht allen Richtungen kommt diese relative Berechtigung zu.

§ 2. Hier soll nun in aller Kürze eine Übersicht über die für die Gegenwart wichtigsten Richtungen gegeben werden. Wir folgen damit einer alten Übung. Fast jeder Arbeit ökonomischen Inhaltes und besonders systematischen Werken geht eine solche Übersicht voraus. Das hat den Vorteil, den Leser über die prinzipielle Stellung des Autors zu informieren und auch in die Literatur etwas einzuführen. Auch wir müssen das tun, wenn auch das Verständnis unserer Bemerkungen schon Kenntnis der letzteren voraussetzt. Außerdem haben wir einen weiteren Anlaß dazu: Wir betrachten es als unsere Aufgabe, zu einer Würdigung der einzelnen Richtungen beizutragen, dieselben gegeneinander abzugrenzen und womöglich in ein präzises Verhältnis zueinander zu setzen. Zu diesem Zwecke sollen einige der wichtigsten hier genannt werden, wenngleich wir an dieser Stelle im allgemeinen nur sine ira et studio referieren und lediglich in wenigen Punkten kritisch sein wollen. Ein Maßstab zu einer Kritik soll sich dem Leser erst aus der Gesamtheit unserer Erörterungen ergeben; es liegt uns

ferne, an der Schwelle unserer Ausführungen allgemeine Urteile abgeben zu wollen, wie es oft geschieht. Bei dieser allgemeinen Information legen wir hauptsächlich auf einige Punkte Gewicht, über die wir selbst etwas zu sagen haben. Den allgemeinen Entwicklungsgang unserer Wissenschaft, sowie das, was in der Regel in diesem Zusammenhange gesagt zu werden pflegt, setzen wir, wie gesagt, als bekannt voraus. In dem Zwecke, den wir verfolgen, liegt die Entschuldigung für die Unvollständigkeit dessen, was wir sagen wollen, und wo wir Namen nennen, geschieht das nur beispielsweise und in so geringem Maße als möglich, hauptsächlich nur dort, wo auch der mit der Literatur vertraute Leser im Zweifel darüber sein könnte, welche Autoren wir meinen.

Wir beginnen mit dem Systeme der Klassiker und denken da in erster Linie an A. Smith, Ricardo und deren unmittelbare Nachfolger, ohne zu untersuchen, in wieweit dieselben von älteren Autoren abhängig sind. In zweifacher Hinsicht müssen wir desselben hier gedenken. Erstens ist es der Ausgangspunkt der meisten Richtungen und seine Betrachtung unentbehrlich zum Verständnisse derselben. Zweitens aber ist es auch heute noch direkt eine lebendige Macht, insoferne manche Nationalökonomien der Gegenwart auf seinem Boden stehen. Zunächst zum ersten Punkte, der uns einen Ausblick auf die Entwicklung unserer Wissenschaft eröffnet.

Natura non facit saltum — diesen Satz hat Marshall als Motto seinem Werke vorangestellt, und in der Tat drückt er treffend den Charakter desselben aus. Aber ich möchte ihm entgegenhalten, daß die Entwicklung der menschlichen Kultur wenigstens, und namentlich die des Wissens, gerade sprungweise vor sich geht. Gewaltige Anläufe und Perioden der Stagnation, überschwängliche Hoffnungen und bittere Enttäuschungen wechseln sich ab und mag das Neue auf dem Alten fußen, so ist der Fortschritt doch kein stetiger. Unsere Wissenschaft weiß davon zu berichten.

Die Frische des jungen Tages liegt über den Werken der

ssiker. Welche Fülle von Tatsachen und Resultaten, wie viele Ansätze, von denen noch heute nicht alle verwertet sind, bietet uns der „Wealth of Nations“! Man stürmte vorwärts, ohne den Weg auf Verlässlichkeit zu prüfen und ließ sich ein rücksichtslosen Raubbau auf dem Neubruche. Mit Macht drangen die neuen Ideen — vielfach entstellt und oft aufs Unzulässigste verallgemeinert — in die weitesten Kreise. Die Ernüchterung blieb nicht aus und es trat ein Zustand ein, der völlig analog einer wirtschaftlichen Krise ist: Auf dem Schaffen folgte Ermatten, auf unbedingtes Vertrauen folgte also übertriebenes Mißtrauen. Das Charakteristische an dieser Sachlage ist nicht das Verhalten weiterer Kreise zur Ökonomie, sondern ihr innerer Zustand. Ganz plötzlich trat ein Stillstand in ihrer Entwicklung ein; es sah so aus, wie wenn ihr Gebiet erschöpft sei, wie wenn nichts weiteres aus ihm gewonnen werden könnte, und das trotz augenfälliger Mängel des Bestehenden, die zur Weiterarbeit einluden: Es fanden sich keine Arbeiter dazu. Halb noch unvollendet und halb schon verfallen war das Gebäude der Ökonomie, da ihm mächtige Gegner entstanden. Ich könnte diesen eigentümlichen Stillstand, diese hippokratischen Züge der ökonomischen Literatur etwa zwischen 1830 und 1870 nicht klären. Aber die Tatsache scheint mir ganz zweifellos, und wenn sie auch meines Wissens nie hervorgehoben wurde, so dürfte mir jeder Kenner der Literatur hierin zustimmen: Nicht äußeren Feinden ist das klassische System erlegen — wenig, wie man im allgemeinen den Untergang eines Meinwesens durch äußere Feinde wirklich befriedigend klären kann — sondern durch innere Erstarrung. Die historische Schule erstürmte eine Festung, deren Besatzung aus Invaliden bestand. Die Werke der „Epigonen“ wären von geringem Werte, auch wenn es niemals eine historische Richtung gegeben hätte. Es soll nicht geleugnet werden, daß in jener Zeit immerhin etwas geleistet wurde: Fast jeder Autor erzielte seine Verdienste in diesem oder jenem Detail. Aber die Schöpferkraft war versiegt. Das gilt vor allem auch von J. St. Mill, so peinlich es mir ist, über einen Einzelnen

so kurz zu urteilen. Auch finden sich Ansätze, die auf die spätere Entwicklung hindeuten: Jedoch ist es eben charakteristisch für die Lähmung, in der die Ökonomie sich befand, daß sie keine Beachtung erhielten.

Ich kann den Eindruck, den ich von der Literatur jener Zeit habe, nicht besser charakterisieren, als mit dem Ausdrucke „Nicht-weiter-wissen“. Vielleicht hätten Smith und Ricardo selbst nicht weitergewußt. Jedenfalls waren die „Epigonen“ in diesem Falle. Jene Art des Vorgehens war am Ende ihrer Leistungsfähigkeit, und man wußte sie nicht zu ersetzen. Ganz begreiflich, daß man, was nur von einer Betrachtungsweise galt, auf die Nationalökonomie überhaupt übertrug und glaubte, daß ihre Zukunft keine glänzende sein könne. Manche hielten ihr System für vollendet und abgeschlossen — was immer ein bedenkliches Symptom ist —, andere hatten ein allgemeines Gefühl des Unbehagens, aber ohne Rat zu wissen.

Diese Sachlage trat charakteristisch zutage bei der Feier des hundertsten Geburtstages des Wealth of Nations im Political Economy Club in London. Eigentlich gehört ja das Jahr 1876 schon der neuen Periode an. Aber noch fanden die Arbeiten der Neuerer keine Beachtung und die Ruhe des Todes schien über unserer Disziplin zu liegen. Wie treffend drückte doch Mr. Lowe, der die Debatte eröffnete, jene Stimmung aus, wenn er unter anderem sagte: „I am not sanguine as to any very large or any very startling development of political economy. I observe that the triumphs which have been gained, have been rather in demolishing that which has been found to be undoubtedly bad and erroneous, than in establishing new truth; and imagine that, before we can attain new results, we must be furnished from without with new truths, to which our principles can be applied . . . the great work has been done.“ Was heißt das anderes, als daß die Nationalökonomie mit ihren Kräften „fertig“ sei, daß sie aus sich selbst nichts Beachtenswertes mehr leisten könne und man über ihre Grenzen hinausblicken müsse, wenn man Interessantes er-

fahren wolle. Die einzigen, die Selbstbewußtsein und Schaffensfreude äußerten und mit Vertrauen in die Zukunft blickten, waren die „Historiker“, voran Cliffe Leslie. Und eine Zeitung drückte die Ansicht weiterer Kreise treffend aus, wenn sie sagte, daß jene Versammlung eher eine Leichenfeier als ein Jubiläum der Ökonomie beging.

Mit der inneren Kraft verlor die Ökonomie ihren äußeren Einfluß umsomehr, als sie sich in der Zeit des Aufschwunges viel, viel zuweit auf das Gebiet der praktischen Probleme vorgewagt und kurze und allgemeine Antworten auf Fragen erteilt hatte, die zu kompliziert sind, um im ersten Angriffe gelöst zu werden. Wie Stein um Stein aus dem wissenschaftlichen Gebäude — Lohnfonds-, Bevölkerungstheorie usw. — abbröckelte, so wurde ein praktisches Resultat nach dem anderen von den Tatsachen desavouiert. Und soviel hatte man von Ökonomie gehört, so groß waren die Präntensionen und so evident der Mißbrauch der Wissenschaft gewesen, daß man voll Überdruß sich von ihr abwandte.

So hatte die historische Richtung einen großen Erfolg: Man ging daran, die Theorie, mit der man alles und nichts beweisen konnte, die in leeren Phrasen erstarrte, über Bord zu werfen und sich der Sammlung von Tatsachen und praktischen Problemen der Sozial- und Wirtschaftspolitik zuzuwenden. Indessen war dieser Erfolg kein vollständiger. Daß in der Diskussion von Tagesfragen noch immer auf die alten klassischen Argumente zurückgegriffen wurde, daß Freihandelspartei und Manchestertum sich von diesen ihnen so günstigen Theorien nicht trennen wollten, das allerdings hätte geringe Bedeutung für die Wissenschaft als solche gehabt. Aber auch viele wissenschaftliche Ökonomen hielten an der Theorie fest. Eine zeitlang konnte man sich darüber trösten mit der Hoffnung, daß dieselbe vom Strome der Zeit würden weggespült werden. Aber diese Hoffnung bestätigte sich nicht. Vielmehr erwachte neue Tätigkeit in jener Ruine, und die Schar der Theoretiker begann sich zu erneuern, zu vermehren und bald zum Angriffe überzugehen.

Die Historiker wurden sich nicht sogleich gewahr, daß ihnen nun andere Gegner gegenüberstanden und vermischten dieselben mit den übriggebliebenen Epigonen der Klassiker. Und doch waren es nicht die letzteren, sondern neue Kämpfer, die den so bekannten Methodenstreit aufnahmen. Es war ein Mißgriff, dieselben mit den alten Argumenten, die die Klassiker getroffen hatten, zu bekämpfen, aber es muß zugegeben werden, daß sie selbst dazu Anlaß gaben, indem sie Neigung zeigten, das Erbteil der Klassiker anzutreten.

Der Leser weiß, an welche Gruppe von Nationalökonomen wir hier denken: an Menger, Jevons, Walras und ihre Nachfolger. Ihre Stellung war anfangs eine schwierige. Der Periode der Nichtbeachtung folgte eine solche der Bekämpfung und des Mißverständnisses. Man hatte die Theorie ad acta gelegt und war nicht geneigt, sie wiederum anzuerkennen. Aber die neue Richtung behauptete sich und machte immer größere Fortschritte, und heute kann man sagen, daß wir wiederum in einem theoretischen Aufschwunge begriffen sind. Das klassische System freilich gewann wenig dadurch, vielmehr erfuhr es einen neuen Angriff, der es vollends erschütterte.

Um diese Sachlage zu verstehen, muß man sich über die Natur und den Inhalt dessen, was wir das klassische System nannten, mehr im Klaren sein, als das im allgemeinen der Fall ist. Das erste, was am Werke der Klassiker auffällt, ist meines Erachtens die Tatsache, daß es aus sehr verschiedenen Elementen besteht. Es ist in der Tat erstaunlich, daß das so wenig beachtet wurde, und uns scheint ein wesentlicher Grund für die teilweise Resultatlosigkeit des Methodenstreites darin zu liegen, daß man dieselben nicht hinreichend scheidet und Argumente, die auf eines passen mochten, auf alle anzuwenden strebte. Das Erbteil der Klassiker besteht aus einem wissenschaftlichen und einem politischen Teile. Es ist nun nicht zu viel behauptet, wenn wir sagen, daß der große Erfolg wie die große Niederlage des klassischen Systemes viel mehr aus dem letzteren, als aus dem ersteren

erklären ist. Freihandel und *laissez faire* waren die beiden Schlagworte der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts und die Reaktion gegen dieselben und die praktischen Spitzen anderer Theorien wie z. B. des Lohnes richtete sich vor allem der Angriff der älteren und der neueren sozialpolitischen Richtungen. Für die eigentliche ökonomische Theorie hatten diese Kreise gar kein Interesse. Trotzdem aber nahm man stillschweigend an, daß dieselbe mit jenen praktischen Behauptungen und Forderungen zusammenfallen sollte. Das ist nun entschieden unrichtig. Die praktischen Behauptungen sind keineswegs die notwendige Konsequenz der reinwissenschaftlichen Ausführungen der Klassiker und lassen sich sehr wohl davon trennen. Es wäre nicht schwer, das zu zeigen: Man sieht z. B. leicht, daß der theoretische Inhalt des Kapitels über den Lohn bei Ricardo keineswegs zu dem führt, was der Autor im Anschlusse an die „*poor-laws*“ sagt. Verwirft man das letztere, um noch immer der erstere haltbar bleiben. Und nur das wissenschaftliche Erbe der Klassiker handelt es sich um. Aber auch dieses ist nicht ganz homogen. Wohl die Ökonomie sein wichtigster und wertvollster Bestandteil. Aber daneben enthält es noch Philosophien über das Thema des Individualismus und Kollektivismus, über die Tugenden, die das Handeln des Menschen bestimmen usw. Und alles das nicht in die Ökonomie gehört, werden wir nicht zeigen. Wir können — und müssen — zugeben, daß auch hier die Angriffe berechtigt waren. Aber das ist nicht alles, die reine Ökonomie der Klassiker blieb, so sehr das klingt, von dem historischen Angriffe fast unberührt. Man drang gar nicht bis zu ihr vor und begnügte sich ganz allgemein, zusammen mit jenen anderen Dingen, die man vermischte sie auftrat, zu verdammen, eine Tatsache, die man auch gegenwärtig bei jeder Diskussion dieser Dinge konstatieren kann.

Es waren die Vertreter der neuen Theorie, welche die alte ökonomische Ökonomie nachprüften. Haben sie sie vernichtet und etwas Neues an ihre Stelle gesetzt? Das ist eine Frage,

die sehr verschieden beantwortet wird. Wir wollen sie hier nicht lösen — die folgenden Anführungen in ihrer Gesamtheit geben die Antwort darauf —, doch möchten wir unsere Ansicht nicht verhehlen: Ja, das System der modernen Theorie ist wesentlich neu, und selbst jene Resultate, welche mit denen des klassischen Systemes übereinstimmen, sind auf anderem Wege gewonnen. Sicherlich verdanken wir den Klassikern ein ganzes Arsenal von Begriffen und Gedanken, sicherlich wäre die neue Theorie nicht möglich ohne die alte, aber dennoch ist die letztere ganz naturgemäß ebenso „überwunden“, wie es die ältere Literatur jeder anderen Wissenschaft ist. Diese Auffassung scheint mir nicht mehr als natürlich zu sein und ist gleichweit von allen den Extremen entfernt, die man so oft hören kann.

Die vorhergehenden Ausführungen sollten die Grundlage für eine kurze Schilderung der gegenwärtigen Parteigruppierung auf dem Gebiete unserer Disziplin geben. Wir sahen zum Teile soeben, zum Teile werden wir sofort sehen, daß man so gut wie alle Richtungen auf die Klassiker als ihren Ausgangspunkt zurück zu verfolgen vermag. Ob man ihre Bahnen verfolgte und ihre Methoden weiter ausbaute oder sie kritisierte und anderes an die Stelle des Verworfenen zu setzen suchte, ob man bewunderte oder angriff —, stets startete man von ihnen. Man wird meist geneigt sein, das in Abrede zu stellen; jede neue Richtung sucht soviel als möglich auf eigenen Füßen zu stehen und lehnt die Zuzunehmung eines Zusammenhanges mit älteren Arbeiten mehr oder weniger energisch ab; und doch besteht ein solcher. Die historische Schule ging aus von einer Kritik der klassischen Resultate. Die Klassiker gaben ihr ihr ökonomisches Begriffssystem und ihre Systematik und klassische Gedanken findet man bewußt und unbewußt geäußert in Werken dieser Richtung. Daß dasselbe in noch höherem Maße von der neueren Theorie gelten muß, ist klar.

So können wir also auch für unsere Disziplin einen zwar nicht geraden, gleichmäßigen und ruhigen, aber doch deutlich erkennbaren Entwicklungsgang konstatieren. Wie

die Arme eines Flußdeltas kommen die einzelnen Richtungen aus einer gemeinsamen Quelle und hängen organisch mit einander zusammen. Man kann oft die Behauptung hören, daß besonders die deutsche Ökonomie die Fühlung mit den Klassikern verloren habe: Das ist sicher nicht richtig, was die Theorie anlangt; soweit in Deutschland überhaupt Theorie getrieben wird, wird den Klassikern ihr Recht gegeben. Aber auch außerhalb der reinen Theorie wirken sie still aber tief.

Der Nationalökonom, der in seiner „Einleitung“ die verschiedenen Richtungen der Ökonomie abhandelt, unterscheidet meist reine Theorie — die er je nach seinem Standpunkt „exakt“ oder „spekulativ“ oder „deduktiv“ nennt — dann besonders Wirtschaftsgeschichte und Wirtschaftsbeschreibung und sucht dieselben mit einigen allgemeinen Bemerkungen zu charakterisieren. Das ist ganz unzulänglich. Denn innerhalb der Theorie gibt es so viele Verschiedenheiten, daß ein Gesamturteil über dieselben nur in den allgemeinsten Sätzen ausgedrückt werden kann. Wir wollen daher sorgfältig die verschiedenen Gruppen auseinanderhalten.

Nach unserer Auffassung haben wir also im klassischen Systeme, soweit wenigstens die reinwissenschaftliche Seite der Sache inbetracht kommt, die gemeinsame Wiege aller Richtungen der Ökonomie zu sehen. Und damit glauben wir ihm Gerechtigkeit erwiesen zu haben. Auch nicht einer seiner Bestandteile ist heute voll aufrecht zu erhalten, aber jeder hat zu dem heutigen Stande der Wissenschaft beigetragen. Indessen sind die Klassiker noch heute eine lebendige Macht, in viel stärkerem Maße, als das in irgend einer anderen Wissenschaft der Fall ist. Manch tüchtiger Mathematiker hat Newton oder Laplace nicht gelesen. Das ist nicht möglich auf unserem Gebiete: Viele Leute wenden sich heute noch direkt an A. Smith oder Ricardo. Der Grund dafür ist, daß man auf unserem Gebiete nicht so einig darüber ist, was uns unsere Klassiker heute noch lehren und wie sie aufzufassen sind, während in anderen Wissenschaften die wertvollen Bestandteile der älteren Werke

in den neueren in einer allgemein anerkannten Form weiterleben; aber es gibt noch einen anderen Grund: Weitere Kreise, denen nicht jedes Verständnis für Theorie fehlt, stehen gleichwohl dem modernen Systeme der Theorie, deren wissenschaftliches Gebäude viel schwieriger zugänglich ist, verständnislos gegenüber, während sie den Ausführungen der Klassiker mit Nutzen folgen können, dort auch viel mehr Befriedigung finden hinsichtlich kurzer Antworten auf brennende praktische Fragen. Nicht nur der Laie also, auch der Nationalökonom von Fach, wendet sich oft auch heute noch mit Vorliebe an die Klassiker, statt an die Modernen. Haben wir demnach zunächst die Bedeutung der Klassiker für die Entwicklung unserer Wissenschaft und so indirekt für die Gegenwart gewürdigt, so müssen wir sie auch geradezu unter den modernen Richtungen anführen: Sie leben heute noch.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, jene Gruppe von Forschern, welche noch immer ganz auf dem Boden des klassischen Systemes stehen. Wir wollen uns darüber hier kein Urteil erlauben und auch keinen Versuch machen, diese Erscheinung zu erklären. Sicherlich sind die Gründe, die wir soeben als für weitere Kreise bestimmend behaupteten, hier nicht oder nicht immer ausreichend, da sich Forscher hier finden, deren Hauptinteresse der reinen Theorie gilt. Aber wir müssen allerdings sagen, daß es in der Tat unseres Wissens in keiner anderen Wissenschaft vorkommt, daß ein Teil der Fachgenossen der Entwicklung der letzten vierzig Jahre fast fremd gegenübersteht. Die Nationalökonomien, an die wir hier denken, sind z. B. Professor Sumner in Amerika, Proff. Nicholson und Cannan in England, Prof. Dietzel u. a. in Deutschland. In mancher Hinsicht ist auch A. Wagner hierherzuzählen und die weniger bedeutenden Anhänger dieser Anschauung sind zahlreich. Nach derselben wären die Grundlagen der reinen Theorie, wie sie von den Klassikern gelegt wurden, auch heute noch brauchbar und dem neuen Systeme der Theorie, dessen Neuheit und Wert außerdem noch stark bezweifelt wird, vorzuziehen.

Dieser Gruppe von Theoretikern können wir eine andere gegenüberstellen, nämlich jene, welche wir als die „moderne“ bezeichnen können. Die Begründer dieser Richtung wurden bereits genannt: Es sind St. Jevons, C. Menger und L. Walras¹. Sie traten mit dem Anspruche auf, die exakte Ökonomie auf eine neue Grundlage zu stellen, die keine Fortbildung, sondern eine Vernichtung des klassischen Systemes der Theorie bedeute. In der Tat unterscheiden sich ihre Arbeiten geradezu in allem, in der Abgrenzung des Gebietes, in den methodischen Hilfsmitteln, in den Resultaten, von den Klassikern und stehen in bewußtem — und oft sehr scharfem — Gegensatze zu diesen und ihren Vertretern in der Gegenwart. Nur kurz wollen wir bemerken, daß es auch innerhalb dieser Richtung wiederum Gegensätze gibt: „Die Österreichische Schule“, deren hervorragendste Vertreter bekanntlich Menger, v. Boehm-Bawerk und von Wieser und zu der auch eine Reihe nicht österreichischer Gelehrter — Wicksell, Pantaleoni, Smart, Pierson zum Beispiel — zu zählen sind, hebt sich charakteristisch von der „Amerikanischen“ — J. B. Clark und seinen Nachfolgern — ab. v. Pareto, E. Barone u. a. wird man aus verschiedenen Gründen ebenfalls eine besondere Stellung anzuweisen geneigt sein.

Eine dritte Gruppe bilden jene Theoretiker, welche sich um A. Marshall scharten. Eigentliche Schüler hat St. Jevons in England nicht gehabt, so bedeutend sein Ansehen war. Zwar finden sich seine Ideen in fast jedem Buche über theoretische Ökonomie, aber selten wird ihnen rückhaltslose Anerkennung gezollt. Die Theoretiker dieser Richtung halten seine Kritik der Klassiker für viel zu weitgehend und seine Auffassungsweise nur für eine Ergänzung derjenigen der letzteren. Der Gegensatz zwischen beiden sei nicht so groß, wenn man die Altmeister unserer Wissenschaft nur loyal interpretiere und nicht aus jeder Breviloquenz ein Verbrechen

¹ In dieser Übersicht, die es mit wissenschaftlichen Parteien zu tun hat, kommt es uns auf Einzelercheinungen, so bedeutend sie sein mögen, nicht an, daher keine Erwähnung von Goßen, v. Thünen und Cournot.

make. Die neuere Werttheorie sei einseitig und für sich allein unzureichend. So zeichnet sich diese Richtung durch einen gewissen Eklektizismus aus, über den man verschieden denken mag, der aber auf der gegenwärtigen Entwicklungsstufe unserer Disziplin großen Anklang gefunden hat. Marshall ist derjenige Theoretiker, dem auch von der Theorie fernestehenden Kreisen die meiste Anerkennung gezollt wird. Und wirklich gibt es kaum ein anderes Buch, aus dem man soviel lernen könnte, wie aus seinem großen Werke.

Diesen „theoretischen“ Richtungen können nun verschiedene andere Forschungsrichtungen gegenübergestellt werden, welche zu ihnen in größerem oder geringerem Gegensatze stehen. Wir erwähnten bereits die Gruppe der Wirtschaftshistoriker. Hier muß einer interessanten Erscheinung gedacht werden, nämlich der Entwicklung von neuen Theorien auf Grund historischen Materiales. Das bekannteste Beispiel dafür ist wohl die „Theorie des modernen Kapitalismus“ von W. Sombart. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß diese Richtung sich in schnellem Aufschwunge befindet und bald über eine erhebliche Literatur verfügen wird. Doch kann sie nicht ohne weiteres neben das gestellt werden, was wir die „exakte Theorie“ nannten; vielmehr ist sie ihrem Wesen und ihrem Ziele nach von derselben völlig verschieden: Sie baut nicht an einem exakten Systeme, sondern stellt einzelne Hypothesen über konkrete Fragen auf, Hypothesen von der Art, wie sie auch die politische Geschichte kennt. Dieselben streben keine Allgemeingiltigkeit an, beziehen sich vielmehr stets auf bestimmte historische Tatsachen. Zusammenhang zwischen denselben besteht meist nicht, längere deduktive Gedankengänge kommen nicht vor. Sie haben also eine Ähnlichkeit mit den Hypothesen der Biologie, die noch dadurch verstärkt wird, daß auch sie es meist mit Problemen der Entwicklung zu tun haben. So sind sie alles andere als „statisch“, worin allein eine entscheidende Differenz mit unserer essentiell statischen Theorie liegt. Aber vielleicht gehört ihnen das Gebiet der „Dynamik“! Das muß sich erst zeigen.

Eine andere Gruppe von Nationalökonomien widmet sich den großen Problemen der Gegenwart, den Entwicklungstendenzen der Weltwirtschaft, den Fragen der Währungs politik, den modernen Monopolerscheinungen usw. Diese Richtung unterscheidet sich von unserer Theorie einerseits durch den vorwiegend praktischen Charakter ihrer Arbeiten und andererseits dadurch, daß sie, direkt von bestimmten Erscheinungen der Wirklichkeit, von statistischer und anderweitiger Tatsachensammlung ihren Ausgangspunkt nimmt, ohne abstrakte Hypothesen und ähnliche Instrumente exakten Denkens zur Grundlage zu nehmen, von der historischen Richtung durch ihre Beziehung zur Gegenwart. Sicherlich muß unsere Theorie zu den Resultaten dieser Arbeiten in Zusammenhang gebracht werden, für uns aber ist es von Wichtigkeit, vor allem zu betonen, daß diese verschiedenen Dinge auseinandergehalten werden müssen.

Andere Nationalökonomien haben ihr Interesse der Sozialpolitik zugewandt, manche so sehr, daß sie nur dem Namen nach „Ökonomen“ sind. Bekanntlich ist das besonders in Deutschland der Fall. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, diese Richtung zu werten. Es würde mir leid tun, wenn man aus dem, was ich gelegentlich vom Standpunkte der ökonomischen Theorie über diese Richtung zu sagen haben werde, den Eindruck gewänne, als ob ich ihr nicht hinlänglich Anerkennung zollte. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Aber es muß hervorgehoben werden, daß die ökonomische Theorie und die Sozialpolitik völlig getrennte Gebiete sind und weder methodisch noch inhaltlich etwas mit einander zu tun haben, daß das Urteil des Sozialpolitikers über theoretische und des Theoretikers über sozialpolitische Probleme notwendig ein arbiträres sein muß.

Dennoch finden wir solche Übergriffe oft. Als einen anderen Typus für eine unglückliche Vermischung verschiedener Dinge, kann man die Mehrheit der französischen Nationalökonomien anführen, welche eine weitere selbständige Gruppe bilden. Diese Richtung, namentlich die Ökonomen der Akademie, kann man als Erben des praktisch-politischen

Nachlasses der Klassiker bezeichnen. Die Theorie ist ihnen nicht Selbstzweck sondern nur Dienerin politischer Tendenzen. Wir müssen konkrete Leistungen derselben für die Theorie würdigen, prinzipiell aber müssen wir betonen, daß wir mit ihnen nichts gemein haben. Hierher sind viele Ökonomen zu rechnen, deren Interesse der Wirtschaftspolitik gilt und die der Theorie nie wirkliches Verständnis entgegenbringen, ohne doch auf dieselbe verzichten zu wollen.

Endlich ist hier der wissenschaftliche Sozialismus zu nennen, der bekanntlich über eine eigene Theorie verfügt, die, wenngleich sie nicht mit seinen praktischen Postulaten steht oder fällt, vielmehr auch von manchen Nichtsozialisten vertreten wird, doch der übrigen Theorie charakteristisch gegenübersteht. Doch müssen wir uns ausdrücklich gegen die Bezeichnung der letzteren als „bürgerlicher“ verwahren. Die exakte Theorie, wie sie hier vertreten wird, hat keine Parteistellung und führt zu keinen praktischen Postulaten. Das wurde schon oft behauptet, ohne daß es wirklich dargetan werden konnte: Im Gegenteile, immer wieder finden sich in theoretischen Werken Ausfälle gegen den Sozialismus, Versuche, die gegenwärtige Verteilung des Produktionsertrages zu rechtfertigen usw. Wie kann das auch anders sein, wenn die Theorie nachweist, daß die freie Konkurrenz zu einem „Nutzenmaximum“ führe? Diese Frage wollen wir zu beantworten suchen. Hier sei nur bemerkt, daß wir nicht etwa aus Abneigung gegen Sozialismus irgend welcher Art die sozialistische Theorie im wesentlichen von unserer Darstellung ausschließen, sondern nur aus theoretischen Gründen, denen jede praktische Bedeutung fehlt.

Das ist alles, was für unsere Zwecke zu sagen nötig war. Die folgende Darstellung gehört der Gruppe der reintheoretischen Arbeiten an und sucht, so korrekt als möglich die Grundlagen, Methoden und Hauptresultate der reinen Ökonomie auf ihre Natur, ihren Wert und ihre Entwicklungsfähigkeit zu prüfen. Das mag zur ersten Einführung genügen; weitere Bemerkungen über die Beziehungen des engen Gebietes, mit dem wir uns hier beschäftigen, wird

man im Laufe der Darstellung, besonders im zweiten Teile und dann gegen das Ende des Buches hin finden.

Nun wollen wir an unsere Aufgabe gehen und vorerst gewisse Grundlagen der reinen Theorie darlegen, und zwar so trocken und schmucklos als möglich, um so einwandfrei als möglich sein zu können.



II. Kapitel.

Der Ausgangspunkt unserer Theorie.

§ 1. An der Schwelle unserer Disziplin begegnen wir einer Reihe von Schwierigkeiten, welche scheinbar in ihrer Natur begründet sind. Eine Fülle von unzweifelhaft hochinteressanten und hochwichtigen Problemen entrollt sich uns in den ersten Sätzen fast jeder Darstellung nationalökonomischer Themen. Die Motive menschlichen Handelns, die bewegenden Kräfte sozialen Geschehens, die Zwecke des Wirtschaftens usw. — alles das und vieles andere glaubt man abhandeln zu müssen, ehe man an die eigentlichen Probleme unserer Wissenschaft herantreten kann. Welcher Art die Bedürfnisse der Menschen, wie sie zu erklären seien und wie ihre Befriedigung angestrebt wird, welche relative Bedeutung den einzelnen Bedürfnisarten zukomme, darüber wird uns eine fertige Ansicht aufgedrängt, und mit ihr scheint das, was dann folgt, zu stehen und zu fallen. Meist sind es große allgemeine Obersätze, die gleich euklidischen Axiomen, in autoritativem Tone dargeboten werden. Ob sie ausdrücklich ausgesprochen oder, nur dem geübten Auge erkennbar, zwischen den Zeilen der Darstellung enthalten sind, macht keinen Unterschied für uns. Auch der Autor, der über sie hinweggeht, kann sich derselben nicht erwehren, sobald er sich über das, was er sagt, tiefere Gedanken macht. Allein, dieselben sind nicht so unschuldig, wie die Euklids. Eine fast unüberblickbare Diskussion hat sich über dieselben erhoben, und manche Ökonomen haben



ihr ihre ganze Kraft gewidmet. Man könnte sagen, daß ihnen allein das Interesse vieler Fachgenossen gilt, und daß dieselben gar nie über sie hinaus zu ruhiger Arbeit gelangen. Ist das Individuum oder die „Gesellschaft“ die treibende Kraft der Volkswirtschaft? Wird der Mensch vorwiegend von egoistischen oder von altruistischen Motiven geleitet? Und, sei das eine oder das andere der Fall, sind diese Motive ganz oder hauptsächlich wirtschaftlicher Natur oder spielen andere, Ehrgeiz, Herrenwillen, Vaterlandsliebe usw., eine größere, vielleicht die bestimmende Rolle? In der Tat, was scheint natürlicher, als daß diese Dinge für wirtschaftliche Probleme von entscheidender Bedeutung sein müssen, daß man sie lösen müsse, ehe man weitergehen kann? Ja man mag der Ansicht sein, daß das noch nicht genug ist. Sind die Handlungen der Menschen hinlänglich einfach und regelmäßig, um wissenschaftlich beschrieben werden zu können oder entspringen sie einer souveränen Willensfreiheit, die exakte Behandlung dieser Erscheinungen ausschließt? Können die Motive, die sie bestimmen, auf große Naturgesetze zurückgeführt, als meßbare „Kräfte“ aufgefaßt werden, wie etwa die „Kräfte“, mit denen die exakten Naturwissenschaften arbeiten? So geraten wir gar in das Problem der Willensfreiheit hinein. Wollen wir aber diese Probleme wirklich in Angriff nehmen, so müssen wir zugeben, daß es bedenklich um unsere Wissenschaft steht. Wir sind verurteilt, alle diese Dinge in dieselbe aufzunehmen und haben ein für allemal auf Klarheit und Selbständigkeit unserer Ausführungen zu verzichten. Auf Klarheit: Denn man sieht, daß die angedeuteten Probleme einen Charakter tragen, welcher klare und präzise Lösungen ausschließt. Zum Teile gehören sie ja in das Gebiet der Metaphysik und dieser Umstand allein macht wahre Exaktheit unmöglich. Wie dichte Nebel lagern dann die Unklarheiten der Metaphysik auf unserem Wege und behindern den freien Ausblick. Auf Selbständigkeit: Denn manche jener Probleme gehören anderen Wissenszweigen an, der Psychologie, Physiologie, Biologie. Auf diese Disziplinen,

in denen wir stets nur Dilettanten sein können, bleiben wir angewiesen, und von wirklicher Autonomie unseres Gebietes kann keine Rede sein.

Tatsächlich stellen jene Fragen ebensoviele Angriffspunkte für die Gegner unserer Wissenschaft dar. Ja, die Existenz prinzipieller Gegner überhaupt ist vornehmlich in dem angedeuteten Sachverhalte begründet. Ein resultatloser Streit wird um diese Dinge geführt, der nur aufhört, wenn die Parteien desselben überdrüssig sind, nicht, weil eine Verständigung einträte. Und solange nicht weniger als alles in Frage steht, kann nicht auf eine solche gerechnet — kann überhaupt von niemand verlangt werden, daß er Vertrauen zu unserer Disziplin habe. Aber müssen wir wirklich warten, bis sich die Menschheit über diese Fragen klar geworden ist? In diesem Falle müßte man die Ökonomie überhaupt aufgeben, da manche derselben sicherlich erst mit dem letzten Atemzuge des letzten Menschen verstummen werden. Da erhebt sich denn die Frage, ob wir denn wirklich alle jene Probleme lösen, ob alle Klippen wirklich in die Luft gesprengt werden müssen, und ob es nicht möglich ist, um dieselben herumzusteuern. Das letztere geschieht ja auch in anderen Disziplinen. Wollte die Mechanik eine befriedigende Antwort darauf geben, was „Kraft“, „Bewegung“, „Masse“ usw. wirklich „ist“, so wäre nie das stolze Gebäude entstanden, das wir heute bewundern. Ist es nicht auch auf unserem Gebiete möglich, an seine Probleme heranzutreten, ohne eine Vorarbeit zu leisten, an der wir unsere Kraft erfolglos verschwenden?

Überblicken wir das Arsenal unserer exakten Resultate, so machen wir eine Beobachtung, welche uns auf den richtigen Weg weist: Die Erörterungen, welche uns das an unserer Disziplin wirklich Wertvolle liefern, enthalten ganz erstaunlich wenig von jenen großen Streitfragen. Wer sich z. B. fragt, was der Kapitalzins ist und welches seine Bewegungsgesetze sind, kümmert sich wenig darum, ob ökonomische oder künstlerische Interessen eine größere Macht über die

Wirtschaftssubjekte haben. Für die Geldtheorie gilt dasselbe und so könnte man noch viele Beispiele anführen. Nur in Einleitungen und allgemeinen, aprioristischen Diskussionen spielen solche Fragen eine große Rolle. Aber in der konkreten Arbeit, sozusagen in der Praxis der Wissenschaft, eine recht geringe. Das legt den Gedanken nahe, daß dieselben vielleicht weniger essentiell sind, als es scheinen könnte, und sofort eröffnet sich ein Weg aus diesen Schwierigkeiten.

Ihn wollen wir denn auch betreten. Nicht neue Lösungsversuche wollen wir anstreben, nicht neue Gründe für die Sache einer der vielen sich bekämpfenden Parteien anführen. Ein anderes Verfahren, das, wenn und soweit erfolgreich, in radikaler Weise unfruchtbaren Kontroversen wehrt, habe ich eingeschlagen, ein Verfahren, welches zwar zur Popularität der Ökonomie nichts beitragen kann, aber jedermann zur Würdigung empfohlen werden muß, dem es Ernst ist mit konkreter wissenschaftlicher Arbeit, und der Präzision und erkenntnistheoretische Korrektheit unklaren Phrasen und schillernden Allgemeinheiten vorzieht.

Es ist das folgende: Wir betrachten die Gruppe von konkreten Resultaten, welche man gemeinlich als reine Ökonomie bezeichnet und fragen uns, wie wir mit dem geringsten Aufwande an Voraussetzungen und Obersätzen in den Besitz desselben gelangen können; wir untersuchen, was von jenen Präliminarien wirklich nötig ist und weigern uns, zu irgendeinem jener Probleme Stellung zu nehmen, ehe wir nicht seine Lösung als unentbehrlich für uns erkannt haben. Wir untersuchen mit anderen Worten, welche Dienste jedes derselben unserer Theorie leistet, und ob diese Dienste nicht auch in anderer, unverfänglicherer Art geleistet werden könnten oder, noch anders, was denn die Ökonomen mit jedem derselben wollen, was sie eigentlich tun, wenn sie solche allgemeine Behauptungen formulieren. Nicht was solche Behauptungen im allgemeinen bedeuten und ob sie allgemein wahr sind, ist für uns wichtig, sondern was sie für uns bedeuten und ob sie

sich in jenen Fällen, in denen wir sie brauchen, bewähren. Man sieht sofort, daß dadurch die Sache wesentlich vereinfacht, weil eingeschränkt wird. Außerdem bricht man manchem mit Leidenschaft betonten Gegensätze die Spitze ab, wenn man erklärt, die betreffenden Fragen nicht allgemein, sondern nur für gewisse festumschriebene Zwecke lösen zu wollen.

Wir wollen unseren Ausgangspunkt nicht ausschmücken, sondern so trocken als möglich formulieren; nicht möglichst viel, sondern möglichst wenig über Dinge sagen, die nicht völlig unserer Domäne angehören. So farblos und formal, aber dafür so klar und korrekt als möglich, sollen unsere grundlegenden Sätze sein. Sie müssen gereinigt werden von jedem Worte, das nicht für das Folgende strikte notwendig ist. Je weniger der Leser hinnehmen muß, um dem Weiteren beistimmend folgen zu können, desto besser. Namentlich müssen wir uns davor hüten, in Fragen, die nicht uns zugehören, zu tief sein, namentlich unsere Voraussetzungen begründen zu wollen: Lassen wir uns in die philosophischen, soziologischen, physiologischen und andere Gründe gewisser Erscheinungen ein, so sieht es dann aus, wie wenn unsere Ausführungen von deren Richtigkeit abhängig wären und von Philosophen, Soziologen, Physiologen usw. widerlegt werden könnten. Nicht stark genug kann ich betonen, daß das auf Täuschung beruht, und stets werde ich darauf zurückkommen.

Eine Kritik der Grundlagen unserer Wissenschaft mit dem Zwecke, herauszuarbeiten, was der exakte Inhalt aller jener wortreichen Behauptungen ist, denen wir an der Schwelle der Ökonomie begegnen, die uns geboten werden, wenn man nach den Fundamenten der theoretischen Ökonomie fragt, das ist es, wozu wir beitragen wollen. Gerne wollen wir viel von dem Interesse, das dieselbe stets erweckt hat, wissenschaftlicher Strenge opfern. Können wir eine trockene Annahme, die an sich gar nichts Interessantes sagt, über deren Sinn aber kein Zweifel bestehen kann, an die Stelle der

blendendsten Philosophien setzen, so werden wir das als einen Fortschritt betrachten. Jeder mag sich dann dieselbe ausschmücken oder begründen, wie es ihm beliebt — wenn er sie nur anerkennt, so fragen wir nicht darnach, was ihn dazu veranlassen mag. Wir wollen uns auf ein kleines Gebiet beschränken, wenn wir nur dadurch erreichen, daß wir wenigstens dieses wirklich halten können.

Was ist nun das Resultat dieses Vorgehens? Leistet es, was es leisten soll? Darüber mag der Leser selbst urteilen, doch soll schon hier bemerkt werden, daß wir unseres Erachtens in ganz überraschender Weise erreichen, was wir wollen: Eine Reihe von Streitfragen fällt einfach weg. Behandelt man sie nicht mit allgemeinen Argumenten, sondern sieht man näher zu, wie sich die Sache wirklich verhält, so entdeckt man, daß diese Hindernisse gar nicht auf unserem Wege liegen, daß sich derselbe vielmehr hindurchwindet, ohne sie zu berühren. Und die übrigen — alle übrigen; meines Erachtens bleibt kein dunkler Punkt zurück — lassen sich so formulieren, daß die gefährliche Stelle, über die eine Verständigung nicht leicht möglich ist, nicht berührt, sondern irgendwie umgangen, sozusagen neutralisiert wird. Alle mir bekannten Bedenken und Einwendungen können in befriedigender Weise berücksichtigt werden und wer die große Bedeutung einer exakten Disziplin vom menschlichen Handeln würdigt, mag sie auch nur einen ganz kleinen Teil desselben decken, wird sich zu dem Opfer und der Selbstverleugnung entschließen, die jener Reinigungsprozeß naturgemäß involviert.

In dem Bestreben nun, aus den Vor- und Prinzipienfragen der exakten Ökonomie alles Unwesentliche und Verfängliche abzuschneiden, gelangen wir zu den Aufstellungen, die wir nun machen wollen und die einem kahlen Gerippe gleichen — um so schärfer aber die Linien unserer Disziplin hervortreten lassen. Dem Nationalökonomem mögen sie befremdend erscheinen, weshalb das Vorhergehende zu ihrer Einführung gesagt wurde und schon nach wenigen Sätzen die Darlegung zum Zwecke weiterer Kommentare unter-

brochen werden wird. Aber jeder, der sich für die exakten Wissenschaften interessiert, wird in ihnen ihm wohlbekannte Gedanken finden. Sie führen ohne Umschweife sofort an die Probleme heran, mit denen wir es zu tun haben.

§ 2. Überblicken wir irgendeine Volkswirtschaft, so finden wir jedes Wirtschaftssubjekt im Besitze bestimmter Quantitäten bestimmter Güter. Am Boden unserer Disziplin liegt nun die Erkenntnis, daß alle diese Quantitäten, welche wir kurz „ökonomische Quantitäten“ nennen wollen, in gegenseitiger Abhängigkeit voneinander stehen, in der Weise, daß die Veränderung einer derselben, eine solche aller nach sich zieht. Das ist eine einfache Erfahrungstatsache, die so sehr auf der Hand liegt, daß sie kaum einer Erörterung bedarf. Wir wollen sie ausdrücken, indem wir sagen, daß jene Quantitäten die Elemente eines Systemes bilden. Seien sie also auch alle zusammen willkürlich oder zufällig oder wie man das sonst nennen, und welchen Sinn man damit verbinden mag, so können doch nicht die Einzelnen an sich zufällig und unabhängig sein.

Finden wir nun, daß sie in einer solchen Verbindung stehen, daß zu einer gegebenen Größe einer oder einiger derselben eine gegebene Größe der anderen und nur Eine gehört, so nennen wir das System eindeutig bestimmt. Mit „Gehören“ meinen wir hier, daß sich diese Größe der nicht gegebenen Quantitäten von selbst herzustellen strebt und daß, wenn sie einmal eingetreten ist, jede Tendenz zu einer weiteren Änderung im Systeme fehlt. Wir nennen diesen Zustand den Gleichgewichtszustand. Die einzelnen Quantitäten in diesem Zustande nennen wir normal oder natürlich.

Unsere Aufgabe ist es nun, wenn uns irgendein Zustand einer Volkswirtschaft gegeben ist, jene Änderungen der Quantitäten abzuleiten, welche im nächsten Augenblicke vor

hen werden, wenn nichts Unvorhergesehenes eintritt.

Ableitung ist es, die wir „Erklärung“ nennen. Sie wird bewerkstelligt durch Beschreibung der Abhängigkeitsverhältnisse, so daß wir unsere Aufgabe beschreiben unseres Systemes und seiner Entwicklungstendenzen definieren können. Ist dieselbe in jeder Weise möglich, ohne im Laufe des Gedankens auf materielle Sätze anderer Disziplinen Bezug nehmen zu müssen, so gibt es eine in sich abgeschlossene Disziplin der Ökonomie. Die Sätze, aus denen die Beschreibung besteht, nennen wir dann „ökonomische Gesetze“, wenn sie von hinreichender Bedeutung sind. Ihre Gesamtheit macht die Disziplin der „theoretischen Ökonomie“ aus.

3. Machen wir nun Halt, um die Bedeutung des neuen und die Vorteile dieser Art vorzugehen, etwas zu sagen. Vor allem leistet uns dieselbe eine präzise, jeder Unklarheit freie Definition unseres Themas. Freuen wir uns das erst am Ende unserer Darlegungen voll genossen zu werden. Es ist ja überhaupt eine Eigentümlichkeit der wissenschaftlich strengen Vorgehens, daß der Leser oder Hörer erst im Laufe der Dinge sieht, wo der Autor Halt gemacht will, und warum er gerade diese Aufstellungen in dieser Weise machte. Obgleich am Anfange stehend, sind die ersten Sätze stets Resultat späterer Überlegung; was an präliminären Aufstellungen für das Folgende, was ihm bereits feststeht, notwendig und hinreichend ist. Die Kritik auf einige der üblichen Definitionen lehrt, daß die Nationalökonomien meist nicht so vorgingen, aber auch, daß ungeläufig ihre Definitionen sind. Wir wollen nicht davon sprechen, welche die Ökonomie als die Lehre von den Mitteln zu wirtschaftlichem Wohlergehen und ähnliches meinen und ihr so überhaupt den streng wissenschaftlichen Charakter nehmen; denn diese sehen wir als überwunden an. Aber auch die in dieser Beziehung korrekteren sind vielfach unbefriedigend. Man hat z. B. die Ökonomie



als die Lehre von der Befriedigung der Bedürfnisse bezeichnet. Allein, die Befriedigung der Bedürfnisse ist eine Frage der Physiologie oder, von einem anderen Standpunkte betrachtet, eine Frage der Technik oder, noch anders angesehen, eine solche der Kulturgeschichte. Eine derartige Definition erweckt alle möglichen Erwartungen, die dann enttäuscht werden müssen, nur nicht jene, welche gerechtfertigt wären. Nichts von dem Inhalte der reinen Theorie wird durch sie angedeutet, auf keines ihrer konkreten Probleme weist sie hin. Noch weniger kann man sich über die Grenzen derselben eine Vorstellung bilden. Und endlich bringt diese Definition durch Verwendung des Begriffes „Bedürfnisbefriedigung“ eine ganze Reihe von Schwierigkeiten und Unklarheiten in die Grundlagen unserer Wissenschaft.

Nicht besser steht es mit der Definition der Nationalökonomie als Lehre vom wirtschaftlichen Handeln. Denn darnach würde eine volle Erklärung des „wirtschaftlichen Handelns“ in unsere Disziplin gehören, das heißt, eine Auskunft darüber, worin das Wesen des menschlichen Handelns und speziell des wirtschaftlichen besteht, wie die wirtschaftlichen Ideen und Gewohnheiten zu erklären sind usw. Diese tiefen Probleme gehören aber in die Biologie. Und der Eigenart der Probleme, welche die reine Ökonomie ausmachen, wird man auf diese Weise nicht gerecht. Dieselben erschöpfen das wirtschaftliche Handeln nicht, ja sie haben, wie wir sehen werden, mit seinen Gründen nichts zu tun: Gewiß sind z. B. die Preise Resultate „wirtschaftlichen Handelns“. Aber der entscheidende Punkt ist, daß wir dieselben auf Grund gewisser formaler Annahmen behandeln, gleichsam an sich und ohne in das, worauf sie weiterhin basieren, einzugehen, daher nicht genötigt sind, uns mit dem wirtschaftlichen Handeln des Menschen des näheren zu beschäftigen. Und wenn wir dazu nicht genötigt sind, so tun wir es nicht nach dem Grundsätze „wissenschaftlicher Ökonomie“. Doch kann das erst später voll verstanden werden.

Zu weit ist auch eine Definition vermittelt „des wirtschaftlichen Prinzips“. Denn dieses Prinzip hat ein weit, größeres Anwendungsgebiet, ist von der Allgemeinheit der logischen Regel. Ist aber diese Definition einerseits zu weit, so enthält sie doch andererseits nicht alles Nötige: ein wirtschaftliche Prinzip für sich allein reicht nicht dazu aus, um unsere Probleme vorzuführen und zu lösen. Noch weitere Grundsteine benötigen wir, um das Gebäude unserer Wissenschaft aufzurichten zu können. Immerhin ist diese Fassung der Ökonomie korrekter als jede andere wirksamste und jedenfalls als jene, nach welcher die Ökonomie als Mechanik des Individual egoismus ist. Auch diese Definition ist zu weit. Denn man kann auch außerhalb des Rahmens des Wirtschaftens egoistisch handeln. Aber abgesehen davon trifft sie besonders der Vorwurf, die Ökonomie in Schwierigkeiten und Angriffen auszusetzen, die leicht niedergedrückt werden können, weil das Moment auf das sie Hauptgewicht legt, wie wir sehen werden, gar keine Rolle in unseren Problemen spielt.

Noch eine Definition sei erwähnt: Oft nennt man die Ökonomie die Lehre von der Produktion, Verteilung und Konsumtion der Güter. Allein wir behandeln in der Theorie nicht alles, was zur „Produktion“ gehört. Nicht z. B. die Mechanik der Produktion. Von der Konsumtion behandeln wir nur wenige Fälle, z. B. den Konsumtionsaufschub, der im Vordergrund liegt; im allgemeinen aber steht dieselbe sozusagen hinter den Vorgängen, die uns interessieren. Und das Verteilungsproblem behandeln wir nicht erschöpfend, sondern nur eine Seite desselben. Welche Teile von diesen Phänomenen Gegenstand unserer Erörterungen sind, ist nicht gesagt — das charakteristische Moment fehlt. Alle diese Definitionen — vielleicht überhaupt alle, die jemals formuliert wurden — fehlen durch ihren charakteristischen Charakter. Statt auf ihre konkreten Probleme zu sehen, haben die Theoretiker — Definitionen, die mehr als die reine Theorie umfassen wollen, interessieren uns hier nicht — stets den Namen ihrer Disziplin



erklären wollen. Und dieser Namen ist „Ökonomie“ oder ein ähnlicher. Was scheint natürlicher, als daß der Inhalt einer Wirtschaftswissenschaft Ergründung des Wirtschaftens ist und daß dessen Wesen vor allem definiert werden muß? Dennoch ist das durchaus nicht selbstverständlich wie man aus dem Beispiele anderer Disziplinen sehen kann. Die Psychologie z. B. behandelt keineswegs etwa die Frage nach dem Wesen der Seele; sie gibt nicht einmal ein Urteil über deren Existenz ab. So wäre es keineswegs so unerhört, zu sagen, daß die reine Wirtschaftstheorie nichts mit dem Wesen des Wirtschaftens zu tun hat, daß man das Wirtschaften überhaupt nicht zu definieren braucht. Darin läge kaum etwas Paradoxes. Wenn wir ferner bedenken, daß die wirtschaftliche Nomenklatur in jedem gegebenen Momente eine Erbschaft vergangener Perioden ist und daß die Entwicklung der Wissenschaft zur Spezialisierung der Disziplinen und oft zu teilweiser Verschiebung ihrer Probleme führt, so können wir uns nicht wundern, wenn die Terminologie den Anforderungen der Gegenwart nicht immer entspricht. Trotzdem ist es oft zweckmäßig und förderlich, sie beizubehalten, mag auch manches Mißverständnis und manche schiefe Vorstellung besonders in weiteren Kreisen daraus entstehen.

Wir nun blickten auf die konkreten Probleme der reinen Theorie und kamen durch schrittweise Abspaltung alles Unnötigen zu jener trockenen, aber strengen Definition, die oben vorgeführt wurde. Bei ihrer Beurteilung muß man sich zwei Dinge gegenwärtig halten: Erstens, daß wir nicht das ganze, weite Feld, das heute den Namen „Nationalökonomie“ oder „Politische Ökonomie“ führt, definieren wollten, sondern nur jenes viel kleinere, das wir als „reine Ökonomie“ bezeichneten. Es gibt noch andere Theorien über ökonomische Probleme, welche nicht zu dieser Gruppe gehören, so daß wir hier aus Gründen terminologischer Zweckmäßigkeit einen Unterschied zwischen dem Gebiete der „theoretischen Ökonomie“ und dem der „ökonomischen Theorie“ machen. Das letztere ist weiter als das erstere.

Der Grund, warum wir eine Gruppe der ökonomischen Theorien herausgreifen, statt deren Gesamtheit zu behandeln, ist, daß jene Gruppe ein in sich geschlossenes System¹ bildet. Es liegt uns jede Tendenz ferne, das Gebiet der Wirtschaftswissenschaft ungebührlich beschränken zu wollen. Wir wollen lediglich einen Teil desselben, der sich von selbst von dem Reste abhebt, rein von allen ihm fremden Beimengungen und in seiner wahren Form darstellen.

Zweitens vergesse man nicht, daß wir eine „strenge“ Definition geben wollten, welche die für das Folgende nötigen Elemente und nur diese enthält und welche wirklich den Anfangsakkord des weiteren Gedankenganges bildet, nicht aber eine populäre. Für didaktische Zwecke, um zu sagen, was an materiellen Theoremen der Leser zu erwarten habe, mag eine andere zweckmäßiger sein. Wir wollten nur den exakten Inhalt der üblichen Definitionen herausarbeiten und verkennen nicht, daß der Anfänger mit der unseren wenig anzufangen wüßte.

§ 4. Gehen wir nun weiter: Gewisse Abhängigkeitsverhältnisse oder Funktionalbeziehungen also sind nach unserer Auffassung der Gegenstand unserer Untersuchungen.

Die Tatsache, daß die ökonomischen Quantitäten in solchen Beziehungen zueinander stehen, ergibt die Berechtigung einer gesonderten Behandlung derselben dann, wenn sie eindeutig bestimmt sind. Die eindeutige Bestimmtheit eines Systemes von Quantitäten ist eine wissenschaftliche Tatsache von der größten Bedeutung. Sie bedeutet, daß wir, wenn gewisse Daten gegeben sind, alle nötigen Elemente beisammen haben, um die Größen jener Quantitäten und ihre Bewegungen zu „verstehen“. In diesem Falle ist eine gesonderte, selbständige Disziplin über solche Erscheinungen

¹ Daß wir das Wort „System“ in zwei verschiedenen Bedeutungen gebrauchen — als „wissenschaftliches System von Theoremen“ und als „System von zusammengehörigen Quantitäten“ — wird hoffentlich zu keiner Verwirrung Anlaß geben.



möglich, und das ist es daher, was wir vor allem andern nachzuweisen haben. Wenn ein Gleichungssystem gar nichts anderes bietet, als den Nachweis einer eindeutig bestimmten Interdependenz, so ist das schon sehr viel: Es ist der Grundstein eines wissenschaftlichen Gebäudes. Haben wir dieselbe nachgewiesen, so haben wir als das erste große Resultat, daß die ökonomischen Quantitäten nicht beliebige Größen sondern in gewissem Sinne notwendig bestimmt sind.

Dieser Satz ist sehr oft mißverstanden worden. Aber in Kontroversen über diesen Punkt handelt es sich fast immer um die sozialpolitischen Konsequenzen desselben. Vor allem scheint nichts klarer, als daß die ökonomischen Quantitäten eben nicht eindeutig bestimmt sind, vielmehr ihre Größe sozialen Machtverhältnissen verdanken und willkürlich abgeändert werden können. Deshalb wurde vom sozialpolitischen Standpunkt der Satz immer und immer wieder verurteilt. In der Tat scheint er ein sehr hartes Urteil über alle sozialpolitischen Bestrebungen auszusprechen. Besonders die Vertreter der Arbeiterklasse vermuten stets — und oft mit Recht — hinter solchen Sätzen eine politische Stellungnahme. Dem gegenüber soll gleich an dieser Stelle nachdrücklich betont werden, daß z. B. der Satz, daß die relative Größe der Einkommen nicht rein zufällig, sondern in gewissem Sinne „*naturnotwendig*“ bestimmt ist, hier absolut nichts anderes bedeutet, als das man sie aus gewissen Daten ableiten kann. Über sozialpolitische Bestrebungen zur Änderung der bestehenden Einkommensverhältnisse ist also in jenem Satze kein Urteil ausgesprochen, da nichts darüber gesagt ist, ob man jene Daten abändern kann oder nicht. Aber unser Satz scheint auch der täglichen Erfahrung zu widersprechen: Es scheint, daß z. B. eine Lohnerhöhung vor sich gehen kann, ohne daß sich die Verhältnisse der betreffenden Unternehmung geändert haben oder sonst eine Änderung in den ökonomischen Verhältnissen eingetreten ist. Dieser Einwand soll hier nur erwähnt und wird später behandelt werden. Auch noch aus anderen Gründen wehrt man sich vielfach

gegen Ausdrücke wie „natürlich“, „gesetzmäßig“, „normal“ usw. in diesem Zusammenhange. Zum Teil ist diese Stellungnahme durch die klassischen Nationalökonomien verschuldet, welche tatsächlich vielfach Mißbrauch mit derartigen Ausdrücken trieben, zum Teile auch ist sie nicht wissenschaftlicher Natur. Wir wollen auf die hier liegenden Fragen nicht eingehen, da es sich zeigen wird, daß wir sie vermeiden können. Worauf es uns hier ankommt, ist nur, unsere Ausdrücke „normal“ und „natürlich“ gegen den Verdacht zu schützen, daß wir am Ende doch etwas anderes meinen, als wir früher sagten, und philosophische oder politische Obersätze irgendwelcher Art zur Geltung bringen möchten. Diese Ausdrücke beziehen sich lediglich auf einen gegebenen Zustand unseres Systemes von Güterquantitäten, über welchen an sich wir kein Urteil abgeben. Ob es normale oder abnormale, wünschenswerte und verwerfliche Zustände gibt oder ob sie alle die gleiche relative Berechtigung haben, ist für uns gleichgültig. Wir werden sehen, daß unsere Darlegungen überhaupt von jedem konkreten Zustande unabhängig sind. Es wird hier nun nicht behauptet, daß der Güterbesitz der Wirtschaftssubjekte oder, wie man es auch ausdrücken kann, die Verteilung der Güter im Untersuchungsgebiete, nicht auch anders gestaltet sein könnte, auch nicht, daß jene besondere Verteilung, welche die Theorie ergibt, von irgend einem Standpunkte aus die beste sei. Sicherlich könnte ein gewaltsamer Eingriff sie abändern und man kann keineswegs behaupten, daß die Volkswirtschaft als ganze genommen, dabei notwendig schlechter fahren würde; was behauptet wird, ist nur, daß man aus einer gegebenen Verteilung, wenn noch gewisse andere Daten gegeben sind, eine andere ableiten kann und daß diese letztere eintritt, wenn, wie wir es ausdrückten, „nichts Unvorhergesehenes“, d. h. z. B. ein solcher gewaltsamer Eingriff, vorfällt. Jede ökonomische Quantität im Systeme hat eine bestimmte Größe, welche wir aus der Theorie so ableiten können, daß es weiter nichts zu fragen gibt. Zeigt es sich, daß in einem kon-



kreten Falle ein Wirtschaftssubjekt eine andere Menge eines bestimmten Gutes erlangt, als diese, so ist das vom Standpunkte unserer Theorie insoferne abnormal, als andere Erklärungsgründe, als sie bietet, gefunden werden müssen. Das heißt aber keineswegs, daß wir einen solchen Fall mißbilligen, auch nicht, daß wir ihn als eine Ausnahme oder als vorübergehende Erscheinung betrachten. Vielleicht suggeriert der Ausdruck „normal“ und noch mehr der Ausdruck „natürlich“ beides; in diesem Falle sind diese Termini irreführend und wir betonen, daß wir mit den Ökonomen, welche mit ihnen jenen Sinn verbinden, nichts gemein zu haben wünschen. Aus Zweckmäßigkeitgründen halten wir sie fest, wollen aber mit ihnen keinen anderen als den angeführten Sinn verbinden; damit nehmen wir ihnen den kontroversen Charakter, der ihnen anhaftet. Aber der Preis, den wir dafür zahlen, eine Reihe von tiefgehenden Streitfragen zu vermeiden, ist ein hoher: Wir verzichten auf fast jede materielle Behauptung und drücken diese Terminologie zu einem harmlosen aber nichtssagenden Hilfsmittel des wissenschaftlichen Gedankenganges herab. Doch nur als solches brauchen wir sie auf unserem Gebiete — wenn man das auf Grund des Folgenden gesehen haben wird, so wird man einsehen, daß die angedeuteten Kontroversen, welche eine erhebliche Rolle in der Literatur spielen, völlig überflüssig sind. daß ihnen unsere strenge Definition jeden Boden entzieht. Und auch das ist — vom Standpunkte unserer Zwecke — eine „Lösung“ derselben: Wir haben unseren Weg von ihnen befreit.

Eine Bemerkung über den Ausdruck Gleichgewicht sei hier noch gemacht. Gleichgewicht ist ein nicht sehr glücklicher Ausdruck für einen Zustand, in dem, so lange keine Störungsursache von außen hereinkommt, keine Tendenz zu Änderungen besteht. Wir nennen den Ausdruck unglücklich, weil er sehr an die Mechanik gemahnt und mechanische Analogien vielfach unbeliebt sind und tatsächlich auch manches gegen sich haben. Wir wollen wiederum betonen,

daß es uns völlig ferne liegt, irgend welche Konsequenzen aus einer solchen Analogie zu ziehen, und daß wir nur den einmal üblich gewordenen Ausdruck beibehalten, ohne mit ihm jemals einen anderen Sinn verbinden zu wollen als den definierten. Was zur eindeutigen Bestimmung des Gleichgewichtszustandes unseres Interdependenzsystemes strikte notwendig ist, bildet den Grundstock unserer Theorie, ist als ihr zentrales Problem anzusehen. Doch wird das besser auf einer späteren Stufe unserer Erörterungen näher dargelegt.

§ 5. Wir haben die Beschreibung der Abhängigkeitsverhältnisse der Elemente unseres Systemes zum Zwecke der Zurückführung verschiedener Zustände desselben aufeinander als die Aufgabe unserer Disziplin bezeichnet und gesagt, daß wir unter einer wissenschaftlichen Erklärung der Erscheinungen, mit denen sie sich beschäftigt, nichts anderes verstehen, als eben diese Beschreibung. Danach sind die Ausdrücke „Erklärung“ und „Beschreibung“ für uns überhaupt synonym oder, mit anderen Worten, wir wollen und können zur Erklärung, zum Verständnisse der wirtschaftlichen Tatsachen nichts anderes beitragen als ihre Beschreibung.

Das ist gewiß nicht die gewöhnliche Auffassung, und es mag paradox klingen, wenn ein Theoretiker sagt, daß er lediglich Tatsachen beschreiben wolle. Man pflegt im Gegenteile Erklärung und Beschreibung in einen Gegensatz zu stellen und von der Theorie die Auffindung der „Gründe der Tatsachen“ und der „Kräfte“ und „Gesetze“, die dieselben „beherrschen“, zu verlangen. Wenn man aber näher zusieht, so überzeugt man sich leicht, daß der Kern jeder Theorie, das, was sie wirklich sagt, immer nur eine Aussage über funktionelle Beziehungen zwischen irgend welchen Größen ist; alles andere ist Zutat, ist unwesentlich. Das tritt am deutlichsten bei jenen Wissenschaften hervor,



welche die weiten Gewänder der Spekulation am meisten abgestreift haben, bei den exakten Naturwissenschaften, und hat seinen klarsten Ausdruck in der berühmten Definition der Mechanik, die Kirchhoff gegeben hat, gefunden. Ende und Gründe zu finden, ist uns versagt, aber wir bedürfen ihrer auch nicht, um zu unseren konkreten Resultaten zu gelangen.

Wir behaupten nun, daß sich das auch auf dem Gebiete unserer Wissenschaft so verhält, daß alles Wertvolle, was über reine Ökonomie jemals geschrieben wurde, nur Beschreibung von Tatsachen ist und daß die Ökonomen überall irren, wo sie mehr zu leisten vorgeben. Sie irren mindestens in der Ausdrucksweise. Sehr oft nämlich haben Sätze, die sich als Spekulationen darstellen, in Wirklichkeit eine Stütze in den Tatsachen, sind im Grunde nichts anderes als Tatsachenbeschreibungen. Dann ist es möglich, sie zu halten und eventuelle Angriffe abzuwehren lediglich durch korrekte Formulierung und durch Preisgabe der spekulativen Hülle. Aber oft auch irrt man in der Sache — und dann müssen die Resultate aufgegeben werden.

Ein Beispiel für die erstere Art von Fehlgriffen bietet uns der Satz, daß jedermann „naturgemäß die größtmögliche Befriedigung seiner Bedürfnisse anstrebe.“ So wie er ist, erscheint er uns als einer jener allgemeinen Obersätze, gegen die sich mit vollem Rechte die Kritik der Historiker richtet. Zur Ableitung unserer Sätze genügt aber die Wahrnehmung, daß auf dem Marke im allgemeinen jedermann so billig als möglich zu kaufen und so teuer als möglich zu verkaufen strebe, und tatsächlich soll jener große Obersatz gar nichts anderes bedeuten. Diese Wahrnehmung aber kann sehr wohl als das Resultat der Beobachtung der Vorgänge auf irgend einem Marke betrachtet werden und bewährt sich in weitem Maße. Ein Beispiel für die zweite Art wäre etwa die Behauptung, daß die individuelle Freiheit den Individuen wie den Gemeinwesen immer und überall zum größten Vorteil gereichen müsse. Dieser Satz und alle seine

Konsequenzen können nicht länger verteidigt werden, wenigstens nicht in dieser Allgemeinheit.

Es wird sich nun zeigen, daß im großen und ganzen die Theoreme der Ökonomie korrekt formuliert werden können und von Obersätzen dieser Art nicht abhängig sind. Aber dennoch wird man fragen: Wie können wir denn behaupten, daß die Ökonomie lediglich „beschreibe“? Woher käme denn dann die Sicherheit und Allgemeingiltigkeit ihrer Resultate? Beschreibt denn der theoretische Ökonom einzelne Tauschakte, gibt er eine Geschichte der Preise? Die Antwort, die wir auf diese Frage geben wollen, enthält den Kern einer Erkenntnistheorie der reinen Ökonomie.

Wollen wir in irgendein Problem Einsicht gewinnen, so müssen wir eigentlich alle individuellen Tatsachen betrachten, welche auf dasselbe Bezug haben. Sicherlich ist das der einzige Weg, der zu vollkommenen Resultaten führt. Es gibt keinen anderen — wenigstens ist jeder andere trügerische Spekulation. Und auch er führt nicht in das „Wesen der Dinge“, er zeigt uns nur Beziehungen zwischen denselben. Aber ein Versuch, diesen Weg zu betreten, würde uns zweierlei lehren: Erstens, daß es unmöglich und zweitens, daß es für gar keinen Zweck notwendig ist, alle individuellen Tatsachen zu überblicken. Es ist unmöglich, weil nahezu immer unser Material notwendig unvollständig sein muß und sodann, weil, selbst wenn es vollständig wäre, in aller Regel niemand auch nur einen erheblichen Teil sich merken könnte. Es ist aber auch gar nicht nötig, um die Tatsachen zu beherrschen.

Vor allem beobachten wir, unbeschadet der unendlichen Mannigfaltigkeit eine sehr weitgehende Ähnlichkeit unter den Erscheinungen einer Klasse. Jedes Blatt eines Baumes, jeder Mensch einer Rasse ist verschieden von allen anderen Blättern und Menschen, aber im großen und ganzen ist die Zahl der ähnlichen Merkmale weit größer als die der unähnlichen. Außerdem bemerken wir, daß uns nicht alle Merkmale gleich interessieren; nach dem Grunde dieses



Unterschiedes fragen wir nicht, aber sein Vorhandensein ist eine Tatsache und eine weitere Tatsache ist, daß gerade jene Merkmale, welche uns am meisten interessieren und die wir daher als die wichtigsten bezeichnen, gerade jene sind, in denen die Ähnlichkeit am weitesten geht. Sodann sehen wir, daß aus diesen Gründen die Kenntnis eines verhältnismäßig kleinen Bruchteiles von Tatsachen ausreicht, um zu bewirken, daß man sich in dem ganzen Gebiete recht gut zurechtfindet. Sehr bald wird ein Punkt erreicht, an dem ein weiterer Zusatz von neuen Tatsachenkenntnissen immer weniger zu jenem „Zurechtfinden“ beiträgt. Es gilt hier sozusagen ein Gesetz des abnehmenden Ertrages: Die ersten Tatsachen, die wir aus einem neuen Erscheinungsgebiete kennen lernen, lehren uns am meisten, aber die Sätze, die aus ihnen allein induziert sind, sind so vielen Fehlgriffen und Irrtümern ausgesetzt, daß es vorteilhaft ist, mit der Beobachtung fortzufahren. Wir erfahren da nicht mehr so viel Neues. Der Gewinn sinkt. Aber immerhin sind die Korrekturen und die neuen Dinge, die wir erfahren, höchst wertvoll und machen unser Bild brauchbarer und genauer. Aber schließlich kommen wir an die Stelle, wo das Bild brauchbar und genau genug ist, und weitere Vervollkommnungen wertlos und schließlich störend werden. Das gilt auch für unser Gebiet. Wohl bereiten sich die Menschen in ihrem Handeln immer Überraschungen, aber das kommt größtenteils daher, daß der einzelne immer nur sehr wenige kennt und gerade der Umstand, daß man überrascht ist, beweist, daß man gewöhnt ist, mit großer Sicherheit eine bestimmte Handlungsweise zu erwarten. Außerdem erfolgen Überraschungen mehr in den Einzelheiten des praktischen Lebens. Unsere Wissenschaft aber interessieren gewisse große Erscheinungen und auch diese nur in ihren ursprünglichsten Formen, so daß es hier wenig Raum zur Überraschung gibt. Woher kommt das? Man könnte versucht sein zu antworten, von der Existenz von großen Gesetzen, was sehr bald auf das Problem des Determinismus führen würde.

Uns liegt nichts ferner als das, wir konstatieren einfach die Tatsache, daß sich Generalisationen in weitem Umfange bewähren. Dabei sind wir uns bewußt, daß wir jeden Augenblick desavouiert werden können, nur ist es ein Faktum, das wir nicht begründen, sondern nur konstatieren, so auf dem Boden der Tatsachen bleibend, daß wir im allgemeinen eben nicht desavouiert werden und daß man im praktischen Leben sich der bloßen Generalisation von Erfahrungstatsachen mit großem Erfolge bedient. Wenn ein vernünftiges Wesen, das heißt eines mit unserem logischen Apparate, zur Erde käme und einem Menschen begegnete, ohne bisher einen gesehen zu haben, so würde es sicher von demselben auf alle Menschen schließen. Nach den Grundsätzen scholastischer Logik ist das einfach ein Denkfehler, wir dagegen meinen, daß das die gesündeste Methode ist, die denkbar ist. Freilich erfährt unser Wesen durch seinen Schluß auch eine Menge Falsches, aber das ist verschwindend wenig im Verhältnisse zur Fülle des Richtigen, die es erfährt. Nach den Zwecken und nach der Anlage des Beobachters ist die Menge der Tatsachen, die er braucht, verschieden, aber für jeden Zweck und für jeden Beobachter gibt es sozusagen ein Höchstrendement von Kenntnis bei einer ganz bestimmten Menge von Erscheinungen, so ähnlich wie es für die Betrachtung eines Kunstwerkes eine günstigste Entfernung gibt, welche freilich für jeden Beschauer und für jeden Zweck jedes Beschauers verschieden ist.

Theorie sowohl wie „Deskription“ gehen dementsprechend vor. Auch der „deskriptive“ Nationalökonom oder der Historiker unternimmt nicht die unmögliche Aufgabe, jede Tatsache, die streng genommen in sein Thema fällt, alles was er in seinen Quellen findet, zu beschreiben, und er tröstet sich dieser unmöglichen Aufgabe gegenüber mit dem Bewußtsein vor allem, daß nicht alle Tatsachen gleich interessant sind und sodann damit, daß eben auch „ungestützte“ Induktionen sich in aller Regel bewähren, so daß eine unvollständige Darstellung mehr deckt, als die dargestellten

Fakten allein. Würde er das nicht hoffen, könnte ihm seine Arbeit höchstens künstlerisches Interesse bieten. In dieser Beziehung also ist zwischen der Theorie und Geschichte gar keine Differenz. Speziell ist Vorhersage von Erscheinungen sicherlich das Ziel beider, wenn sie überhaupt das Ziel auch nur eines von beiden ist. Es ist unrichtig, sie in einen prinzipiellen Gegensatz zu stellen, zu behaupten, daß beiden verschiedene Auffassungen vom Wesen einer Wissenschaft zugrunde liegen und ähnliches. Der Unterschied liegt im folgenden: Die Deskription macht bei der Katalogisierung von Fakten Halt, die Theorie nimmt eine Umformung mit denselben vor, aber keineswegs zu einem besonders weitreichenden oder geheimnisvollen Zwecke, sondern lediglich zu einer besseren Übersicht über dieselben. Sie konstruiert ein Schema für sie, das den Zweck hat, die unübersehbare Fülle von Tatsachen kurz zum Ausdrucke zu bringen und jenes Zurechtfinden in denselben, das wir als Verständnis bezeichnen, in so kurzer und so vollständiger Weise wie möglich zu erreichen. Ihre Resultate sind natürlich nur wahrscheinlich und nie gewiß, da sie nur auf einem Teile des wirklich vorhandenen Tatsachenmaterials beruhen, aber auch die Resultate der Deskription sind nie gewiß, wenn man überhaupt Resultate aus ihr gewinnen will. Und das will man auch, denn die Fakten an sich wären ja ohne viel Interesse.

Aber auf unserem Gebiete besteht dennoch ein großer Unterschied zwischen Theorie und Deskription: Derselbe liegt jedoch nicht im Wesen der Sache, sondern kommt daher, daß sich Theoretiker und Historiker in allgemeinen und auch naturgemäß mit verschiedenen Problemen befassen und über die Wahl der Tatsachen verschiedener Meinung sind. Es ist daher kein Wunder, daß Theoretiker und Historiker wechselseitig die andere Richtung als wertlos bezeichneten. Da Deskription und Theorie verschiedene Methoden erfordern, und Leuten von sehr verschiedenen Anlagen und Geistesrichtungen sympathisch sind, so erklärt sich der bestehende

Gegensatz mehr als zur Genüge, besonders dann, wenn beide Teile das Gebiet strenger Wissenschaft überschreiten, um dieselben praktischen Fragen in Angriff zu nehmen.

§ 6. Die Erklärung, die unsere Theorie leistet, ist also eine Beschreibung von funktionellen Beziehungen zwischen den Elementen unseres Systemes, mittelst möglich kurzer und möglichst allgemeingiltiger Formeln. Diese Formeln nennen wir nun „Gesetze“. Der Gesetzesbegriff in der Ökonomie ist von einem ganzen Walde von Mißverständnissen umgeben und bekanntlich der Gegenstand stets erneuerter Kritik. Die Frage, ob es überhaupt Gesetze vom menschlichen Handeln geben könne und ob dabei eine bestimmte Stellungnahme im Probleme der Willensbestimmung nötig sei, wird immer wieder erörtert. Metaphysische und politische Bedenken gegen denselben und ebensolche Gründe für ihn machen diese Diskussion besonders unerquicklich. Wir glauben nun, daß unsere Definition desselben alle Schwierigkeiten umgeht. Nach derselben sind die ökonomischen Gesetze vor allem keine Postulate von der Art moralischer Vorschriften. Sie stellen kein Ideal der Wirksamkeit gegenüber, sondern sollen einfach ein Bild wirklicher Vorgänge sein. Es wird nicht behauptet, daß ihre Geltung wünschenswert sei, noch weniger, daß man auf sie hinarbeiten und die Wirtschaftspolitik auf sie basieren müsse. Das war tatsächlich die Auffassung vieler Nationalökonomien und ist es auch heute noch. Selbst wenn manche Autoren eine der unseren ähnliche Ansicht prinzipiell zum Ausdruck bringen, so handeln sie doch nicht darnach und suchen für das „freie Walten“ jener Gesetze einzutreten, was so aussieht, wie wenn dieselben selbständige Faktoren des wirtschaftlichen Geschehens darstellen würden. Wie wenn in denselben ewige Kräfte enthalten wären, wird von ihrer „Wirksamkeit“ gesprochen. Mag das auch oft nur eine unvollkommene Ausdrucksweise für richtige Behauptungen sein, jedenfalls hat es sehr dazu beigetragen, die Nationalökonomie zu diskreditieren.

Nach dem Gesagten braucht kaum noch hervorgehoben

zu werden, daß wir nichts dergleichen behaupten wollen. Auch keine großen Kausalzusammenhänge sollen aufgefunden, sondern nur einfach sichtbare Vorgänge beschrieben werden. Spekulationen irgendwelcher Art können vom Historiker nicht schärfer verurteilt werden, als von uns. Wir philosophieren nicht über das, was sein müsse auf Grund irgendwelcher „Notwendigkeit“, sondern wir beschreiben, was in vielen Fällen ist. Dabei erwarten wir allerdings, daß dasselbe auch in anderen Fällen, die wir nicht beobachteten, sei, eine Erwartung die wir durchaus nicht begründen wollen, aber tatsächlich in hinreichend weitem Maße bestätigt finden. Wir könnten allerdings unserer Definition noch ein Wort hinzufügen, das dieses Moment zum Ausdrucke bringt, wir könnten unsere Gesetze als verallgemeinerte Beobachtungen bezeichnen. Doch wollen wir das nicht tun, da wir eine vollständige Verallgemeinerung in dem Sinne, daß wir jede Möglichkeit einer *instantia contraria* ausschließen, nicht anstreben. Gewiß erwarten wir, daß unsere Sätze auch andere Tatsachen, als die beobachteten decken, wie jeder Historiker, der z. B. einige tausend Urkunden über ein bestimmtes Rechtsgeschäft gelesen hat, erwartet, daß an demselben Orte und zu derselben Zeit auch andere Rechtsgeschäfte derselben Art in ähnlicher Weise abgeschlossen wurden. Sonst würden wir jene Sätze überhaupt nicht aufstellen. Und wir suchen sie so zu formulieren, daß wir darüber vernünftigerweise beruhigt sein können. Aber im Prinzipie behaupten wir nicht, daß es so sein müsse.

Man hat oft „exakte“ Gesetze in einen prinzipiellen Gegensatz zu „statistischen“ gestellt. Wir sehen nunmehr, daß soweit kein solcher prinzipieller Gegensatz zwischen beiden besteht. Beide beruhen auf Beobachtungen von Tatsachen. Wenn den ersteren oft die Sammlung von Tatsachen, die die letzteren stützt, zu fehlen scheint, so liegt das lediglich daran, daß sich dieselben meist auf so allgemein bekannte Erscheinungen beziehen, welche jedermann aus seiner Erfahrung genau kennt, daß neue statistische Tabellen

darüber ersichtlich überflüssig wären, daß jedermann in seiner Erfahrung jene Menge von Tatsachen vorfindet, die nötig ist, um jenes „Höchststendement“ von Einsicht abzuwerfen. Wo das nicht der Fall ist, wie z. B. bei manchen Problemen der Geldtheorie, müssen auch wir weitere Tatsachen sammeln.

Uns scheint das alles ganz klar und einfach zu sein, so daß kein Grund vorliegt, mit A. Marshall unsere Gesetze als „statements of tendencies“ zu bezeichnen. Was damit gesagt sein soll, ist nichts anderes, als daß Umstände eintreten können, welche andere Resultate hervorbringen, als unsere Gesetze erwarten lassen. Aber das ist nicht mehr als selbstverständlich und reicht nicht aus, unseren Formeln ihren Charakter zu nehmen. Auch jedes naturwissenschaftliche Gesetz ist dieser Eventualität unterworfen. Ein auf einem Tische liegender Stein kann nicht zu Boden fallen. Will man aus diesem Grunde das Gravitationsgesetz als eine „Präzisierung von Tendenzen“ bezeichnen, so mag man das tun: prinzipiell ist nichts dagegen einzuwenden. Aber ein Merkmal, das speziell unseren Gesetzen eigen wäre, liegt hierin nicht.

Indessen haben wir das Wesen unserer Gesetze noch nicht völlig erschöpft. Sie werden, wie gesagt, nicht unmittelbar aus den Tatsachenmateriale, sondern auf dem Umwege einer Schematisierung desselben gewonnen. An ihrem Wesen ändert das nichts. Aber ein gegenteiliger Anschein ist unleugbar vorhanden. Wir gehen von Tatsachen aus. Aber, um unsere Beschreibung kürzer und übersichtlicher gestalten und jene Momente an denselben, für welche wir uns nicht interessieren, abscheiden zu können, stellen wir gewisse Hypothesen auf, mit deren Hilfe wir sie konzise ausdrücken können. Diese Hypothesen nun sind Gegenstand vieler Diskussionen gewesen. So wie sie meist ausgedrückt werden, erscheinen sie als große, allgemeine Sätze und lassen hinlängliche Begründung in den Tatsachen vermissen. Sie trifft daher sehr oft der Vorwurf aprioristischer Spekulation. Die „unbewiesene Hypothese“!

Welcher Theoretiker hat dieses Schlagwort nicht gehört und irgendwie zu widerlegen versucht? Steht und fällt das Gebäude der Ökonomie wirklich mit der Anerkennung unbewiesener und vielleicht unbeweisbarer Sätze?

Man hat versucht die nötigen Hypothesen zu begründen oder man hat ihre Geltung dahingestellt sein lassen und zugegeben, daß das Folgende von ihrer Wahrheit abhängig sei. Zweifellos ist der letztere Weg vorzuziehen, da der erstere in die Gebiete anderer Disziplinen führen muß. Das ist klar. Aber wenn man wirklich eine Anzahl von Sätzen glauben muß, um den weiteren beistimmen zu können, so ist das nicht unbedenklich: Man weiß, welcher Art manche dieser Hypothesen, von wie kontroverser Charakter sie sind. Wir wollen sie hier nicht diskutieren, sondern nur unseren Standpunkt präzisieren: Die Hypothesen, die wir machen, sind an sich ebenso willkürlich wie Definitionen. Wohl werden wir durch Tatsachen zu ihrer Aufstellung veranlaßt. Aber prinzipiell schaffen wir sie aus eigener Machtvollkommenheit. Nur diesem Umstande verdanken sie, wiederum gleich Definitionen, ihre scheinbare Sicherheit. Aber wir tragen Sorge, in ihnen so wenig als möglich zu behaupten und auch dieses wenige wird nur als ein Hilfsmittel der Darstellung verwendet, keineswegs aber als eine Erkenntnis ausgegeben. Diese beiden Punkte unterscheiden unsere Hypothesen von aprioristischen Spekulationen und genügen meines Erachtens, um alle Bedenken zu beruhigen. Wir werden unser Vorgehen sehr bald an einem wichtigen Beispiele näher darlegen und auch später wiederholt auf diese Fragen zurückkommen. Hier möchten wir uns auf das Nötigste beschränken, um nicht erkenntnistheoretische Erörterungen zu sehr von praktischem Arbeiten an Problemen zu trennen. Daher seien nur noch einige wenige Bemerkungen gemacht.

Auch das oben Gesagte bildet keinen wesentlichen Unterschied zwischen exakten und statistischen Gesetzen. Denn auch solche haben stets gewisse Voraussetzungen und wenn dieselben meist nicht scharf hervortreten, so ist das

nur ein Mangel der Ausdrucksweise. Und auch der Historiker kann ohne Hypothesen nicht auskommen. Ja überhaupt jeder Satz, welchen Inhaltes immer er sein mag, hat nur unter gewissen Voraussetzungen Sinn. Wir können nicht anstreben, dieselben zu unterdrücken, sondern nur, sie so zu wählen und so zu formulieren, daß sie der Geltung unserer Resultate so wenig Eintrag als möglich tun. Unsere Beschreibung unterscheidet sich von der Statistik also höchstens durch einen komplizierteren Apparat, aber keineswegs etwa durch aprioristische Obersätze. Sie basiert auf Tatsachen, eben so sehr als die Geschichte. Mit Philosophien wollen wir ebensowenig zu tun haben als diese.

Dieses Bestreben geht soweit, daß wir sogar die Begriffe Grund und Folge tunlichst vermeiden wollen. Wir möchten nicht von „Ursachen“ der Erscheinungen, sondern nur von funktionellen Beziehungen zwischen denselben sprechen und zwar der größeren Präzision wegen. Der Funktionsbegriff, der von der Mathematik sorgfältig ausgearbeitet wurde, hat einen klaren zweifelsfreien Inhalt, der Ursachenbegriff aber nicht. Und besonders für unser Thema und ganz abgesehen von allgemeinen Gründen empfiehlt sich das. Was die einzelnen Elemente unseres Systemes „sind“, und warum sie gerade so und nicht anders sind, warum irgendein Wirtschaftssubjekt gerade diese und keine andere Menge Brot besitzt, das können wir nicht bis auf „letzte Gründe“ verfolgen. Wir nehmen sie als gegeben an und wir werden sehen, daß sich die konkreten Resultate unserer Disziplin aus gewissen Wechselbeziehungen ergeben, sodaß sich uns der Funktionsbegriff und nicht die Kausalrelation aufdrängt. Die Klarheit, die durch seine Verwendung möglich wird, hilft über manche Schwierigkeit hinweg und es versteht sich von selbst, daß wir überall dort, wo der Funktionsbegriff sich ungezwungen anwenden läßt, ihn vorziehen werden, da wir mit ihm weniger behaupten, als wenn wir von Grund und Folge sprechen, und so den Raum für Kontroversen beschränken¹.

¹ Daß wir vollends jeder Teleologie fernstehen, bedarf nach dem Gesagten kaum mehr besonderer Hervorhebung.

Lediglich Beschreibung und zwar Beschreibung gewisser funktioneller Beziehungen bietet uns also die Theorie. Es ist eine Täuschung zu glauben, daß sie mehr bieten kann. Oft ist es eine harmlose Täuschung, die die konkreten Resultate nicht beeinträchtigt. Aber auch dann verwirrt sie uns, wenn wir über die Grundlagen unserer Disziplin nachdenken, und auch dann kann sie zu Einwendungen gegen die Nationalökonomie überhaupt führen. Vielleicht hätte der Methodenstreit nie diesen Umfang gewonnen, wenn die Theoretiker nicht gleichsam eine höhere Weihe für die Theorie in Anspruch genommen hätten. Die Behauptung, daß unsere Sätze eine größere Sicherheit hätten, als die Erfahrung bieten könne, daß sie das Wesen der wirtschaftlichen Erscheinungen und ihre Gesetze über jeden Zweifel hinaus feststellen, sind für viele wohlbekannte Angriffe verantwortlich, denen aber wiederum entgegengehalten werden muß, das Schicksal unserer Disziplin ohne genügende Prüfung mit jenem dieser Behauptungen verknüpft zu haben.

III. Kapitel.

Die Tauschrelation.

§ 1. Wenn wir nun also an die Aufgabe herantreten, jene Abhängigkeitsverhältnisse, von denen wir sprachen, zu beschreiben, so fällt uns eine bereits fertige Relation zwischen den ökonomischen Quantitäten in die Augen: der Preis, oder besser die Tauschrelation. Nahezu alle Güter stehen in dieser Beziehung zueinander. In einer vollkommenen Verkehrswirtschaft steht jedes Gut in jedem gegebenen Zeitpunkte in einer festen Tauschrelation zu allen anderen, kann, anders ausgedrückt, um einen bestimmten Preis gekauft und verkauft werden. In diesem Falle ist es dann klar, daß wir mit Hilfe dieser Tauschrelation alle ökonomischen Quantitäten abwechselnd auseinander ableiten können. Kennen wir z. B. die Tauschrelation, in der Arbeit zu allen anderen Gütern steht, so können wir für jeden gegebenen Arbeiter die Menge der Güter, die er sich verschaffen wird, ableiten. Dabei ist vorausgesetzt, daß der Mann eine bestimmte Arbeitskraft, bestimmte Arbeitslust, bestimmte Geschmacksrichtung usw. hat und daß sich das nicht plötzlich ändert. Auf letztere Voraussetzung kommen wir noch zurück.

Aber die Tauschrelation ist nicht immer vorhanden, nicht in der isolierten Wirtschaft und nicht in jenen Elementen isolierter Wirtschaft, die sich tatsächlich auch in der Verkehrswirtschaft wiederfinden. Um nun trotzdem nicht auf dieses schon bereitliegende Werkzeug oder auf



Allgemeingiltigkeit unserer Resultate verzichten zu müssen, wollen wir es auch dort ergänzen, wo es fehlt, indem wir alles wirtschaftliche Handeln als Tauschen auffassen und annehmen, daß auch dort, wo keine Tauschrelation vorhanden ist, die Wirtschaft ebenso abläuft, wie wenn eine solche vorhanden wäre. Das ist keineswegs so paradox wie es aussieht. Man beachte, daß alles wirtschaftliche Handeln für uns nichts anderes ist, als eine Veränderung der ökonomischen Quantitäten. Wer Arbeit z. B. gegen Brot vertauscht, verändert die in seinem Besitze befindlichen Mengen beider Güter, und dasselbe tut der isolierte Wirt, der ein Stück Wild erlegt, indem er etwa seinen Vorrat an Kugeln oder Arbeitskraft verringert und den an Nahrungsmitteln vergrößert. In dieser Weise kann man das Schema des Tausches auf jede wirtschaftliche Handlung anwenden und sogar darüber hinaus, wovon noch die Rede sein wird. Es ist das auch keineswegs neu. Die Produktion z. B. als Austausch produktiver Dienste aufzufassen, ist ein alter Gedanke¹. Wir finden unseren Vorgang gerechtfertigt, wenn wir beachten, daß wir ja bei der Beschreibung unserer Tauschrelation von keinen Annahmen Gebrauch machen, welche sich nicht auf die isolierte Wirtschaft anwenden ließen; sodann läßt sich verstehen, daß hier und dort — wenigstens insoweit — dasselbe vor sich geht und endlich werden wir uns mit unserer Auffassung zufrieden geben, wenn die Resultate, zu denen sie führt, klappen.

Der Tausch bildet also sozusagen die Klammern, welche das ökonomische System zusammenhalten oder, mit einem anderen Bilde, dessen Leitungsdrähte. In der Tauschrelation liegt alles Reinökonomische, was nach dem Gesagten

¹ Es ist derselbe Gedanke, der Bischof Whately (Introductory Lectures) veranlaßte, unsere Wissenschaft „Catalactics“ zu nennen. Er drückt eine der unseren ganz ähnliche Auffassung aus, wenn er sagt, daß für die Ökonomie der Mensch ein Wesen sei, das tauscht, und daß derselbe für sie nur in diesem Punkte interessant sei.



nicht mehr als selbstverständlich ist, und zwar gilt das, wie gesagt, auch von der isolierten Einzelwirtschaft und vom sozialen Staate. Wenn wir jede wirtschaftliche Handlung als Tausch auffassen oder noch richtiger, wenn wir alles, was in unserem Systeme geschieht und was nichts anderes sein kann, als eine Veränderung der ökonomischen Quantitäten, Tausch nennen, so behaupten wir nicht, daß jede andere Behandlungsweise schlechter oder falsch sei, und wir wollen auch keineswegs soziale Konsequenzen auf diese Auffassung stützen. Man hat das öfters getan — ein Beispiel geben uns die Harmonieökonomien —, und daher kommt zu einem guten Teile die Animosität gegen diese Auffassung, die zweifellos vorhanden ist. Man hat das vielfach als einen Versuch aufgefaßt, soziale Gegensätze zu verwischen oder als harmlos darzustellen. Sowohl die sogenannten Harmonisten als auch die Klassiker machten an diesem Punkte manche Seitensprünge in die Welt der sozialen Kämpfe und von der anderen Seite wurde oft mit Nachdruck hervorgehoben, daß die Ausdrucksweise der Ökonomen den sozialen Gegensätzen nicht gerecht werde. Wir aber wollen nichts derartiges behaupten. Wenn wir dennoch, wie sich in der Verteilungstheorie zeigen wird, auf diese Gegensätze nicht eingehen, so geschieht das nicht, um irgend welche sozialpolitische Resultate zu erzielen, sondern nur um unserer Überzeugung Ausdruck zu geben, daß die reine Theorie der Wirtschaft dieselben mit ihren Mitteln nicht behandeln kann, daß sie anderen Gebieten angehören, welche anderen Charakter haben und andere Methoden erfordern. Auf diese Differenzen zwischen unserer Auffassung und der der älteren Nationalökonomie werden wir immer zurückzukommen haben. Die letztere gab sich der Hoffnung hin, das Getriebe des sozialen Lebens vom Standpunkte der Ökonomie erfassen zu können. Ihre letzte Konsequenz in dieser Beziehung ist die sogenannte ökonomische Geschichtsauffassung und alles, was in dieser Richtung liegt. Wir aber verzichten auf alles das.



Die heutige Nationalökonomie geht meist anders vor: Sie behandelt diese Fragen, aber nicht auf Grund der reinen Theorie in der Weise der Früheren, sondern korrekter auf Grund neuen Tatsachenmaterials. Dieser Weg hat gewiß seine Berechtigung. Doch betreten wir ihn nicht, weil ich der Ansicht bin, daß Arbeitsteilung für so verschiedene Gebiete vorzuziehen ist. Wen gerade jene Probleme interessieren, der lege dieses Buch aus der Hand. Aber es wäre ungerecht, meine Auffassung als veraltet zu bezeichnen. Sie entspricht den modernen Anschauungen über die Behandlung der sozialen Probleme vollkommen und wenn sie dieselbe aus der reinen Ökonomie ausschließt, so liegt darin ganz dieselbe Kritik der einseitig ökonomischen Auffassung derselben, wie in dem üblichen Vorgehen: Ausscheidung dieser Probleme oder Behandlung auf neuen Grundlagen — für die reine Theorie kommt beides auf dasselbe hinaus; in jenem Falle muß die letztere darauf verzichten, hier das entscheidende Wort zu sprechen und gerade in ihrem Interesse liegt es, daß das auch von theoretischer Seite betont werde. Vergesse man bei Beurteilung moderner Theorie nicht, daß sie sich selbst auf ein weit kleineres Gebiet beschränkt, als die ältere. Und nur dieses kleine Gebiet wollen wir behandeln.

Zu erklären was der Preis ist, und gewisse formale Bewegungsgesetze abzuleiten, ist unser einziges Bestreben. Gewiß verzichten wir damit auf alles das, was den meisten Leuten gerade als das Interessanteste erscheint, und die Korrektheit unserer Sätze bezahlen wir mit einem großen Teile ihres Wertes. Worin derselbe besteht, werden wir an verschiedenen Orten darzulegen suchen, doch liegt es uns ferne zu leugnen, daß man darüber sehr verschiedener Ansicht sein kann. Wohl aber behaupten wir, daß diese Betrachtungsweise auf das genannte enge Problem am besten paßt, besser als die anderen. Große soziale Resultate können dabei nicht herauskommen. Nirgends zeigt sich diese Differenz der Auffassung mehr als beim Maximumprobleme, wo wir die korrekte Formulierung und die Allgemeingiltigkeit unserer



Sätze mit all dem aktuellen Interesse erkaufen, das das Problem der freien Konkurrenz, des Freihandels, des *laissez faire*, des Individualismus von jeher erweckt hat. Ein anderes Beispiel ist das Wertprinzip: Wir knüpfen daran nicht etwa Konsequenzen, die jenen ähnlich wären, die Marx aus dem Arbeitsprinzip zieht. Manche Theoretiker haben das allerdings getan, worauf wir noch zurückkommen werden. Aber für uns ist der Wert lediglich ein Erklärungsprinzip, das uns dazu hilft, die Eindeutigkeit unseres Systemes nachzuweisen und die Bedingungen des Gleichgewichtes vollkommener anzugeben als es die ältere Theorie tut. Wir leugnen, wie gesagt, nicht, daß man auch für die Erfassung der rein wirtschaftlichen Vorgänge mit sozialen Kategorien zuwerke gehen könnte, ja wir geben sogar zu, daß man in mancher Hinsicht wertvollere Resultate erzielt, wenn man das tut. Man kann etwa von den Vorstellungen ausgehen, die der Ausdruck „Preiskampf“ wachruft und auf das, was wir reine Ökonomie nennen, überhaupt verzichten, ohne im großen und ganzen eine besondere Lücke zu fühlen. Das tut denn auch die deutsche Wissenschaft seit nunmehr geraumer Zeit. Was wir für unsere Auffassung anzuführen haben, ist hauptsächlich nur, daß sie zu einem klaren exakten Systeme führt, dem einzigen, das es auf dem Gebiete der Wissenschaften vom Menschen bisher gibt. Unsere Auffassung jeder wirtschaftlichen Tätigkeit als Tausch kann also, weil lediglich formal, unmöglich anstößig sein, und, so wie wir sie definiert haben, umfaßt sie nicht nur eine sogenannte „Verkehrstheorie“, sondern es ist alle reine Wirtschaftstheorie nur eine Untersuchung des Tauschproblem. Man hat oft getadelt, daß die Theorie alles Wirtschaften auf „Schachern“ zurückführt, und mit einem Seitenblicke auf soziale und ethische Bedenken den Ausdruck „Börsenökonomie“ geprägt. Dieser Einwurf beruht sicher zu einem großen Teile auf einem Mißverständnisse methodischer Hilfsmittel, wenn er auch in einzelnen Fällen begründet sein mag, namentlich dort, wo die Theoretiker auf praktische Fragen zu sprechen kommen. Nach unserer Auffassung,


die den Tausch auch dort einführt, wo es keinen Verkehr gibt, ist dieser Ausdruck lediglich ein Synonymum für „wirtschaftliche Handlung“ oder „wirtschaftliche Überlegung mit Rücksicht auf eine mögliche Handlung“ oder besser, das Moment des Tausches bildet den exakten Kern, der in diesen Worten liegt.



IV. Kapitel.

Erörterung der Frage, wie die Tauschrelation am besten zu erfassen ist, und einige andere Punkte.

§ 1. Die Tauschrelation also charakterisiert unser Gebiet. Sie scheidet aus dem Tatsachenmateriale ab, was nicht rein-ökonomisch ist. Wir werden sehen, daß alles, was sie nicht umfaßt, entweder anderen Disziplinen angehört oder exakter Behandlung überhaupt nicht zugänglich ist. Nun suchen wir vor allem nach einem Prinzip, das uns die Tauschrelation beschreibt. Jeder Ausdruck, der, wenn gewisse Größen in ihn eingesetzt werden, uns die gesuchten Elemente unseres Systemes ergibt, ist dazu geeignet, ohne daß wir danach fragen müßten, ob er an sich genommen eine wertvolle Erkenntnis darstellt oder nicht. Da wir ferner naturgemäß nie alle in der Wirklichkeit vorkommenden Tauschrelationen beobachtet haben können, so hat dieses Prinzip den Charakter einer willkürlichen Hypothese, die wir so lange benutzen können, als sie uns nicht auf einen unerklärlichen Widerspruch mit den Tatsachen führt. Wir werden naturgemäß, wenn wir können, von der Beobachtung irgend einer Tatsache ausgehen, und insoweit ist das Prinzip nicht ganz willkürlich. Wir werden aber in der ausgeführten Weise dasselbe dann auch auf Fälle anwenden, die wir nicht beobachten können z. B. auf solche, die in der Zukunft liegen. Wir werden unsere Hypothese auch nicht jedesmal nachprüfen können oder wollen, sondern bis auf weiteres einfach darauf bauen. Darin liegt ja überhaupt das



Wesen eines wissenschaftlichen Erklärungsprinzipes. Haben wir ein solches Prinzip gefunden, aus dem sich die Tauschrelation ergibt, und das uns gestattet, die Größe und die Bewegungsgesetze der ökonomischen Quantitäten daraus zu gewinnen, so ist alles getan. Die Diskussion der Bewegungsgesetze derselben gibt dann die ganze reine Ökonomie.

Die ganze Natur unseres Systemes, der Anblick unseres theoretischen Gebäudes hängt von dem Prinzip ab, das wir wählen und je nach der Verschiedenheit des Prinzipes können die wissenschaftlichen Bilder einer und derselben Wirklichkeit verschieden ausfallen. Eine solche Verschiedenheit bedeutet an sich noch nicht, daß eine Meinungsverschiedenheit über das Wesen der Wirtschaft oder über praktische Fragen, daß überhaupt eine prinzipielle Verschiedenheit zwischen den Autoren der Bilder besteht. Wenn jemand den Wert und jemand anderer die Arbeit als Bindeglied annimmt, so bedeutet das noch keineswegs eine Verschiedenheit in der Auffassung des sozialen Geschehens. Wenn trotzdem die Arbeitstheorie eine sozialistische Färbung hat, und die meisten Vertreter der Werttheorie antisozialistisch gesinnt sind, so kommt das nicht von der Rolle, die Arbeit und Wert in deren respektiven Lehrsystemen spielen¹, sondern daher, weil beide Teile diesen beiden grundlegenden Momenten eine über die Rolle eines Erklärungsprinzipes hinausgehende Stellung anwiesen. Wir tun das nicht, aus dem Grunde, weil unsere Resultate dadurch nichts gewinnen könnten, und weil es eben unser Grundsatz ist, nur das zu erörtern, was für die Resultate entscheidend ist. Ein Erklärungsprinzip kann daher ganz gut irgendein Umstand sein, der außerhalb unseres Gebietes und speziell für die soziale Diskussion jedes Interesses entbehrt. Wenn wir also unser System überblicken, um ein solches Prinzip zu finden,

¹ Daß jener theoretische Ausgangspunkt nicht notwendig jene praktische Stellungnahme zur Folge hat, zeigt das Beispiel nicht-sozialistischer Marxisten.

so machen wir uns keineswegs die Fragestellung Marx' zu eigen, nämlich, was den Gütern gemeinsam sei, worin sie vergleichbar seien. So tief gehen wir nicht. Nach einer metaphysischen Gleichheit in irgendeiner Eigenschaft suchen wir nicht, wir fragen uns nicht, wie es möglich ist, daß man so verschiedene Dinge vergleichen kann, wir begnügen uns mit der Tatsache, daß solche Relationen bestehen.

Vielleicht vor allem bietet sich zur Beschreibung dieser Relationen das „Kostenprinzip“ dar. Dasselbe gestattet ohne weiteres, Quantitäten von Gütern auf solche anderer Güter zurückzuführen und außerdem, eine Anzahl Tauschrelationen ebenfalls auf andere zurückzuführen. Ähnlich sind Gütermengen durch das Moment der Arbeitsaufwendung verbunden, was bekanntlich zu einer einigermaßen vom Kostenprinzip verschiedenen Auffassung führt. Endlich haben wir das Wertprinzip. Die Wahl zwischen diesen Prinzipien wird nun für uns nicht von einer aprioristischen Diskussion ihrer Richtigkeit abhängen. Es ist im allgemeinen unser Grundsatz, nicht a priori über Prinzipien zu streiten; außerdem würde uns nicht ihre Richtigkeit, sondern nur ihre Brauchbarkeit interessieren. Wir machen an dieser Stelle wiederum auf unsere Art aufmerksam, die großen Kontroversen in unserer Wissenschaft zu behandeln. Solche aprioristische Diskussionen suchen wir tunlichst zu vergessen und ohne dem einen oder anderen Teile Recht oder Unrecht zu geben, suchen wir uns Schritt für Schritt unseren Weg zu unseren Resultaten. Wir werden das Wertprinzip benutzen, aber nicht deshalb, weil wir das für die allein richtige Auffassung halten, sondern weil es für die Erzielung unserer Resultate am praktischsten ist, weil wir damit am weitesten kommen. Aber wir werden nicht behaupten, daß jede andere Auffassung „falsch“ sei und zu keinem brauchbaren Resultate führen könne, wie es oft geschieht.

Gewiß zeigt es sich, daß die Preise der Güter im allgemeinen mit ihren Kosten in engem Zusammenhange stehen und daß man die Tauschrelation sehr häufig als Verhältnisse der Kosten definieren könnte. In diesen Fällen ist das

sicher nicht falsch, und zu sagen, daß der Preis eine Funktion der Kosten sei, ist in der großen Mehrzahl der Fälle einfach unbestreitbar. Wenn man diesen Sachverhalt so ausdrückt, daß man sagt, die Kosten seien die Ursache des Preises, so werden wir uns allerdings dagegen wehren, weil wir den Ursachenbegriff überhaupt eliminieren möchten, aber wenn man damit nichts anderes sagen will, als daß man den Preis in vielen Fällen aus den Kosten ableiten könne, so haben wir dagegen nichts einzuwenden.

Es sind die praktischen Mängel, die Mängel für die Praxis der wissenschaftlichen Arbeit, welche uns veranlassen, das Kostenprinzip abzulehnen. Es versagt vor allem, wie bekannt, an nicht vermehrbaren Gütern, sodann bei der Erklärung der Monopolpreise, und es vermag uns außerdem nichts gerade über die interessantesten Probleme unserer Disziplin zu sagen. Wenn wir nämlich die Zurückführungen vornehmen, die das Kostenprinzip überhaupt vorzunehmen gestattet, so kommen wir auf Arbeit und Boden als die letzten Elemente zurück. Nun stehen aber diese ihrerseits auch in Tauschrelationen zu anderen Gütern, als zu denen, die bestimmte Quantitäten von ihnen erzeugt haben, das heißt, sie haben einen Preis, ohne daß auf sie das Kostenprinzip anwendbar wäre. Das ist nun sehr unangenehm, weil Arbeit und Boden gerade jene Güter sind, deren Preisbestimmung zu den interessantesten Problemen der Ökonomie gehört. Daß es sich aber so verhält, sieht man nirgends deutlicher als in dem Systeme Ricardos. Es ist nichts klarer, als daß das Kostenprinzip es nicht vermag, eine Theorie des Lohnes und der Grundrente zu geben. Ricardo muß sich also nach anderen Momenten umsehen, um diese Lücke auszufüllen. Bei der Rententheorie geschieht das vermittelt der Heranziehung eines ganz neuen Momentes, nämlich des Gesetzes vom abnehmenden Bodenertrage. Man sieht da ganz klar, und es ist auch ganz konsequent, daß der Boden eigentlich keinen Preis haben könnte, und daß der Umstand, daß er ihn tatsächlich hat, geeignet ist, das ganze System, wenn es logisch strenge auf dem Kosten-

prinzipie beruhen sollte, umzustoßen. Ricardo betritt auch wirklich den einzigen möglichen Weg, den es von seinem Standpunkte gesehen aus dieser Sackgasse gibt, wenn er versucht, den Preis des Bodens zu eliminieren, indem er ihn als ein „plus“ erklärt. So wird die Rente abgeleitet, ohne sie als Preis zu erklären. Die Tatsache, daß der Grund und Boden tatsächlich einen Preis hat, wird wegerklärt, indem gesagt wird, daß dieser Preis kein Preis sei.

Ganz ähnlich steht die Sache mit dem Lohne. Wenn Ricardo sein Kapitel über den Lohn, wie bekannt, mit den Worten einleitet, daß Arbeit eine Ware sei, die einen Marktpreis hat wie jede andere, so ist darauf zu entgegnen, daß, wenn er Arbeit nicht zu den unreproduzierbaren Gütern rechnen will, wie alte Gemälde, er entweder den Lohn ebenso wie die Rente wegerklären oder die Arbeit als reproduzierbares Gut auffassen und den Lohn als gleich den Reproduktionskosten annehmen muß. Vom Standpunkte des klassischen Systemes ist diese letztere Theorie die einzig mögliche. Außerhalb dieses Systemes hat sie dann eine ganz andere Stellung und für die Theorie eine viel geringere Bedeutung.

Das ist ein hübsches Beispiel für den Unterschied, der besteht zwischen dem theoretischen und dem praktischen Interesse an einer Theorie. Dem Praktiker ist es in der Regel ganz gleichgültig, was den Theoretiker zur Aufstellung seiner Theorien veranlaßt. Für den Theoretiker natürlich ist es sehr entscheidend, ob eine Theorie für sein System essentiell ist oder aber nur auf einem ad hoc herbeigezogenen Momente beruht, das man ohne Schaden für den Rest des Systemes wieder fallen lassen kann. Auch dafür ist unser Satz ein lehrreiches Beispiel, eine wie ganz andere Stellung ein und dieselbe Theorie auch innerhalb einer und derselben Disziplin auf verschiedenen Entwicklungsstufen derselben haben kann. Das Kostenprinzip angenommen und zur Grundlage des theoretischen Systemes gemacht, führt deduktiv zu der Reproduktionskostentheorie des Lohnes. In einem Systeme der Ökonomie, das auf dem Wertprinzipie beruht, ergibt sich

deduktiv keine solche Theorie. Wird sie dennoch aufgestellt, so muß sie durch die Tatsachen uns aufgedrängt werden. Im ersteren Falle dagegen ist bloß erforderlich, daß sie von den Tatsachen nicht desavouiert wird. Das gibt zu den folgenden Bemerkungen Anlaß.

Erstens, eine solche Theorie kann zu einem wirklich berechtigten Kriterium zwischen zwei Systemen einer und derselben Wissenschaft werden, einem berechtigteren, als es aprioristische Obersätze und allgemeine Grundprinzipien sind. Kommen wir auf Grund eines Systemes zu einem deduktiven Resultate, wie es diese Theorie ist, so haben wir es wie alle anderen Resultate an der Wirklichkeit zu prüfen. Das Ergebnis dieser Prüfung wird nun zu unserer Wahl zwischen beiden Systemen sehr wesentlich beitragen. Erweist sich das Resultat als richtig und wertvoll, und ergibt es sich nicht ohne weiteres auch aus dem zweiten Systeme, so wird das sehr für das erstere sprechen. Desavouiert die Wirklichkeit das Resultat, dann wird es als ein Vorteil eines Systemes erscheinen, wenn es über diesen Punkt überhaupt nichts aussagt, aber wir sind noch keineswegs genötigt, das erste System aus diesem Grunde zu verlassen. Im allgemeinen werden wir das auch nicht tun, nur deshalb, weil es in einem Punkte versagt. Gewiß macht uns das das ganze System verdächtig, weil man darauf gefaßt sein muß, nun auch andere Diskrepanzen mit der Wirklichkeit zu entdecken, aber wenn uns Gründe veranlassen, auf dem Boden des Systemes zu bleiben, so werden wir uns mit einer Hilfshypothese helfen. Vielleicht das bekannteste Beispiel in der Geschichte der Wissenschaft für ein solches Vorgehen ist die Geschichte des ptolemäischen Systemes: Endlich und schließlich wächst die Zahl der Hilfshypothesen so, daß wir uns von dem Flickwerke abwenden, sobald wir es nur entbehren können, und eine neue Hypothese, allgemeiner, einfacher und jugendkräftig tritt an die Stelle der alten, um schließlich demselben Schicksale anheimzufallen, wenn ihr Tagwerk vollbracht ist. Nun wäre nichts verfehlter, als das alte System zu verspotten oder als grund-

falsch zu erklären. Abgesehen davon, daß es uns immer noch manches zu lehren vermag, darf man nie vergessen, daß es etwas absolut Richtiges und Vollkommenes nicht gibt, daß es auf verschiedenen Entwicklungsstufen verschiedene Dinge sind, die zu glauben heilsam ist, daß das neue System nie entstanden wäre ohne das alte und daß der ruhige Gang einer organischen Entwicklung gewahrt bleiben muß. Es ist aber nicht nur fair, seinen Vorgängern diese Gerechtigkeit zu erweisen, sondern es ist auch höchst schädlich für die Wissenschaft, wenn man zuviel zu neuern sucht, das alte zu früh verläßt und mit neuen Hilfsmitteln arbeitet, deren Zeit noch nicht gekommen ist. Wann der Übergang stattzufinden hat, ist eine Frage, deren Entscheidung viel Takt erfordert.

Zweitens, mit großer Macht sind die Gedanken der Klassiker in das praktische Leben gedrungen. Man kann im Zweifel darüber sein, ob das von Vorteil für sie war. Denn zahllosen Mißverständnissen wurden sie ausgesetzt und ein ungeheurer Mißbrauch wurde mit ihnen getrieben, dessen natürliches Resultat eine vollständige Diskreditierung war. Aber was besonders auch von wissenschaftlichen Ökonomen vernachlässigt wurde, das war der Zusammenhang ihrer Lehrsätze untereinander. Gewiß war ihr System kein so ganz einheitliches. In verschiedener Hinsicht nicht, vor allem deshalb nicht, weil es überhaupt nicht reinökonomisch war, was wir schon andeuteten. Aber dennoch kann man nicht nach Belieben einzelne Teile festhalten und andere verwerfen, wenigstens dann nicht, wenn man sich in reinökonomischen Bahnen bewegt. Das ist aber nun vielfach geschehen; Sätze, welche nur Sinn und Bedeutung im ganzen Systeme der Klassiker haben, nur in dessen Zusammenhange voll verstanden werden können, werden vielfach von Leuten vertreten, welche auf ganz anderem prinzipiellen Boden stehen. Das beste Beispiel dafür ist die Rententheorie, welche nichts ist als die Reversseite des Kostenprinzipes und jede Berechtigung verliert, wenn dieses gefallen ist. Doch empfiehlt es sich auf die weitere Diskussion dieses Problemes in anderem Zusammenhange einzugehen.

Kommen wir nun zu dem zurück, wovon wir sprachen. Ein Lückenbüßer für die mangelnde Bestimmung des Lohnes ist auch die Lohnfondstheorie und auch für sie liegt der Angelpunkt des Verständnisses durchaus in den Grundlagen des Systemes der Klassiker. Man darf nicht etwa aus dem Satze Ricardo's, den wir zitierten, schließen, daß er den Preis der Arbeit aus Angebot und Nachfrage ableiten wolle, im Sinne der modernen Theorie. Das lag ihm vollständig ferne und es gehört zu den wohlwollenden Mißdeutungen, denen man Ricardo unterwirft, um ihn zu retten und den Modernen ihre Originalität zu bestreiten, wenn man dergleichen behauptet. Wenn aber Ricardo wirklich die Erklärung des Lohnes im Werte der Arbeit gesucht hätte, so läge darin eine Bestätigung unserer Behauptung, daß das Kostenprinzip hier versagt¹ und man sich nach einem anderen Hilfsmittel umsehen muß. Aber, wie gesagt, darin liegt nichts so Schreckliches, und wir wären bereit, ebenfalls diesen Weg zu betreten. Wenn wir aber ein Prinzip finden, das keine Hilfshypothese nötig macht und das ein tadellos reines System ganz einheitlich abzuleiten gestattet, das viele wertvolle Resultate liefert, ohne daß diesen Vorteilen irgendein Nachteil gegenüberstünde, so wäre es doch einfach töricht, dasselbe abzulehnen, zumal es uns durchaus freisteht, unsere Ausdrucksweise so einzurichten, daß sie in vielen Fällen auf beide Auffassungsweisen paßt. Es kommt noch hinzu, daß uns wenig geholfen wäre, wenn wir Arbeit und Boden auf andere Güterquanten zurückführen könnten. Denn wenn wir Arbeit und Boden in der angegebenen Weise auflösen könnten, würden wir uns im Kreise drehen, da die betreffenden Güterquanten wieder auf Arbeit und Boden zurückzuführen wären. So kann es mit Hilfe des Kostenprinzipes nie zu einer vollständigen Analyse kommen. Aber was uns am meisten bestimmt, vom Kostenprinzipe abzugehen, sind nicht seine Mängel für die Beschreibung unseres Systemes in ab-

¹ Denn Angebot und Nachfrage führen auf den Wert, wie wir sehen werden.

solter Ruhe, sondern vielmehr seine Unfähigkeit, uns jene Bewegungsgesetze zu geben, welche unsere interessantesten Resultate bilden. Es ist nichts leichter zu sehen, als daß, wenn wir eines der Elemente des Systemes variieren, man vermittelst des Kostenprinzipes nie dazu kommen kann, alle Variationen, welche infolge dessen eintreten, zu erfassen, aus dem Grunde, — wenn wir für einen Moment uns eines von uns nicht gebührend eingeführten Ausdruckes bedienen dürfen — weil für das, was geschieht, wenn in dem ökonomischen Systeme etwas verändert wird, doch nicht bloß die Kosten, sondern zum allermindesten auch die Nachfrage entscheidend ist. Wenn von irgend einem Gute, z. B. in Folge einer guten Ernte, mehr vorhanden ist, so kann uns unser Prinzip nichts darüber sagen, wie das auf den Preis wirken wird. Wo immer die Klassiker und jene, die auf demselben Boden stehen, von Bewegungsgesetzen sprechen, ziehen sie immer das Moment der Nachfrage heran oder setzen eine bestimmte Art der Wirksamkeit desselben als gegeben voraus oder ziehen nichtökonomische Momente heran z. B. das Gesetz vom abnehmenden Ertrage, bestimmte Sätze über Bevölkerungsvermehrung und dergleichen mehr. Was wir vom Kostenprinzipie gesagt haben, läßt sich unschwer auf das Arbeitsprinzip anwenden. Dasselbe stellt sich ja, wenn es sich nicht vollständig mit dem Kostenprinzipie deckt, im großen und ganzen als nichts anderes dar, als eine schärfere Formulierung desselben, oder besser, als ein Schritt weiter in derselben Richtung.

§ 2. Diese Mängel veranlassen uns also, das Wertprinzip zu verwenden. Man sieht, uns liegt nichts ferner, als ein großer Prinzipienstreit. Nur deshalb verdient das Wertprinzip den Vorzug, weil es sich in praxi besser bewährt, als die eben diskutierten Erklärungsprinzipien. Das war aber nicht der Standpunkt jener Forscher, welche es zuerst vertraten. Sie legten weniger Gewicht auf die Fruchtbarkeit als auf die Wahrheit des Wertprinzipes und bemühten sich, nachzuweisen, daß es die „richtige“

Auffassung der wirtschaftlichen Vorgänge enthalte. Darin wollen wir ihnen nicht folgen und zwar aus zwei Gründen. Erstens und vor allem kommt es uns auf die absolute Richtigkeit unserer Hypothesen nicht an. Sie sind nicht Teil unserer Resultate, für die wir einzustehen haben, sondern lediglich methodische Hilfsmittel, deren Wert wir nur aus ihren Früchten erkennen. Nur formal ist ihre Rolle, und unsere Gesetze gewinnen nichts dadurch, daß man nachweist, daß sie auch an sich Wahrheiten sind. Zweitens hat man sich durch dieses Vorgehen in eine aprioristische Diskussion verwickelt, die, mit allgemeinen Gründen und Gleichnissen geführt, nur schwer zu einer Einigung führen konnte und die sich auf dem von mir vorgeschlagenen Wege leicht umgehen läßt.

Außerdem aber führt der Versuch, die Werthypothese zu begründen, in Gebiete, die uns als Nationalökonomem fremd sind, nämlich in die der Psychologie und Physiologie. Man geht von den Bedürfnissen aus und definiert die wirtschaftlichen Güter als Dinge der Außenwelt, welche in einem Kausalverhältnisse zur Bedürfnisbefriedigung stehen. Aus der relativen Intensität der Bedürfnisregungen der tauschenden Wirtschaftssubjekte leitet man die Tauschrelationen ab, und zu diesem Zwecke werden die Gesetze der Wertung auf Grund psychologischer Beobachtungen festgestellt. Man sagt z. B., daß mit Fortschreiten in der Sättigung das Bedürfnis nach weiterer Nahrung abnehme, und daher das gesättigte Individuum nur einen immer geringeren Preis für jede weitere Menge zu zahlen bereit sein werde. Zu dieser Art des Vorgehens ist zu bemerken: Warum wird eine solche Erklärung gegeben? Die Tatsache, die wir sehen, ist doch nur die, daß das Individuum einen geringeren Preis anbietet; warum es das tut, ist zunächst nicht interessant vom Standpunkte der Ökonomie, und außerdem sehen wir ja nur daraus, daß das Individuum so handelt, daß es tatsächlich gesättigt ist. Wir stehen daher vor folgender Alternative: Entweder wir geben zu, daß der einzige Umstand, der uns berechtigt, auf die Ge-

fühle des Individuums zu schließen, seine Handlungsweise ist, oder wir sind auf die Resultate der Introspektion angewiesen.

Betrachten wir beide Möglichkeiten etwas näher. Im ersteren Falle ist die psychologische Ableitung lediglich eine Tautologie. Wenn wir sagen, jemand bietet einen höheren Preis für etwas, als jemand anderer, weil er die Sache höher wertet, so ist damit gar keine Erklärung gegeben, da wir auf seine Wertgefühle ja eben nur daraus schließen, daß er einen höheren Preis bietet. Ganz abgesehen also davon, daß wir eine Kausalbetrachtung überhaupt zu vermeiden wünschen, daß ferner jene Definition auch noch andere bedenkliche Punkte hat — nämlich den sehr an Metaphysik erinnernden Ausdruck „Dinge der Außenwelt“ — so ist vom Standpunkte des Beobachters, der in die Psyche des beobachtenden Individuums nicht eingehen kann, gar nichts gewonnen, wenn man der einfachen Beobachtung der wirtschaftlichen Handlung noch einen solchen psychologischen Satz hinzufügt. Daß der Anschein ein anderer ist, daß man damit wirklich etwas gewonnen zu haben glaubt, ist vor allem durch das ererbte Vertrauen auf die Kausalrelation zu erklären. Wenn man zwei Dinge durch ein „Weil“ verbinden kann, so glaubt man bereits, einen Einblick in ihre Beziehungen gewonnen zu haben. Hier haben wir aber nur, abgesehen von allem anderen, ein Glied der Kette, das andere wird nicht durch eine unabhängige Beobachtung gegeben, sondern nur aus dem ersten abgeleitet. Wenn wir sehen, daß Dinge gewertet werden (und zwar sehen wir das eben aus dem Umstande, daß das Individuum etwas tut, um in ihren Besitz zu kommen oder sich in demselben zu erhalten) und sagen, daß das geschieht, weil das Ding in einer Kausalrelation zur Bedürfnisbefriedigung des Individuums steht, so geschieht das nicht deshalb, weil wir den Wertungsvorgang ganz überblicken können. Es ist daher keineswegs eine Aussage über Tatsachen, wie etwa die, daß auf gewisse elektrische Vorgänge eine Lichterscheinung folgt, sondern es ist eine



Hypothese über die psychischen Vorgänge des Individuums, zu der wir lediglich durch sein sichtbares Handeln veranlaßt werden.

Aber selbst wenn wir die Wertungsvorgänge sehen oder sonst sinnlich wahrnehmen könnten, wäre uns wenig geholfen. Wir hätten dann zwei Reihen von Wahrnehmungen, die eine bestehend aus Wertungsvorgängen und die andere aus wirtschaftlichen Handlungen, und könnten experimentell das Vorhandensein einer Wechselbeziehung zwischen beiden feststellen. Aber über die Natur dieser letzteren wüßten wir auch dann nichts. Wie sich die Wertungsvorgänge in wirtschaftliche Handlungen umsetzen und besonders, ob sie als deren „Ursachen“ zu betrachten seien, wäre noch immer ein Problem, über das man sehr verschiedener Ansicht sein könnte. Nur bei Annahme eines souveränen Willens, der ohne irgendwelche bestimmende Einflüsse das Handeln regiert, wäre die Sache verhältnismäßig einfach. Aber diese Annahme würde uns bestritten werden. Die moderne Psychologie und Biologie steht zum Teile auf einem anderen Standpunkte und ist kaum geneigt, dem Willen jene Stellung einzuräumen. Wir können auf dieses Problem nicht näher eingehen, dürften uns jedoch, im Falle wir die Nationalökonomie in das Problem der Wertungen und Wollungen verankern wollten, keineswegs über jene Dinge hinwegsetzen. Wie unangenehm, uns sagen zu müssen, daß unsere Wissenschaft von einer bestimmten Stellungnahme in ihr fremden Problemen abhängig sei, möglicherweise gewisse metaphysische Voraussetzungen habe.

Daß man sich an das halten solle, was man sieht, ist ein Grundsatz, für den man jemand, wenn von naturwissenschaftlichen Problemen die Rede ist, verhältnismäßig leicht gewinnen kann. In unserer Disziplin scheint die Sache anders zu stehen. Wir sind hier unseren Problemen näher, stecken sozusagen in den Dingen darin, und die wissenschaftliche Erklärung scheint einen Schritt weitergehen zu können. Weil da von uns und unseren Handlungen die Rede ist, glauben wir die Vorgänge besser und überhaupt



in einem anderen Sinne zu „verstehen“, als jene der Natur. Jedermann glaubt seine eigenen Handlungen zu verstehen, glaubt, daß er sie mit freiem Willen beherrsche und urteilt mit großer Sicherheit über die anderer. Selten gibt man sich Rechenschaft darüber, wie schmal die Basis dieses sogenannten Verständnisses ist. Wie wir im gewöhnlichen Leben uns wenig Gedanken über den Vorgang des Sehens machen und dieser doch ein so kompliziertes Problem bildet, so gleiten wir in praxi auch über jene Bedenken hinweg. Aber in den Grundlagen einer Wissenschaft dürfen wir derartige Unklarheiten nicht dulden.

Wir haben jedoch noch eine andere Alternative, wir haben die innere Wahrnehmung. Bei der Introspektion allerdings ist die Sache ganz klar. Hier könnte man, wenn man wollte, ein Kausalverhältnis annehmen. Hier hat man wirklich zwei Erscheinungen vor sich: Ich kann meine Bedürfniserregung und mein Wertgefühl unmittelbar beobachten. Aber damit wäre mir nicht gedient, da es nicht bloß auf meine Wertgefühle, sondern auch auf die aller anderen Wirtschaftssubjekte ankommt und diesen gegenüber bin ich, weil ich ihre psychischen Erscheinungen ja nicht beobachten kann, in genau derselben Lage wie vorher, das heißt, als ich auf Introspektion verzichtete. Denn wenn ich die Resultate der Introspektion überhaupt verwerten will, so bin ich genötigt die Hypothese zu machen, daß die Wertungsprozesse aller andern Leute in ähnlicher Weise vor sich gehen, wie die meinen. Würde ich diese Hypothese nicht machen, so stände ich ihnen ebenso verständnislos gegenüber wie bisher. In diesem Falle müßte ich bereit sein, es als möglich anzunehmen, daß jemand anderer z. B. Nahrungsmittel immer höher wertet, je mehr er hat. Bin ich nun entschlossen, eine solche Möglichkeit nicht zuzulassen und konstruiere ich meine Hypothese, so mache ich wiederum nichts anderes als eine formale, willkürliche Fortsetzung. Was immer für Worte ich sonst noch machen mag, um die Hypothese gerechtfertigt erscheinen zu lassen oder gar ihren hypothetischen Charakter zu bemänteln, so ist das



alles für die reine Ökonomie bedeutungslos und alle metaphysische oder sonstwoher geholte Begründung meiner Hypothese könnte sie nicht retten, wenn ihre Anwendungen auf Resultate führen würden, die mit der Wirklichkeit kollidierten. Ein Schema abzugeben, das ein passendes Bild der ökonomischen Wirklichkeit gibt, das ist ihr einziger Zweck, nur darin kann ihr Verdienst liegen, und dafür ist es ganz gleichgültig, woher sie stammt und wie sie geschmückt ist. Es scheint uns wichtig auf diesen Punkt so nachdrücklich hinzuweisen, weil nichts so sehr geeignet ist, das Wesen und die architektonischen Formen der Theorie unverhüllt und plastisch hervortreten zu lassen, und so Freund und Feind in ihrer wahren Gestalt zu zeigen, als größte Rigorosität in dieser Beziehung. Um unsere Hypothese plausibel und verständlich zu machen, mag man ja immer solche Erörterungen an sie knüpfen. Sicherlich wurde die Annahme dieser Betrachtungsweise dadurch erleichtert. Nur darf man sich nicht wie in der Regel bisher dadurch über ihr Wesen täuschen lassen.

§ 3. Was ist also dieses Wesen? Was bleibt uns übrig, wenn wir alles Bedenkliche ausscheiden? Fällt nicht das Wertprinzip mit der Zulässigkeit seiner psychologischen Begründung? Die letztere Frage ist zu verneinen, und das ist es, was die Gegner der psychologischen Ökonomie übersehen haben. Wenn wir aus allen den psychologischen Ausführungen das fortlassen, was uns keine ganz gesicherte Grundlage zu haben scheint, so bleibt noch immer etwas: nämlich eine formale Annahme zu methodologischen Zwecken. Das ist das Essentielle an der Sache, der exakte Kern jener Ausführungen, das, was durch dieselben wirklich geleistet wird. Wir verzichten auf die Werthypothese als eine Aussage über Realitäten, aber wir verzichten deshalb noch nicht auf sie überhaupt. Auch hier sehen wir, wie verfehlt es ist, aus allgemeinen Gründen zu billigen und zu verwerfen: Nur die Detailuntersuchung zeigt uns, was brauchbar und was unhaltbar ist. Wir müssen und können darauf ver-



zichten, von einer Theorie der Bedürfnisse auszugehen, wenn wir streng korrekt sein wollen. War dieselbe überhaupt der Ausgangspunkt der Werttheorie? Auch wenn das der Fall wäre, würden wir unser Urteil nicht ändern; denn es kann sich etwas sehr wohl als heuristisches Hilfsmittel bewähren, was zur strengen Ableitung der Resultate nicht nötig ist. Zwischen dem Auffinden einer Theorie und ihrer strengen Darstellung besteht ein Unterschied; nicht alles, was zu ihr geführt hat, muß notwendig haltbar sein. Dafür gibt es viele Beispiele in der Geschichte der Wissenschaften, und mancher Gedanke, der für die Entwicklung einer Theorie von größter Bedeutung war, muß fallen gelassen werden, wenn man darangeht, das Errungene kritisch zu betrachten. Aber deshalb ist er noch nicht notwendig falsch und die aus ihm abgeleiteten Resultate noch nicht unbrauchbar. Es ist eine oft gemachte Erfahrung, daß der Weg, der tatsächlich zu wertvollen Resultaten geführt hat, sich auf die Dauer nicht bewährt. Und besonders häufig kommt es vor, daß das, was man anfangs für fest auf Tatsachen begründet hielt, sich als im Grunde willkürliche Annahme erweist. Es scheint in der Natur der Sache zu liegen, daß die ersten Eroberer eines neuen Gebietes sich nicht ängstlich um die erkenntnistheoretischen Grundlagen bemühen, vielmehr diese Arbeit späteren Entwicklungsstadien überlassen. Da zeigt es sich denn, daß das Gebäude nicht so fest steht, als man glaubte; man wird sich oft erst der Kühnheit des Vorgehens bewußt, wenn man auf seinen Weg zurückblickt und oft stellt sich ein schwindelartiges Gefühl ein. Die exakten Naturwissenschaften haben gegenwärtig diesen Prozeß durchzumachen, während dessen alles in Frage zu stehen scheint. Aber es ist nicht so schlimm. Wohl muß man manche Grundlage aufgeben, die man für felsenfest gehalten hat, mancher Hoffnung entsagen; namentlich bemerkt man, daß der wirklich errungene Boden ein viel beschränkterer ist, daß das Geleistete weniger bedeutet, als man glaubte; aber die exakten Resultate werden wenig berührt von der Revolution in den Grundprin-



zipien: Fast könnte man sagen, daß das alles nur auf eine Korrigierung der Ausdrucksweise hinausläuft. Und so steht es auch auf unserem Gebiete. Ich glaube allerdings, daß die Fundamente unserer Wissenschaft der Erkenntnistheorie manches zu entschuldigen geben; daß man sie etwas anders formulieren muß, wenn man korrekt sein will; auch daß diese Formulierung das Hypothetische, Willkürliche, an der Sache mehr hervortreten läßt, auch der Ökonomie an Popularität und Interesse nehmen muß und zeigt, daß ihre Grenzen recht enge und ihr Zusammenhang mit den großen Fragen des menschlichen Wollens und Handelns nur lose ist; aber ich glaube auch, daß keines ihrer wesentlichen Resultate ernstlich leidet, wenn man gewisse Ausgangspunkte aufgibt, nachdem sie geleistet haben, was sie sollten.

Doch, war die Lehre von den Bedürfnissen wirklich der Ausgangspunkt der Werttheorie? Solche Fragen sind für uns außerordentlich interessant. Nichts ist instruktiver und nichts führt tiefer in das Verständnis der Theorie als ihre Beantwortung. Allerdings ist sie schwierig und niemals kann sie ganz sicher sein; aber stets wollen wir versuchen, zu sehen, aus welcher Quelle die leitenden Gedanken entsprangen und vermögen wir ihren Urhebern gleichsam nachzufühlen, so haben wir damit meist auch alle zur Beurteilung nötigen Elemente gewonnen. Ja wir haben sie dann erst uns wirklich zu eigen gemacht, sodaß wir weiterbauen, sehen können, was wir von ihnen zu erwarten haben. Frage man nun die einzelnen Wirtschaftssubjekte, was sie für eine bestimmte Menge irgend eines Gutes zu geben bereit seien lieber, als darauf zu verzichten, so werden sie so gut wie immer eine bestimmte Antwort erteilen. Stets wird für jedes Wirtschaftssubjekt und jede Menge eines Gutes eine Menge irgend eines anderen Gutes angegeben werden können, die es zu geben bereit ist, während bei einem nur um wenig größeren „Preise“ kein Tausch mehr zustande kommt. Man könnte diesen Preis gewiß mittelst des Kostenprinzipes zu beschreiben versuchen; man könnte z. B. manchmal sagen, daß es



jener sei, der den Kosten entspricht, die die Erzeugung des betreffenden Gutes dem „Käufer“ machen würde; allein das würde die früher erwähnten Nachteile haben. Lassen wir also einen solchen Erklärungsversuch lieber weg und nehmen wir einfach den Preis zur Kenntnis. Und fragen wir dieselben Leute in demselben Zeitpunkte, was sie für eine andere bestimmte Menge desselben Gutes zu geben bereit wären, lieber, als auf sie zu verzichten, wobei wir darauf achten müssen, daß diese andere Menge nicht etwa andere Verwendungen ermögliche, als die erste. Notieren wir wiederum die Antwort. Wiederholen wir unsere Frage so oft als möglich. Nehmen wir an, daß die befragten Wirtschaftssubjekte gegebenenfalls wirklich so und unter denselben oder ungefähr denselben Verhältnissen immer so handeln würden, eine Annahme, die sicherlich nicht stets, wohl aber annähernd in genügend weitem Maße mit der Wirklichkeit übereinstimmt.

Nun tragen wir für jedes Wirtschaftssubjekt die verschiedenen Mengen auf der Abszissenachse eines rechtwinkligen Koordinatensystemes und die Preise, die uns dasselbe angegeben hat, als Ordinaten auf. Und endlich verbinden wir die gewonnenen Flächenpunkte durch Interpolation zu einer kontinuierlichen Kurve und fingieren, daß das Wirtschaftssubjekt innerhalb eines gewissen Intervalles für jede, durch irgend eine Abszisse versinnlichte Menge den durch die zugehörige Ordinate gegebenen Preis geben würde, wenn es sie nicht billiger erhalten kann. Das letztere ist eine Fiktion, weil nicht jede Menge in praxi möglich ist, da viele Güter nicht beliebig teilbar und auch die physisch beliebig teilbaren nur in gewissen Quantitäten getauscht werden können. Die durch diese Kurve veranschaulichte Funktion nun ist Alles, was wir brauchen, zugleich Alles was die Ökonomen wirklich erreichen, wenn sie Wertpsychologie treiben. Durch jede weitere Begründung wird ihre Natur nicht geändert, sie wird nur verschleiert.

Allein warum heißt diese Funktion die Wertfunktion?



zipien: Fast könnte man sagen, daß das alles nur auf eine Korrigierung der Ausdrucksweise hinausläuft. Und so steht es auch auf unserem Gebiete. Ich glaube allerdings, daß die Fundamente unserer Wissenschaft der Erkenntnistheorie manches zu entschuldigen geben; daß man sie etwas anders formulieren muß, wenn man korrekt sein will; auch daß diese Formulierung das Hypothetische, Willkürliche, an der Sache mehr hervortreten läßt, auch der Ökonomie an Popularität und Interesse nehmen muß und zeigt, daß ihre Grenzen recht enge und ihr Zusammenhang mit den großen Fragen des menschlichen Wollens und Handelns nur lose ist; aber ich glaube auch, daß keines ihrer wesentlichen Resultate ernstlich leidet, wenn man gewisse Ausgangspunkte aufgibt, nachdem sie geleistet haben, was sie sollten.

Doch, war die Lehre von den Bedürfnissen wirklich der Ausgangspunkt der Werttheorie? Solche Fragen sind für uns außerordentlich interessant. Nichts ist instruktiver und nichts führt tiefer in das Verständnis der Theorie als ihre Beantwortung. Allerdings ist sie schwierig und niemals kann sie ganz sicher sein; aber stets wollen wir versuchen, zu sehen, aus welcher Quelle die leitenden Gedanken entsprangen und vermögen wir ihren Urhebern gleichsam nachzufühlen, so haben wir damit meist auch alle zur Beurteilung nötigen Elemente gewonnen. Ja wir haben sie dann erst uns wirklich zu eigen gemacht, sodaß wir weiterbauen, sehen können, was wir von ihnen zu erwarten haben. Frage man nun die einzelnen Wirtschaftssubjekte, was sie für eine bestimmte Menge irgend eines Gutes zu geben bereit seien lieber, als darauf zu verzichten, so werden sie so gut wie immer eine bestimmte Antwort erteilen. Stets wird für jedes Wirtschaftssubjekt und jede Menge eines Gutes eine Menge irgend eines anderen Gutes angegeben werden können, die es zu geben bereit ist, während bei einem nur um wenig größeren „Preis“ kein Tausch mehr zustande kommt. Man könnte diesen Preis gewiß mittelst des Kostenprinzipes zu beschreiben versuchen; man könnte z. B. manchmal sagen, daß es

jener sei, der den Kosten entspricht, die die Erzeugung des betreffenden Gutes dem „Käufer“ machen würde; allein das würde die früher erwähnten Nachteile haben. Lassen wir also einen solchen Erklärungsversuch lieber weg und nehmen wir einfach den Preis zur Kenntnis. Und fragen wir dieselben Leute in demselben Zeitpunkte, was sie für eine andere bestimmte Menge desselben Gutes zu geben bereit wären, lieber, als auf sie zu verzichten, wobei wir darauf achten müssen, daß diese andere Menge nicht etwa andere Verwendungen ermögliche, als die erste. Notieren wir wiederum die Antwort. Wiederholen wir unsere Frage so oft als möglich. Nehmen wir an, daß die befragten Wirtschaftssubjekte gegebenenfalls wirklich so und unter denselben oder ungefähr denselben Verhältnissen immer so handeln würden, eine Annahme, die sicherlich nicht stets, wohl aber annähernd in genügend weitem Maße mit der Wirklichkeit übereinstimmt.

Nun tragen wir für jedes Wirtschaftssubjekt die verschiedenen Mengen auf der Abszissenachse eines rechtwinkligen Koordinatensystemes und die Preise, die uns dasselbe angegeben hat, als Ordinaten auf. Und endlich verbinden wir die gewonnenen Flächenpunkte durch Interpolation zu einer kontinuierlichen Kurve und fingieren, daß das Wirtschaftssubjekt innerhalb eines gewissen Intervalles für jede, durch irgend eine Abszisse versinnlichte Menge den durch die zugehörige Ordinate gegebenen Preis geben würde, wenn es sie nicht billiger erhalten kann. Das letztere ist eine Fiktion, weil nicht jede Menge in praxi möglich ist, da viele Güter nicht beliebig teilbar und auch die physisch beliebig teilbaren nur in gewissen Quantitäten getauscht werden können. Die durch diese Kurve veranschaulichte Funktion nun ist Alles, was wir brauchen, zugleich Alles was die Ökonomen wirklich erreichen, wenn sie Wertpsychologie treiben. Durch jede weitere Begründung wird ihre Natur nicht geändert, sie wird nur verschleiert.

Allein warum heißt diese Funktion die Wertfunktion?

Das ist nicht schwer zu erklären. Die befragten Wirtschaftssubjekte werden sagen, daß ihnen eine bestimmte Menge eines Gutes im äußersten Falle soviel „wert“ und nicht mehr als soviel „wert“ sei. Fragte man sie weiter, warum sie überhaupt einen Preis für ein bestimmtes Gut zu zahlen bereit sind, so würden sie antworten, daß sie dasselbe brauchen. In der Tat, man könnte den Grundgedanken der Werttheorie nicht präziser und populärer ausdrücken, als durch den Satz: Die Preise werden gezahlt, weil man die Güter, für welche sie gezahlt werden, braucht. Und das nun ist der Ausgangspunkt der neueren Theorie: Ihr Wesen besteht darin, ein bestimmtes Verhalten der nachfragenden Wirtschaftssubjekte, oder besser weil präziser, eine bestimmte Skala von Nachfragepreisen nicht weiter zu analysieren, sondern als letzte Tatsache hinzunehmen. Was nun zu diesem Vorgehen veranlaßt, ist der Umstand, daß eine Analyse der Güterquantitäten, wie wir sahen, wieder auf andere Güterquantitäten zurückführt, daß also, wenn wir eine solche Analyse versuchten, sich die Erklärung im Kreise drehen würde: Aus diesem Grunde treten wir sozusagen einen Schritt zurück von unserem Systeme von Güterquantitäten und konstruieren von außen einen Überbau von solchen Funktionen über dieselben, welcher uns die zwischen ihnen bestehenden Abhängigkeitsverhältnisse wieder spiegeln solle.

Das ist, wie angeführt, unsere Auffassung. Aber auch die psychologischen Ökonomen meinen tatsächlich nur dasselbe. Doch gelangen sie auf einem etwas anderen Wege zu unseren Funktionen. Auch sie lehnen es ab, jene Analyse vorzunehmen, welche man mit Hilfe des Kostenprinzipes versuchte. Auch sie gehen von bestimmten sichtbaren Tatsachen aus. Sie drücken jedoch diese Tatsachen aus durch den Begriff des „Brauchens“, des Wertes, und sie suchen eine Analyse dieses Begriffes vorzunehmen, indem sie denselben auf die Bedürfnisse begründen und in deren psychologische und physiologische Basen eingehen. Nun, das letztere ist ersichtlich eine Zutat, die weder das heuristische Prinzip

unserer Werthypothese noch auch für sie notwendig ist. Aber auch der Begriff des Brauchens ist sozusagen zu weit und bringt den Kern der Sache, der in einer tatsächlich zu beobachtenden Preisgestaltung besteht, nicht scharf genug zum Ausdruck; schon dieser Begriff stellt einen Versuch zu einer Begründung unserer Hypothese dar, welcher erkenntnistheoretisch nicht einwandfrei ist, mag er auch in den Anfangsstadien höchst nützlich gewesen sein.

Die Korrektur, die wir vorschlagen, betrifft also im Wesentlichen nur die Ausdrucksweise. Die Rolle des Wertprinzipes in der Praxis der wissenschaftlichen Arbeit wird dadurch nicht beeinträchtigt — und das ist es, was viele seiner Gegner übersehen —, wenn man über seine Natur anderer Ansicht ist. Präzisieren wir denn nochmals, was das Wertprinzip ist: Eine hypothetische Funktion, an sich unreell und prinzipiell willkürlich zu der wir aber durch Tatsachenbeobachtung veranlaßt werden. Wir haben oben gesagt, was an ihr hypothetisch und was Tatsachenbeobachtung ist.

Die Ausdrucksweise des Alltages veranlaßt uns, unsere Funktion die Wertfunktion zu nennen, ohne daß darin, wie wir nun sehen, notwendig irgend etwas Psychologisches oder Metaphysisches liegen würde — stets haben wir nur gewisse wirtschaftliche Tatsachen im Auge, wenn wir von ihr sprechen oder ihr bestimmte Formcharaktere zubilligen. Das letztere ist nötig. Wir könnten mit unserer Funktion nichts anfangen, wenn wir nicht einiges über ihre Gestalt aussagen könnten. Einiges, nicht alles: Wir brauchen keineswegs ihre exakte Gleichung angeben zu können, um sie in unseren Gedankengängen zu verwerten. Man hat oft gemeint, daß sie wertlos sei, wenn wir das nicht können und hat daraus eine Ablehnung dieser ganzen Betrachtungsweise abgeleitet. Indessen weiß jeder mit der höheren Analysis Vertraute, daß gerade in derselben die Mittel liegen, um aus den gegebenen Formcharakteren einer Kurve, auch wenn sie dieselbe nicht vollständig bestimmen, die größtmögliche Ausbeute von Theoremen zu gewinnen. So



V. Kapitel.

Weitere Bemerkungen zu unserem Vorgehen.

(Weitere Erläuterungen zu Kap. II, § 2.)

§ 1. Ein Weg der Art, wie wir ihn einzuschlagen suchen, und wie wir ihn zu anderen möglichen Arten, die Sache einzuleiten, in Gegensatz stellen, ist, was wir unter „exakt“ verstehen. Wo ein solcher möglich ist, sprechen wir von einer exakten Disziplin. Sein Wesen liegt darin, daß man nur jene Schritte tut, welche zur Erreichung des Zieles nötig sind, und dieses Ziel ist, über eine Gruppe von Tatsachen nicht durch einfache individuelle Beschreibung, sondern durch Aufstellung eines Schemas, das nicht an sich sondern nur in seinen Resultaten¹ mit der Wirklichkeit übereinstimmen muß, einen Überblick zu geben, und der Vorteil, um dessen willen er eingeschlagen wird, besteht in verhältnismäßiger Kürze und Einfachheit und in der Abscheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen; kurz und vulgär gesagt, „exakt sein“ heißt, alle nötigen und nur die nötigen Worte zu machen. Daß aprioristische Spekulation und ein einseitig deduktives Vorgehen uns so fern als möglich liegt, ist nun wohl zur Genüge klar. Von Willkürlichkeiten sind wir gewiß nicht frei, doch verfolgen dieselben lediglich methodologische Zwecke. Auch in diesem Begriffe

¹ Was wir unter „nicht an sich sondern nur in seinen Resultaten“ verstehen, und daß darin weder eine Unklarheit, noch eine Haarspalterei liegt, dürfte dem Leser wohl genügend klar sein, um uns der Notwendigkeit zu überheben, das weiter auszuführen.

des Exakten liegt also sicherlich nichts Anstößiges, und wenn er bei manchen Nationalökonomern in üblem Rufe steht, so kann doch unsere Fassung desselben kaum Bedenken erregen. Wir definieren ihn nicht in dem Sinne, in dem ihn die „exakte Philosophie“ versteht; wir fällen, wenn wir unser Vorgehen als „exakt“ bezeichnen, kein abfälliges Urteil über andere Gedankenrichtungen; wir nehmen endlich keine ungebührliche Anlehnung an die Physik, obgleich wir keinen Grund sehen, warum man für unsere Wissenschaft einen anderen Begriff der Exaktizität konstruieren sollte, als für jene. Wie bereits anlässlich der Diskussion des Gesetzbegriffes gesagt wurde, geht auch in der Natur nicht alles „exakt“ vor sich, und wenn man trotzdem so spricht, wie wenn das der Fall wäre, so ist das auch dort nicht mehr als eine zweckmäßige Fiktion.

Der wichtigste, praktische Vorteil der exakten Formulierung unserer Ausgangspunkte ist, wie angedeutet, der, daß uns dadurch erspart wird, in die Psyche und in die Gründe und Gesetze des wirtschaftlichen Handelns als solchen einzugehen. Es ist ein Satz von ganz fundamentaler Bedeutung, der noch nie entsprechend hervorgehoben wurde: Die exakte Ökonomie ist keine Philosophie des wirtschaftlichen Handelns des Menschen. Natürlich ist sie keine Philosophie des menschlichen Handelns überhaupt. Auch das hat man nämlich behauptet; man hat vielfach gesagt, daß das menschliche Handeln sich aus wirtschaftlichen Motiven restlos erklären lasse. Was wir nun hervorzuheben wünschen, ist nicht etwa ein Urteil darüber, ob das richtig oder falsch ist, sondern, daß das für jene Tatschengruppe, die wir als Gegenstand der reinen Ökonomie bezeichnen, überhaupt belanglos ist, daß die reine Ökonomie davon nicht abhängig ist und darüber nichts zu sagen vermag. Sie ist keine Theorie der wirtschaftlichen Motive. Ob dieselben im Wollen und Handeln des Menschen eine große oder kleine Rolle spielen, gehört nicht zu unseren Problemen. Welche Motive den Menschen bestimmen, darnach fragen wir nicht. Und das ist der alleinige Grund, warum wir



V. Kapitel.

Weitere Bemerkungen zu unserem Vorgehen.

(Weitere Erläuterungen zu Kap. II, § 2.)

§ 1. Ein Weg der Art, wie wir ihn einzuschlagen suchen, und wie wir ihn zu anderen möglichen Arten, die Sache einzuleiten, in Gegensatz stellen, ist, was wir unter „exakt“ verstehen. Wo ein solcher möglich ist, sprechen wir von einer exakten Disziplin. Sein Wesen liegt darin, daß man nur jene Schritte tut, welche zur Erreichung des Zieles nötig sind, und dieses Ziel ist, über eine Gruppe von Tatsachen nicht durch einfache individuelle Beschreibung, sondern durch Aufstellung eines Schemas, das nicht an sich sondern nur in seinen Resultaten¹ mit der Wirklichkeit übereinstimmen muß, einen Überblick zu geben, und der Vorteil, um dessen willen er eingeschlagen wird, besteht in verhältnismäßiger Kürze und Einfachheit und in der Abscheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen; kurz und vulgär gesagt, exakt sein heißt, alle nötigen und nur die nötigen Worte zu machen. Daß aprioristische Spekulation und ein einseitig deduktives Vorgehen uns so fern als möglich liegt, ist nun wohl zur Genüge klar. Von Willkürlichkeiten sind wir gewiß nicht frei, doch verfolgen dieselben lediglich methodologische Zwecke. Auch in diesem Begriffe

¹ Was wir unter „nicht an sich sondern nur in seinen Resultaten“ verstehen, und daß darin weder eine Unklarheit, noch eine Haarspalterei liegt, dürfte dem Leser wohl genügend klar sein, um uns der Notwendigkeit zu überheben, das weiter auszuführen.



des Exakten liegt also sicherlich nichts Anstößiges, und wenn er bei manchen Nationalökonomern in üblem Rufe steht, so kann doch unsere Fassung desselben kaum Bedenken erregen. Wir definieren ihn nicht in dem Sinne, in dem ihn die „exakte Philosophie“ versteht; wir fällen, wenn wir unser Vorgehen als „exakt“ bezeichnen, kein abfälliges Urteil über andere Gedankenrichtungen; wir nehmen endlich keine ungebührliche Anlehnung an die Physik, obgleich wir keinen Grund sehen, warum man für unsere Wissenschaft einen anderen Begriff der Exaktizität konstruieren sollte, als für jene. Wie bereits anlässlich der Diskussion des Gesetzbegriffes gesagt wurde, geht auch in der Natur nicht alles „exakt“ vor sich, und wenn man trotzdem so spricht, wie wenn das der Fall wäre, so ist das auch dort nicht mehr als eine zweckmäßige Fiktion.

Der wichtigste, praktische Vorteil der exakten Formulierung unserer Ausgangspunkte ist, wie angedeutet, der, daß uns dadurch erspart wird, in die Psyche und in die Gründe und Gesetze des wirtschaftlichen Handelns als solchen einzugehen. Es ist ein Satz von ganz fundamentaler Bedeutung, der noch nie entsprechend hervorgehoben wurde: Die exakte Ökonomie ist keine Philosophie des wirtschaftlichen Handelns des Menschen. Natürlich ist sie keine Philosophie des menschlichen Handelns überhaupt. Auch das hat man nämlich behauptet; man hat vielfach gesagt, daß das menschliche Handeln sich aus wirtschaftlichen Motiven restlos erklären lasse. Was wir nun hervorzuheben wünschen, ist nicht etwa ein Urteil darüber, ob das richtig oder falsch ist, sondern, daß das für jene Tatschengruppe, die wir als Gegenstand der reinen Ökonomie bezeichnen, überhaupt belanglos ist, daß die reine Ökonomie davon nicht abhängig ist und darüber nichts zu sagen vermag. Sie ist keine Theorie der wirtschaftlichen Motive. Ob dieselben im Wollen und Handeln des Menschen eine große oder kleine Rolle spielen, gehört nicht zu unseren Problemen. Welche Motive den Menschen bestimmen, darnach fragen wir nicht. Und das ist der alleinige Grund, warum wir

die ethischen Motive nicht berücksichtigen können. So stehen wir also in keinem prinzipiellen Gegensatze zur sogenannten ethischen Schule. Wir leugnen nicht die Bedeutung ethischer Momente. Da „wirtschaftliches Handeln“ von den Motiven des Handelns unabhängig ist, so sind Ethik und Wirtschaft überhaupt nicht Größen derselben Art, daher auch keine Gegensätze. Man kann einerseits aus wirtschaftlichen Motiven und doch z. B. aus Ungeschick nicht „wirtschaftlich“ handeln, andererseits kann man ganz aus altruistischen Motiven handeln und doch „wirtschaftlich“ verfahren. Wenn man z. B. jemand aus dem Wasser zieht, so ist das im allgemeinen sicher altruistisch gehandelt. Und doch lassen sich auf den Vorgang gewisse wirtschaftliche Grundsätze anwenden: Man schwimmt auf dem kürzesten Wege auf den Betroffenen zu, erfaßt ihn in der zweckmäßigsten Weise und sucht ihn so schnell wie möglich und mit dem geringsten Kraftaufwande als möglich wieder ans Land zu bringen. Man hat das formale Prinzip, das wir auf diese Vorgänge anwenden können, das wirtschaftliche Prinzip genannt und an Stelle der Hypothese vom Egoismus gesetzt. Das ist sicher ein Fortschritt, aber wir bedürfen auch eines solchen Prinzipes, wie sich zeigen wird, nicht weiter.

Die Lehre von den Motivationen, das Reich der Wertungen geht uns nichts an. Man könnte ja versucht sein, alle Wissenschaften, die sich mit dem Handeln der Menschen beschäftigen, zusammenzufassen unter einer höheren Einheit, unter dem Gesichtspunkte des Werturteiles. Dann wäre die Ökonomie zu definieren wie die Lehre von den wirtschaftlichen Wertungen und Ethik, Ästhetik usw. in analoger Weise. Aber wir können vom Standpunkte der Ökonomie eine solche Zusammenfassung nicht zulassen, weil sie uns in Dinge verwickelt, die wir entbehren können. Das Problem der Persönlichkeit, des Bewußtseins, der Wollungen usw. wurde von anderer Seite schon mit so viel Erfolg attackiert, daß wir uns mit dem Resultate dieser Bestrebungen unmöglich leichten Herzens in Widerspruch setzen können und das veranlaßt uns, mit dem Begriffe des Wertes

schied gegenüber der Lehre von den Motivationen. Die Motive der Menschen mögen sich im Laufe der Geschichte ändern, ihre relative Bedeutung mag sich verschieben; so abstrakte Gesetze aber wie die unsern unterliegen einer solchen Änderung nicht oder nur in Zeiträumen, von denen wir keine Vorstellung haben.

Die ältere Nationalökonomie ging vom Individual egoismus aus. Im Sinn ihrer Vertreter war das teils eine Behauptung über das tatsächliche Tun der Menschen, teils eine Forderung. In Übereinstimmung mit der Naturrechtsphilosophie jener Zeit suchte man im Individuum den Schlüssel für das Verständnis des Soziallebens und erhob bewußt und unbewußt den Satz zum Axiome, daß die freie Tat des Individuums Staat und Gesellschaft schaffe und auch für die Wirtschaft entscheidend sei. Sodann suchte man nachzuweisen, daß das Individuum nur von egoistischen Motiven geleitet sei und auch geleitet sein solle, weil durch die freie Betätigung der Individualität auch das allgemeine Beste am meisten gefördert werde. Der Egoismus und seine Entwicklung zu voller Freiheit wurden als das wünschenswerte Ziel hingestellt. Im Zusammenhange mit diesem Individualismus gewann auch die freie Konkurrenz die Bedeutung eines Postulates, das zu einer Reihe praktischer Forderungen führte, wie Freihandel, Vertragsfreiheit usw. Ein stolzer Bau, der halb Wissenschaft und halb praktisches Programm war, wurde auf diesem Boden errichtet. Oft ist hervorgehoben worden, wie die Zeitverhältnisse diese Anschauungen bedingten, welche Bedeutung ihnen in der Geschichte der politischen Ideen zukommt und wie und aus welchen Gründen eine Reaktion dagegen erfolgte. Eine „ethische“ Auffassung der wirtschaftlichen Erscheinungen und ein ganzes Lehrgebäude der Negation des Egoismus wurde einerseits und die historische Tatsachenforschung andererseits dagegen aufgeführt, aber die Wissenschaft gewann wenig dabei, so wenig, wie die exakte Naturwissenschaft etwas dabei gewinnt, wenn an die Stelle des einen philosophischen Systemes ein anderes tritt. Aber das ist

Bewußtsein wirtschaftlicher Motive ist hier nicht nötig; jeder befolgt den Grundsatz des kleinsten Kraftaufwandes so gut er kann, und nur dort hört er zu gelten auf, wo die Grenzen vernünftigen Handelns aufhören. Dagegen erstreckt sich seine Geltung auch über das Handeln der Menschen hinaus und läßt sich auch bei Tieren beobachten. Das führt auf folgende wichtige Bemerkung: Unsere Gesetze evolvieren nicht, sie gelten im Prinzip für den modernen Menschen ebenso, wie für den primitivsten, und das erleichtert es uns sehr, eine exakte Disziplin aufzurichten, legt uns allerdings auch die Vermutung nahe, daß wir die Erklärung für die wirtschaftliche Entwicklung anderswo werden suchen müssen, respektive daß die Entwicklung überhaupt keine rein wirtschaftlich erklärbare Erscheinung ist. Das sei hier nur im Vorübergehen bemerkt und wird besser an einem späteren Orte erörtert werden, wenn wir uns mit dem Inhalte unserer Sätze vertraut gemacht haben. Sodann aber reicht die Anwendbarkeit unserer Raisonnements auch noch in einer anderen Beziehung über unser Gebiet hinaus, nämlich über die rein wirtschaftlichen Vorgänge: alles menschliche Handeln läßt sich in analoger Weise wie das wirtschaftliche als Tausch, nämlich als Vertausch eines Zustandes mit einem andern auffassen und die Grenze, die das wirtschaftliche von anderweitigem Handeln trennt, ist daher keine scharfe. Betätigungen jeder Art, in Kunst, Sport usw. lassen sich von diesem Gesichtspunkte aus betrachten. Es ist sozusagen Geschmackssache, ob man einen Spaziergang z. B. als wirtschaftliche Handlung auffassen will oder nicht¹. Möglich ist es jedenfalls, und so könnte es auch exakte Theorien über diese Dinge geben; auch diese wären allgemein gültig, und ihre Sätze wären kaum einer Evolution unterworfen. Das ist ein wichtiger Unter-

¹ Wir haben u. a. deshalb auch nicht auf wirtschaftliche Handlungen, sondern auf Güterquantitäten Gewicht gelegt, als wir unsere Disziplin definierten. Aber auch den Gutsbegriff kann man innerhalb weiter Grenzen willkürlich und für verschiedene Zwecke verschieden abgrenzen.

schied gegenüber der Lehre von den Motivationen. Die Motive der Menschen mögen sich im Laufe der Geschichte ändern, ihre relative Bedeutung mag sich verschieben; so abstrakte Gesetze aber wie die unsern unterliegen einer solchen Änderung nicht oder nur in Zeiträumen, von denen wir keine Vorstellung haben.

Die ältere Nationalökonomie ging vom Individual egoismus aus. Im Sinn ihrer Vertreter war das teils eine Behauptung über das tatsächliche Tun der Menschen, teils eine Forderung. In Übereinstimmung mit der Naturrechtsphilosophie jener Zeit suchte man im Individuum den Schlüssel für das Verständnis des Soziallebens und erhob bewußt und unbewußt den Satz zum Axiome, daß die freie Tat des Individuums Staat und Gesellschaft schaffe und auch für die Wirtschaft entscheidend sei. Sodann suchte man nachzuweisen, daß das Individuum nur von egoistischen Motiven geleitet sei und auch geleitet sein solle, weil durch die freie Betätigung der Individualität auch das allgemeine Beste am meisten gefördert werde. Der Egoismus und seine Entwicklung zu voller Freiheit wurden als das wünschenswerte Ziel hingestellt. Im Zusammenhange mit diesem Individualismus gewann auch die freie Konkurrenz die Bedeutung eines Postulates, das zu einer Reihe praktischer Forderungen führte, wie Freihandel, Vertragsfreiheit usw. Ein stolzer Bau, der halb Wissenschaft und halb praktisches Programm war, wurde auf diesem Boden errichtet. Oft ist hervorgehoben worden, wie die Zeitverhältnisse diese Anschauungen bedingten, welche Bedeutung ihnen in der Geschichte der politischen Ideen zukommt und wie und aus welchen Gründen eine Reaktion dagegen erfolgte. Eine „ethische“ Auffassung der wirtschaftlichen Erscheinungen und ein ganzes Lehrgebäude der Negation des Egoismus wurde einerseits und die historische Tatsachenforschung andererseits dagegen aufgeführt, aber die Wissenschaft gewann wenig dabei, so wenig, wie die exakte Naturwissenschaft etwas dabei gewinnt, wenn an die Stelle des einen philosophischen Systemes ein anderes tritt. Aber das ist

nicht die Reaktion, die wir von unserem Standpunkte für nötig halten, wenn sie auch sicher vollberechtigt war. Wir geben den Angreifern gerne jene großen Probleme preis, die uns fremd sind, und die sich zur exakten Behandlung überhaupt nicht eignen, aber es ist uns mehr darum zu tun, zu zeigen, daß eine exakte Disziplin der reinen Ökonomie ohne Stellungnahme dazu möglich ist, ja ihrem Wesen nach sogar keine solche Stellungnahme gestattet, und das man das, was die Klassiker an reinökonomischen Wahrheiten erkannten, aufrecht erhalten und weiter entwickeln kann, obgleich ihre Sozialphilosophie in Trümmern liegt.

Die Nationalökonomie hat jedoch aus dieser Zeit noch manche Züge behalten, welche auf diese Dinge hindeuten. Ich spreche hier nicht davon, daß jedes nationalökonomische Lehrbuch Erörterungen über Kollektivismus und Individualismus, über Egoismus und Altruismus u. dergl. bringt: Das läßt sich ja vom rein ökonomischen Texte trennen, und ist oft durch didaktische Rücksichten geboten. Aber schlimmer ist, daß sich auch in der reinen Theorie und besonders in deren Grundlagen Begriffe und Gedankengänge eingeschlichen haben, welche geeignet sind, die alten Einwendungen, die gegenüber den Klassikern berechtigt waren, wiederum hervorzurufen, obgleich die ganze Entwicklung der neueren Ökonomie dahin geht, davon loszukommen. Daher ist es wichtig, ganz klar hervorzuheben, daß wir nicht behaupten, erstens, daß das wirtschaftliche Handeln ganz oder vornehmlich von Egoismus geleitet sei, zweitens, daß das zum Besten aller Beteiligten führe, drittens, daß eine Tendenz dazu bestehe, den Individualegoismus immer mehr zur Geltung zu bringen. Was in der neueren Nationalökonomie an diese Dinge anklingt, hat einen ganz anderen Sinn, als in der älteren, ist nicht mehr Behauptung oder Forderung, sondern lediglich methodisches Hilfsmittel. Diese Auffassung verbreitet sofort Klarheit über unseren Weg und verscheucht metaphysische Unklarheiten sehr gründlich. Sie ermöglicht uns unsere Position zu halten, mit jedem Worte einen klaren Sinn zu verbinden, über den kein Streit

möglich ist, allerdings um den Preis der Aufgabe vieler interessanter und kühner Behauptungen. Selbst ein Gegner der Klassiker hat gesagt, daß sich die tiefsten Fragen der Ökonomie nicht „durch mathematische Formeln, sondern nur durch Anschluß an Geschichte und Philosophie“ lösen lassen. Allerdings dachte er offenbar besonders an praktische Fragen, namentlich die der Sozialpolitik u. a.

Darauf müssen wir jedoch entgegnen, daß diese Fragen eben nicht Fragen der exakten Ökonomie sind und daß sie, soweit Philosophie irgendwelcher Art ins Spiel kommt, wissenschaftlichen Charakters überhaupt entbehren. Ein Beispiel dafür sind die Probleme der Steuerpolitik. Fragt man, wie eine Steuer wirkt, so ist das eine ökonomische Frage, und diese läßt sich ökonomisch lösen, wobei mathematische Formeln sehr nützlich sind. Fragt man aber, ob eine Steuer „gerecht“ sei, dann hat man zu sagen, was man unter „gerecht“ versteht, ehe man sie lösen kann. An diesem Punkte hört wissenschaftliche Behandlung überhaupt auf. Ist man jedoch über denselben einmal einig, dann kann die wissenschaftliche Diskussion beginnen. Wir wollen nun mit Philosophien, wie die über das Gerechtigkeitsideal, nichts zu tun haben und wenden uns mit der größten Entschiedenheit von dem Wortschwallbe ab, der unter diesem Namen die ökonomischen Diskussionen überschwemmt. Gewiß ist auch eine solche Betrachtung der wirtschaftlichen Tatsachen möglich: Wie das vielgestaltige Handeln des Menschen die verschiedensten Urteile auszulösen vermag, so kann es auch wissenschaftlich und außerwissenschaftlich von den verschiedensten Seiten betrachtet werden. Aber wir wollen beschreiben und sonst nichts. Wir verurteilen gewiß nicht eine andere Auffassung, aber wir halten uns davon ferne.

§ 2. Präzisieren wir nochmals, was wir über das Moment des Egoismus als die Grundlage der reinen Ökonomie zu sagen haben.

Dasselbe stellt sich als eine Hypothese dar, die allerdings,

wenn man unsere Bedenken gegen ein Ausgehen von den Motiven nicht teilt, im großen und ganzen als mehr gesichert betrachtet werden kann, als ihre Gegner meinen. Wie nachgerade hervorzuheben an der Zeit ist, könnte man sagen, daß die egoistische Handlungsweise ein Gebot der Natur ist, auf dessen Nichtbefolgung Todesstrafe steht, und daß deshalb der Egoismus unter allen Motiven des Menschen immer eine große Rolle spielen wird. Deshalb würde er sicher gestatten, das menschliche Handeln zu einem Teile zu erklären, über dessen Größe verschiedene Ansichten möglich sind, der aber jedenfalls erheblich ist. Abgesehen davon hat es auch dann Interesse, jene Handlungsweise festzustellen, welche Konsequenz egoistischer Motive wäre, wenn man sich ganz darüber klar ist, daß der Mensch tatsächlich nicht darnach handelt; denn immer würde er seine egoistischen Motive gegen seine nichtegoistischen abwägen und sich klar zu machen suchen, was er aufgibt, wenn er nicht egoistisch handelt. Auch die ethischen Motive haben ihr Gesetz und sind weder unendlich noch beliebig, sondern stehen in festen Verhältnissen zu den übrigen. Aus diesem Grunde wären die Konsequenzen des Individualegoismus keineswegs so belanglos, wie manche Schriftsteller zu glauben scheinen. Nimmt man allerdings eine Hypothese des Individualegoismus zum Ausgangspunkte unserer Disziplin, so kann man der Frage nicht ausweichen, inwieweit derselbe wirklich herrscht, und von welchen Zielen er geleitet ist, obgleich das im Sinne des Gesagten nicht für die Richtigkeit sondern nur für die Bedeutung der Resultate wichtig wäre. Dabei müßte man aber immer untersuchen, inwieweit man die Hypothese wirklich braucht, um eine eventuelle Kontroverse auf ein möglichst enge Gebiet einzuschränken. Es ist sicher, daß die dem Individuum bewußten Motive seiner Handlungen nicht lediglich egoistischer Natur sind und dann auch, daß der Individualegoismus nicht lediglich auf wirtschaftlichen sondern auch auf anderen Momenten beruht. Die erstere Erkenntnis vernichtet die Theorie, daß der Mensch lediglich Egoist sei, nur dann nicht, wenn man den Egoismus so weit

definiert, daß auch jede Betätigung des Altruismus aus dem Grunde, weil sie ein Bedürfnis befriedigt, darunter fällt, ein Auskunftsmittel, welches die Theorie zu einer Selbstverständlichkeit herabdrückt. Die letztere Erkenntnis nimmt dem Individual-Egoismus jene Einfachheit und Einheitlichkeit welche ihn als Erklärungsprinzip so sehr empfiehlt. Wille zur Macht, Freude an der Anstrengung und ähnliche Dinge machen es notwendig, zwischen einem eudämonistischen oder hedonistischen und einem energischen oder voluntaristischen Egoismus zu unterscheiden, und man kann uns daher kaum vorwerfen, daß wir auf ein so sehr einfaches Hilfsmittel verzichten, wenn wir von Egoismus nichts wissen wollen, gar nicht zu reden von den Einwendungen historischer und sozialer Natur, denen solch ein Ausgangspunkt sicherlich — mit Recht oder Unrecht — begegnet. Wir können vielmehr froh sein, daß wir hedonistischer u. ä. Hypothesen zur Erklärung der Preiserscheinung nicht bedürfen, und sollte an irgend einer Stelle derartiges doch notwendig werden, so wird man gut tun, seine Annahmen auf das Notwendigste und vor allem auf das konkrete Problem, für das sie notwendig sind, zu beschränken.

Wir halten es auch nicht für nötig, einen homo oeconomicus, eine Art Personifizierung des hedonischen Egoismus zu konstruieren wie es öfter geschah. Nicht als ob wir das für prinzipiell falsch hielten; wir verstehen vollkommen, daß die Autoren dieser Hilfskonstruktion nichts Unrichtiges meinen, aber wir finden, daß wir sie entbehren können und vermeiden sie daher. Wir betrachten auch nicht von vornherein einen homme moyen. Mitunter kann es zweckmäßig sein, die Behauptung aufzustellen, daß die Wertfunktionen verschiedener Individuen einander ähnlich sind. Das können wir freilich nie strikte beweisen, und ein so gewonnenes Resultat bedarf sicherlich der Bestätigung an den Tatsachen, wobei sich dann ebensogut zeigen kann, daß es sich überraschend bewährt, mehr als wir erwarteten, sozusagen wahrer ist als seine Vorraussetzung, wie auch, daß ein auf breitester Basis stehendes Resultat, das aus den gesichertsten Voraus-

setzungen deduziert oder aus der reichsten Beobachtung induziert ist, in Folge irgend welcher Umstände ganz kläglich versagt; aber wir werden diese Annahme erst in dem Momente machen, wo sie uns zweckmäßig erscheint und dann nur auf den betreffenden Fall beschränken.

Endlich halten wir es auch nicht für nötig, unsere Resultate auf den ordinary business man zu beschränken, wie es A. Marshall tut. Sicherlich steht uns diese Konstruktion — denn eine solche ist auch dieser, scheinbar unmittelbar auf die Beobachtung der Wirklichkeit basierte Begriff — am nächsten. Wir wollen nur überhaupt nicht auf die handelnden Menschen sehen, sondern nur auf die Gütermengen in deren Besitze: Wir wollen deren Veränderungen oder richtiger, eine gewisse Art ihrer Veränderungen beschreiben, wie wenn sie sich automatisch vollzögen, ohne die Menschen, die dieselben tatsächlich bewirken, weiter zu beachten. Für viele der Zwecke der Nationalökonomie in ihrem weiteren und üblicheren Sinne, mag diese Betrachtungsweise nicht ausreichen und eine andere besser sein; vom Standpunkte der reinen Ökonomie aber ist sie u. E. die passende. Schärfer als irgendeine hebt sie das Wesen ihrer Sätze hervor und sie ist nichts anderes, als der exakte Kern dessen, was die Ökonomen uns über Motive usw. zu sagen haben — mag sie sich auch auf den ersten Blick wenig empfehlend ausnehmen.

Das ist es denn, was von diesem Teile des älteren Systemes der Ökonomie übrig bleibt: Wenn man absieht von politischen, ethischen u. a. Einwendungen verschiedener Art und sich auf das Gebiet der reintheoretischen Diskussion beschränkt, so kann man sagen, daß durch kritische Arbeit in ununterbrochenem Entwicklungsgange sich drei Typen von Betrachtungsweisen herauskristallisiert haben, die alle Leistungen darstellen, die nicht ohne Wert sind und den methodischen Hilfsmitteln auch besser entwickelter Wissenschaften an die Seite gestellt werden können: Jene mit Hilfe des homo oeconomicus — der hedonischen Rechenmaschine — jene des ordinary business man und die von


mir vertretene. Alle drei sind „richtig“, das heißt frei von Unklarheiten und prinzipiellen Fehlern, und alle drei gehen in ihren Wurzeln bis auf die Anfänge unserer Wissenschaft zurück; aber doch sind sie sehr verschieden. Der homo oeconomicus ist eine Konstruktion, deren hypothetischer Charakter nunmehr erkannt ist, wodurch er sich vom wirtschaftenden Individuum der Früheren, dessen wirkliche Existenz behauptet wurde, unterscheidet. Der ordinary business man stellt eine Berücksichtigung der neueren Anschauungen über die Motive des Menschen und den loyalsten Versuch dar, die Lehre der Klassiker mit denselben in Einklang zu bringen. Unsere Betrachtungsweise ist sicherlich die strengste und klarste und u. E. dort vorzuziehen, wo es sich um korrekte Hervorhebung des Wesens unserer Disziplin handelt; aber nur dort, in anderen Fällen steht es jedermann frei, zwischen den anderen Eventualitäten zu wählen.



VI. Kapitel.

Der methodologische Individualismus.

§ 1. Wir haben die Unklarheiten, die um die Werthypothese und um das Problem der Motive des menschlichen Handelns herumliegen, aus unserem Wege entfernt. Es erübrigt nur noch zu rechtfertigen, daß auch wir vom Güterbesitze des Individuums ausgehen. Wir müssen sicher erwarten, daß das auf einigen Widerspruch stoßen wird, da bekanntlich die individualistische Betrachtungsweise gegenwärtig vielfach als verfehlt angesehen wird: Der Atomismus ist ja einer der beliebtesten Angriffspunkte der Gegner der Theorie. Die Betrachtung der Klassiker ging vom Individuum aus und die neuere Ökonomie ist derselben im großen und ganzen gefolgt und hat sich so denselben Angriffen ausgesetzt, welche zuerst gegen die ersten gerichtet wurden. Der Gegner der Theorie ist sich im allgemeinen nicht bewußt, daß ein und was für ein Unterschied zwischen dem alten und dem neuen System der Ökonomie in diesem Punkte besteht und richtet seine Argumente meist unterschiedlos gegen beide. Die Theoretiker sind die Antwort nicht schuldig geblieben, und wir haben eine jener Kontroversen vor uns, welche jene eigentümliche Resultatlosigkeit aufweisen, die wir bei so vielen die Grundfragen unserer Disziplin betreffenden Diskussionen finden: Beide Teile halten sich allgemeine Argumente vor und verteidigen dieselben mit einer durch die angenommene politische und soziale Tragweite derselben bedingten Erbitterung. Natürlich kann



so gar nie eine Verständigung erzielt werden, und oft sieht es so aus, als ob eine solche gar nicht beabsichtigt wäre; und wiederum ist kaum etwas anderes zur Aufklärung der Sache nötig, als sich mit Ruhe zu fragen, für welche Probleme und Zwecke, die sich gegenüberstehenden Ansichten eigentlich gemeint sind. Wenn man das tut, bemerkt man, daß der Streit seinen odiosen Charakter verliert und sich die Schwierigkeiten ganz von selbst auflösen. Das wollen wir denn auch in aller Ruhe tun. Zunächst wollen wir die Einwendungen der Gegner der Theorie gegen die individualistische Auffassung der Dinge betrachten und sodann verschiedene Tendenzen innerhalb der Theorie selbst, welche den gleichen Zweck verfolgen.

Was wollten die Kritiker des klassischen Systemes, als sie die individualistische Grundlage desselben angriffen? Wie fast alle Angriffe gegen das klassische System, so richtet sich auch dieser vornehmlich gegen gewisse praktische Spitzen. Der Individualismus ist dem Sozialismus und jeder Art von Sozialpolitik in größerem oder geringerem Maße entgegengesetzt, den Schlagworten vom „freien Spiele der wirtschaftlichen Kräfte“, der individuellen Initiative und Verantwortlichkeit wurden andere Schlagworte gegenübergestellt. Die politische Niederlage des individualistischen Liberalismus schädigte auch das wissenschaftliche Ansehen jener Werke, in denen im scheinbaren Zusammenhange mit den Grundlagen der reinen Ökonomie individualistische Postulate aufgestellt wurden. Das sind alles sehr bekannte Dinge. Man weiß auch, wie die gewaltige Entwicklung der sozialpolitischen Bestrebungen, an der die wissenschaftlichen Kreise so hervorragenden Anteil nahmen, dazu führte, daß man sich mit Heftigkeit aus ethischen nicht weniger als aus politischen Gründen gegen den Individualismus wandte. Energisch hielt man dem Individuum vor, daß es seine Existenz und seine Entwicklung der Gesellschaft verdanke, daß die Frucht seiner Arbeit nicht ihm allein gehöre. Doch genug davon. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß die Animosität gegen den Atomismus in der



Uns scheint die erwähnte Tendenz zu einem großen Teile aus der eben besprochenen hervorgegangen zu sein. Der Sozialpolitiker und der Nationalökonom sind ja sehr oft eine und dieselbe Person. Legt der erstere so sehr auf soziale Momente Gewicht, so liegt es für den letzteren nahe, dasselbe zu tun. Wir werden dem gegenüber auf das Gesagte hinweisen, nämlich, daß dieser Zusammenhang kein notwendiger sei. Doch können wir über die wissenschaftliche Auffassung dieser Gruppe nicht ohne weiteres hinweggehen, sondern müssen sie an sich betrachten. Zu einem anderen Teile kommt uns von der Biologie und der Soziologie her eine Anregung in derselben Richtung. Manche Biologen sprechen von einem „erreuer individualiste“, der darin liege, daß man das Individuum zu sehr an sich betrachte, während es doch nichts anderes sei als ein Glied in der Kette einer langen Entwicklung. In ähnlicher Weise meinen manche Ökonomen ausgehend von der Tatsache, daß der Mensch allein nicht leben könne und nur aus seinem sozialen Milieu heraus zu verstehen, ferner tausenderlei sozialen Einflüssen unterworfen sei, welche an dem Einzelnen schlechterdings nicht studiert werden können, daß eine individualistische Ökonomie wenig Wert habe, und viele Soziologen haben uns Ähnliches gesagt. Auch noch direkter hat die Biologie Einfluß genommen, nämlich durch das Medium der sogenannten organischen Staatsauffassung, welche uns jedoch hier nicht weiter interessiert. Das dritte Element der in Rede stehenden Tendenz endlich bilden manche Theoretiker, welche mit dem Begriffe der Gesellschaft und des gesellschaftlichen Wertes auch innerhalb der reinen Theorie operieren.

Gehen wir nun etwas näher auf dieselbe ein. Es würde uns wenig frommen in die allgemeine Diskussion einzutreten, welche übrigens nur zu bekannt ist. Wollten wir z. B. das Wesen der Volkswirtschaft untersuchen, so müßten wir zu den beiden Auffassungen Stellung nehmen, welche die entgegengesetzten Standpunkte auf diesem Gebiete scharf charakterisieren. Es sind das die Auffassungen der Volks-

ausgehe. Die Frage ist nun lediglich die, ob dieser Ausgangspunkt zweckmäßig sei und ausreichend weit führe oder ob man für manche Probleme oder die ganze Nationalökonomie besser die Gesellschaft zum Ausgangspunkte wähle. Das aber ist lediglich eine methodologische Frage ohne jede prinzipielle Bedeutung. Der Sozialist kann sie im Sinne des methodologischen Individualismus, der politische Individualist im Sinne einer sozialen Betrachtungsweise lösen, ohne mit sich selbst in einen Widerspruch zu geraten. Damit haben wir etwas erreicht: Wir haben unsere Frage der praktischen Tragweite und der Dornenkrone des aktuellen Interesses entkleidet. Das ist in der neueren Ökonomie auch sonst schon in ziemlichem Umfange geschehen und darin liegt ein großer, — vielleicht der größte — Unterschied zwischen dem modernen und dem älteren System derselben. Bei ersterem ist es oft schwer, reine Theorie und praktische Stellungnahme zu sondern, obgleich es meist möglich ist, das letztere hält sich mehr von Abschweifungen frei und manche Theoretiker haben die Gemeinschaft mit dem „Manchestertum“ energisch abgelehnt. Freilich wird immer wieder dagegen verstoßen und soweit haben die Gegner Recht, aber im Ganzen kann man die Wissenschaft als von diesem Hemmschuh befreit ansehen.

Nun wenden wir uns dem zweiten Teile unserer Aufgabe zu. Dabei müssen wir bemerken, daß wir an dieser Stelle nicht viel mehr tun können, als zu zeigen, daß wir die erhobenen Einwendungen kennen, und wie wir über sie denken; eine erschöpfende Antwort auf diese ganze Frage gibt nur die Gesamtheit unserer Erörterungen.

Die individuelle Betrachtungsweise durch eine soziale zu ersetzen oder wenigstens das soziale Moment mehr zu berücksichtigen, ist eines der wichtigsten Desiderata, eines, das man sehr häufig hören kann. Würde man jemand fragen, was er für die dringendste Reform auf unserem Gebiete halte, so würde er unter anderen unfehlbar diesen Punkt nennen. Doch wie soll denn das geschehen und welchen Vorteil hätten wir davon?

Uns scheint die erwähnte Tendenz zu einem großen Teile aus der eben besprochenen hervorgegangen zu sein. Der Sozialpolitiker und der Nationalökonom sind ja sehr oft eine und dieselbe Person. Legt der erstere so sehr auf soziale Momente Gewicht, so liegt es für den letzteren nahe, dasselbe zu tun. Wir werden dem gegenüber auf das Gesagte hinweisen, nämlich, daß dieser Zusammenhang kein notwendiger sei. Doch können wir über die wissenschaftliche Auffassung dieser Gruppe nicht ohne weiteres hinweggehen, sondern müssen sie an sich betrachten. Zu einem anderen Teile kommt uns von der Biologie und der Soziologie her eine Anregung in derselben Richtung. Manche Biologen sprechen von einem „*erreur individualiste*“, der darin liege, daß man das Individuum zu sehr an sich betrachte, während es doch nichts anderes sei als ein Glied in der Kette einer langen Entwicklung. In ähnlicher Weise meinen manche Ökonomen ausgehend von der Tatsache, daß der Mensch allein nicht leben könne und nur aus seinem sozialen Milieu heraus zu verstehen, ferner tausenderlei sozialen Einflüssen unterworfen sei, welche an dem Einzelnen schlechterdings nicht studiert werden können, daß eine individualistische Ökonomie wenig Wert habe, und viele Soziologen haben uns Ähnliches gesagt. Auch noch direkter hat die Biologie Einfluß genommen, nämlich durch das Medium der sogenannten organischen Staatsauffassung, welche uns jedoch hier nicht weiter interessiert. Das dritte Element der in Rede stehenden Tendenz endlich bilden manche Theoretiker, welche mit dem Begriffe der Gesellschaft und des gesellschaftlichen Wertes auch innerhalb der reinen Theorie operieren.

Gehen wir nun etwas näher auf dieselbe ein. Es würde uns wenig frommen in die allgemeine Diskussion einzutreten, welche übrigens nur zu bekannt ist. Wollten wir z. B. das Wesen der Volkswirtschaft untersuchen, so müßten wir zu den beiden Auffassungen Stellung nehmen, welche die entgegengesetzten Standpunkte auf diesem Gebiete scharf charakterisieren. Es sind das die Auffassungen der Volks-

wirtschaft einerseits als „Organismus“ und andererseits als „Resultante des wirtschaftlichen Handelns und Seins der Individualitäten“. Wir sehen hier wieder einmal, daß gar nichts leichter ist, als beide Auffassungen mit allgemeinen Gründen zu verteidigen. Jede Massenerscheinung besteht natürlich aus individuellen Erscheinungen, und so liegt der Schluß nahe, daß man die letzteren untersuchen müsse, um die ersteren zu verstehen. Ebenso klar ist es, daß die Angehörigen einer Volkswirtschaft oder einer Klasse irgendwelcher Art innerhalb derselben durch unzählige Bande sehr viel enger untereinander verbunden sind als mit Angehörigen anderer Volkswirtschaften, daß Wirkungen und Wechselwirkungen wirtschaftlicher und anderer Art, Kooperation und Antagonismen eine große Rolle spielen, welche sich nicht ohne weiteres am Individuum zeigen und das hinwiederum führt zur Konsequenz, daß man irgendeine soziale Gruppe zum Ausgangspunkte des Gedankenganges und als Einheit für denselben nehmen müsse. Die eine Partei kann der anderen ebenso gut beweisen, daß der Staat kein animalischer Körper sei, und daß jede Maschine aus unterscheidbaren Bestandteilen bestehe, wie diese der ersteren, daß die Menschen nie allein leben und arbeiten und eine Maschine mehr sei, als eine Summe von zusammenhangslosen Eisenstücken. Daß Analogien und Allgemeinheiten zu nichts führen, betonen wir immer: die Detailuntersuchung nur kann beachtenswerte Resultate geben; aber hier handelt es sich um etwas anderes: Was die Volkswirtschaft nämlich ist, und ob das Individuum die treibende Kraft sei oder eine solche anderswo gesucht werden müsse, ist belanglos für uns. Wir sind im allgemeinen gerne bereit, alles was Sozialpolitiker und Historiker uns über diesen Punkt zu sagen haben, zu akzeptieren und würden irgendeine abstrakte Konstruktion etwa im Sinne des Naturrechtes nicht einmal für würdig halten, diskutiert zu werden. Daß soziale Einflüsse das Handeln des Einzelnen bestimmen, und daß der Einzelne ein verschwindend kleiner Faktor sei, geben wir durchaus zu, aber hier ist das alles gleichgültig. Nicht

darauf kommt es uns an, wie sich diese Dinge wirklich verhalten, sondern wie wir sie schematisieren oder stylisieren müssen, um unsere Zwecke möglichst zu fördern, das heißt also, welche Auffassung die vom Standpunkte der Resultate der reinen Ökonomie praktischste sei.

Das ist ein ebenso paradoxer wie fundamentaler Satz: Für den Nationalökonom soll das Wesen der Volkswirtschaft gleichgültig sein? Wir zögern nicht die Frage zu bejahen. Ja wir gingen noch weiter, wir sagten, daß selbst das Wesen des Wirtschaftens für uns gleichgültig sei. Wir haben auf das zu blicken, was wir erreichen wollen — das ist in diesem Falle die Preiserscheinung — und nur das anzuführen, was zur Erreichung unseres Zieles unbedingt nötig ist. Nur dann treten die Formen unseres Gedankenganges und seine wirkliche Bedeutung scharf und plastisch hervor. Und was nötig ist, läßt sich nicht a priori sagen.

Angewendet nun auf die Frage, mit der wir es hier zu tun haben, läßt uns das Gesagte das Wesen dessen, wofür wir den Namen „methodologischer Individualismus“ vorschlagen, deutlich verstehen. Wir sahen schon früher, daß er keine praktische Forderung und keine moralischen und sonstigen Wertungen verschiedener Organisationsformen der Volkswirtschaft enthalte, mithin von Einwendungen dieser Kategorie nicht getroffen werden könne; wir sehen nun weiter, daß er auch keine Aussage über Tatsachen enthalte denn wir sagen nichts darüber aus, was für das Handeln des Menschen bestimmend sei. Wir wollen gewisse wirtschaftliche Vorgänge beschreiben und auch das nur innerhalb ganz enger Grenzen. Die tieferen Gründe derselben mögen interessant sein, aber sie berühren unsere Resultate nicht. Sie gehören zu dem Gebiete der Soziologie und daher kann unsere Auffassung auch nicht durch den Nachweis unmöglich gemacht werden, daß man die Vorgänge in einer Volkswirtschaft tatsächlich nicht als rein individuelle erklären könne. Wenn der Nationalökonom seine individualistische Methode mit Tatsachen verbrämt und etwa behauptet, daß das Individuum der Angelpunkt aller Erklärung sei, so

können wir das nicht billigen und geben soweit vollkommen den Gegnern Recht. Aber man wird nicht vergessen dürfen, daß man sehr oft und sogar in der Regel derartige Behauptungen einfach weglassen kann, ohne daß das Reinökonomische an der Sache alteriert wird. In diesem Falle kann die Kritik leicht zu weit gehen und Recht und Unrecht fast unentwirrbar vermischt werden.

Der methodologische Individualismus ist endlich keine Spekulation philosophischer Natur, kein Zukunftsideal und dergleichen mehr. All das wurde der Theorie imputiert, halb mit Recht, halb mit Unrecht in der ausgeführten Weise. Jeder unbefangene Urteiler wird zugeben müssen, daß unsere Darstellung keinem dieser zu Schlagworten gewordenen und bis zum Überdruß wiederholten Angriffen ausgesetzt ist.

Wir meinen nichts anderes, als daß die individuelle Betrachtungsweise kurz und zweckmäßig zu in erheblichem Maße brauchbaren Resultaten führt und allerdings auch, daß innerhalb der reinen Theorie uns eine soziale Betrachtungsweise keine wesentlichen Vorteile gewährt und mithin überflüssig ist. Sicherlich, sobald wir die Grenzen der reinen Theorie überschreiten, gestaltet sich die Sache anders. In der Organisationslehre z. B. und überhaupt in der Soziologie käme man wohl mit dem Individualismus nicht weit, was aber nicht besonders zu bedauern ist, wenn man über den lediglich methodologischen Charakter desselben im Klaren ist.

So haben wir nun einen weiteren Schritt getan und manche Schwierigkeiten beseitigt, welche immerfort Steine des Anstoßes bilden, allerdings auch unsere Frage jedes auch nur wissenschaftlichen prinzipiellen Interesses entkleidet. Wir haben weniger ein Problem gelöst als nachgewiesen, daß wir dasselbe nicht zu lösen brauchen. Ganz von selbst ergibt sich, daß jene theoretischen Erörterungen, welche mit dem berühmten oder berüchtigten Instrumente des „Robinson“ arbeiten, von der Einwendung nicht getroffen werden können, daß ein solcher nur in Ausnahmefällen und nie für lange existieren könne. Hier tritt das Mißverständnis, das in vielen solchen Einwendungen steckt, besonders klar zutage.



Prinzipielle Einwendungen gegen den „Atomismus“, so wie wir ihn vertreten gibt es also nicht. Was an solchen vorgebracht wurde, bezieht sich auf Dinge, die gewiß in einem scheinbaren Zusammenhange mit ihm stehen, aber von ihm getrennt werden können. Gewiß interessieren uns die individuellen Vorgänge an sich nicht, wohl aber sollen sie uns dazu dienen, die Massenerscheinungen auf unserem Gebiete zu beschreiben. Das Tun eines Individuums an sich ist uns so gleichgiltig, wie dem Ethnologen die Haarfarbe eines solchen. Aber doch kann er die Haarfarbe eines Volkes nicht an einem Volke an sich, sondern nur an Individuen beobachten, um dann aus den Einzelbeobachtungen irgendwie, etwa im Sinne der „typischen“ oder der „repräsentativen“ Methode der Statistik, ein Urteil über die erstere konstruieren. Das Beispiel trifft nicht ganz zu. Es zeigt uns aber, daß individuelle Methode und soziale Resultate keineswegs inkompatibel sind.

Wir glauben nun, daß die alte individualistische Methode tatsächlich auch heute unentbehrlich ist, freilich nur für die Zwecke der reinen Theorie im engsten Sinne. Unsere Methode passt nur darauf und hat nur auf diesem Gebiete brauchbare Resultate geliefert. Einerseits ist es unmöglich, andererseits überflüssig — beides für den Kreis der Probleme, die heute wirklich ausgearbeitet sind —, sie zu verlassen. Vielleicht wird das später einmal geboten sein, so wie es schon gegenwärtig außerhalb jenes ganz engen Gebietes der Fall ist. Aber für jetzt und die nächste Zukunft wäre eine Neuerung wahrem Fortschritte nur hinderlich. Freilich können wir das hier nicht mit allgemeinen Gründen beweisen; nur die Betrachtung des Details der reinen Theorie kann das lehren, an jedem ihrer einzelnen Sätze muß man es untersuchen.

Alles, was wir tun konnten, war, einigen Einwendungen zu begegnen, Mißverständnisse zu zerstreuen und dem Leser zu zeigen, daß wir nichts wollen, was prinzipielle Bedenken erregen könnte. Nur das ließ sich allgemein erörtern. So werden wir denn im Folgenden im allgemeinen nicht vor

sozialen Kategorien sprechen und so durch die Tat zeigen, daß die individualistische Betrachtungsweise in unserem Sinne, von jedem praktischen Interesse entblößt, sich auf unserem Gebiete bewährt und für dasselbe ausreicht. Dieser zweite Teil unseres Beweisthemas ergibt sich also nur aus der Gesamtheit des Folgenden. Dabei steht es jedermann frei, für die Zwecke der Diskussion sozialer oder politischer Probleme ökonomische Begriffe sozialer Kategorie zu bilden, wos wünschenswert erscheint. Wir betonen immer wieder, nur für das System der Theorie in seiner reinsten Form gilt das Gesagte.

Hier seien noch die beiden wichtigsten Gruppen von Begriffen erwähnt, bei denen man das soziale Moment einführen wollte und welche wir im ausgeführten Sinne für jetzt ablehnen möchten. Die erste ist charakterisiert durch die Worte „Volkseinkommen“, „Volksvermögen“, „Sozialkapital“ und spielt besonders in der deutschen Literatur eine Rolle (Held, Wagner). Besonders energisch wurde die Notwendigkeit ihrer Einführung von Stolzmann vertreten. Aber nichts spricht so sehr für uns als der Umstand, daß der letztere in eigentlich theoretischen Fragen dennoch wenig Gebrauch davon macht. Wo er es tut, ist das nur eine Frage der Ausdrucksweise und ändert die individualistische Grundlage der Theorie nicht.

Wenn man das Gebäude unserer Theorie unbeeinflusst von Vorurteilen und von außen kommenden Forderungen aufbaut, so begegnet man diesen Begriffen überhaupt nicht. Wir werden uns daher mit ihnen nicht weiter beschäftigen; wollten wir das aber tun, so würde sich zeigen, welche Fülle von Unklarheiten und Schwierigkeiten ihnen anhaftet, wie sie in engem Zusammenhange mit vielen schiefen Auffassungen stehen, ohne auch nur zu einem wirklich wertvollen Satze zu führen.

Die zweite Gruppe ankert im Begriffe des sozialen Wertes. Schon in den frühesten Stadien der Theorie finden sich Anklänge daran, prinzipielle Bedeutung hat er erst in der Gegenwart gewonnen und zwar im „sozialen Werte“



Getränke u. dergl. Es mag zweckmäßig sein, die Subjektivität der Wertungen auch in der Terminologie zum Ausdrucke zu bringen. Aber es gibt nichts absolut „Nützliches“, ebensowenig wie absolut „Wertvolles“. „Nutzen“ ist geradeso wie „Wert“ ein Ausdruck für individuelle Schätzungen, und es liegt daher für uns kein Grund vor, zwischen beiden zu unterscheiden. Wollte man verhindern, daß Nebenbedeutungen der von uns verwendeten Begriffsbezeichnungen zu Mißverständnissen führen, so wäre es wohl am besten, ein eigenes Wort zu konstruieren, wie etwa Pareto's „Ophelimität“. Aber wir wollen das nicht tun. Hier, wo wir die Elemente als bekannt voraussetzen, sind Schwierigkeiten solcher Art kaum zu fürchten. Wir wollten diesen Punkt nur streifen und halten uns nicht dabei auf.

Zum anderen sodann wurde nur jenen Dingen Wert zugeschrieben, welche in verhältnismäßig geringer Quantität vorhanden sind. Man folgte da dem Sprachgebrauche, welcher z. B. Wasser unter gewöhnlichen Verhältnissen als „wertlos“ bezeichnet, obgleich es offenbar „nützlich“ ist. „Der Nutzen wird zum Werte, insofern sein Nichtvorhandensein in Betracht kommt“, sagt einer jener Theoretiker, damit treffend die Ansicht jener Gruppe zum Ausdrucke bringend. v. Boehm-Bawerk sagt: „Damit Wert entstehe, muß sich zur Nützlichkeit auch Seltenheit gesellen“¹. „Ein Mann sitzt an einer reichlich sprudelnden Quelle guten Trinkwassers. Er hat seinen Becher angefüllt, und Wasser genug, um hundert andere Becher zu füllen, quillt in jeder Minute an ihm vorüber. Und nun denken wir uns einen anderen Mann, der in der Wüste reist. Eine lange Tag-reise durch heißen Wüstensand trennt ihn noch von der nächsten Oase, und er besitzt nur noch einen einzigen, den letzten Becher Wassers . . . Nützlich, das ist fähig, ein Bedürfnis zu befriedigen, ist der Becher Wassers im ersten Falle geradeso wie im zweiten. Auch genau im gleichen Grade“². Aber nur im letzteren habe derselbe „Wert“. Es

¹ Pos. Theorie p. 142.

² Ebenda p. 140 f.



VII. Kapitel.

Zum Wertbegriffe.

§ 1. Obgleich die volle Bedeutung dessen, was wir über dieses Thema noch zu sagen haben, sich erst später zeigen kann und es sonst unser Grundsatz ist, die Dinge dort zu behandeln, wo wir sie brauchen, so sollen doch hier einige notwendige Bemerkungen¹ zusammengefaßt werden. Erst wenn wir uns das Erklärungsprinzip, das wir verwenden wollen, ganz klar gemacht haben, wollen wir zur Betrachtung der Gütermengen übergehen, deren methodologischer Überbau die Wertfunktionen sind. Wertfunktionen und Gütermengen, das ist alles, was es auf unserem Untersuchungsgebiete gibt, alles, woraus sich unser Bild der Wirklichkeit zusammensetzt. Nur die letzteren sehen wir, die ersteren konstruieren wir, wie gesagt, hinzu. Betrachten wir uns unsere Konstruktion noch etwas näher. Bei den folgenden Bemerkungen werden wir eine psychologische Ausdrucksweise nicht immer ängstlich vermeiden, da dieselbe sicherlich oft bequem und kurz ist.

Zunächst sei darauf hingewiesen, daß wir die Begriffe „Wert“ und „Nutzen“ nicht unterscheiden, vielmehr beide Termini ganz synonym verwenden. Die psychologischen Werttheoretiker haben meines Wissens ausnahmslos einen solchen Unterschied gemacht und zwar in doppelter Weise. Einmal wurde gesagt, daß oft Dinge „gewertet“ würden, welche dem Individuum nicht „nützlich“ sind, z. B. alkoholische

¹ Dieselben sind nur für den Theoretiker von Fach von Interesse-

Getränke u. dergl. Es mag zweckmäßig sein, die Subjektivität der Wertungen auch in der Terminologie zum Ausdrucke zu bringen. Aber es gibt nichts absolut „Nützliches“, ebensowenig wie absolut „Wertvolles“. „Nutzen“ ist geradeso wie „Wert“ ein Ausdruck für individuelle Schätzungen, und es liegt daher für uns kein Grund vor, zwischen beiden zu unterscheiden. Wollte man verhindern, daß Nebenbedeutungen der von uns verwendeten Begriffsbezeichnungen zu Mißverständnissen führen, so wäre es wohl am besten, ein eigenes Wort zu konstruieren, wie etwa Pareto's „Ophelimität“. Aber wir wollen das nicht tun. Hier, wo wir die Elemente als bekannt voraussetzen, sind Schwierigkeiten solcher Art kaum zu fürchten. Wir wollten diesen Punkt nur streifen und halten uns nicht dabei auf.

Zum anderen sodann wurde nur jenen Dingen Wert zugeschrieben, welche in verhältnismäßig geringer Quantität vorhanden sind. Man folgte da dem Sprachgebrauche, welcher z. B. Wasser unter gewöhnlichen Verhältnissen als „wertlos“ bezeichnet, obgleich es offenbar „nützlich“ ist. „Der Nutzen wird zum Werte, insofern sein Nichtvorhandensein in Betracht kommt“, sagt einer jener Theoretiker, damit treffend die Ansicht jener Gruppe zum Ausdrucke bringend. v. Boehm-Bawerk sagt: „Damit Wert entstehe, muß sich zur Nützlichkeit auch Seltenheit gesellen“¹. „Ein Mann sitzt an einer reichlich sprudelnden Quelle guten Trinkwassers. Er hat seinen Becher angefüllt, und Wasser genug, um hundert andere Becher zu füllen, quillt in jeder Minute an ihm vorüber. Und nun denken wir uns einen anderen Mann, der in der Wüste reist. Eine lange Tagreise durch heißen Wüstensand trennt ihn noch von der nächsten Oase, und er besitzt nur noch einen einzigen, den letzten Becher Wassers... Nützlich, das ist fähig, ein Bedürfnis zu befriedigen, ist der Becher Wassers im ersten Falle geradeso wie im zweiten. Auch genau im gleichen Grade“². Aber nur im letzteren habe derselbe „Wert“. Es

¹ Pos. Theorie p. 142.

² Ebenda p. 140 f.

sei nun nicht zuviel behauptet, wenn man diese Unterscheidung für eine der fruchtbarsten und fundamentalsten unserer ganzen Wissenschaft erkläre. Gegen Güter, die nur nützlich sind, benehme sich der praktische Wirt achtlos und gleichgiltig. Solche Güter seien praktisch für unsere Wohlfahrt Nullen und nur solche haben Wert, von denen wir ein Stück Befriedigung, Wohlfahrt, Lebensgenuß abhängig wissen, mit anderen Worten, die in einer im Verhältnis zum Bedarfe geringer Menge vorhanden sind.

Dazu haben wir einiges zu sagen. Vor allem scheint uns jener Unterschied nicht so scharf zu sein. Güter, denen hier Wert abgesprochen wird, sind jene, deren „Grenznutzen“ gleich Null ist. Nun, der Übergang von einem sehr kleinen Grenznutzen zum Grenznutzen Null ist offenbar ein allmählicher und kein plötzlicher, springender. So kann auch die Grenze zwischen freien und wirtschaftlichen Gütern nur eine fließende sein.

Aber wichtiger ist das folgende: Auch freie Güter haben Wertfunktionen. Davon kann man sich eben dadurch überzeugen, daß man sie durch Verringerung der vorhandenen Menge in wirtschaftliche überführt. Ja sogar um festzustellen, daß ein bestimmtes Gut für ein bestimmtes Individuum ein „freies“ ist, brauchen wir die Wertfunktion, da der Nullpunkt des Grenznutzens eben auch von ihrer Gestalt oder, populärer gesprochen, vom Bedarfe abhängt. Es besteht also kein wesentlicher Unterschied zwischen freien und wirtschaftlichen Gütern, und aus diesem Grunde sollen auch in dieser Bedeutung Wert und Nutzen für uns synonym sein.

§ 2. Das führt uns auf einen wichtigen Punkt, auf den Begriff des Gesamtwertes. Eine Wertfunktion ist auch bei freien Gütern vorhanden, nur ist ihr Grenznutzen gleich Null. Wie steht es mit dem Werte der ganzen Menge des betreffenden Gutes für ein Individuum? Man hat mitunter gesagt, daß dieser Gesamtwert ebenfalls gleich Null sei, (v. Wieser, neuestens F. A. Fetter). Der Gedanken-



auszudehnen, deren Wert für das Individuum über alles groß ist, d. h. nicht von Null, sondern von einer bestimmten Untergrenze aus, über die hinaus das Lebensinteresse nicht mehr ins Spiel kommt, zu integrieren. Wir müssen dem Individuum sozusagen ein Existenzminimum überlassen und können nur den Wert jener Gütermengen ausdrücken, welche über dasselbe hinausgehen.

Das ist eine wichtige Einschränkung, welche aber niemand wundernehmen wird, der die Funktionensysteme anderer Wissenschaften und überhaupt die Funktionentheorie kennt. In der modernen Funktionentheorie werden sogar zuerst die Grenzen, zwischen denen die Funktion besteht, und dann erst diese selbst untersucht. Immer sind es nur bestimmte Intervalle, in denen wir uns bewegen können. Was außerhalb derselben geschieht, muß uns gleichgültig sein.

Wir gingen bei dieser Betrachtung von den freien Gütern aus. Aber es ist ersichtlich, daß ganz dasselbe auch von den wirtschaftlichen gilt, daß auch ihr Gesamtwert kein Produkt, sondern ein Integral ist.

Noch möchten wir auf einen Grund hinweisen, der jene Theoretiker unter anderem zu der erwähnten Auffassung des Gesamtwertes geführt haben mag. Es ist der Wunsch, die Vorgänge in der Verkehrswirtschaft unmittelbar aus der Werterscheinung abzuleiten, nachzuweisen, daß die normalen Preise stets der Ausdruck des vollen Wertes eines Gutes seien und daß der wirtschaftliche Verkehr nichts an der Bedeutung der Güter ändere, welche dieselben in der isolierten Wirtschaft hätten. Für den Preis ist der Grenznutzen entscheidend. Wäre er das nun nicht auch für den Gesamtwert, so würde sich eine Diskrepanz zwischen Wertsumme und Preissumme ergeben. Eine solche Diskrepanz nun besteht tatsächlich: es ist eine Täuschung, zu glauben, daß man namentlich das Einkommenproblem schon gelöst habe, wenn man die Werterscheinungen, die jenen Preisen, aus denen sich direkt die Einkommen ergeben — denen der „produktiven Leistungen“ — zugrunde liegen, abgeleitet hat. So tun es z. B. Clark und seine Nachfolger. Wir

wobei vorausgesetzt wird, daß die anderen erhalten bleiben. Diese Wertgrößen sind nun nicht weiter addierbar, was keineswegs erstaunlich ist. Daß der Gesamtwert größer ist als der Wert der Teile, ist nur solange ein Paradoxon, als man alle zugleich nur mit dem Grenznutzen anschlägt. Der Satz verliert alles Befremdende, wenn man sich den Sinn der verschiedenen Operationen vergegenwärtigt. Ist der Wert der Ausdruck der „Bedeutung eines Gutes für unsere Wohlfahrt“, so ist es klar, daß man, wenn man den Wert des ganzen Vorrates eines Individuums für dasselbe finden will, nicht bloß den Grenznutzen, sondern fortschreitend auch allen höheren Nutzen der von der Grenze abliegenden Teilchen anschlagen muß, d. h. man darf nicht die Gesamtmenge mit dem Grenznutzen multiplizieren, sondern man muß jede Teilmenge mit der Maßzahl der Intensität multiplizieren, die der Stelle entspricht, an der es nach der allerdings beliebigen Anordnung steht und dann die Summe dieser Produkte ziehen, d. h. man muß integrieren.

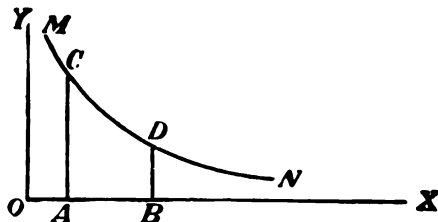
Dann verschwindet das Paradoxon, daß viele gerade der unentbehrlichsten Güter „keinen Wert“ haben, wie z. B. das Wasser. Gewiß haben sie einen „Gesamtwert“, nur ihr Grenznutzen ist gleich Null, woraus sich ergibt, daß sie keinen Preis erzielen.

Diese Betrachtungsweise ist erstens allgemeiner und zweitens scheint sie uns weit besser auf die Tatsachen zu passen als die übliche. Der Begriff des Gesamtwertes bietet übrigens noch manche Schwierigkeiten, von denen wir, um den Leser nicht mit Details der Theorie zu ermüden, nur die wichtigste anführen wollen. Der Gesamtwert vieler Güter ist überaus groß, man kann ihm das Symbol „unendlich“ zuordnen. Das ist bei allen jenen der Fall, von denen die Erhaltung des Lebens des Wirtschaftssubjektes abhängt, z. B. Nahrungsmittel usw. Wollen wir einen endlichen Ausdruck für den Gesamtwert haben, mit dem allein wir etwas anfangen können, so bleibt nichts anderes übrig als unsere Integration nicht bis zu jenen Mengen



erscheinung ist, nämlich das, was schon A. Smith mit „toil und trouble“ bezeichnete. Und so kann man in einem Sinne — wir kommen darauf noch zurück — gewiß sagen, daß der „Wert“ ebenso von den „Kosten“ bestimmt wird wie vom Nutzen. Die bekannten Gleichnisse Professor Marshalls und Professor Edgeworth', mit denen dieser Sachverhalt veranschaulicht werden sollte, sind in diesem Sinne durchaus zutreffend und man kann verstehen, daß die Vertreter des Kostenprinzipes gar nicht begreifen können, wie man das leugnen kann. In der Tat hat sich die Wertdiskussion der neueren Zeit immer zu sehr um „Wert“ im allgemeinen gedreht und wiederholt haben sich die Argumente der streitenden Parteien überhaupt verfehlt.

Uns scheint in jener klaren Unterscheidung, die besonders die mathematische Darstellung — und eigentlich nur sie — ermöglicht, eine Lösung der Kontroverse zu liegen, welche zwar für uns nicht völlig endgültig ist, die wir aber doch hier vorführen wollen.



Tragen wir auf der Abszissenachse eines rechtwinkligen Koordinatensystemes die Mengen eines Gutes im Besitze eines Individuums auf und interpretieren wir die Ordinaten als die Intensitäten des Wertes — als die „Grenznutzen“ jeder Teilmenge, wenn das Individuum nicht mehr besäße — so ergibt sich eine Kurve — MN — der Intensitäten, eben die Wertfunktion. Ihr Integral, d. i. die Fläche $ACDB$ — entsprechend dem früher Gesagten schließen wir die Menge OA , deren Nutzen unendlich sei, weil von ihrem Besitze das Leben des Individuums abhängt, aus — ist unser Gesamtwert. Beides sind völlig verschiedene Dinge.

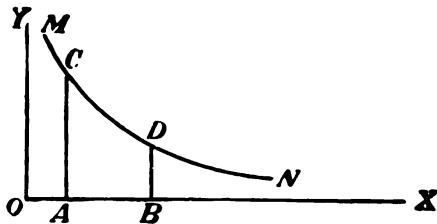
Auch über das Wesen des Grenznutzens klärt uns

werden noch darauf zu sprechen kommen und sehen, daß die Preisbildung tatsächlich dazu führt, daß demjenigen, der ein Gut austauscht, im allgemeinen nicht der Gesamtwert vergütet wird.

§ 3. Wir sahen, wie wichtig es ist, zwischen Wert und Wertfunktion zu unterscheiden. Hat in der älteren Ökonomie die Unklarheit und Vieldeutigkeit des Wertbegriffes große Schwierigkeiten gemacht, die ja auch dem Anfänger so sehr bekannt und noch lange nicht ganz überwunden sind, ist die neuere in Gefahr, in einer anderen Richtung in Mißverständnisse zu geraten, welche kaum weniger ärgerlich und störend sind und bereits zu manchen Unklarheiten geführt haben. Deshalb wollen wir dabei etwas verweilen. Es handelt sich um das Folgende: Wenn man vom Werte einer bestimmten Gütermenge für ein bestimmtes Wirtschaftssubjekt spricht, so muß man sich stets darüber klar sein, ob man Wertfunktion, Gesamtwert oder Grenznutzen meint. Der Satz: „Der Wert hängt von der Nützlichkeit ab“ — ist nur dann richtig, wenn man ihn von der Wertfunktion versteht. Diese basiert sicherlich auf den Bedürfnissen des Individuums, wie sich dieselben in seinen geäußerten Wertschätzungen zeigen. Man nennt das mit einem geläufigen Namen „Intensitätsskala des Wertes“. Aber meint man den Gesamtwert, wenn man jenen Satz ausspricht, so ist er ersichtlich unvollständig und kann sogar falsch sein. Nur wenn die Menge des Gutes fest gegeben ist, so daß man sie — als eine Konstante — nicht weiter zu beachten braucht, trifft er auch in diesem Sinne zu. Variiert sie aber, so ist der Gesamtwert, ebenso wie der Grenznutzen ganz wie von der Nützlichkeit, auch von den Umständen abhängig, welche diese Variationen bestimmen. Diese Umstände bestehen allerdings zum Teile wieder in Werterscheinungen. Wenn es sich darum handelt ein Gut zu produzieren oder zu erwerben, so hat man den Nutzen jener Güter, die man zu diesem Zwecke aufwenden muß, zu erwägen. Aber es gibt einen, der keine Wert-

erscheinung ist, nämlich das, was schon A. Smith mit „*toil und trouble*“ bezeichnete. Und so kann man in einem Sinne — wir kommen darauf noch zurück — gewiß sagen, daß der „Wert“ ebenso von den „Kosten“ bestimmt wird wie vom Nutzen. Die bekannten Gleichnisse Professor Marshalls und Professor Edgeworth', mit denen dieser Sachverhalt veranschaulicht werden sollte, sind in diesem Sinne durchaus zutreffend und man kann verstehen, daß die Vertreter des Kostenprinzipes gar nicht begreifen können, wie man das leugnen kann. In der Tat hat sich die Wertdiskussion der neueren Zeit immer zu sehr um „Wert“ im allgemeinen gedreht und wiederholt haben sich die Argumente der streitenden Parteien überhaupt verfehlt.

Uns scheint in jener klaren Unterscheidung, die besonders die mathematische Darstellung — und eigentlich nur sie — ermöglicht, eine Lösung der Kontroverse zu liegen, welche zwar für uns nicht völlig endgültig ist, die wir aber doch hier vorführen wollen.



Tragen wir auf der Abszissenachse eines rechtwinkligen Koordinatensystemes die Mengen eines Gutes im Besitze eines Individuums auf und interpretieren wir die Ordinaten als die Intensitäten des Wertes — als die „Grenznutzen“ jeder Teilmenge, wenn das Individuum nicht mehr besäße — so ergibt sich eine Kurve — *MN* — der Intensitäten, eben die Wertfunktion. Ihr Integral, d. i. die Fläche *ACDB* — entsprechend dem früher Gesagten schließen wir die Menge *OA*, deren Nutzen unendlich sei, weil von ihrem Besitze das Leben des Individuums abhängt, aus — ist unser Gesamtwert. Beides sind völlig verschiedene Dinge.

Auch über das Wesen des Grenznutzens klärt uns

unsere Figur auf. Auch dieser Ausdruck kann zweierlei bedeuten: Erstens die Wertintensität $\left(\frac{dy}{dx}\right)$ des letzten Teilchens und zweitens den Wert desselben $\left(\frac{dy}{dx} \cdot dx\right)$. Im ersteren Falle ist er durch die Gerade BD , im letzteren durch ein sehr schmales Flächenstück von der Höhe BD dargestellt. Die übliche Definition des Grenznutzens als „Wert des letzten Teilchens“ ist also nicht ganz klar und eindeutig. Man pflegt den Begriff zu verdeutlichen, indem man auf den Verlust hinweist, den ein Individuum an seiner Bedürfnisbefriedigung erlitte, wenn ihm jenes letzte Teilchen entzogen würde. Hier meint man die letztere Bedeutung. Für den mit den Schriften der „mathematischen“ Ökonomen auch nur flüchtig Vertrauten sind das alte Dinge. Es scheint mir jedoch nicht überflüssig, einem weiteren Kreise gegenüber nochmals auf dieselben hinzuweisen.

Eine Einigung in der Wertkontroverse scheint durch diese Unterscheidungen ganz von selbst gegeben. Wo die Klassiker von „Wert“ sprachen und Tauschwert meinten, war ihre Analyse nicht ganz klar und nicht vollständig, aber sie war nicht falsch: Der Tauschwert hängt von dem Grenznutzen, dieser nicht nur von Wertfunktion, sondern auch von der Menge eines Gutes, die jemand hat, ab und diese auch von anderen Momenten als dem der Werterscheinung. Und wo die modernen Vertreter der Kostentheorie unter Wert „Gesamtwert“ verstehen, gilt ganz dasselbe. Aber die letzteren irren, wenn sie dadurch die psychologische Theorie widerlegt zu haben glauben. Umgekehrt, die psychologischen Werttheoretiker haben Recht mit ihren allgemeinen Gründen für die Suprematie des Wertes; aber nur soweit die Wertfunktion gemeint ist, gilt das zweifellos. Wo sie den Gesamtwert meinen, sind ihre Ausführungen nur zum Teile einwandfrei.

Man könnte nun die ganze Kostenkontroverse und alle verwendeten Argumente danach prüfen und ihre wahre Bedeutung feststellen, eine Aufgabe, die uns indes zu weit



führen würde. Nur die Rolle des Wertes wie sie sich nach unserer Ansicht darstellt, soll später nochmals präzisiert werden, woraus sich dann die genaue Tragweite der Behauptungen beider Parteien ersehen lassen wird.

Besonders auffallend ist, daß selbst jene Autoren, welche durch Sorgfalt und Klarheit sich besonders auszeichnen und welche jene Unterscheidung ausdrücklich machen, sie doch in der Kostenkontroverse wieder vernachlässigen, so A. Marshall.

Auch in einer anderen Beziehung ist es nicht länger zulässig, von „Wert“ im allgemeinen zu sprechen. Jeder Wert bezieht sich auf ein wertendes Subjekt. Nach Einführung der subjektiven Wertfunktionen, kann es keinen „objektiven“ Wert mehr geben, sondern nur einen Wert für irgend jemand, und es ist mindestens irreleitend, den Preis einen objektiven Wert zu nennen. Er scheint nur ein solcher zu sein auf einem großen Markte und vom Standpunkte des Einzelnen betrachtet, der für praktische Zwecke seinen eigenen Einfluß auf ihn vernachlässigt. Streng richtig ist das auch da nicht und falsch wird es, wenn die Zahl der Tauschenden eine geringe oder der Einfluß des einzelnen Individuums aus irgend einem Grunde ein merklicher ist. Es ist ein großes Verdienst der neueren Theorie, ein auf die Fluktuationen der Preise viel besser passendes Bild geschaffen zu haben, als es die Klassiker bieten. Und es ist bloß eine einfache Konsequenz davon, daß der Begriff des objektiven Wertes überflüssig wird. Wir werden ihn daher nicht verwenden und wollen uns dabei nicht aufhalten, da diese Materie von unseren Vorgängern schon erschöpfend erörtert wurde.

Aber über einen anderen Begriff sind einige Worte nötig, nämlich über den des Tauschwertes. Daß die Unterscheidung zwischen Gebrauchs- und Tauschwert nicht so fundamental ist, wie man früher annahm, oder besser, daß sie ihre im Systeme der Klassiker fundamentale Bedeutung im modernen verloren hat, wurde schon oft gesagt. Aber

doch behielt man den Begriff des Tauschwertes bei. Wenn jemand eine Tauschmöglichkeit für sein Gut, das er bisher nach seinem „Gebrauchswerte“ schätzte, sich eröffnen sieht, so wird er es nun anders und zwar höher schätzen, denn wenn er überhaupt an den Tausch denkt, so muß sein Gut ihm in dieser Verwendung einen höheren Nutzen bringen, als durch seine direkte Konsumtion oder produktive Ausnützung. Aber dieser neue Wert des Gutes ist nichts Originäres. Er ist nichts anderes, als der Wert der Güter, die eingetauscht werden sollen. Gewiß nun hat diese neue Wertfunktion unseres Gutes ihre Bedeutung. Wir werden davon noch zu sprechen haben. Aber es ist das keine neue Art von Wert, es handelt sich dabei nur um zwei Gebrauchswerte — den, welchen das Gut direkt darbietet und den der dafür einzutauschenden Güter —, die gegeneinander abgewogen werden.

Das hat man subjektiven Tauschwert genannt und es ist nichts gegen diese Konstruktion einzuwenden. Aber sodann sprach man auch von einem objektiven Tauschwert, womit einfach die „Kaufkraft“ dieses Gutes gemeint ist. Diese Ausdrucksweise ist sicherlich schief und wird im Interesse der Reinheit unseres Systemes besser vermieden. „Wert“ wird hier in einem anderen Sinne gebraucht, in einem ähnlichen wie etwa in „Heizwert“ u. dergl. Aber während z. B. der Heizwert einer Kohlensorte eine gegebene auf gewissen chemischen Eigenschaften fest begründete Größe ist, kommt dem Tauschwert eine solche Klarheit und Bestimmtheit nicht zu. Außerdem ruft der Ausdruck Vorstellungen aus einer vergangenen Phase unserer Wissenschaft wach, in der er tatsächlich eine viel festere Bedeutung hatte, und endlich — das scheint mir entscheidend — hat dieser Begriff seine frühere Basis ganz verloren. Behauptet man z. B., daß der Tauschwert eines Gutes gleich der in ihm enthaltenen Arbeitsmenge sei, dann ist er etwas sehr Festes, quantitativ Bestimmtes. Sieht man in ihm ferner etwas vom Gebrauchswerte Verschiedenes, dann hat er große Wichtigkeit. Hat man aber diese Auffassungen

verlassen, so wäre es eine übel angebrachte Pietät, diesen Begriff, der ganz ihr Kind ist, zu schonen.

Nimmt die Menge eines Gutes über jenen Punkt, an dem der Grenznutzen zu Null wird, zu, so senkt sich die Wertkurve unter die Abszissenachse — man findet einen negativen Wert. Daß man Dinge, die in geringerer Menge geschätzt werden, wenn sie in allzugroßer vorhanden sind, negativ werten könne, ist klar und hat nichts Befremdendes. Wasser bei Überschwemmungen, Holz im Urwalde u. dergl. bieten allbekannte Beispiele. Der psychologische Nationalökonom wird von einem Unlustgeföhle sprechen, daß jene Güter im erwähnten Falle hervorrufen. Wir haben dazu zwei Bemerkungen zu machen.

Erstens: Dadurch, daß man von etwas zu viel hat, wird es noch nicht wertlos. Ebenso wie ein Gut vom Grenznutzen Null einen bedeutenden Gesamtwert haben kann, so auch ein Gut mit negativem Grenznutzen. Es ist lediglich der durch das unter der Abszissenachse liegende Flächenstück dargestellte Schaden vom positiven Gesamtwerte abzuziehen, woraus sich dann der tatsächliche Gesamtwert ergibt. Ersichtlich wäre es falsch, die ganze Menge des Gutes mit dem negativen Grenznutzen zu multiplizieren, was darauf hinauskäme, daß das betrachtete Wirtschaftssubjekt das Gut gar nicht haben wolle, was in der großen Mehrzahl der Fälle handgreiflich unzutreffend wäre.

Zweitens: Nur das, diesen Schaden, dieses Unlustgefühl, wenn man will, die infolge einer zu großen Menge eines Gutes eintreten, verstehen wir unter „negativem Werte“ in wirtschaftlichem Sinne. Man hat noch anderes darunter gefaßt. Mit „Unlust“ im allgemeinen beschäftigen wir uns nicht. Uns handelt es sich nur darum, ob nach einem Dinge verlangt wird oder nicht. Alles andere ist uns gleichgiltig und die „hedonischen“ oder „utilitarischen“ Philosophien mancher Ökonomen sind für uns ohne Belang. Nur über eine besondere Art von „Unlust“ müssen wir sprechen, über jene nämlich, welche die Arbeit und der Genußaufschub auslösen. Man hat geradezu Arbeit als

negativen Wert aufgefaßt. Ob das zutrifft und welche Konsequenzen sich daraus ergeben, wird später erörtert. Hier sei nur gesagt, daß wir diese Auffassung ablehnen.

§ 4. Noch wollen wir das Problem der Messung des Wertes streifen. Einige der wichtigsten Einwände gegen die „psychologische Richtung“ und das neue System der Ökonomie überhaupt liegen hier. Sofort nachdem dasselbe größere Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, entspann sich eine eifrige Diskussion darüber, ob eine Messung einer psychologischen, einer „Intensitätsgröße“, überhaupt möglich sei. Man war geneigt, das zu verneinen und behauptete, daß niemand angeben könne, was ihm ein bestimmter Genuß eigentlich wert sei. Ferner verzweifelte man an der Möglichkeit, eine Einheit, auf welche sich eine eventuelle Maßzahl des Wertes beziehen sollte, zu finden. Endlich sagte man, daß ein präzises Wertsystem eine Errungenschaft der Verkehrswirtschaft sei und in primitiven Zuständen fehle. Der Wilde sei sich durchaus über den Wert seines Güterbesitzes im Unklaren; von einem Abwägen der Tauschmöglichkeiten sei bei ihm keine Rede.

Der erste Einwand ist müßig angesichts der Tatsache psychologischer Messungen und hätte bei hinlänglichem Verständnisse der Wahrscheinlichkeitstheorie und ausreichender Kenntnis der modernen Psychologie nicht erhoben werden können. Daß es nichts Schwierigeres sei, das Fühlen, als das Erwarten zu messen, was die Wahrscheinlichkeitstheorie tut; daß die moderne Psychophysik uns verschiedene Methoden an die Hand gebe, welche uns wenigstens die prinzipielle Möglichkeit der Messung zeigen; daß zwar niemand angeben könne, wieviel ihm etwas, wohl aber, ob etwas ihm mehr oder weniger als etwas anderes wert sei; ferner, daß wir stets nur Grenzwerte betrachten — alles das findet der Leser in den Arbeiten der Vertreter jener Richtung ausgeführt. Daß man nicht sinnlich eine bestimmte Anzahl von Dimensionen am Werte wahrnehmen



kann, ist nebensächlich, wie jeder weiß, der sich mit diesen Dingen befaßt.

Der Mangel einer Einheit, ferner, wäre ebenfalls nicht essentiell. Das Beispiel der Wahrscheinlichkeitslehre zeigt uns auch, daß wir sehr wohl ohne eine solche auskommen können, wo es sich nur um Verhältnisse handelt. Oder richtiger, wo wir eine Einheit brauchen, können wir sie uns willkürlich konstruieren. Daher ist der besonders von Cassel gegen die österreichische Schule erhobene Einwand, daß Maßzahlen, die sich nicht auf eine bestimmte Einheit beziehen, sinnlos seien, hinfällig: Wo es sich um Vergleichen von Werten handelt, kann einer derselben als Einheit angenommen und alle anderen darin ausgedrückt werden. Und da es sich nicht um eine bestimmte, sondern nur um das prinzipielle Vorhandensein irgendeiner Einheit handelt, so kann man eine solche stets den Maßzahlen, die jene Autoren anführen, hinzufügen und ihr Vorgang hat daher sehr wohl einen Sinn, auch wenn sie es unterlassen, diese Begründung hinzuzufügen. Ganz derselbe Vorgang findet sich in der Mechanik: Die Massen der Körper sind nur Verhältniszahlen und können beliebig ausgedrückt werden; aber wenn eine derselben festgesetzt ist, so sind damit auch alle anderen bestimmt.

Der Leser sei für die Ableitung einer solchen Einheit für unser Gebiet auf die Arbeit Irving Fisher's: „Mathematical Investigations into the theory of value and prices“ verwiesen.

Gewiß glaube ich nicht, dieses in erkenntnistheoretischer Beziehung so interessante Thema mit diesen wenigen Bemerkungen erschöpft zu haben. Dennoch beschränke ich mich auf dieselben; das einzige, was wir zum Streite um den psychologischen Wertmaßstab zu sagen haben, ist ja, daß er überflüssig ist und wir in Übereinstimmung mit unserer prinzipiellen Stellung zur Werthypothese überhaupt mit dem Probleme der Messung psychologischer Größen nichts zu tun haben: Es gehört zu jenen, die wir nicht zu lösen, sondern auszuschneiden haben, zu jenen, über die sich

die Ökonomen ganz unnötigerweise ereiferten. Wir sehen hier wie oft, daß sich vieles, was manchem als unübersteigliches Hindernis erscheint, das den Weg verbarrikadiert, bei näherem Zusehen überhaupt nicht auf demselben findet. Der Tourist würde nicht weit kommen, der sich jedesmal abschrecken ließe, wenn es so aussieht, wie wenn sich sein Pfad im Gesteine verlieren wollte; wenn er weiterklimmt, wird er meist sehen, daß die Sache viel leichter ist als sie aussah, daß mancher Fels, den er übersteigen zu müssen glaubte, gar nicht auf seinem Wege liegt. Aber erst an Ort und Stelle sieht er das, von der Ferne vermag er nicht zu überblicken, ob sein Pfad weiterführt. So müssen auch wir verfahren und wenn wir es tun, bemerken wir, vielleicht nicht ohne Erstaunen, daß wir zwischen den philosophischen Klippen durchsteuern können, ohne an ihnen zu stranden. Unser Weg nun ist ganz derselbe, wie der der Mechanik mit Rücksicht auf die Massen der Körper.

Nur etwas möchte ich noch bemerken, hier nur in Kürze: In der theoretischen Konstruktion unserer Einheit liegt der eine Grundstein der Geldtheorie. Soweit nämlich das Geld als Wertmesser funktioniert, läßt sich sein Wesen auf Grund solcher Betrachtungen verstehen.

Der dritte Einwand, den wir erwähnten, beruht auf einem Mißverständnisse: Jeder, der überhaupt handelt, verfügt auch über einen Wertmaßstab, sonst könnte er nie zwischen mehreren Eventualitäten wählen. Doch wollen wir darüber an anderer Stelle etwas ausführlicher sprechen.





Zweiter Teil.

Das Problem des statischen Gleichgewichtes.





Erster Abschnitt.

I. Kapitel.

Einleitung für die folgende Darstellung.

§ 1. Wir haben im Vorhergehenden versucht, manche Schwierigkeiten zu beseitigen oder zu umsegeln, welche den Grundlagen unserer Disziplin anhaften. Es handelte sich darum, zu zeigen, daß eine exakte Disziplin von der menschlichen Wirtschaft an sich nichts Widersinniges ist, daß auch die Einwendungen, welche weite Kreise veranlaßten, sich von derselben abzuwenden, bei näherem Zusehen weniger ernstzunehmen sind, als man auf den ersten Blick glauben möchte.

Wir haben unseren Weg soweit frei gemacht, daß wir nun einen Schritt weiter gehen können. Wir wollen nun daran gehen, unser exaktes System zu beschreiben, was nach unserem Standpunkte nichts Geringeres bedeutet, als die ganze reine Ökonomie darzulegen. Dabei können wir allerdings nicht alle Einzelheiten der Theorie bringen und besonders nicht in alle Diskussionen eingehen, welche jemals geführt wurden, sondern müssen uns auf die großen Züge des Gebäudes und auf verhältnismäßig wenige Fragen von vitaler Bedeutung beschränken. Sowohl für die Erkenntnistheorie als auch für den materiellen Inhalt unserer Wissen-



schaft, sowohl für die Grundlagen wie für konkrete Probleme glauben wir so Einiges leisten zu können, und es liegt im Interesse der Darstellung, nicht zu viel in das Detail einzugehen.

Im Zentrum dieses Teiles steht das Gleichgewichtsproblem. Es wird sich empfehlen, hierüber sofort, zunächst einleitend, Einiges zu sagen.

Von unserem Standpunkte ist die gegenseitige Abhängigkeit der Elemente unseres Systemes von fundamentaler Bedeutung. Ihr Gleichgewichtszustand ist sozusagen das Problem der statischen Ökonomie: Methodologisch wie materiell ist es die Grundlage für alle unsere Resultate. Dem Leser jedoch werden die sich daraus ergebenden und daran anschließenden Erörterungen wichtiger sein, und diese werden wir nur kurz skizzieren. Wenn wir die Elemente unseres Systemes überblicken, so ergibt sich vor allem die Frage, welche derselben als Ausgangspunkte gewählt und als Daten des Problemes betrachtet werden sollen. Wir beantworten diese Frage dahin, daß alle Elemente gleichzeitig gegeben sind und nur ihre Variationen gefunden werden können und gehen über die Tatsache des Gegebenseins nicht hinaus. Gewöhnlich aber versucht man das: Jeder Nationalökonom bringt gewisse Erörterungen, welche das Vorhandensein aller Güter erklären sollen, also z. B. solche über geographische und klimatische Verhältnisse, über die Natur des Menschen usw. Auch wir haben uns mit diesen Dingen zu beschäftigen, allerdings zu einem anderen, lediglich negativen Zwecke, nämlich um nachzuweisen, daß diese Dinge fremde Elemente im Systeme der Ökonomie darstellen. Das ist der erste Programmpunkt. Es schließt sich daran eine Einführung des methodologisch so wichtigen Hilfsmittels der Unterscheidung von Statik und Dynamik, dessen Bedeutung sich freilich erst aus der Gesamtheit unserer Ausführungen ergeben wird, und eine weitere Bemerkung über das Kostenprinzip, welche sich in diesem Zusammenhange von selbst ergibt.

Dann nähern wir uns der Preistheorie, welche ja den

Kern der reinen Ökonomie bildet, und welche erst den strikten Beweis der eindeutigen Bestimmtheit des Gleichgewichtszustandes liefert und uns über die Natur der Wechselbeziehungen zwischen den Elementen aufklärt. Gleichwohl werden wir sie nur kurz behandeln und auch hier mehr auf einige wichtig scheinende Punkte, als auf systematische Vollständigkeit Wert legen. Vorher jedoch werden wir einiges über das Zurechnungsproblem sagen und auch die viel umstrittenen Fragen der freien Konkurrenz und des Maximumtheoremes erörtern. In der Preistheorie finden sich ferner zwei Abschnitte von großem praktischen Interesse. Der eine ist die Theorie des Geldes, der andere die des Sparens, letztere mit einer kurzen Bemerkung über Kapitalbildung. Diese Dinge lassen sich von der Preistheorie nicht trennen, sondern ergeben sich unmittelbar aus derselben, was, nebenbei gesagt, sehr für die Fruchtbarkeit des Wertprinzipes spricht.

Wir wollen hier noch kurz den Gang unserer weiteren Untersuchungen andeuten. Der dritte Teil bringt eine weitere Anwendung der reinen Preistheorie: die Theorie der Verteilung. Auch da ist von Vollständigkeit und Ausführlichkeit keine Rede. Wir sagen überall hauptsächlich das, was wir selbst hinzuzufügen haben, und überlassen es im allgemeinen dem Leser, das Fehlende aus den Darstellungen der modernen Theoretiker zu ergänzen. Auch da ferner findet sich Gelegenheit, methodologische Bemerkungen zu machen. Diese und einige negative Resultate bezüglich der Zinstheorie stellen das wesentliche Ergebnis dieses Teiles dar.

Der vierte Teil beschäftigt sich mit dem, was ich die „Variationsmethode“ nenne, als deren praktische Anwendungen dann die reine Steuer-, Schutzzolltheorie und anderes kurz gestreift wird. Diese letzteren Dinge haben nur den Charakter von Beispielen, um die vorher allgemein dargelegten Grundsätze lebendiger zur Anschauung zu bringen und enthalten nicht nur nichts Neues, von einigen Anregungen abgesehen, sondern bleiben sogar weit hinter dem zurück, was über diese Gegenstände heute gesagt werden könnte.

Das Wichtige ist nur, die Methode, vermittelt welcher die praktischen Resultate, welche die reine Ökonomie nach dieser Richtung hin zu bieten vermag, gewonnen werden, klar herauszuarbeiten und zu zeigen, daß sie die einzige ist, die zu diesem Ziele führt.

Der fünfte Teil stellt in mancher Hinsicht eine Zusammenfassung des Gesagten dar, bringt keine weiteren materiellen Resultate, sondern beschränkt sich darauf, ein abschließendes Urteil über Wesen und Wert der statischen Ökonomie zu geben und Einiges über die Richtung und die Aussichten weiterer Arbeit anzudeuten.

§ 2. Betrachten wir die Wirtschaft irgendeines Individuums oder irgendwelcher Individuen irgendwo und irgendwann. Was uns daran vom Standpunkte der engumschriebenen Zwecke, die wir im Auge haben, interessiert, ist, wie gesagt, die Tatsache, daß jedes Wirtschaftssubjekt sich in jedem gegebenen Augenblicke im Besitze bestimmter Arten und Mengen von Gütern befindet. Diese Tatsache besteht für jeden Zustand der Wirtschaft. Mag es bei der unendlichen Fülle der Formen des Wirtschaftens apriori zweifelhaft sein, ob man etwas Allgemeingiltiges über dasselbe aussagen kann und noch mehr, ob das, was sich allgemein sagen läßt, genug Inhalt hat, um der Aufmerksamkeit wert zu sein; mag jede kompliziertere Wirtschaft Erscheinungen darbieten, welche in einfacheren fehlen; stets läßt sich der wirtschaftliche Zustand eines Individuums oder einer Gruppe durch deren Besitz an Gütern charakterisieren. Er ist das Resultat aller Momente, die den Beobachter in diesem Zusammenhange interessieren können, und dieselben lassen sich aus ihm gleichsam ablesen. Er ist ferner der Ausgangspunkt für die exakten Methoden der reinen Ökonomie, stellt ihre Handhabe dar, um die Probleme des Wirtschaftens zu erfassen.

Welche Güter nach Art und Menge haben die einzelnen Wirtschaftssubjekte? Wie ist gerade dieser Güterbesitz und dieses Verhalten der wirtschaftenden

Individuen dazu zu erklären? Zur Beantwortung dieser Fragen sollen wir etwas beitragen, nach der Ansicht Mancher sogar alles.

Nicht zwei Wirtschaftssubjekte haben denselben Güterbesitz, nicht zwei würden sich, auch wenn dieser Fall eintrete, in gleicher Weise dazu verhalten. In ihrem wirtschaftlichen Handeln spiegeln sich alle ihre Lebensverhältnisse, alle persönlichen und sozialen, ihre ganze Geschichte und die ihrer Vorfahren, nicht weniger die Gebote der umgebenden Natur.

Vom Boden, den sie beherrschen, vom Klima, in dem sie leben, kurz, vom geographischen Milieu, hängt, mehr oder weniger, aber jedenfalls in sehr erheblichem Maße jener geistige und physische Habitus ab, den man mit dem Ausdruck „Rassencharakter“ bezeichnet. Ethnologie, „Ethnologie“ und von anderer Seite her auch die Biologie lehren uns, daß wie Flora und Fauna so auch zum mindesten viele Dinge am Menschen und seinem Handeln und Leiden aus jenen Einflüssen zu begreifen sind, mithin ihnen, insoweit, nicht als unabhängig gegenübergestellt werden können. Weil aber einmal erworbene Charaktere sich auch unter anderen Verhältnissen lange erhalten, so gewinnen sie doch eine gewisse Selbständigkeit und können für viele Zwecke als besondere Erklärungsmomente neben die genannten gestellt werden. Da ferner eine Einwirkung auf das geographische Milieu seitens der Menschen innerhalb gewisser Grenzen möglich ist, so läßt sich von einer Wechselwirkung zwischen demselben und der Natur des Menschen sprechen, sodaß das Milieu seine Menschenrassen, aber auch die Rassen ihr Milieu formen.

Man kann verschieden denken über die Frage, inwieweit man die soziale Organisation von dieser Seite her erklären kann, und ob dieselbe Momente darbietet, welche anders begriffen werden müssen. Sicherlich aber steht sie zum Teile unter dem Einflusse von „Natur und Rasse“. Und wiederum, sie vermag, einmal vorhanden, auch dann noch eine Zeitlang fortzubestehen, wenn die Kräfte, die sie



schufen, zu wirken aufgehört haben. Sie gewinnt eine selbständige Existenz, ein eigenes Leben und muß als ein neuer Faktor in Betracht gezogen werden, wo es konkrete Zustände zu erklären gilt. Dabei kann sogar ein Einfluß auf die Entwicklung und die Eigenschaften der Rasse und selbst auf die äußere Natur konstatiert werden, sodaß von einer Wechselwirkung auch hier gesprochen werden kann. Weit müßten wir ausholen, wenn wir uns näher auf diese Dinge einlassen wollten. Doch handelt es sich uns nur um einen Punkt. Es soll hervorgehoben werden, wie schwer es wäre, eine klare Kausalkette herausarbeiten zu wollen. In der Tat müßte man der Wirklichkeit Gewalt antun, wenn man darauf bestünde. Eine allgemeine gegenseitige Abhängigkeit besteht in allen diesen Dingen und es wäre ebenso unrichtig oder unvollständig, von der Verursachung des einen durch das andere, wie des anderen durch das eine zu sprechen, wenigstens vom Standpunkte der Wissenschaften vom menschlichen Handeln.

Das Resultat aller dieser Verhältnisse ist dann — wiederum, ganz oder zum Teile — die Persönlichkeit. Sie mag mehr oder weniger an eigenen Merkmalen haben, welche sich nicht ohne weiteres aus jenen ergeben. Sie kann besser oder schlechter, nach dieser oder nach jener Seite veranlagt, ein Egoist oder ein Menschenfreund, von starkem oder schwachem Willen usw. sein. Ihre Stellung im sozialen Leben, ihre Schicksale, Erfahrungen und Beziehungen zu andern mögen sich aus der einen oder der anderen Gruppe von Momenten ergeben, in sehr verschiedener Weise aufgefaßt und beurteilt werden. Jedenfalls kann ein gewichtiger Einfluß von jener Seite her von niemand geleugnet werden. Und ebenso wirkt sie wieder auf jene Momente zurück und muß, sei es, weil sie über unerklärte ihr eigentümliche Eigenschaften verfügt, sei es, weil auch sie ein „Dauertypus“ ist und, einmal geformt, zu einen bis zu einem gewissen Grade selbständigen Faktor wird, an und für sich berücksichtigt werden als ein unabhängiges Moment.

So bietet uns also die Natur der Sache keine bequemen

Handhaben dar, um alle diese Dinge zu beschreiben. Vielmehr haben wir ein unendlich kompliziertes Gewirre von Wirkungen und Gegenwirkungen vor uns.

Der wirtschaftliche Zustand und das Verhalten des Individuums dazu ergibt sich aus alledem. Aus der Gesamtheit dieser Verhältnisse heraus müssen beide begriffen werden, aber wie sie aus ihnen folgen, so wirken sie auch wieder auf diese Dinge zurück. Tatsächlich ist es nicht mehr, als eine allbekannte banale Wahrheit, daß nicht nur das wirtschaftliche Handeln verschiedener Leute je nach dem vorhandenen Güterbesitze, auch abgesehen von der persönlichen Verschiedenheit der Wirtschaftssubjekte ein verschiedenes sein muß, sondern auch, daß das wirtschaftliche Handeln und der wirtschaftliche Zustand selbst Persönlichkeit und endlich Rasseeigentümlichkeiten beeinflusst. Es ist klar, daß z. B. Art und Quantität der Nahrung die physischen und selbst Charaktereigenschaften des Konsumenten beeinflusst, daß ganze Rassen durch unzulängliche Versorgung sich geistig und physisch verändern können. Ebenso bekannt ist es, daß die Art der Tätigkeit, der täglichen Arbeit, dem Menschen ihren Stempel aufdrückt und zum Erwerbe von geistigen und physischen Merkmalen führt, die dann in der weiteren Entwicklung des Individuums und der Nation eine große Rolle spielen können. Und auch diese Dinge werden zu selbständigen Mächten und die Spuren, die sie im Menschen hinterlassen, verschwinden nicht plötzlich und nicht schnell. Sicherlich mögen sich die Grundlagen des wirtschaftlichen Handelns im großen und ganzen aus dem Milieu erklären, und für viele Zwecke wird eine solche Betrachtung ausreichend sein; in der Nationalökonomie und den ihr nahestehenden Disziplinen aber haben wir es oft mit solchen Einzelheiten und mit so kurzen Perioden zu tun, daß von diesem Standpunkte aus alle diese Dinge als selbständige, aufeinander wirkende Faktoren zu betrachten sind. Betrachtet man z. B. den Zusammenhang des physischen und moralischen Habitus des Menschen mit der umgebenden Natur, so kann man der Behauptung, daß der erstere aus

der letzteren vollkommen erklärbar sei, ruhig auch dann noch beistimmen, wenn diese Erklärungsweise nicht überall ganz paßt, vorausgesetzt nur, daß man die Diskrepanzen durch Wanderungen ausreichend erklären kann. Von unserem Standpunkte aber, also etwa bei der Erklärung einer konkreten wirtschaftlichen Erscheinung, ist es ganz gleichgültig, ob man einen bestimmten Charakterzug für aus dem Milieu, dem ein Individuum früher angehörte, erklärbar anerkennen kann. Er ist einmal da und hat selbständiges Leben gewonnen.

Wenn man also sagte, daß der wirtschaftliche Zustand und das wirtschaftliche Handeln von der Gesamtheit aller jener Verhältnisse abhängt, so wäre das nur die eine Hälfte der Sache. Die andere ist, daß jene beiden auf diese zurückwirken. Wie sich aus jenen ergibt, was jeder erarbeitet und verzehrt, so beeinflußt das, was jeder erarbeitet und verzehrt, wiederum alle umgebenden Verhältnisse. So kann also das wirtschaftliche Handeln nicht erklärt werden ohne das wirtschaftliche Handeln selbst, und der wirtschaftliche Zustand nie ohne den wirtschaftlichen Zustand selbst oder, etwas korrekter ausgedrückt, unter den Momenten, die man zur Erklärung des Güterbesitzes der betrachteten Individuen heranziehen muß, befindet sich auch der Güterbesitz von früher. Mag man also die Geschichte der menschlichen Wirtschaft Stufe für Stufe zurück verfolgen, so wird man allerdings aus jedem gegebenen Zustande den früheren ablesen können, aber man wird niemals dahin gelangen, eines oder mehrere der Erklärungsmomente auf andere zurückzuführen, sondern wird immer dieselben vorfinden.

Die Wirkung und Wechselwirkung dieser Momente aufeinander ist der eigentliche Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung auf sozialem Gebiete. Es ist höchst wichtig, das anzuerkennen, da dadurch Licht in viele fruchtlose Streitigkeiten gebracht und eine tiefere Einsicht in das soziale Geschehen erreicht werden kann. Aber wir wollen nicht weiter bei diesen Gedanken verweilen. Wir wollten

hauptsächlich nur ein Beispiel für ein großes System von interdependenten Momenten anführen, ehe wir nun zeigen, daß etwas Ähnliches bezüglich der reinen Ökonomie besteht.

Inmitten dieser großen Bewegungen liegt das kleine Gebiet, dem unsere Aufmerksamkeit gilt. Alle seine Erscheinungen hängen natürlich von den großen Dingen ab, welche wir eben andeuteten, aber wir möchten sehen, ob sich die Bewegungen auf demselben nicht doch in allgemeinen Sätzen beschreiben lassen, die kürzer und einfacher sind, als es möglich wäre, wenn man all das berücksichtigen wollte. Ersichtlich ist es ein riesiges Gebiet, das man beherrschen müßte, um jeden konkreten Zustand einer Wirtschaft gründlich zu verstehen; und das bringt es mit sich, daß man nur wenig allgemein darüber sagen könnte, ferner, daß solche allgemeinen Sätze nur sehr wenig Inhalt haben würden. Das Problem ist daher, zu sehen, ob man nicht, ohne in alle diese Dinge einzugehen, die auf unserem Gebiete zu beobachtenden Regelmäßigkeiten beschreiben können, gleichsam an sich und ohne tiefere Begründung zu suchen. Diesem Zwecke galt unsere exakte Grundlegung, die wir im ersten Teile vorführten und deshalb haben wir auch versucht, den Begriff des wirtschaftlichen Handelns, der uns sofort in jene Dinge hineinzieht, zu eliminieren. Wollten oder könnten wir das nicht, so stünde es schlimm um unsere Disziplin. Die historische Schule sagt uns nichts Neues, wenn sie darauf hinweist, daß jede wirtschaftliche Erscheinung ein Resultat vielgestaltiger Einflüsse, komplizierter Prozesse ist; aber die Forderung, auf all das einzugehen, bedeutet Verzicht auf eine Wirtschaftswissenschaft. In dem Versuche, diese Schwierigkeiten zu umgehen, liegt keine Leugnung ihrer Existenz, sondern nur eine methodologische Operation. Und das, nicht die allgemeinen Argumente der Theoretiker, kann man den Historikern entgegenhalten.

§ 3. Wie dem aber auch sein mag, stets hat jedes Wirtschaftssubjekt gewisse Gütermengen. Und die Ver-

änderungen, die es an denselben vornimmt, was es hinzu-erwirbt und wovon es sich entäußert, das haben wir zu beschreiben. Wir betrachten hier nicht den Konsum. Derselbe geht als Resultat des Wirtschaftsprozesses, gleichsam als dessen Konsequenz vor sich — wenn er auch, anders betrachtet, das Ziel und der Angelpunkt der Wirtschaft sein mag. Wir betrachten eher, wie das Mahl vorbereitet, nicht wie es verzehrt wird und halten uns an die Gütermengen vor dem Akte des Konsumes, so wie wir es auch nicht mit dem technischen Produktionsprozesse, sondern mit seinen reinökonomischen Voraussetzungen zu tun haben.

Die Wirtschaftssubjekte können sich ihre Güter in sehr verschiedener Weise verschaffen, sie eintauschen oder selbst erzeugen. Wir wollen aber alles das, wie früher ausgeführt, unter dem Gesichtspunkte des Tausches begreifen und wollen auch für die Zwecke dieses Überblickes keinen Unterschied diesbezüglich machen.

Das erste, was uns auffällt, ist, daß die Individuen keineswegs alle jene Güter haben und alle jene Veränderungen an ihnen vornehmen, welche im Bereiche der Möglichkeit liegen. Was das anlangt, könnten sie ebensogut auch andere Güterarten und -mengen besitzen¹. Gewiß besitzen und erlangen sie ferner auch Güter, deren Besitz wirklich den Charakter der Zufälligkeit trägt: Sie mögen etwas unversehens geschenkt bekommen, erbeuten, finden, im allgemeinen aber sehen wir, daß die Veränderungen der einzelnen Güterarten und -mengen keineswegs „planlos“ vor sich gehen, vielmehr zunächst eine Güterart erworben, dann an einem bestimmten Punkte zum Erwerbe einer anderen übergegangen wird und so fort. Und in jedem Falle können wir sozusagen eine Art Idealzustand festhalten, an den sich die Wirklichkeit mehr oder weniger anschließt. Die betrachteten Wirtschaftssubjekte bebauen eine bestimmte Bodenfläche, arbeiten eine

¹ So daß ihr Güterbesitz vom Standpunkte der physischen Möglichkeiten gesehen, als „zufällig“ erscheint.

gewisse Zeit mit einer gewissen Energie in einer gewissen Richtung, verwenden ihre übrigen¹ Güterarten in einer bestimmten Weise. In diesen Dingen drücken sich alle jene Verhältnisse aus, die wir früher angedeutet haben. Wir müßten, um jeden einzelnen Fall zu erklären, jenes weite Gebiet im Einzelnen darstellen. In jedem Kulturzustande, an jedem Orte, bei jeder Rasse gestaltet sich all das verschieden, besonders wichtig ist aber der Umstand, daß wir keineswegs das Individuum als solches den übrigen Dingen gegenüberstellen können, also etwa Mensch und Natur als Daten unseres Problem es betrachten können. Denn erstens sind beide Dinge nicht unabhängig und zweitens sind ihre Einflußsphären nicht zu trennen: Wenn wir uns die Gütermengen, die ein Individuum besitzt, betrachten, so ergibt sich, daß gar nichts davon bloß von der Natur und gar nichts davon bloß vom menschlichen Handel abhängig ist. Das gilt selbst vom Boden. Aber wir wollen eben nicht jeden einzelnen Fall erschöpfend erklären, sondern begnügen uns mit der Beobachtung, daß jene Veränderungen in den vorhandenen Güterarten und -mengen regelmäßig vor sich gehen.

Es ist für uns von fundamentaler Bedeutung, daß in aufeinanderfolgenden Wirtschaftsperioden im ganzen und großen erstens dieselben Güterarten produziert und konsumiert werden. Wohl ändert sich das im Laufe der Entwicklung; jedoch nur langsam und allmählich und wenn man nur kurze Perioden betrachtet, so sieht man, daß die überragend große Mehrheit der Güterarten immer wieder

¹ Wie man sieht, betrachten wir die Arbeit als ein wirtschaftliches Gut. Wir haben den Begriff des wirtschaftlichen Gutes nicht definiert und keine Behauptungen über die Eigenschaften aufgestellt, die nötig sind, um etwas zu einem wirtschaftlichen Gute zu machen: Wir betrachten einfach alles das als wirtschaftliches Gut, auf was unsere Betrachtungsweise als Element unseres exakten Systemes ungezwungen anwendbar ist. Das aber kann uns keine Spekulation, sondern nur der Versuch lehren. Einen solchen Versuch machen wir bezüglich der Arbeit. Über ihr „Wesen“ wird dadurch nichts ausgesagt.



auftaucht und es verhältnismäßig nur selten vorkommt, daß eine derselben verschwindet oder eine neue hinzutritt. Die große Masse ist sehr konstant. Und zweitens ist es fundamental für uns, daß auch die Mengen, welche die einzelnen Wirtschaftssubjekte in aufeinanderfolgenden Perioden von diesen Gütern erwerben, ebenfalls unter der gleichen Voraussetzung, in bemerkenswerter Weise konstant sind und sich Änderungen in denselben zum Teile auszugleichen streben. Das sind zwei Tatsachen, welche wir im fünften Teile dieser Arbeit noch diskutieren werden.

Um sie jedoch als Grundlage unseres Systemes verwenden zu können, müssen wir sie durch die folgenden beiden Annahmen sozusagen behauen, zurechtzimmern. Die erste ist die, daß sich Arten — und Qualitäten — sowie die Verwendungsarten der Güter gar nicht ändern und die zweite, daß jene „häufigsten“ Mengen derselben sich tatsächlich immer und genau so herausstellen, daß keine Tendenz zu Änderungen besteht. Das sind Annahmen oder besser Fiktionen; sicherlich stimmen sie mit der Wirklichkeit nicht genau überein. Inwieweit sie das tun und welches die Tragweite darauf gebauter Resultate ist, werden wir, ebenfalls im fünften Teile dieser Arbeit, sorgfältig zu untersuchen haben.

Das ist nun nichts anderes als eine neue Ableitung dessen, was wir schon früher den Gleichgewichtszustand nannten. Jene beiden Tatsachen für sich könnte man den empirischen, sie beide mit den zwei angeführten Annahmen verbunden den exakten Gleichgewichtszustand nennen.

§ 4. Wir sagten bereits, daß wir weder das konkrete Handeln noch den konkreten Wirtschaftszustand eines Individuums vollständig erschöpfend erklären können und daß es unser einziges Bestreben sein muß, zu sehen, ob wir nicht trotzdem irgendwelche Sätze, welche natürlich nur formal und allgemeinen Inhaltes sein können, zu finden vermögen, in ähnlicher Weise, wie die Mechanik Bewegungen

beschreibt, ohne sie und die anderen Eigenschaften der bewegten Körper näher zu ergründen. Warum ein bestimmtes Individuum eine bestimmte Menge eines bestimmten Gutes hat, können wir nicht begründen; wir wissen nichts über das Individuum oder über das Gut. Ist z. B. das letztere ein Nahrungsmittel, so kann uns der Physiologe etwas über seine Bedeutung für das erstere und der Biologe etwas über die Art sagen, wie das Handeln des Individuums inbezug auf das Gut mit jener Bedeutung zusammenhängt. Der Kulturhistoriker mag sich dafür interessieren, ob Kleidung oder Schmuck dem Menschen wichtiger scheint. Für uns ist alles das belanglos. Und ebenso bekümmern wir uns nicht um den technischen Prozeß der Produktion. Kurz, wir haben es nicht mit Gütern an sich, sondern nur mit Relationen zwischen denselben und auch nicht mit Relationen zwischen bestimmten Gütern, sondern nur mit solchen zwischen Gütern oder, noch besser, zwischen Gütermengen, überhaupt zu tun.

Wir untersuchen also nicht, auf welche Art von Gütern die erste, und auf welche dann die zweite Wahl fällt usw. Aber wir notieren, daß, welches Gut immer zuerst erzeugt werden mag, stets bei einer gewissen Menge desselben Halt gemacht und zu dem Erwerbe eines anderen übergegangen wird usw. Der Punkt, an dem der Erwerb jedes Gutes für jedes Wirtschaftssubjekt aufhört, ist für uns also von fundamentaler Bedeutung: In der Lage aller dieser Punkte zueinander drückt sich die Beziehung zwischen den Mengen der vom Wirtschaftssubjekte erworbenen Güter, ein bestimmtes Verhältnis zwischen denselben aus, und auf Grund des Gesagten wird man verstehen, wenn wir weiter sagen, daß in diesem Systeme von Grenzpunkten des Gütererwerbes eben jenes formale Moment liegt, welches wir behandeln können, ohne uns um konkrete Güterarten und konkrete Individuen zu kümmern.

Was wir brauchen, sind also nicht Theorien über die Gründe des wirtschaftlichen Handelns, sondern formale Annahmen, welche uns diese Grenzpunkte kurz, einfach und

formal ergeben, Funktionen, welche die Bedingung zum Ausdruck bringen, daß weiterer Erwerb eines Gutes aufhört, wenn seine Menge in einem bestimmten Verhältnisse zu den Mengen der anderen Güter steht, die im wirtschaftlichen Bereiche des Wirtschaftssubjektes liegen. Diese Funktionen mögen etwas wirklich Existierendes versinnlichen oder nicht, dieses „Etwas“ mögen wir nennen, wie wir wollen, das ist alles unwesentlich. Wesentlich ist nur, daß sie gewisse Eigenschaften haben, und was immer die Ökonomen darüber zu sagen haben mögen, ist nebensächlich.

Und nun eine kurze mathematische Bemerkung, deren Sinn sogleich klar werden wird: Daß die Zuwächse der Gütermengen an jenen Grenzpunkten verschwinden, heißt, daß die Differenzialquotienten unserer Funktion inbezug auf diese Mengen gleich Null sein müssen. Messen wir alle Güter mit einer und derselben Maßeinheit, z. B. in Geld¹ und seien q_a, q_b, q_c usw. die Mengen der Güter A, B, C usw., so haben wir die Gleichung:

$$\frac{d\varphi}{dq_a} dq_a + \frac{d\varphi}{dq_b} dq_b + \frac{d\varphi}{dq_c} dq_c + \dots = \ominus \dots 1.$$

Diese Funktion φ ist nichts anderes als eine Art Gesamtwertfunktion des Güterbesitzes unseres Wirtschaftssubjektes und diese Gleichung drückt einen Gleichgewichts- und Maximumzustand aus. Mit ihrer Hilfe können wir auch zu jener Beziehung zwischen den Mengen der Güter, die das Individuum im Gleichgewicht besitzt, gelangen. Da nämlich die „Preissumme“ der „verkauften“ und die Preissumme der „gekauften“ Güter gleich sein muß, so haben wir, wenn wir die Preise der Einheiten der einzelnen Güterarten respektive mit p_a, p_b, p_c usw. bezeichnen die Gleichung:

$$p_a dq_a + p_b dq_b + p_c dq_c + \dots = \ominus \dots 2.$$

woraus sich im Zusammenhalte mit Gleichung 1 ergibt:

¹ Ohne das „Geld“ bereits eingeführt zu haben, machen wir hier von einem Momente Gebrauch, dessen Brauchbarkeit auf der Hand liegt und das leicht zu verstehen ist, ohne in die theoretischen Schwierigkeiten der Sache einzugehen.

$$\frac{1}{p_a} \frac{d\varphi}{dq_a} = \frac{1}{p_b} \frac{d\varphi}{dq_b} = \frac{1}{p_c} \frac{d\varphi}{dq_c} \dots 3.$$

welche Gleichung das fundamentale Gesetz des Grenznutzenniveaus zum Ausdruck bringt.

In der Ausdrucksweise der „psychologischen“ Theorie heißt das, daß jedes Gut in solcher Menge erworben wird, daß die letzterworbenen Teilmengen aller gleich intensive Bedürfnisregungen befriedigen. Dieses allbekannte Theorem ist es, das auch wir abgeleitet haben. Es ist nichts anderes als Gleichung 3, nur mundgerecht gemacht und ausgeschmückt mit allerhand Zutaten. Wer an denselben keinen Anstoß nimmt und jene Ableitung zu trocken findet, kann immer an dieser Ausdrucksweise festhalten. Ich wollte nur zeigen, daß der Kern der Sache sich streng exakt und einwandfrei fassen läßt und daß wissenschaftliche Korrektheit im Sinne des Physikers auch auf unserem Gebiete keine Unmöglichkeit ist. Bezüglich der praktischen Resultate aber besteht keine Differenz zwischen uns und den Psychologen. Mit all den psychologischen Erörterungen wird nichts anderes beabsichtigt und erreicht, als auch wir mit unserem strengeren Vorgehen beabsichtigen und erreichen. Noch sei bemerkt, daß in dem Gesagten eine etwas andere Ableitung der Wertfunktion liegt, als die im ersten Teile vorgeführte. Wir gehen nicht näher auf dieselbe ein, da das in theoretische Details führen würde, welche außerhalb des Rahmens dieser Arbeit liegen.

Das Gleichungssystem 3 also stellt alles dar, was wir aus der lebensvollen Wirklichkeit herausheben, den Ausschnitt, der die reine Ökonomie enthält. Nicht die wirtschaftenden Individuen, auch nicht die einzelnen konkreten Güter, sondern gewisse Vorgänge oder Beziehungen, schematisiert in diesem Ausdrucke, sind das Substrat unserer Diskussionen. Es ist ein Gebilde unserer Willkür, aber doch nicht aus der Luft gegriffen, eine Schöpfung des Forschers, aber doch nicht ohne Beziehung



zur Wirklichkeit. Für den, der das begriffen hat, gibt es keine Zweifel mehr über die Grundlagen der Ökonomie und die Kontroversen darüber lösen sich auf, doch wollen wir später noch auf diese Dinge zurückkommen und hier nicht weiter dabei verweilen.

Ein Gürtel von Gleichungen begrenzt den wirtschaftlichen Machtbereich des Individuums. Man kann sich denselben als einen Kreis vorstellen, in dessen Mitte das letztere steht und auf dessen Peripherie die Grenzpunkte des Gütererwerbes liegen. Sie alle stehen dem Individuum gewissermaßen gleich nahe. Psychologisch gesprochen, alle Grenz mengen sind, in demselben Maße ausgedrückt, ihm gleichviel wert, so daß es keine derselben, für einen gleichgroßen Zuwachs an einem anderen Gute aufzugeben geneigt wäre, wie immer sich sein wirtschaftliches Handeln sonst gestalten mag. Und das — und nur das — besagt die Redensart, daß das Individuum im Gleichgewichtszustande ein Maximum der Bedürfnisbefriedigung erreiche.

In dem Gesagten liegt nun meiner Auffassung nach die exakte Grundlage der Ökonomie und es muß verstanden sein, wenn man das Wesen unserer Disziplin verstehen will. Wohl weiß ich, daß meine gedrängte Darstellung diesem Verständnis im Wege steht; allein ich konnte nicht ausführlicher sein. Jeder Satz ist von Bedeutung. Der Leser, den diese Dinge interessieren, ist gebeten, ihnen einiges Nachdenken zu widmen. Auch eine nochmalige Lektüre dieser Darlegung dürfte empfehlenswert sein. Ich bedauere, nicht ein Überschlagen dieses Kapitels empfehlen zu können, da es durchaus essentiell ist. Auf dem Wege zur Exaktheit und zu wirklicher Korrektheit muß sich unsere Disziplin naturgemäß von Popularität entfernen. Das ist nicht meine Schuld, wenn auch meine Darlegung sehr mangelhaft sein mag. Auch die populärste Auseinandersetzung enthält dieselben Gedanken, nur täuscht sie über die Schwierigkeiten hinweg. Will man wirkliche Befriedigung, so kommt man um sie nicht herum.

Noch etwas möchte ich erwähnen: Ganz fremd stehen auch die älteren Ökonomen unserer Erkenntnis nicht gegenüber. Wir finden unser Gesetz vom Grenznutzenniveau schon bei Ricardo in dem Gesetze der Gleichheit der Profitrate. Ferner hat fast jeder Ökonom einen größeren oder geringeren Teil der Sache erkannt. Das Neue liegt in dem Herausarbeiten des Kernes derselben, der „Interdependenz“ in ihrer Allgemeinheit und grundlegenden Bedeutung; Ausschnitte daraus findet man häufig, und einzelne der Zusammenhänge, auf die wir hindeuteten, wurden schon oft isoliert behandelt. Einer derselben bildet ja auch den Inhalt des Kostenprinzipes, wovon man sich bei einigem Nachdenken leicht überzeugt. Doch gehen wir weiter und erörtern wir noch Einiges, was zu näherer Erklärung des Gesagten beitragen mag.

§ 5. Unser Gesetz vom Grenznutzenniveau und unser Gleichgewichtszustand gilt für jedes Wirtschaftssubjekt, es mag ein isoliertes sein oder in Beziehungen zu andern stehen. Beide Fälle unterscheiden sich gewiß von einander, namentlich bestehen in letzterem mehr und kompliziertere Möglichkeiten für den Wirtschaftsverlauf, aber in beiden ist der Vorgang doch wesentlich derselbe. Immer hängen die Grenzpunkte des Gütererwerbes eines Individuums voneinander ab; nur kommt im zweiten Falle noch hinzu, daß sie auch von den analogen Grenzpunkten des Gütererwerbes aller anderen Individuen abhängen. So kann man denn ohne weiteres weiter gehen und auch für die Volkswirtschaft ein eindeutig bestimmtes Grenznutzenniveau annehmen. Am einfachsten macht man sich das Bestehen eines solchen klar, wenn man die Volkswirtschaft als ein Wirtschaftssubjekt betrachtet — „John Bull & Co.“ z. B. — und sich dieselbe mittelst einer „repräsentativen Firma“ versinnlicht nach dem Vorgange A. Marshalls. Allein dieses Bild ist inadäquat und verdeckt die wesentlichen Charakterzüge der Verkehrswirtschaft; nur für die „geschlossene“, verkehrslose Wirtschaft paßt es ganz. Für die erstere kann die Konstruktion



nur ein präliminäres Bild geben, dazu bestimmt, eine erste Vorstellung von der Sache zu fixieren; aber sonst spricht man besser von einem Systeme von Grenznutzenniveaus in der Volkswirtschaft. Immerhin ist es eine große Wahrheit, daß auch in der Volkswirtschaft als ganzer alle Güterarten und Mengen und mithin auch die „volkswirtschaftlichen“ Grenzpunkte allen Gütererwerbes eindeutig bestimmt und von einander abhängig sind; nur muß man das richtig verstehen; in der Verkehrswirtschaft wird dieser Zustand nicht etwa, wie jenes Bild von der repräsentativen Firma suggerieren könnte, durch eine zentrale, soziale Aktion und die Wirkung „sozialer“ Bedürfnisse herbeigeführt, sondern ist das Resultat der Wechselwirkungen der individuellen Grenznutzenniveaus aufeinander.

Auf jeden Fall also, nochmals, leistet uns unser Gesetz sowohl für die isolierte oder geschlossene wie für die Verkehrswirtschaft in gleichem Maße zweierlei. Es grenzt die Beziehungen, die zu beschreiben die Aufgabe der Ökonomie ist, von andern ab und zwar sowohl von anderen Beziehungen, ethischen, sozialen zwischen den Wirtschaftssubjekten, wie von anderen, technischen usw., zwischen den Gütern. Und sodann liefert es uns das Grundgesetz dieser Beziehungen, aus dem alles Weitere folgt, es beschreibt die Verhältnisse der Gütermengen zueinander, die unter gewissen Voraussetzungen eintreten und sich erhalten werden, es gibt uns, mit einem anderen Ausdrücke, die Produktions- und Konsumkombination unserer Individuen, die aus deren Veranlagung usw. und aus deren wirtschaftlichen Möglichkeiten folgt. Es ist ein Problem ökonomischer Effizienz, das da gelöst, eine Logik der wirtschaftlichen Dinge, die da erreicht wird. Dieses Problem muß von dem der technischen Effizienz, mit dem besonders sein erster Teil, die Produktionskombination leicht verwechselt werden kann, geschieden werden, ist ihm aber methodologisch analog. Die folgenden Betrachtungen mögen nun noch der Aufmerksamkeit des Lesers empfohlen sein.

Alle Erscheinungen oder Bewußtseinsinhalte, welche

die „Welt“ ausmachen, stehen in Wechselbeziehungen zueinander und bedingen sich gegenseitig. Faßt man einen Teil derselben als gegeben auf, um einen anderen Teil daraus abzuleiten, so ist das immer nur ein methodologisches Hilfsmittel, das für bestimmte Zwecke nützlich oder selbst notwendig sein mag, aber nie die ganze Wahrheit enthält. Das wissenschaftliche Weltbild, das uns die exakten Wissenschaften bieten, ist nichts anderes, als ein großartiges System von Größen, welche sich gegenseitig bestimmen und deren Beziehungen anzugeben die Aufgabe der Wissenschaft ist. In kleinerem Maßstabe stellt auch jede Einzeldisziplin ein solches System dar und beschreibt die Abhängigkeitsverhältnisse zwischen irgendwelchen Daten, in deren „Wesen“ sie aber nicht einzudringen vermag. Und so auch die reine Ökonomie.

Alle Güterquantitäten im Untersuchungsgebiete sind uns gegeben und die Frage, mit der wir uns zu befassen haben, ist immer nur: Wie ändern sich dieselben, wenn eine von ihnen geändert wird? Oder: In welchem Verhältnisse müssen sie zueinander stehen, damit keine Änderung eintritt? Das ist alles, was wir mit unserer Methode untersuchen können. Wiederum, das ist keine Theorie der Wirtschaft, aber es ist alles, was an den Werken der „Theoretiker“ von wirklichem Werte ist.

Nicht alle Änderungen, welche an den Gütermengen vor sich gehen, können wir beschreiben, sondern nur eine Gruppe derselben, nämlich jene, welche durch die Tauschrelation charakterisiert ist. Daß uns die chemischen usw. Wirkungen unzugänglich sind, ist nicht weiter verwunderlich. Aber es gibt auch andere, welche durch das wirtschaftliche Handeln verursacht werden und die wir doch nicht erklären können. Ein Eingriff der gesetzgebenden Gewalt unter anderen mag große Veränderungen in unserem Systeme herbeiführen, ohne daß wir viel darüber zu sagen hätten. Da müssen wir uns damit trösten, gewisse ökonomische Wirkungen desselben darzulegen, was ja immerhin etwas ist.

Irgendeine Gütermenge erfahre einen Zuwachs, wie

wirkt das auf alle anderen? Alle anderen Güter und Preise werden dadurch affiziert. Es mag sein, daß manche dieser Wirkungen, namentlich wenn der Zuwachs nicht groß ist oder in einem wenig wichtigen Gute eintritt, so gering sind, daß man sie nicht zu bemerken vermag und vernachlässigen kann und oft werden sie nur in Tendenzen bestehen. Dann sieht es so aus, wie wenn die Wechselbeziehungen zwischen den Güterquantitäten keine vollständigen wären und sich nicht über das ganze Untersuchungsgebiet erstrecken würden. Tatsächlich wird fast immer nur eine oder wenige der Wechselwirkungen bedeutend und augenfällig sein. Und das veranlaßt die Ökonomen auch in der Regel, nur auf diese Gewicht zu legen und gewisse einfache Kausalketten aufzustellen. Aber wenn das auch oft für viele Zwecke ausreicht, so darf doch nie vergessen werden, daß man dabei andere Wirkungen vernachlässigt, welche nicht nur „im Prinzip“ vorhanden, sondern mitunter auch von praktischer Bedeutung sind.

Um ein Beispiel anzuführen: Nimmt aus irgend einem Grunde die vorhandene Getreidemenge zu, so ist es klar, daß im allgemeinen das Geldeinkommen jener Wirtschaftssubjekte, welche nun mehr Getreide zu verkaufen haben, steigt. Aber nicht notwendig; es mag sein, daß der Preis infolge des größeren Angebotes so sehr sinkt, daß der Erlös sogar ein geringerer sein kann, als vorher. Angenommen das erstere sei der Fall, so werden die Verkäufer des Getreides eine größere Nachfrage nach anderen Gütern entfalten; das wird auf deren Preise wirken und im allgemeinen auch auf ihre Produktion. Dann aber werden die Preise ihrer Produktivgüter steigen, z. B. die Löhne, der in ihrer Produktion beschäftigten Arbeiter, was einerseits die Folge hat, daß von dieser Seite vermehrte Nachfrage nach verschiedenen Gütern erfolgt und andererseits, daß sich andere Arbeiter jenen Industriezweigen zuwenden werden, was den Lohn allgemein erhöhen wird usw. Sinkt aber der Preis des Getreides erheblich, so werden dessen Konsumenten begünstigt werden, sodaß dann von dieser Seite her Wir-

kungen derselben Art, wie die angedeuteten ausgehen werden. Ein wahrhaft unübersehbares Gewirr von Wirkungen und Gegenwirkungen über die ganze Volkswirtschaft hin folgt aus jener einen Veränderung und wenn manche derselben kaum erkennbar sind, so kann man doch sagen, daß es eher die Aufgabe der Theorie sei, die verborgeneren aufzufinden, als jene, welche jedermann so leicht sehen kann. Diesen Verhältnissen wird nun unsere Auffassung weit mehr gerecht, als die übliche, und das ist das praktische Moment, das uns dieselbe empfiehlt, neben dem theoretischen, daß sie auch wissenschaftlich korrekter ist. Bei Untersuchung z. B. der Wirkungen eines Zolles oder einer Steuer auf ein bestimmtes Gut kommt man leicht auf Abwege, wenn man die allgemeine Interdependenz der ökonomischen Quantitäten übersieht. Die populäre Behauptung, daß z. B. eine Steuer auf den Konsumenten fallen müsse, wurzelt hier: Man findet, daß die Produktionskosten der Einheit einfach um den Steuerbetrag erhöht werden und nimmt diese selbst und alles andere, Angebot und Nachfrage, als fest an. Die Tatsache, daß die angebotene und nachgefragte Menge des Gutes sich infolge der Steuer ändern kann, was nichts anderes heißt, daß Kosten und Absatz voneinander abhängige Variable sind, führt zu einer etwas tieferen Erkenntnis unseres Systemes. Aber alle darüber hinausgehenden Wirkungen der Steuer pflegen vernachlässigt zu werden und wenn sich einmal eine solche weitere Wirkung darbietet, so erscheint es als eine besondere Entdeckung, auf sie hinzuweisen.

Besonderes theoretisches Interesse hat unsere Auffassung für die Klarstellung der Wertdiskussion. Wir haben darauf bereits im ersten Teile dieser Arbeit hingewiesen: Allerdings ist vom Standpunkte des Psychologen der Wert das herrschende Prinzip der Wirtschaft und auch für die Zwecke der Ökonomie wird sich zeigen, daß in den „Kosten“ kein selbständiges Prinzip liegt. Aber der Gesamtwert einer bestimmten Menge von Kostengütern und der Gesamtwert einer bestimmten Menge von Genußgütern sind voneinander abhängige Variable, stehen zueinander in umkehrbarer



funktioneller Beziehung, was nicht im geringsten dem Satz widerspricht, welcher als die Grundlage der psychologischen Werttheorie aufzufassen ist, nämlich, daß beiden dasselbe Prinzip, das des Wertes, zugrunde liegt. Wir werden niemals darauf zurückkommen. Hier wollen wir nur darauf hinweisen, daß die Aufstellung einer Kausalkette zwischen beiden nur den Sachverhalt verdunkelt. Der Satz: „Der Wert der Genußgüter ist die Ursache des Wertes der Kostengüter“ ist, wenn er etwas anderes bedeuten soll, als daß die Erzeugung von Genußgütern das Ziel des Wirtschaftens ist, an sich nicht richtiger als der umgekehrte: „Der Wert der Kostengüter ist die Ursache des Wertes der Genußgüter“. Beide Sätze mögen im einzelnen Falle geeignet sein, die Veränderung einer der beiden Größen zu erklären. Wenn der Wert und Preis eines Kostengutes steigt, so wird im allgemeinen die Folge sein, daß der Wert und Preis jener Genußgüter steigt, zu deren Erzeugung dasselbe nötig ist. Und zur Beschreibung dieses Falles ist es zulässig, die erstere Größe als unabhängige und die letztere als abhängige Variable zu betrachten d. h. den letzteren Satz zu akzeptieren. Im entgegengesetzten Falle gilt das Umgekehrte. Nie aber liegt die Wahrheit darin, welche vielmehr nur durch die Anerkennung der allgemeinen Interdependenz gegeben ist. Jeder solche Kausalkette läßt sich eine andere gegenüberstellen und allgemein wird man für beide passende Beispiele finden für ihre allgemeine Geltung zu streiten aber ist müßig.

Dasselbe gilt bezüglich des Instrumentes der „Grenzkproduktivität“. Daß der Ertrag der letztangewandten „Dose“ eines Produktionsmittels dessen Gesamtwert stimmt, ist nicht falsch. Aber man kann mit demselben Rechte sagen, daß der Wert eines Produktionsmittels die Menge ist, wieviel von ihm aufgewandt werden und was der Ertrag jenes letzten Teilchens, was die Grenzproduktivität sein wird. Als Feststellungen von funktionellen Beziehungen zwischen den Elementen unseres Systemes



se Sätze richtig und sie alle sind in unserer Auf-
enthalt. Aber ihr absoluter Wert ist gering. Sie
brauchbar als Ausgangspunkte des wissenschaftlichen
enganges und stellten Entdeckungen eines Teiles des
es interdependenten ökonomischer Quantitäten dar,
gen ferner zur Beschreibung spezieller Fälle aus-
. Im allgemeinen aber, und wo es sich darum
, streng korrekt zu sein, sind sie nicht länger zu-
stellen sie eine ersichtlich unvollkommene, ja primi-
uffassung dar. Durch die Erkenntnis der vollen
einheit der Wirkungen und Gegenwirkungen inner-
nseres Systemes oder besser, durch die Erkenntnis
stanz eines solchen Systemes von einander bestimmenden
ten ist sie als überwunden anzusehen.

un sieht, daß wir dieser Erkenntnis — welche im
nicht mehr als eine ganz banale Wahrheit enthält
e fundamentale Bedeutung beilegen. Wir stehen
un, zu sagen, daß sie den größten Fortschritt der
Ökonomie und ihren wesentlichsten Unterschied
ber der älteren darstellt. Es ist für die Klassiker,
lich für Ricardo, und ihre Nachfolger geradezu
teristisch, daß sie nur einzelne Teile davon aus dem
e herausheben und ohne organischen Zusammenhang
nder behandeln; und darin scheint uns der wich-
theoretische Mangel derselben zu liegen. Unsere
tznis stellt die ganze Theorie auf eine neue Grund-
ibt ihr eine klarere, korrektere Form, zeigt uns ihr
und ihre Aufgabe in einem helleren Lichte. Wir
en eine einheitliche Methode und Geschlossenheit und
menhang zwischen unseren Resultaten, endlich einen
Standpunkt zur Beurteilung nahezu aller reinöko-
nen Streitfragen und Spezialtheorien. Was unsere
e leisten kann und wo ihre Grenzen liegen — alles
gt mehr oder weniger direkt daraus.

e Nationalökonomien, welche zuerst und am voll-
sten diesen Sachverhalt erkannten, sind L. Walras,
ser und A. Marshall. Sie kamen dazu in origineller



Weise und von verschiedenen Ausgangspunkten, Walras durch seine bewundernswerten Gleichungssysteme, v. Wieser durch das Zurechnungsproblem und A. Marshall durch Weiterentwicklung der Grundlagen der Klassiker. Der letztere Umstand erklärt es, daß Marshalls Darstellung noch viel von der älteren Auffassung anhaftet und dieselbe die Reinheit und Einheitlichkeit des Werkes Walras' nicht erreicht. Besonders in der Kostenfrage veranlaßt ihn seine Generosität gegenüber den Klassikern, nicht hinlängliches Gewicht auf den Umstand zu legen, daß die Reform der Ökonomie durch die Werttheoretiker dadurch nicht an Bedeutung verliert, daß man Jevon's Kausalketten eine absolute Geltung abspricht: Das hindert ja keineswegs, wie wir ausführten, daß die Einführung der Wertfunktionen die ganze Theorie auf eine neue Grundlage stellt. Auch sonst behält er mehr vom klassischen Systeme bei, als sich meines Erachtens rechtfertigen läßt, und es bedarf eines tieferen Einblickes, um zu erkennen, daß auch sein System im Wesen völlig modern ist. Seine zahlreichen Nachfolger jedenfalls — und er ist der einzige aus jenen dreien, der wirklich Schule gemacht hat — haben es meist übersehen. So steht heute noch die übergroße Mehrzahl der Ökonomen auf einem Standpunkte, der als veraltet bezeichnet werden muß.

§ 6. Resumieren wir einen Teil unseres Argumentes. Der Güterbesitz eines Wirtschaftssubjektes und sein Verhalten zu demselben ist das Produkt unendlich komplizierter Verhältnisse, das Produkt eines unübersehbaren Gewirres von Wirkungen und Gegenwirkungen verschiedenster Art und verschieden in jedem einzelnen Falle. Warum hat dieses oder jenes Wirtschaftssubjekt gerade diese Arten und Mengen von Gütern und warum verhält es sich so und nicht anders dazu? Nach unserer Auffassung und im Gegensatz zur üblichen, ist das keineswegs die Grundfrage der Ökonomie. Nicht viel weniger als das gesamte Gebiet des Wissens, das ganze Heer von Disziplinen, die der Menschen-

geist geschaffen hat, müßte herangezogen werden, um sie zu beantworten; im Grunde ist das nicht mehr als selbstverständlich, und wir glauben, es im Vorhergehenden genügend betont zu haben. Und selbst dann wäre es fraglich, ob die Antwort auf jene Frage, die so einfach klingt und doch so außerordentlich unbescheiden ist, befriedigend ausfallen könnte. Unser ganzes Bestreben ist vielmehr darauf gerichtet, aus der Lebensfülle der Erscheinungen in das klare und einfache Gebiet gewisser formaler Relationen zwischen denselben „hinüberzuwechseln“ ohne der ersteren Gewalt anzutun, ohne sie zu analysieren und ohne irgend etwas Materielles über sie auszusagen. Wir können in ihre Erklärung nicht eingehen, weil das weit in uns fremde Gebiete führt, wir brauchen das nicht zu tun, weil, wie sich bei näherer Betrachtung zeigt, Erörterungen darüber nichts zur Vervollkommnung jener kleinen Gruppe von Resultaten, welche wir gewinnen möchten, beitragen und wir wollen es nicht, um nicht die Anerkennung unserer Disziplin von Sätzen abhängig zu machen, über welche nur andere Disziplinen urteilen können, um sie nicht in ihr fremde Kontroversen zu verwickeln und endlich, um ihr ihren exakten Charakter und ihre methodologische und inhaltliche Einheit nicht zu nehmen. Und unser Problem ist ein viel engeres und bescheideneres: nämlich, wie früher auseinandergesetzt, die Beschreibung gewisser Beziehungen zwischen den Güterquantitäten im Untersuchungsgebiete. Ich glaube, daß diese Begründung des Raisonnements der Ökonomie jenen Einwendungen nicht ausgesetzt ist, welche gegen die übliche erhoben zu werden pflegen. Nicht als bedeutungslos erklären wir alles außerhalb unseres Gebietes Gelegene; wir behaupten auch nicht, daß es von ökonomischen Gesetzen beherrscht sei; wir grenzen unsere Disziplin ab, ohne an irgendeine prinzipielle Ansicht über diese Dinge anzustoßen.

Rasse, Kulturstufe, soziale Stellung, Erziehung. Persönlichkeit der Wirtschaftssubjekte, alles das bestimmt ihr wirtschaftliches Handeln und alle diese Momente wirken

aufeinander; die Möglichkeiten der umgebenden Natur und sozialen Organisation und die eigene Tätigkeit der Wirtschaftssubjekte bestimmen ihren Güterbesitz; beide Gruppen von Einflüssen sind voneinander abhängig; und auch wirtschaftliches Handeln und Güterbesitz bestimmen sich gegenseitig. Aber das alles bietet eine Fülle von Problemen und auch eine Fülle von möglichen Betrachtungsweisen ein und desselben Phänomenes dar, speziell dessen der Wirtschaft; wir versuchen, uns eine zu eigen zu machen und glauben, daß auch sie ihre Berechtigung hat. Im Grunde hat sie kein ausschließliches Recht auf den Titel „ökonomisch“. Auch viele andere Wege, den ökonomischen Erscheinungen beizukommen, sind möglich und wertvoll, für manche Zwecke vielleicht besser als der unsere, der nirgends in das Wesen der Dinge führt, nie die „treibenden Kräfte“ aufzuzeigen versucht. Nur aus Gründen terminologischer Zweckmäßigkeit behalten wir für ihn die Bezeichnung „rein ökonomisch“ bei. Aber das meinen wir allerdings, daß er sich am besten dazu eignet, gerade jene formalen Sätze zu finden, denen hier unser Interesse gilt.

Bildlich kann man sich unser Vorgehen etwa so versinnlichen: Wir nehmen sozusagen eine Momentphotographie der Volkswirtschaft auf. Das Bild zeigt alle Vorgänge in einem bestimmten Stadium und in scheinbarer Ruhe. Wir sind uns aber bewußt, daß in Wirklichkeit lebensvollste Bewegung herrscht und wünschen, Einiges davon zu beschreiben. Diese Beschreibung soll uns in den Stand setzen — das ist ihr einziger Zweck — das Augenblicksbild, das uns die Wirklichkeit im nächsten Momente bieten würde, aus dem ersten abzuleiten, ohne eine neue Aufnahme zu machen — nicht aber, irgend etwas an jenem Bilde bis auf den Grund zu erklären und in das „Wesen“ der Vorgänge einzudringen. Jedoch soll unsere Konstruktion des neuen Augenblicksbildes sich nur auf die Änderungen in den Güterquantitäten, die sich im Besitze der einzelnen Wirtschaftssubjekte befinden, beschränken. Nur das ist der Zweck der Ökonomie und nur diesem Zwecke dienen die Annahmen

und Hilfskonstruktionen, mit denen sie an die Erscheinungen herantritt. Die erkenntnistheoretische korrekteste Definition der reinen Ökonomie wäre also die: Dieselbe hat die Güterquantitäten, die sich im Besitze der einzelnen Wirtschaftssubjekte in irgendeinem Zeitpunkte befinden, auf jene zurückzuführen, die dieselben einen „Augenblick“ vorher besaßen, und zwar auf dem kürzesten Wege, welcher der der formalen Annahmen ist.

Das kann nicht befremden. Ähnliches ließe sich von allen exakten Disziplinen sagen. Der Zweck der Gesamtheit der exakten Wissenschaft ist, die Welt der Erscheinungen, wie sie sich in einem gegebenen Zeitpunkte darbietet, durch Beschreibung der zwischen ihnen bestehenden oder als bestehend angenommenen Beziehungen, aus dem betrachteten, unmittelbar vorhergehenden Zustande abzuleiten. Und der Zweck jeder Spezialdisziplin ist, diese Arbeit für gewisse Erscheinungen und gewisse Beziehungen zwischen diesen zu leisten. Wir können dabei nicht länger verweilen; mag das Vielen auch unbefriedigend erscheinen, — der moderne Erkenntnistheoretiker wird zufrieden damit sein.

Dabei ist ein Punkt von besonderer Bedeutung. Wir leiten den Güterbesitz der Individuen ab aus einem anderen, der ihm zeitlich unmittelbar vorhergeht. Dieser letztere ist also ein Datum unserer Probleme. Alle Güterquantitäten hängen in jedem Momente von allen ab und bestimmen sich gegenseitig. Wäre auch nur ein Element unseres Systemes anders, als es ist, so würden alle anders sein. Und nur alle zusammen sind sie, nach unserer Auffassung, eindeutig bestimmt. Das wurde bereits ausgeführt. Immer führen wir einen Güterbesitz auf den anderen zurück, nie erklären wir den Anfang der Dinge. Ja selbst dieselben Kategorien finden wir im allgemeinen vor. Stets kann man — mit praktisch belanglosen Ausnahmen — den Güterbesitz eines Wirtschaftssubjektes einteilen in Land, Arbeit, Werkzeuge, Rohmaterialien und Genußgüter. Und im Güterbesitze, den wir daraus mit Hilfe unserer Annahmen ableiten, finden



wir wiederum dieselben Kategorien von Gütern vor. Ja wir finden sogar ähnliche, nur wenig verschiedene Mengen und jedenfalls dieselben Arten von Gütern überhaupt.

Nach unserer Auffassung können wir also nicht die einen Kategorien von Gütern aus den andern ableiten, sondern nur alle aus allen. Wir können z. B. nicht die Arten und Mengen der Genußgüter aus den Arten und Mengen der Produktivgüter allein gewinnen. Darauf kommen wir später noch zurück. Es ist aber schon hier leicht ersichtlich, daß der Wirtschaftsprozeß und seine Resultate nicht nur vom Besitze von Produktivgütern abhängt, sondern daß sich beide auch bei einem und demselben Vorrate an solchen noch sehr verschieden gestalten können, je nach Art und Menge der Genußgüter, die die Wirtschaftssubjekte bei seinem Beginne besitzen. Nur der gesamte Güterbesitz eines Wirtschaftssubjektes charakterisiert seinen wirtschaftlichen Machtbereich und gestattet die Ableitung eines anderen. Alle Mengen und Arten von Gütern müssen zugleich gegeben sein, wenn unser Raisonement überhaupt möglich sein soll. Und deshalb haben wir bei unserer Grundlegung kein Gewicht auf die Unterscheidung zwischen Genuß- und Produktivgütern gelegt, sondern nur von Gütermengen im allgemeinen gesprochen.

II. Kapitel.

Kritik der üblichen Darstellung und ihr Verhältnis zu der unseren.

§ 1. Unser Vorgang ist nicht der übliche. Namentlich seine letztgenannten Konsequenzen scheinen wesentlich verschieden von den gewöhnlichen und wohl auch weniger befriedigend zu sein als diese. Wir müssen daher Halt machen und werden in diesem Kapitel erörtern, was die Ökonomen bei der Einleitung ihres Raisonnements eigentlich tun und was das Wesentliche daran ist. Wir wollen alles, was üblicherweise geschieht, in seiner methodologischen und inhaltlichen Bedeutung untersuchen und tiefer verstehen lernen. Dabei wird sich zweierlei zeigen: Erstens wird man klar und präzise sehen, welcher Wert den betreffenden Erörterungen zukommt und zweitens, worin der Unterschied gegenüber unserer Auffassung liegt. Wir kümmern uns wenig um die allgemeinen Sätze an sich, die man auszusprechen pflegt, um die Argumente für und wider; es soll vielmehr angegeben werden, was der gewöhnliche Ausgangspunkt für uns eigentlich leistet. Schon hier mag bemerkt werden, daß sich ergeben wird, daß unsere Darstellung nichts anderes ist als eine Präzisierung eben dessen, was alle Ökonomen tun, nur von allem Beiwerke gereinigt. Immerhin folgt eine neue Auffassung mancher Teile des ökonomischen Lehrgebäudes daraus, welche meines Erachtens geeignet ist, eine ganze Menge von Kontroversen zu beseitigen und scheinbar widersprechende Theorien in das richtige Verhältnis zu einander zu setzen. Dabei hoffe ich



zu zeigen, daß und warum meine Auffassung die korrektere ist, und unsere Disziplin „reinzubürsten“ von vielen Dingen, die nicht in sie gehören, sie abzugrenzen gegen manche wesensverschiedene Materien, welche sich ja doch in ihrem Rahmen nicht auszuleben vermögen, ferner zum Verständnisse und zur besseren Beurteilung eines Teiles unserer Wissenschaft beizutragen.

Man stellt sich in der Regel wirklich jenes großartigere Problem, von dem wir sprachen, nämlich das wirtschaftliche Handeln des Menschen und seine Güterversorgung zu erklären. Aber wie löst man das Versprechen ein, das darin liegt?

Vor allem stößt man dabei auf die Probleme des menschlichen Handelns überhaupt. Man wünscht gewisse Sätze darüber zu gewinnen, von denen man ausgehen kann. Dieselben können als so bekannt und unbestreitbar betrachtet werden, daß sie keiner weiteren Begründung bedürfen, oder man kann eine solche versuchen. Dem letzteren Zwecke dient die Bedürfnislehre, Betrachtungen über eine sich immer gleichbleibende wirtschaftliche Natur des Menschen und dergleichen mehr. Aber mag man der einen oder der anderen Auffassung sein, für die reine Theorie bleibt sich das ganz gleich, für sie sind, wie früher gezeigt, diese Sätze immer nur Annahmen, in welcher Form immer sie erscheinen, auch dann, wenn sie sich als Resultate und Behauptungen über Tatsachen ausgeben. Die Fragen der menschlichen Natur und des menschlichen Handelns mit seinen Beweggründen und seiner Entwicklung können rein wirtschaftlich nie begriffen werden, mag man noch so viel darüber zu sagen haben. Sie können nur ausgeschieden, gleichsam in ein Bündel zusammengefaßt und beiseite gelegt werden. Und diesem Zwecke dient die Konstruktion des homo oeconomicus und alle Philosophien der Ökonomen darüber, daß der Mensch auf jeder Kulturstufe und unter allen Umständen nach wesentlich gleichen Grundsätzen handle. Man sieht hier die methodologische Funktion dieser Erörterungen und den Grund, warum sie von vielen

Ökonomen so energisch verfochten werden. Es soll das menschliche Handeln erklärt oder das, was man nicht erklären kann, als konstantes Datum unserer Probleme erwiesen werden, um unser eigentliches Gebiet vor Beunruhigungen von dieser Seite her zu sichern. Eine wirkliche Theorie des menschlichen Handelns wird aber auf diesem Wege nie zu erreichen sein. Doch darüber sprachen wir bereits. Der Mensch oder, besser, eine bestimmte Handlungsweise desselben wird und muß als gegeben angenommen werden, was, wie gesagt, auf unser Verfahren der formalen Annahmen hinausläuft, wenn man es korrekt ausdrücken will.

Aber selbst wenn das menschliche Handeln ganz klar und verständlich wäre und keine Probleme darböte — was ja tatsächlich der Standpunkt vieler Ökonomen ist, ohne daß wir ihnen daraus einen Vorwurf machen wollen —, könnte die Ökonomie nicht alles erklären, was es am Wirtschaften zu erklären gibt. Denn ersichtlich hängt die Güterversorgung zum Teile von Verhältnissen ab, an denen der Mensch nichts zu ändern vermag, kurz gesagt von der umgebenden Natur und ihren Möglichkeiten. Diese bilden also ein zweites „Bündel“, das aus unserer Erklärung ausgeschaltet werden muß und dessen Inhalt sich als Datum für die Erklärung eines bestimmten Wirtschaftszustandes darstellt. Wiederum ist es unwesentlich, ob man dasselbe sans phrase hinnimmt oder sich in Betrachtungen darüber ergeht. Über die letzteren werden wir sehr bald noch einige Bemerkungen machen.

Analysiert man demnach die Basen, auf denen das Lehrgebäude der Ökonomie in dieser Beziehung ruht, so findet man zwei Gruppen von Daten, welche sich mit den Worten „Mensch und Natur“ charakterisieren lassen. Sie bilden seine Grenz- und Grundsteine und liegen außerhalb der eigentlichen Theorie. Wir sahen, daß man beide einander nicht einfach gegenüberstellen kann, da zwischen ihnen eine gegenseitige Abhängigkeit besteht, aber auch, daß man für gewisse Zwecke der Theorie von derselben absehen und beide als unabhängig betrachten könnte. In

diesem Falle würde sich also das Problem der Ökonomie darauf restringieren, jene Erscheinungen des Wirtschaftslebens zu erklären, welche vom menschlichen Handeln hervorgerufen werden in einem gegebenen Milieu der äußeren Natur und auf Grund gewisser Annahmen eben über das menschliche Handeln. Und sicher würden die darin enthaltenen Einschränkungen allgemein anerkannt werden und weiter nicht auffallen.

Allein, diese Daten reichen keineswegs aus. Es ist z. B. klar, daß auch ein gewisser Stand der Technik gegeben sein muß, um einen bestimmten Zustand der Wirtschaft zu erklären, und darüber läßt sich ähnliches sagen, wie über die beiden anderen Datengruppen. Wenig könnte uns die Nationalökonomie über die Entwicklung der Technik sagen, da dieselbe ja zum Teile von Umständen abhängt, welche sich strengwissenschaftlicher Behandlung entziehen, weil sie keine beachtenswerten Regelmäßigkeiten aufweisen, von Erfindungen usw. Schließlich beachtete man auch — und es ist sicher auch ein Verdienst der historischen Schule, das betont zu haben —, daß für die konkrete Gestaltung der Wirtschaft die Organisation, die unter den Wirtschaftssubjekten besteht, von entscheidender Bedeutung sei. Gegenwärtig ist es daher üblich, daß jedes systematische Werk längere oder kürzere Erörterungen über dieses Thema bringt. Darüber werden wir noch zu sprechen haben. Mit dem aber, was wir reine Theorie nannten, hat dasselbe recht wenig zu tun und von dem Standpunkte des ersteren muß auch das als ein Datum betrachtet werden, das ausgeschaltet werden muß und nicht durchgreifend erklärt werden kann. So führt also die Analyse des Lehrsystemes der Ökonomie dazu, ihr Problem ganz gewaltig einzuschränken und uns zu zeigen, daß jene Fragestellung, welche wir als die übliche bezeichneten, viel zu weit ist.

Doch ist das nicht die einzige Einwendung gegen dieselbe. Wir deuteten bereits wiederholt an, daß gar nichts an der Wirtschaft bloß von der „Natur“ abhängig und gar nichts ganz von ihr unabhängig ist, mithin die erwähnte

Gegenüberstellung nicht zweckmäßig scheint. Unentdeckte oder den Mitteln der Technik einer bestimmten Kulturstufe nicht zugängliche Erzlager z. B. sind wirtschaftlich nicht vorhanden, und so läßt es sich leicht allgemein zeigen, daß für die Wirtschaft nicht schlechtweg die äußere Natur maßgebend ist, sondern das, was der Mensch aus ihr macht. Wieviel Boden kultiviert wird und in welcher Weise, hängt sicherlich nicht allein von seiner physikalischen Beschaffenheit ab, wird jedenfalls nicht eindeutig durch dieselbe bestimmt. Und umgekehrt ist es ersichtlich, daß nie und nirgends das wirtschaftliche Handeln von den Verhältnissen der umgebenden Natur ganz unabhängig ist, was fast zu banal ist, um ausgesprochen werden zu müssen.

Aber kann man nicht wenigstens den Besitz an Genußgütern aus irgendwelchen Daten ableiten, so daß seine Erklärung zum Probleme der Ökonomie wird? In der Tat ist das das Ziel, auf dessen Erreichung der übliche Apparat unserer Disziplin eingerichtet ist. Und auch damit könnte man sich zufrieden geben. Schließlich ist doch der Erwerb von Genußgütern der Zweck der Wirtschaft und durch ihn ist in jedem Zeitpunkte der Versorgungszustand der Volkswirtschaft charakterisiert. Es seien also für irgendeine Volkswirtschaft die ebenangeführten Momente, welche man passend „Entwicklungsbedingungen der Volkswirtschaft“ genannt hat, gegeben und dieselbe außerdem mit bestimmten Produktivgütern ausgerüstet; dann wäre also das Problem der Ökonomie, daraus alle Preise, Einkommen und die Mengen der Genußgüter, welche produziert werden, zu finden — die Arten der letzteren sind durch die Momente „Menschennatur“ und „Kulturstufe“ oder „Technik“ bereits gegeben. Jene Produktivgüter werden bekanntlich in die Kategorien Land, Arbeit und Kapital eingeteilt und jeder derselben eine Diskussion gewidmet, welche leicht die Tatsache verschleiern kann, daß sie von der Theorie als weiter nicht zu analysierende Daten huzunehmen sind.

Die Funktion der Lehre von den Produktionsfaktoren

Land, Kapital und Arbeit, zu denen mitunter auch eine oder einige der „Entwicklungsbedingungen“ gerechnet werden — z. B. von Marshall die Organisation — im Organismus unserer Wissenschaft ist eine doppelte. Zunächst soll sie uns eine gewisse Menge an Wissensstoff vermitteln — darüber werden wir noch sprechen — und zweitens soll sie den Ausgangspunkt der eigentlichen Theorie bilden, gleichsam den Ankergrund des Raisonnements. Um jene drei Begriffe werden jene Momente gruppiert, welche die reine Theorie aus sich heraus nicht erklären kann, auf denen ihre Resultate jedoch fußen. Man muß bestimmte Gütermengen haben, wenn bestimmte Preise abgeleitet werden sollen und dieselben dürfen sich nicht beliebig ändern, weil dann diese Preise sofort nicht mehr gelten würden. Solange wir keine Garantie gegen diese Eventualität haben, hängt unser Gebäude in der Luft, gehorcht unser Gedankengang keinem Steuer. Damit er das tue, müssen wir unser System irgendwie stabilisieren, brauchen wir sozusagen einen Ballast für dasselbe. Alle Güterquantitäten will man nicht als gegeben annehmen, denn sicherlich klingt es paradox, wenn die Wirtschaftswissenschaft die Resultate des Wirtschaftens, die Güter, zu ihren Daten rechnen müßte. Deshalb nimmt man einige Güterquantitäten als gegeben an, nämlich — aus leicht ersichtlichen Gründen — die Produktivgüter, mit denen der Wirtschaftsprozeß startet und schmeichelt sich, dann doch diesen letzteren wenigstens erklären zu können. Diese Erkenntnis und die aus ihr folgende Übung, die Lehre von den Produktionsfaktoren an die Spitze des Lehrsystemes zu stellen, ist sicherlich ein Fortschritt, wenn auch ihre tiefere theoretische Bedeutung meist nicht erkannt oder hervorgehoben wird. In der Regel sieht es so aus, wie wenn dieser Abschnitt und die später folgende reine Theorie gar nicht viel miteinander zu tun hätten und der erstere nur seinem materiellen Inhalte zu Liebe an seinem Platze stünde: Seine Unentbehrlichkeit für das übliche Lehrgebäude kommt den meisten Schriftstellern gar nicht zum Bewußtsein.

So angesehen, erscheint die Lehre von den Produktionsfaktoren in einem neuen Lichte. Wir werden darauf noch zurückkommen. Für jetzt wollen wir nur darauf hinweisen, daß in dieser Hinnahme der Produktionsfaktoren als Daten unserer Probleme ein wichtiges Eingeständnis liegt, welches uns dazu hilft, diese Auffassungsweise in die unsere hinüberzuführen, zu zeigen, daß die erstere nur eine unvollkommenere Form der letzteren ist, das Eingeständnis nämlich, daß sich nicht alle Gütermengen mit Hilfe der Theorie finden lassen, daß wenigstens einige davon gegeben sein müssen.

Was ist nun von diesem modus procedendi zu halten? Ist alles in Ordnung? Wirklich scheint es so auf den ersten Blick. Die Genußgüter bestehen, wirtschaftlich gesprochen, aus Produktivgütern. Wenn es gelingt, die Mengen der ersteren, die sich im Besitze der betrachteten Wirtschaftssubjekte befinden, zurückzuführen auf die Mengen der Produktivgüter, die dieselben besaßen, dann fühlen wir uns befriedigt, unsere Arbeit ist getan, unsere Neugierde gestillt, und wir haben, als Ökonomen, nichts mehr zu fragen. Unser System scheint zurückgeführt auf jene Daten, von denen es naturgemäß abhängt.

Allein bei näherem Zusehen verschwindet leider das befriedigende Aussehen der Sache.

Wenn die vorhandenen Mengen von Land, Kapital und Arbeit fest gegeben oder doch unabhängige Variable wären, so ließe sich viel dafür sagen, daß man von ihnen ausgehen solle. Das ist aber nicht der Fall. Sie sind Änderungen unterworfen und stehen in Abhängigkeit von einander und den Mengen und Werten der Genußgüter, wie wir bereits sagten und wie man leicht sieht. Und diese Verhältnisse werden durch die in Rede stehende Auffassung verdunkelt. Dieselbe lähmt, zerreißt die allgemeine Interdependenz zwischen den Elementen unseres Systemes. Über diesen Punkt glaube ich bereits genug gesagt zu haben. Er leitet jedoch zu einem anderen über:

Ganz ebensogut — oder ebensowenig — wie man aus den Produktivgütern die Mengen der Genußgüter finden

kann, kann man auch umgekehrt die ersteren aus den letzteren ableiten: Es muß möglich sein, aus den Mengen der Genußgüter, die jemand erwirbt, jene der Produktivgüter, die er gehabt haben muß, zu gewinnen, und es ist nicht einzusehen, warum der eine Vorgang mehr Berechtigung haben sollte als der andere. Ebenso gut wie die Mengen der Produktivgüter kann man jene der Konsumtivgüter als fest gegeben annehmen: eine Fiktion ist ja, wie wir sehen, das eine wie das andere. Wohl sieht es so aus, daß wenn wir die Genußgüter als Unbekannte betrachten, nach Lösung des Problems *causa finita* ist, während uns die Ableitung der Mengen der Produktivgüter nicht so befriedigt, da sie uns an die Pforte neuer Probleme führt. Es erhebt sich dann nämlich die Frage, warum unsere Wirtschaftssubjekte gerade diese und keine anderen Mengen von Land, Kapital und Arbeit besitzen. Dieser Unterschied ist jedoch nur scheinbar und jene Befriedigung illusorisch. Denn diese Frage bleibt auch im ersten Falle offen, sie drängt sich uns nur weniger handgreiflich auf. Was wir gewinnen, ist in beiden Fällen wesentlich dasselbe, nämlich Gütermengen aus anderen Gütermengen, und wie immer wir die Sache fassen mochten, stets bleibt ein unerklärter Rest zurück, wie es ja auch nach dem früher Gesagten nicht anders sein kann.

Entscheidend aber ist die dritte Einwendung, die wir vorzubringen haben. Bestimmte Mengen von Land, Kapital und Arbeit reichen gar nicht aus, um die Mengen der übrigen Güter zu finden, auch im Vereine mit den übrigen Daten nicht, von denen wir sprachen. Es ist ja, wie ebenfalls früher ausgeführt, klar, daß für die Gestaltung des Wirtschaftsprozesses und seiner Resultate nicht bloß der Vorrat an Produktivgütern, sondern auch die bereits vorhandenen Genußgütermengen entscheidend sind. Und so müßte man dann jenen drei Produktionsfaktoren noch einen vierten hinzufügen, nämlich die jeweils vorhandenen Genußgüter. In der Tat ist das nicht schlimmer, als die Annahme einer bestimmten Menge Kapitals. Denn wie man auch diesen Begriff deuten mag, stets umfaßt er produzierte

Güter irgendwelcher Art, und seine Einreihung unter die nötigen Daten schließt also irgendwelche Wirtschaftsprozesse aus der Erklärung aus. Daß und warum das so ist, wird später noch näher auseinandergesetzt werden. Aber auf alle Einwendungen, die man uns gegen unseren vierten Produktionsfaktor — den schon andere Autoren, z. B. Jevons durch die Tat, wenn auch nicht ausdrücklich anerkannt haben — machen mag, können wir entgegnen, daß er ebenso nötig ist wie das „Kapital“, welches hinwiederum zugestandenermaßen nicht entbehrt werden kann — wenigstens gibt das die Mehrheit der Ökonomen zu.

Es gibt also keine Elemente unseres Systemes, von denen wir sagen können, daß sie die anderen bestimmen, oder vielmehr, alle gehören in diese Kategorie. Und damit sind wir wiederum bei unserer eigenen Auffassung angelangt und haben die Behauptung gerechtfertigt, daß die übliche nichts anderes sei, als eine primitivere Form derselben. Man braucht nur von den gewöhnlichen Grundlagen aus folgerichtig weiter zu denken, um zu dem zu gelangen, was früher auseinandergesetzt wurde. In der Einführung jenes vierten Produktionsfaktors, im Verzicht auf gewisse Elemente unseres Systemes als festgegeben anzunehmen, im Verzicht weiter auf eine durchgreifende Diskussion der nicht in unser System gehörigen Dinge — darin liegen die Hauptunterschiede. Und ich glaube sagen zu können, daß diese kleine Reform, deren Erörterung uns auch wiederum die Bedeutung unseres Systemes interdependenter Quantitäten vor Augen geführt hat, für die Reinheit und Korrektheit unserer Theorie nicht ohne Belang wäre.

§ 2. Nachdem wir die prinzipielle Stellung und methodologische Funktion jener Momente erörtert haben, für welche wir den Ausdruck „systembestimmende Tatsachen“ vorschlagen möchten, erübrigt nun noch, einige Worte über den Wissensstoff an sich zu sagen, den uns ökonomische Werke in der Lehre von den „Entwicklungsbedingungen“ und „Produktionsfaktoren“ zu übermitteln pflegen. Es sind



die Kapitel über Land, Arbeit und Kapital und sodann die heute allgemein anerkannten Ergänzungen bezüglich Organisation und Menschennatur, welche wir meinen.

Ein wenig erfreuliches Bild bietet sich dar. Diese Abschnitte stellen sozusagen Zwitterdisziplinen dar, welche keinen Fortschritt aufweisen und nicht leben und nicht sterben können: Inadäquate und zusammenhanglose Erörterungen über Dinge, welche gründlich nur in anderen Disziplinen entwickelt werden und so, wie sie sind, zum Ansehen unserer Wissenschaft nichts beitragen können. Nichts ist klarer, als daß der Ökonom hier immer Dilettant und das, was er sagt, rückständig und unbefriedigend sein muß. Wir werden sehen, daß wir auf nichts besonders Wertvolles verzichten, wenn wir diese Dinge aus unserer Disziplin abscheiden und daß einer Kritik gegenüber wirklich nur das übrig bleibt, was auch wir festhalten wollen — die Annahme der Konstanz dieser Tatsachen. So wird unsere Diskussion dazu beitragen, unsere Abgrenzung der Ökonomie nach diesen Seiten zu rechtfertigen, ihr Wesen abzuheben von diesen fremden Bestandteilen, ihr System zu klären und zu vereinheitlichen und endlich, unsere Forderung nach Arbeitsteilung in den Wissenschaften vom menschlichen Handeln zu stützen. Nur bei der Erörterung des Kapitals werden sich auch andere Resultate ergeben.

Über das Moment der „Menschennatur“ haben wir bereits so viel gesagt, daß wir hier mit einer kurzen Bemerkung darüber hinweggehen wollen. Philosophien über die Motivationen, Untersuchungen der und Schlüsse aus der Verschiedenheit der menschlichen Natur nach Ort und Zeit und die Bedürfnislehre der psychologischen Nationalökonomien, das sind die drei Punkte, welche wir im Auge haben. Wir sahen, daß wir diese Dinge nicht brauchen und daß die reinökonomischen Resultate von ihnen unabhängig sind. Nun möchten wir noch hinzufügen, daß nur der Psychologe, Ethnologe, Biologe und endlich der Kulturhistoriker über sie etwas Beachtenswertes sagen kann, und



wir uns für Alles, was über den Kreis von Banalitäten hinausgehen soll, an diese letzteren wenden müssen, ohne doch imstande zu sein, alle diese Disziplinen im Einzelnen verfolgen zu können. Da also unsere Erörterungen darüber einerseits für unsere Zwecke nicht nötig, andererseits aber auch an sich nicht selbständig und wenig wertvoll sind, so ergibt sich für uns der Schluß, daß wir sie besser aus unserem Gebiete ausscheiden und ferner, daß dieser Verlust nicht groß ist.

Nun zur „Organisationslehre“. Dahin gehört nicht bloß die Lehre von den Staatsformen usw., sondern zweitens auch die von den Rechtsformen und den übrigen sozialen Beziehungen und Gebilden und drittens der wirtschaftlichen Organisation im eigentlichen Sinne, einerseits Arbeitsteilung usw., andererseits Kartellbildung, Arbeitervereinigungen usw. Nun diese Dinge kann man von sehr verschiedenen Standpunkten und zu sehr verschiedenen Zwecken betrachten, welche wir zur Übersicht mittelst zwei sich kreuzenden Einteilungen erfassen wollen.

Die erste ist die folgende: Man kann alle diese Arten von Organisation, besonders aber die beiden ersteren vom religiös-rechtlichen Standpunkte betrachten. Er ist der älteste und auch heute noch wichtig für die politische Diskussion. Allein, wie immer man über ihn denken mag, sicher ist, daß er nicht in das Gebiet strenger Wissenschaft fällt. Die letztere kann lediglich die darüber bestehenden Ansichten beschreiben und ihre Entwicklung verfolgen, aber die Urteile anderer Art über ihn abgeben. Das ist sehr klar und dürfte kaum auf Widerspruch stoßen. Weniger allgemein anerkannt ist aber, daß für den teleologischen Standpunkt dasselbe gilt. Vielmehr bringen die meisten systematischen Werke der Nationalökonomie Erörterungen über die „Zweckmäßigkeit“ des Erbrechtes, des Eigentums oder gar der einzelnen Staatsformen. Und doch ist es nicht schwer zu sehen, daß die Begriffe des Wünschenswerten, Seinsollenden, wie immer sie definiert sein mögen, nach der Metaphysik gravitieren und der exakten Erfassung

unzugänglich sind, daß sich die letztere nur auf eine referierende Entwicklungsgeschichte der betreffenden Ideen beschränken kann, wenn sie Kontroversen vermeiden will, die nur mit der Menschheit verstummen werden. Überhaupt, Teleologie und Wissenschaft sind Gegensätze, werden es immer sein. Und noch etwas: wie unendlich banal sind diese Diskussionen meist! Welchen Sinn hat es denn, sorgfältig auszuführen, daß Arbeitsteilung größere technische Fertigkeit ermöglicht, aber der persönlichen Entwicklung nicht förderlich ist? Kann man es jemand verübeln, wenn er eine Wissenschaft nicht sehr schätzt, die ihm derartiges mitteilt und zwar als an sich wertvolles Resultat, nicht etwa als Grundstein weitreichender Gedankengänge? Was haben wir davon, die Vor- und Nachteile der republikanischen Staatsform zu diskutieren? Selbst wenn wir werten wollten, so müßten wir eben sagen, daß jede Staatsform gut oder schlecht sein kann; das hängt nicht von allgemeinen Argumenten sondern den konkreten Verhältnissen ab. Ist nicht einmal diese Erkenntnis Gemeingut geworden?

Der dritte Standpunkt — und wir können nicht umhin, ihn als den wissenschaftlichen zu bezeichnen — ist der einfacher Beschreibung sowohl der Tatsachen der Organisationsformen wie jener rechtlichen und teleologischen Ideen der Menschen über dieselben. Nur er kann in Frage kommen, wo wir von Wissenschaft sprechen; nur ihn könnten wir eventuell in die Nationalökonomie einschließen, wenn sie eine Wissenschaft sein soll. Wohlgermerkt, darin liegt kein Urteil über die prinzipielle Stellung der Nationalökonomien in diesen Fragen; ihre Bedeutung in der Geschichte der politischen Ideen wird dadurch nicht geschmälert; sicher ist dieselbe groß — besonders die der deutschen Nationalökonomien. Nur muß dieses Moment getrennt werden vom wissenschaftlichen. Das fordert das Lebensinteresse unbefangener Forschung.

Die andere Einteilung der Standpunkte, die hier für uns wichtig ist, ist die in praktische und theoretische. Die ersteren gehören der Sozialpolitik zu. Wie immer man

über die Beziehungen zwischen Wissenschaft und Politik denken und welche Auffassung der Sozialpolitik sich daraus ergeben mag, unverkennbar ist der wesentliche Unterschied zwischen praktischen Vorschlägen und theoretischem Interesse entspringender Beschreibung. Sollen sich beide ausleben können und Mißverständnisse vermieden werden, so muß man sie scheiden. Mit der Sozialpolitik — wiederum: deren Bedeutung wir sicher nicht verkleinern wollen — haben wir es nicht zu tun, sondern nur mit der Beschreibung, womit wir auf den eben angedeuteten „dritten Standpunkt“ zurückkommen.

Diese gehört nun zwei Disziplinen zu, der Geschichte und der Soziologie. Aber ist das nicht bloß eine Frage von Worten? Was hindert uns, sie in die Nationalökonomie aufzunehmen? Prinzipiell gar nichts; im Anfange der Sozialwissenschaften war es durchaus einwandfrei und praktisch, alle diese Dinge zusammen zu behandeln; jedes für sich hätte zu wenig Inhalt geboten und seinen Mann nicht ausgefüllt. Ferner wäre es ja gewiß kein logischer Fehler, z. B. Chemie und Biologie zu vereinigen. Alles was wir behaupten, ist, daß beides, reine Ökonomie und Organisationslehre, getrennt werden kann; daß sie voneinander unabhängig sind und gegenseitig zu ihren konkreten Resultaten nichts beitragen; daß es ein Irrtum ist zu glauben, daß alles, was das Wirtschaften beeinflusst, auch schon notwendig zur Ökonomie gehören müsse — ebensogut würde dann die Geologie zu ihr gehören oder das gesamte Gebiet der Technik —; ferner, daß es sich empfiehlt, sie zu trennen, wenn es am Tage liegt, daß ein Mann das Gebiet beider nicht mehr beherrschen könne, was uns eben der Fall zu sein scheint; endlich, daß es der Klarheit und der Entwicklung der beiden Disziplinen schadet, wenn sie nicht scharf geschieden und gesondert betrachtet werden — das verwirrt die Ansichten über ihr Wesen und entzieht ihnen den Vorteil, einen spezialisierten, für ihre Zwecke geschulten und zielbewußten Stab von Arbeitern zu gewinnen.



Das veranlaßt uns nun, da es einmal eine Soziologie — und auch „Verwaltungslehre“ — gibt, deren Hauptaufgabe eine Theorie der Organisationsformen ist, und die über eigene Methoden, eigene Arbeiter und ein eigenes Publikum verfügt, ihr dieses Gebiet auch zu überlassen. Das heißt nicht, daß irgendein „Nationalökonom“ dasselbe aufgeben solle; nur die „Nationalökonomie“ soll es tun, jene aber möge sich als Soziologe bezeichnen und in seinen Urteile über Fragen der theoretischen Ökonomie vorsichtig sein. Das heißt auch nicht, daß die Übung, beide Gebiete in Lehrbüchern und Kollegien zusammen zu behandeln, sofort aufhören solle; das wäre didaktisch wohl nicht leicht möglich; aber man soll die Verschiedenheit der Gebiete nicht verdecken, sondern betonen und sich mit anderen Prätendenten für das Gebiet der Organisationslehre — Staatsrechtslehrern usw. — verständigen, statt es in Stücke zu zerreißen.

Das ist alles; für uns ist nur von Wichtigkeit, festzuhalten, daß unsere Theorie ein in sich geschlossenes, eigenartiges System bildet, dem die Organisationslehre methodisch wie inhaltlich fremd gegenübersteht. Gehen wir nun weiter!

Wo nehmen wir die Berechtigung her, über den Grund und Boden und die übrigen Verhältnisse des geographischen Milieus etwas zu sagen? Sind wir Klimatologen oder Geologen? Die Konsequenz unserer Anmaßung bleibt nicht aus: Wollen wir nichts Falsches sagen und doch nicht eben Geologen usw. werden, so müssen wir uns auf Gemeinplätze der allertraurigsten Art beschränken, vor allem auf die Tatsache, daß die Bodenverhältnisse usw. für die Wirtschaft von erheblicher Wichtigkeit sind. Wir können sagen, daß die Temperatur des Nordpales dem Weinbaue wenig förderlich, daß das Kleidungsbedürfnis am Äquator ein geringeres ist als in Grönland. Und wer das liest — wie wird er über unsere Disziplin denken? Für uns folgt daraus ein weiteres Argument — das erste und wichtigste war, daß wir diese Dinge nicht zur Erreichung unserer Resultate brauchen — dafür, diese Erörterungen auszuschneiden. Nu



wenn es sich darum handelt, konkrete Zustände der Wirtschaft zu erklären, werden sie wichtig, für ihre „allgemeinen Gesetze“ aber sind sie bedeutungslos und allgemein ausgesprochen verlieren sie außerdem alles Interesse.

Im Kapitel von dem Produktionsfaktor „Arbeitskraft“ steht die Sache nicht ganz so. Wir finden nämlich da eine Theorie, welche in der Nationalökonomie Bürgerrecht gewonnen zu haben scheint und auf die man nicht leicht verzichten wird. Es ist jene, die den Namen Malthus' trägt. Auch sie soll „ausgeschieden“ werden? Nun, daß sie außerhalb unseres reinen Systemes steht, ist klar. Die Wechselwirkung zwischen dem Nahrungsmittelspielraum und der Bevölkerungszahl ist aber überhaupt keine ökonomische oder doch nicht reinökonomische. Zum Teile gehört sie sicherlich in das Gebiet der Biologie. Wir können uns allerdings eine Frage stellen, welche in dieser Richtung liegt und reinökonomisch ist, nämlich: Wie wirkt eine Vermehrung des Arbeitsangebotes auf die übrigen Quantitäten unseres Systemes? Hier ist die Vermehrung der Bevölkerung eine jener Störungsursachen, deren Wirkung wir mit den Mitteln der Theorie bis zu einem gewissen Grade untersuchen können, und soweit gehört uns dieses Thema. Aber abgesehen davon, daß diese Frage keine irgendwie tief in das soziale Geschehen führende Antwort finden kann, sondern nur zu einem sehr speziellen Resultate bezüglich der Tatsachen der Lohnbildung führt, ist sie nicht jene, welche hier in erster Linie in Betracht kommt. Das ist vielmehr die umgekehrte Frage, nämlich die, wie ein bestimmter Versorgungszustand auf die Bevölkerungsvermehrung wirkt. Und darüber können wir als Ökonomen gar nichts sagen, auch dann nicht, wenn wir der Annahme zustimmen wollen, daß sich das Maß der letzteren aus ökonomischen Momenten begreifen lasse. Nur dann könnten wir sie in unser Schema bringen, wenn wir soweit gehen wollten, die Menschen nach Analogie von Maschinen zu behandeln und für ihre Vermehrung Angebot und Nachfrage entscheidend sein zu lassen. Allein, wenn man der Ansicht ist, daß das nicht



geht, so wird man auf eine ökonomische Theorie der Bevölkerungsvermehrung verzichten müssen. Wiederum muß betont werden, daß lange nicht alles, was irgendwie mit ökonomischen Momenten zusammenhängt, der Erfassung durch die exakte Ökonomie zugänglich ist. Wo das aber nicht der Fall ist, werden die ökonomischen Momente zu bloßen Banalitäten, da wir dann der Möglichkeit beraubt sind, längere Gedankengänge darauf aufzubauen. Diese Gründe, unterstützt durch die Tatsache, daß auch die andere Seite der Malthusianischen Theorie, nämlich die für sie nötige Hypothese über die künftige Entwicklung des Nahrungsmittelspielraumes, nichts mit der ökonomischen Theorie zu tun hat, veranlassen uns also, jenen theoretischen Bau aus der Ökonomie auszuschließen oder doch wenigstens zu betonen, daß beide voneinander unabhängig sind und kein organisches Ganze bilden.

Wenn unser Standpunkt richtig ist, so kann man sich von der Bevölkerungstheorie keinen glänzenden Erfolg versprechen. Es scheint uns nun sehr für uns zu sprechen, daß sie tatsächlich sich in traurigem Zustande befindet. Nicht der geringste Fortschritt ist bemerkbar. Vielmehr beschränkt man sich darauf, den einen Malthusianischen Gedanken immerfort mit immer denselben Argumenten für und wider zu diskutieren. Von einem Weiterbauen, einer Entwicklung ist nichts zu sehen: Eine nur halb wissenschaftliche Kontroverse wird über diese unwissenschaftliche Theorie mit ebensolchen Mitteln geführt, und wenn sich etwas daraus ergeben hat, so ist es die Erkenntnis der geringen Tragfähigkeit des Bauwerkes. Da wir aber nichts an seine Stelle zu setzen haben — ist es nicht besser, diesen Bestandteil der Nationalökonomie überhaupt fallen zu lassen, der ihr weder methodologisch noch inhaltlich zur Zierde gereicht? Dann aber bleibt von der ökonomischen Bevölkerungstheorie nichts übrig.

Ich hoffe, daß der Leser den Eindruck haben wird, daß die Natur der Sache und nicht etwa engherzige Fachsimpelerei mich zu meiner Stellungnahme in allen den Fragen, die ich in

diesem Kapitel streifte, veranlaßt. Nochmals, wenn diese Themen entsprechend behandelt würden, so würde ich zwar noch immer im Interesse der Klarheit dafür eintreten, daß man sie nicht mit der reinen Theorie der Ökonomie zusammenwerfe, aber im übrigen freudig jede Leistung anerkennen. Gewiß kann ein Nationalökonom auch z. B. Ethnologe sein. — Professor Ripley schrieb die „Races of Europe“. Aber dann muß er es auch ordentlich sein und, wenn er nicht schon selbst Schädel mißt, sich doch wenigstens mit der Literatur dieser Dinge vertraut machen. Unzulässig aber ist es, darüber Behauptungen auszusprechen, welche um Jahrhunderte hinter dem heutigen Stande jener Disziplinen zurückliegen — und namentlich Theorien darauf aufzubauen, wie das öfters geschieht. Besser ist ein aufrichtiger Verzicht, der ja durchaus möglich ist.

Auch leugne sich keineswegs, daß sich einmal aus der Kombination ethnologischer usw. und ökonomischer Resultate neue, fruchtbare Erkenntnisse gewinnen lassen werden. Nur wird man auch hier fordern müssen, daß man dabei mit Sachkenntnis vorgehe und diese Gebiete nicht vermische. Heute scheint es mir das Nächste und Wichtigste zu sein, eine Trennung durchzuführen und besonders unser Arbeitsgebiet frei von fremden Elementen und ohne über seine Grenzen hinauszuschweifen zu bearbeiten. Nur so kann man sich über dasselbe und das, was es leisten kann, klar werden. Und auf was man dabei verzichtet, ist wenigstens heute noch nicht viel.

§ 3. Gegenüber dem dritten Produktionsfaktor, dem Kapitale, ist unsere Aufgabe eine etwas andere. Was darüber gesagt zu werden pflegt, läßt sich charakterisieren durch die Worte: Diskussion des Begriffes, Annahme des Kapitals als eines selbständigen Produktionsfaktors und endlich Erörterung der Kapitalbildung. Und zu diesen Punkten haben auch wir einiges zu sagen. Aber den dritten wollen wir an einer späteren Stelle behandeln, und über den zweiten sprachen wir bereits, so daß nur der erste übrig

bleibt. Wir wünschen nun keineswegs, die bekannte lange Diskussion des Begriffes weiterzuführen; das würde wenig Zweck haben; auch nicht, uns für den einen oder anderen zu entscheiden; das könnte in einem Satze geschehen; aber wir möchten etwas zum besseren Verständnisse mancher Kapitalbegriffe beitragen, weil es uns scheint, daß sich für die meisten Verschiedenes anführen läßt und daß bei näherem Zusehen manche veraltete Auffassung sich besser ausnimmt, als man glauben möchte — daß sich die älteren Ökonomen mehr dessen bewußt waren, was sie taten und mehr in ihren als Definitionen und Wortstreitigkeiten erscheinenden Ausführungen steckt, als es erscheint. Sicherlich können wir nicht die ganze lange Reihe von Kapitalbegriffen vorführen, müssen dieselben vielmehr im Wesen als bekannt voraussetzen. Nur einige Punkte, die wir der Diskussion hinzuzufügen haben, sollen hier erwähnt werden. Der Leser sei im übrigen namentlich auf die Untersuchungen v. Boehm-Bawerks, J. B. Clarks und auf eine Reihe von Artikeln im *Economic Journal*, endlich auf das Werk Irving Fishers „*Capital and Income*“ verwiesen.

Es ist für die Beurteilung der Rolle und Bedeutung eines Begriffes entscheidend, den Zweck zu kennen, den der Schöpfer desselben im Auge hatte. Da die wissenschaftliche Begriffsbildung naturgemäß willkürlich ist, so hat es keinen Sinn, über „Richtigkeit“ oder „Falschheit“ eines Begriffes zu streiten. Auch kann man nicht im vorhinein Begriffe, die den gleichen Namen führen, nebeneinander stellen und sich ein für alle mal für einen der mit den letzteren verbundenen Vorstellungsinhalte entscheiden wollen; es ist vielmehr durchaus möglich, für einen Zweck den einen, für einen anderen den anderen zu wählen, und alles, was man von jedem Theoretiker diesbezüglich verlangen kann, ist erstens, keine Konfusion anzurichten und zweitens, von keinem dieser Vorstellungsinhalte etwas auszusagen, was ihm nicht zukommt. Jene prinzipielle Willkürlichkeit erklärt die große Zahl der vorhandenen Kapitalbegriffe, ohne daß wir darin an sich — die Sache hat noch einen andern

Aspekt — etwas so sehr Bedauernswertes sehen würden. Sagen wir gleich, wie wir mit dem Kapitalbegriffe verfahren wollen. So viel als möglich werden wir ihn vermeiden und überall, wo es angeht, einfach sagen, was wir meinen, z. B. Werkzeuge usw. Das hat den Vorteil der Klarheit und dann noch einen anderen, auf den wir gleich kommen werden. Aber auch wo wir das Wort gebrauchen, halten wir keineswegs an einer Definition fest; wir tun es jedoch nur dann, wenn über seinen Sinn kein Zweifel bestehen kann.

Was sind nun die Zwecke, denen der Kapitalbegriff in der ökonomischen Literatur dient? Es ist das Verdienst v. Böhm-Bawerks, zwei ganz unabhängige geschieden zu haben. „In den Systemen der Volkswirtschaftslehre,“ sagt er in der Einleitung zur „Positiven Theorie des Kapitaless“, „begegnet man dem Namen und der Theorie des Kapitaless regelmäßig zweimal in zwei gesonderten Gebieten. Das erste Mal in der Lehre von der Produktion, das zweite Mal in der Lehre von der Verteilung der Güter. Das erste Mal wird uns das Kapital als ein Faktor oder Werkzeug der Produktion, als ein Hebel dargestellt, dessen die Menschen sich bedienen, um mit desto größerem Erfolge der Natur Gütergestalten abzurufen. Das zweite Mal erscheint es als Einkommensquelle oder Rentenfonds; hier wird uns gezeigt, wie es bei der sozialen Auseinandersetzung über das gemeinsam geschaffene Produkt als ein Magnet wirkt, der einen Teil des Nationalproduktes an sich zieht und seinem Eigentümer als Rente überliefert: es erscheint mit einem Worte als die Quelle des Kapitalzinses.“

Diese Scheidung zweier Rollen des Kapitaless und zweier daraus folgender Gruppen von Kapitalbegriffen scheint uns in der Tat wesentlich, und auch wir wollen sie machen. Doch möchten wir zwei Dinge dazu bemerken. Einmal müssen wir uns dessen erinnern, was wir über die Rolle der Produktionsfaktoren im Systeme der Nationalökonomie sagten. Sie besteht darin, dasselbe gleichsam zu stabilisieren,

Dinge auszuschließen und als Daten des Gedankenganges zu erklären, welche wir mit unseren Mitteln nicht selbst wieder erklären können; das Niveau der Wirtschaft zu charakterisieren, von dem wir ausgehen müssen — nicht aber etwa darin, ein gesondertes Kapitel über die „Produktion“ zu vervollständigen: Ein solches gibt es nicht für uns. Nun, diese Rolle des Kapitalbegriffes wird uns viele seiner Definitionen verstehen lehren. Sodann aber muß auch noch auf ein weiteres — drittes — Moment, eine dritte Rolle des Kapitalbegriffes hingewiesen werden, die man mit „Charakteristikon der kapitalistischen Wirtschaft“ bezeichnen könnte. In der Tat, die Ökonomen wollen mit ihrem Kapitalbegriffe auch — und vielleicht vor allem — einen Beitrag zur Analyse des „Kapitalismus“ liefern, zum Verständnisse des kapitalistischen Wirtschaftsprozesses und des sozialen Geschehens. Das gibt zu den folgenden Bemerkungen Anlaß.

Erstens. Dieses Moment liegt keineswegs schon in den beiden anderen. Welcher Gütervorrat angenommen werden muß, um das Wirtschaftsniveau zu charakterisieren, von welchem Gütervorrat, der gegeben sein muß, wir ausgehen sollen, ist eine rein theoretische Frage oder besser eine methodologische Frage, welche nichts mit der zu tun hat, was das Charakteristikon der als „Kapitalismus“ bezeichneten Erscheinung ist. Wir können die erstere lösen, ohne auch nur zu wissen oder wissen zu wollen, worin das Wesen des Kapitalismus bestehe. Aber ebenso unabhängig ist davon die Frage, woher der Zins komme. Wir können keineswegs a priori sagen, daß es sich nur in der kapitalistischen Wirtschaft zeige; mag sein, daß dem so ist, aber notwendig ist es nicht. Die Behauptung z. B., daß der Zins aus dem „Einschlagen von vorteilhaften Produktionsumwegen“ folge, und die, daß darin auch das wesentliche Merkmal des Kapitalismus liege, sind durchaus unabhängig von einander und stehen und fallen nicht notwendig zugleich. Wir werden also eine dritte Gruppe von Kapitalbegriffen oder von Typen derselben oder, noch besser, von Elementen

in den Kapitalbegriffen zu unterscheiden haben; dazu wird z. B. der Begriff Marx' zu rechnen sein.

Zweitens. Man wird nicht fehlgehen, wenn man in der eben erwähnten die Hauptrolle oder doch den Anlaß zur Bildung des Kapitalbegriffes zu sehen glaubt. Das Wort „Kapital“ ist ganz überflüssig, wenn wir nichts anderes wollten als unser „Wirtschaftsniveau“ charakterisieren. Seine Verwendung erspart uns die Aufzählung der Güterkategorien, die in diesem Sinne dazu gehören, keineswegs und ferner kann dieselbe so kurz geschehen, daß uns jener Terminus kaum einen Vorteil bietet. Nicht so leicht wird man dasselbe für das Kapital als Einkommensträger zugeben. Und doch verhält sich die Sache hier genau ebenso. Allerdings stehen Kapital und Zins im Sprachgebrauche in bekanntem Zusammenhange; allein, wenn man für die Zwecke der Wissenschaft untersucht, woher der Zins kommt und findet, daß er z. B. auf die produktiven Leistungen der Werkzeuge zurückzuführen ist, so kann man zwar sagen, daß das Kapital in jenem populären Sinne in Werkzeugen bestehe, aber nicht ohne weiteres, daß das Wesen dessen, was ein anderer populärer Sinn als „Kapitalismus“ bezeichnet, in der Verwendung von Werkzeugen liegt; kann man das aber nicht sagen, dann sind bei jener Lösung des Zinsproblems die Begriffe „Kapital“ und „Werkzeuge“ lediglich synonym, und der erstere ist entbehrlich. Nur dort ist der Kapitalbegriff in „seinem Elemente“, nur dort ist er nicht entbehrlich, wo es sich um Analyse des Kapitalismus handelt — und nur deshalb, weil die Theoretiker auch dafür etwas leisten wollen, führen sie diesen Terminus ein. Für uns aber kommt es nur auf die ersten beiden Punkte an, und so brauchen wir eigentlich den Kapitalbegriff gar nicht, was eben der zweite Grund ist, der uns veranlaßt, ihn tunlichst zu vermeiden.

Drittens. Bei dieser letzten Rolle des Kapitaless, als Merkmal des Kapitalismus, nun zeigt es sich deutlich, daß wir es keineswegs mit einer bloßen Definition, sondern mit einem Probleme zu tun haben, wenn wir nach dem „Wesen

des Kapitaless“ fragen und daß, wie auch sonst oft in unserer Disziplin, Wortdiskussionen und „Begriffsbearbeitungen“ keineswegs völlig zwecklos sind, vielmehr dabei nicht um Worte, sondern um Theorien gestritten wird. Wenn wir also sagten, daß die Begriffsbildung willkürlich sei, so gilt das nur für einen Aspekt der Sache; insofern in den Begriffen schon Problemlösungen liegen, trifft das nicht zu, und die betreffenden Kontroversen gewinnen an Bedeutung und Interesse — werden überhaupt erst erklärlich —, so unvollkommen auch die Methode des Streitens um Wortbedeutungen sein mag.

Das führt weiter. Auch für die anderen beiden Rollen des Kapitalbegriffes gilt dasselbe und in ihrer Fixierung kommen Theorien zum Ausdruck. Und da erkennen wir denn, daß diese so langweiligen Auseinandersetzungen namentlich der älteren Ökonomen über ihre Begriffsbildungen viel mehr enthalten, als man glauben könnte. Stellen wir uns nun ausdrücklich die drei Probleme, welche den drei Rollen der Kapitalbegriffe entsprechen und sich hinter deren Definitionen verstecken: Welche Güterarten müssen außer Land und Arbeit als gegeben vorausgesetzt werden, um die Entwicklung unserer Theorien zu ermöglichen? Aus welcher Quelle fließt der Zins? Was ist das Merkmal der kapitalistischen Wirtschaft? Alle drei Fragen können mit dem Worte „Kapital“ beantwortet werden; allein das würde an sich nichts sagen, die eigentliche Antwort erscheint in der Form der Definition des Kapitaless. Wir billigen diese Methode nicht, wollen auch den Kapitalbegriff aus den ersten beiden Problemen ausscheiden, aber hier, wo es sich uns nur darum handelt, zu dem Verständnisse des üblichen Lehrsystemes der Ökonomie und der Kapitalkontroverse beizutragen, können wir uns diese Betrachtungsweise zu eigen machen.

Vor allem muß betont werden, daß nur die ersten beiden Fragen sicher zur Domäne der theoretischen Ökonomie in unserem Sinne gehören. Die dritte gehört nicht zu ihrem Systeme in seiner einfachsten Form, schon deshalb

nicht, weil dasselbe für alle Wirtschaftsformen gelten soll, während man vom Phänomen des Kapitalismus, was immer sonst sein Wesen sein mag, nicht ungezwungen in der Wirtschaft eines Beduinen oder Australnegers sprechen kann. Dazu kommt aber noch, daß dasselbe vielleicht — wir wollen kein Endurteil fällen — viel mehr durch ethische, soziale und andere Momente als durch wirtschaftliche charakterisiert ist, ferner mehr durch konkrete Momente — z. B. Vorhandensein einerseits ganz besitzloser Wirtschaftssubjekte und andererseits sehr reicher — als durch allgemeine, abstrakte. Das ist das eine: Abscheidung des Momentes des Kapitalismus von den rein theoretischen Verwendungen des Kapitalbegriffes und Anerkennung der Tatsache, daß diese Erscheinung nicht in das Reich jener „wirtschaftlichen Logik“ gehört, als welche man unser System bezeichnen könnte. Das andere, was uns diese Erkenntnis leistet, ist das Verständnis mancher Argumente im Streite um den Kapitalbegriff. Man hat sich dagegen gewehrt, die Arbeit in das Kapital einzuschließen. Das geschah aus verschiedenen Motiven, uns aber interessiert hier nur eines: Man sagt, daß man dadurch den Arbeiter zum Kapitalisten mache. Was tut das? Für die reine Theorie ist das sehr nebensächlich. Der Unterschied zwischen Arbeiter- und Kapitalistenklasse, den man nicht verwischt sehen will, ist sehr wichtig für die soziale Betrachtung, ihr Gegensatz ein wesentliches Moment zum Verständnis des sozialen Geschehens; aber was soll er uns in der Theorie? Hier haben wir ein Beispiel eines modus procedendi vor uns, der in der Ökonomie schon viel Schaden angerichtet und zu mancher resultatlosen Diskussion geführt hat, jener Neigung, Begriffe und Theoreme mit allgemeinen Gründen zu diskutieren ohne zu bedenken, daß der Zweck die theoretischen Instrumente nicht nur heiligt, sondern auch erst verständlich macht, daß für eine Klasse von Problemen nützlich und richtig sein kann, was für eine andere falsch und unzweckmäßig ist.

Nun zur zweiten „Rolle“, ehe wir uns der ersten, hier wichtigsten zuwenden. Warum definiert Jevons das Kapital

als Genußgüternvorrat, warum nennen viele Theoretiker dauerbare Güter mit Ausnahme von Land, warum andere Werkzeuge und noch andere Werkzeuge und Rohmaterialien „Kapital“? Einfach deshalb, weil sie daraus den Zins ableiten und dabei mit dem populären Zusammenhange zwischen Kapital und Zins in Übereinstimmung bleiben wollen. Keineswegs ist da das Kapital als Seele des Kapitalismus zu verstehen; wenn manche Theoretiker glauben, mit ihrem Vorgehen sozusagen zwei Fliegen auf einen Schlag getötet zu haben, so ist das ein Irrtum, eine schöne Illusion. Aber der Kapitalbegriff ist da auch keine bloße, ganz willkürliche Definition; vielmehr wird zunächst eine Zinstheorie aufgestellt und dann der „Zinsfond“ Kapital genannt — und das ist das Moment, das für die Beurteilung dieser Begriffe entscheidend ist. Freilich hielten wir es für besser, einfach von einem „Zinsfonde“ zu sprechen; nur jene Illusion ist dem hinderlich, sonst würde es keinen Grund dagegen geben. Aber wenn man den Terminus Kapital schon verwendet, dann darf man ihn nicht an sich und im allgemeinen, sondern nur auf Grund der Zinstheorie selbst, deren Diener er ist, aburteilen. Sonst kann unmöglich etwas dabei herauskommen. Daß es endlich nahezu — nicht ganz¹ — so viele Kapitalbegriffe wie Zinstheorien geben muß, ist darnach nicht mehr als selbstverständlich, und das Bemühen mancher Theoretiker, auf eine Konvention über den Inhalt des Kapitalbegriffes hinzuwirken, ohne auf das Zinsproblem Rücksicht zu nehmen, muß notwendig resultatlos bleiben, solange und soweit Kapital und Zins untrennbar verbunden sind.

Schließlich sehen wir auch auf Grund unserer früheren Ausführungen, daß selbst in jenen Kapitaldefinitionen, welche weder mit Hinblick auf den Zins noch mit Hinblick auf das Phänomen des Kapitalismus geschaffen wurden, ein gesunder methodologischer Kern und mehr als eine bloße

¹ Denn nicht jede Zinstheorie beruht auf einem Kapitalbegriffe, so nicht z. B. die Seniors.

Definition liegt. Die „Beziehung zum Erwerbe und zur Produktion“, welche nach v. Boehm-Bawerks glücklichem Ausdrücke so viele Kapitaldefinitionen charakterisiert — fast alle — welchen Sinn hat sie? Der Theoretiker weiß, daß er nicht alle produzierten Güterarten und -mengen mit den Mitteln der Theorie ableiten kann aus den Daten der „Naturverhältnisse“. Deshalb will er wenigstens die Konsumgüter der Wirtschaftssubjekte, deren Erwerb ja auch das Ziel des Wirtschaftens bildet, ableiten und stellt den Produktionsgüternvorrat als ein Datum, einen weiteren Produktionsfaktor, neben jene. Darin liegt eine viel gesündere Einsicht, als in der Selbstverständlichkeit, daß dieser Vorrat eben nicht von der Natur gegeben ist, sondern selbst produziert werden muß. Das hilft uns wenig, wenn wir seine Produktion als außerhalb unseres Systemes liegend anerkennen müssen. Ferner sahen manche Ökonomen, daß die Unterscheidung von Produktionsgütern, welche vorhanden sein müssen und Genußgütern, welche damit erzeugt werden sollen, nicht völlig passend und ausreichend ist. Es werden auch in der Periode, die wir betrachten und deren Vorgänge wir ableiten können, Produktionsgüter erzeugt und Genußgüter aus der vorhergehenden übernommen, was den Gang der Wirtschaft wesentlich beeinflusst. Außerdem ist für das, was jedes Individuum konsumieren kann und wird, nicht bloß sein Besitz an Produktions- und Konsumtionsgütern entscheidend, sondern auch das, was er dafür eintauschen kann. Auch Genußgüter kommen für manche Wirtschaftssubjekte nur in dieser Beziehung in Betracht und der Güternvorrat, mittelst dessen sie sich ihren Lebensunterhalt beschaffen, kann auch aus Genußgütern bestehen. Das erklärt uns den Begriff des „Erwerbskapitales“ als „Produktionsfaktor“ und den Einschluß von Genußgütern in den Kapitalsbegriff. In einem gewissen Sinne treten wir selbst, wie der Leser sah, für die letztere Maßregel ein.

Und endlich läßt sich von diesem Standpunkte auch etwas für jene „maßlos weit“ erscheinenden Kapitalbegriffe sagen, welche gegenwärtig als veraltet angesehen werden



können, für jene, welche z. B. auch den Staat usw. einschließen. Gegeben sein und unverändert festgehalten werden müssen die Organisationsverhältnisse usw. gewiß. Ob man sie nun als Entwicklungsbedingungen bezeichnet oder als Produktionsfaktoren und ob man, im letzteren Falle wiederum, sie als selbständige Produktionsfaktoren auffaßt oder mit anderen Daten zusammen begreift, also etwa mit dem Kapitale, ist unwesentlich. Es mag das unpraktisch sein; aber dieser Nachteil verschwindet neben dem erheblichen Verdienste, der gesunden methodologischen Einsicht, die in der Aufführung dieser Dinge unter den Daten des ökonomischen Gedankenganges liegt.

Begnügen wir uns mit diesen Andeutungen, die sich leicht ausführen und an all den einzelnen Kapitalbegriffen dieser Gruppe demonstrieren ließen — eine Aufgabe, die hier zu weit führen würde und die ich dem Leser überlassen möchte. Vielleicht ist das wenige, was wir sagten, zusammen mit dem, was wir über die anderen Arten von Kapitalbegriffen bemerkten, geeignet, die Kapitalsdiskussion in einem neuen Lichte erscheinen zu lassen und ein neues Moment in sie einzuführen, das zu einem besseren Verständnis dieses Kapitels unserer Theorie beitragen kann. Resumieren wir nochmals den letzten Teil unseres Argumentes. Was die Nationalökonomien zur Aufstellung dieses dritten Produktionsfaktors — vielleicht besser: Faktors des Wirtschaftsprozesses — veranlaßte, war die Erkenntnis oder das Gefühl, daß das System der reinen Theorie mit den beiden anderen nicht auskommt, vielmehr zu unserer Beschreibung des Wirtschaftsprozesses noch eine weitere Gruppe von Daten — bestehend in gegebenen Vorräten an produzierten Gütern — nötig sei. Und diese Erkenntnis oder dieses Gefühl, war sehr richtig. Darin liegt der gemeinsame Kern aller dieser Konstruktionen und dieser Kern ist gesund. Freilich dachte man verschieden über die Art dieser noch weiter nötigen Daten; bald glaubte man mit der Annahme eines Vorrates von dauerbaren Gütern — „stehendem Kapitale“ — bald mit einem solchen von

Produktivgütern auskommen zu können, bald ging man noch weiter; nur selten dachte man den Gedanken bis zu Ende aus und ging so weit, wie wir es tun. Aber im großen und ganzen betrachtet, liegt hier immer dieselbe — und im Wesen richtige — methodologische Maßregel vor¹.

Noch etwas ergibt sich aus diesen Erörterungen, nämlich ein Urteil, über die vielfach vorgenommene „Auflösung des Kapitals in Arbeit und Boden“ oder auch nur in Arbeit. Man hat sich nämlich — mitunter nicht ohne Seitenblick auf sozialpolitische Momente — dagegen gewehrt, das Kapital als selbständigen Produktionsfaktor neben Arbeit und Boden zu stellen. Allein, wenn man das tut, gehorcht man lediglich einer methodologischen Notwendigkeit, die, wie wir schon sahen und noch sehen werden, es mit sich bringt, daß eine Theorie der Kapitalbildung außerhalb des reinen Systemes der Theorie steht und uns zwingt, von gegebenen Güterquantitäten auszugehen. Daher kann darin nichts Anstößiges liegen, wie etwa der Versuch, den Anspruch von Kapitalbesitzern auf Einkommen fester zu stützen und in ihrem Interesse, auf eine selbständige Rolle eines selbständigen Faktors „Kapital“ Gewicht zu legen. Dergleichen verurteilen wir gewiß, aber das liegt nicht in jener „methodologischen Maßregel“ an sich. Wir leugnen nicht, daß das Kapital aus Arbeit oder aus Arbeits- und Bodenleistungen „bestehe“, nur sind wir der Ansicht, daß wir den Prozeß seines Entstehens aus diesen Elementen im Rahmen des exakten Systemes nicht beschreiben können — daß uns die reine Tauschtheorie nicht ohne weiteres eine Handhabe dazu bietet, vielmehr ihr Apparat dieses Problem ausschließt — und daß wir ihm für die kleine Gruppe von Resultaten, welche wir später als den Inhalt der „statischen Ökonomie“ bezeichnen werden, auch gar nicht zu beschreiben

¹ Natürlich aber ist es, wie v. Boehm-Bawerk hervorhob, ein schwerer Fehler, wenn man, „geblendet von der Symmetrie zwischen den drei Produktionsfaktoren und den drei Einkommenszweigen“, dann ohne weiteres glaubt, daß dieses „Kapital“ Zins tragen müsse.

brauchen. Wohl könnten wir trotzdem diese Auflösung vornehmen, vielleicht hat das sogar manche Vorteile. Nur müßten wir dann an Stelle des bisherigen Datums „Kapital“ ein anderes annehmen, nämlich eine gegebene Menge von „vorgetaner“ Arbeit und „vorgeleisteten“ Bodenleistungen, eine Art „Arbeits-“ und „Bodenleistungsgallerte“. Wie dieser Vorrat angehäuft wurde, könnten wir nicht untersuchen; dabei würden unsere „statischen“ Methoden versagen; er müßte gegeben sein, wenn auch nicht in bestimmten Gütern aber als abstrakter Fond von Produktivkraft. Wie er verwendet wird, das Mengenverhältnis der aus ihm erzeugten Produktivgüter zueinander, könnten wir vielleicht erklären, aber nicht sein Vorhandensein, den Umstand, daß diese Arbeits- und Bodenleistungen der Zukunft und der Entwicklung und nicht der Gegenwart dienstbar gemacht wurden, denn das erklärt sich aus Momenten, die sich im Gleichgewichtszustande nicht zeigen — und nur auf diesen paßt unser System heute in befriedigender Weise. Der Annahme eines solchen Fondes steht nichts im Wege. Wir brauchen dieselbe nicht, da wir einfach alle Güterarten und -mengen als gegebene betrachten und nur die Verhältnisse der letzteren zueinander und die Variationen derselben betrachten, welche zum Gleichgewichte führen. Aber prinzipiell haben wir gegen sie nichts einzuwenden — wohl aber gegen jede anders geartete „Auflösung“ von Kapital in Boden und Arbeit für die Zwecke unseres Gebietes.

Jeder Kenner der neueren Theorie weiß nun, daß wir soeben eine Konstruktion verteidigt und zu verstehen gelernt haben, welche in der Gegenwart zu lebhaften Diskussionen Anlaß gegeben hat, nämlich den Kapitalbegriff Professor J. B. Clarks. Bei diesen Diskussionen wurde jedoch auf andere Punkte Gewicht gelegt, als jene, die uns interessieren, nämlich auf die Frage, ob jener Konstruktion etwas in der Wirklichkeit entspreche oder nicht. Sei es mir daher erlaubt, in Kürze einiges zur Sache zu bemerken. Der Leser sei für jene Kontroverse auf die Artikel Clarks und v. Boehm-

Bawerks selbst verwiesen; hier soll die Angelegenheit nicht erschöpft, auch in die Argumente beider Autoren nicht eingegangen werden. Es handelt sich um das Folgende:

Professor Clark unterscheidet zwischen Kapital und Kapitalgütern. Letzterer Begriff umfaßt Rohmaterialien und Produktionswerkzeuge, also das, was der immer mehr in Verwendung kommende Begriff v. Boehm-Bawerks umfaßt, und außerdem das Land, mithin alle sachlichen Produktionsfaktoren, eine Zusammenfassung, die deren wesentlich gleiche Stellung vom Standpunkte der reinen Theorie gut hervorhebt. Das Kapital ist aber nach ihm etwas anderes. Es ist ein beständiger, dauernder Fonds von Produktionsvermögen. In jedem gegebenen Augenblicke fällt er mit dem Inbegriffe der vorhandenen konkreten Kapitalgüter zusammen, aber sonst unterscheidet er sich von demselben dadurch, daß er normalerweise nicht durch die Produktion vernichtet wird, wie sie, sondern fortbesteht. Clark weist auf die Tatsache hin — oder er betrachtet es als eine völlig unbestrittene und einfache Tatsache — daß der Kapitalist sein Kapital behält durch alle Produktionsperioden hindurch. Die Kapitalgüter gehen unter oder, wie man es vom wirtschaftlichen Standpunkte in teilweisem Gegensatz zum physikalischen ausdrücken kann, sie gehen in Genußgüter über, andere treten — nach Clark ganz von selbst — an ihre Stelle, das Kapital als solches aber bleibt. Mit zahlreichen Bildern, in immer neuen Variationen ringt er nach dem Ausdrucke dieses Gedankens. Wie ein Fluß immer derselbe Fluß bleibt, obgleich immer andere Wassertropfen ihn zusammensetzen, wie ein Mensch immer derselbe Mensch bleibt, obgleich alle Gewebe seines Organismus sich erneuern, so auch das Kapital trotz des steten Wechsels seiner konkreten Bestandteile.

Nun unsere Bemerkungen hierzu: Dieser Kapitalfond stellt eine Fiktion dar, aber eine brauchbare und vom Standpunkte Clarks notwendige. Wie immer er seine Aufgabe als Quelle des Zinses erfüllen mag, die als Ausgangs-



punkt des ökonomischen Raisonnements zu dienen, als Produktionsfaktor usw., erfüllt er wirklich. Darin differieren wir von beiden Autoren. Von Clark dadurch, daß wir nicht wie er seine Realität behaupten und ihn auch als Fond aufgestapelter Arbeits- und Bodenleistungen etwas anders auffassen, von v. Boehm-Bawerk dadurch, daß wir ihm gesunden Sinn und Brauchbarkeit nicht absprechen. Sodann verstehen wir, in welchem Sinne man mit Clark diesem Fonds vollständige Beweglichkeit zusprechen, von ihm sagen kann, daß er frei von einer Industrie zur andern wandern könne. In Wirklichkeit sehen wir freilich nur geformte, konkrete Güter, aus denen sich jene abstrakte Produktionskraft nicht ohne weiteres herausziehen läßt; will man aber das Vorhandensein gerade dieser Güter in diesen Mengen erklären, so kann man so verfahren, daß man jedes Wirtschaftssubjekt mit einer gewissen Menge solcher Produktivkraft a limine ausstattet und nun gleichsam beobachtet, wie es dieselbe verwenden, woraus sich dann mit Hilfe von unserem Gesetze vom Grenznutzenniveau analogen Betrachtungen eben jene tatsächlich vorhandenen Güter und Grenznutzen ergeben müssen. Weiters — drittens — sagt Professor Clark, daß sein Kapitalbegriff dem der geschäftlichen Praxis entspreche. Ich glaube nicht, daß das richtig ist, vielmehr daß hier eine Täuschung durch gewisse äußerliche Ähnlichkeiten vorliegt. Doch interessiert uns das hier nicht, und wir wollen uns begnügen, zu konstatieren, daß dieser Punkt für die theoretische Brauchbarkeit der Clarkschen Fiktion irrelevant ist. Endlich — viertens — nimmt Clark an, daß dieser Kapitalfond stets erhalten bleibe und in der Produktion nicht untergehe. Gewiss ist das die bedenklichste Fiktion von allen. Aber welcher Ökonom ist ganz frei von der Idee, daß der Ersatz des verbrauchten „Kapitales“ gleichsam selbstverständlich, mehr oder weniger automatisch vor sich gehe? Fast keiner; und dann ist der Schritt zur Clarkschen Auffassung nicht mehr groß. Dieselbe wird sich kaum vermeiden lassen, wenn man im Rahmen unseres Systems bleiben will.



Noch viele andere Punkte gäbe es hier zu erörtern; nur einen kleinen Beitrag zur Lösung der hier liegenden Fragen konnten wir bieten. Wir müssen zufrieden sein, wenn unsere Erörterungen unseren früher entwickelten Standpunkt rechtfertigen und außerdem dem Leser zeigen, wie viel es auf diesem Gebiete noch zu tun gibt.




III. Kapitel.

Statik und Dynamik.

§ 1. Wir kommen nun zu einem Thema, das von großer methodologischer Bedeutung ist und dem die Mehrheit der deutschen Nationalökonomien nicht entsprechende Beachtung geschenkt hat. Unsere berühmtesten methodologischen Werke übergehen es und in der Tat wird seine Wichtigkeit uns erst aus konkreter Arbeit und nicht aus allgemeinen Erörterungen über prinzipielle Fragen klar. Doch berührt es so gut wie jede ökonomische Arbeit und man kann sagen, daß Klarheit darüber zu wirklichem Verständnis einer jeden nötig ist.

Unser Gedankengang geht, wie wir gesehen haben, von einem bestimmten Güterbesitze der Wirtschaftssubjekte aus. Dabei legten wir Gewicht darauf, daß diese Güterquantitäten in einem bestimmten Zeitpunkte vorhanden seien und sagten, daß unsere Resultate, wenn unsere Theorie überhaupt jemals so weit kommen wird, konkrete, numerische Resultate zu liefern, nur für diesen Zeitpunkt oder für einen benachbarten gelten. Allerdings sind unsere Theoreme an sich allgemeingültig, d. h. unabhängig von bestimmten örtlichen und zeitlichen Verhältnissen; aber sie sind auch nur formal und sagen nichts über einen konkreten Zustand aus; und selbst dann, wo wir also auf keinen solchen Bezug nehmen, hielten wir es für nötig, festzusetzen, daß sich unsere — allerdings irgendwie beschaffenen, beliebigen — Daten nicht sozusagen unter unseren Händen verändern. Warum haben wir das getan?



Ebenso haben wir, als wir die Wertfunktionen sozusagen den Wirtschaftssubjekten abfragten, oder besser, als wir sie festsetzten oder annahmen, betont, daß alle ihre Teile auf einen und denselben Zeitpunkt, und ein und dasselbe geographische, soziale, kulturelle usw. Milieu sich beziehen sollen. Als wir von der Tauschrelation sprachen, haben wir die gleiche Verwahrung gemacht. Besonders bei der Diskussion der Lehre von den Produktionsfaktoren hat die Voraussetzung eine Rolle gespielt, daß unser System in wesentlichen Punkten stabil sein und nur ganz bestimmte Veränderungen seiner Elemente aufweisen solle. Und so haben wir auch an anderen Stellen derartige Einschränkungen vorgenommen. Am besten wird das durch das Gleichnis der „Momentphotographie“ veranschaulicht, deren Zweck eben ist, uns einen Zustand der Ruhe vor Augen zu stellen; wenn wir auch dann diesen Bann lösen und einen Teil des Bildes beleben, so halten wir doch für einen anderen — und den weitaus größeren — jenen Ruhestand fest.

Sofort sei bemerkt, daß unser Festhalten an einem und demselben Zeitpunkt oder an ganz kurzen Zeitperioden nur diesen Zweck hat; wir zielen dabei nur darauf ab, gewisse Teile unseres Bildes der Wirklichkeit unverändert zu erhalten. Würden wir längere Perioden betrachten, so würde diese Festsetzung zu sehr mit den Tatsachen kollidieren, da in denselben, wie man leicht sieht, unvermeidlich Ereignisse auftreten würden, welche unser ganzes System verändern und gegenüber welchen die Vorgänge, mit denen wir uns beschäftigen, ganz verschwinden würden. Darauf kommen wir in einem späteren Teile dieses Buches zurück.

Sind nun alle diese Annahmen, welche jedem unserer Sätze anhaften, nur Redensarten, die man ebensogut auch weglassen könnte? Die Antwort lautet natürlich verneinend. Wir gehen nicht aus Laune oder Willkür so vor, sondern einfach, weil wir nicht anders können. Und nicht nur wir können nicht anders verfahren und sehen uns genötigt, hier eine wichtige Einschränkung unserer Methoden anzuerkennen, sondern jeder Theoretiker im engeren Sinne ist in dieser

Lage, mag er es anerkennen oder nicht. Spricht Ricardo von dem Einflusse der Einführung von Maschinen, so geht er von einem gegebenen Zustande der Volkswirtschaft, einem bestimmten Kapitale, bestimmtem Beschäftigungsgrade der Arbeiter aus. Malthus' bevölkerungstheoretische Resultate nehmen eine bestimmte Technik oder doch einen bestimmten Entwicklungsgang derselben, eine bestimmte Organisation der Volkswirtschaft und eine bestimmte Bevölkerungszunahme als gegeben an — und wohl auch noch andere Umstände. Und diese Annahmen sind essentiell zum Verständnisse seiner Theorie, und zur Beurteilung ihrer Resultate. v. Thürens Raisonement hat bald gegebene Mengen von Arbeit, bald solche von Kapital usw. zur Voraussetzung, Es ist, besonders nach dem früher Gesagten, kaum nötig, mehr Beispiele anzuführen. Niemand, der ein rein theoretisches Thema behandelt, kann sich diesen Festsetzungen entziehen, welche freilich nur selten ausdrücklich formuliert sind. Aber sie liegen ja schon dann vor, wenn jemand ohne weiteres im Laufe seines Gedankenganges von dem „vorhandenen Lande“, „Kapitale“ usw. spricht oder irgendwelche Momente mittelst des „ceteris paribus“ ausschaltet.

Dieses letztere Hilfsmittel — ich möchte es das Motto der Isoliermethode nennen — ist allerdings unentbehrlich, nicht nur für uns, sondern für jede Disziplin, geradeso wie auch die Isoliermethode selbst. Es ist ja klar, daß man eine Erscheinung gar nie in das rechte Licht setzen und völlig verstehen kann, wenn man sie nicht für sich beschreibt und Momente, welche das Bild trüben würden, ausschaltet. So machen wir denn oft von ihr Gebrauch. auch auf unserm Gebiete: Will ich die Preisbewegungen einer Ware beschreiben, so wird es sich meist, für eine erste Annäherung wenigstens, empfehlen, von den sie begleitenden Veränderungen in dem Werte des Geldes abzusehen. Aber das meine ich hier nicht. Im angeführten Falle steht es mir frei — und das bildet sogar einen Teil meiner Aufgabe — später jene Variationen des Geldwertes in das Problem einzuführen oder sie ihrerseits an sich zu betrachten, sodaß in diesem Vorgehen

nur eine temporäre Einschränkung unserer Resultate liegt. Hier handelt es sich aber um eine definitive — eine wenigstens für die reine Ökonomie definitive — und eine sehr ernste außerdem.

Wir sahen bereits, daß es sehr viele Dinge gibt, die, obgleich von entscheidender Bedeutung für das Wirtschaften, doch außerhalb des Gebietes der Ökonomie liegen. Wir wollen sie nicht wiederum aufzählen. Daß wir über dieselben an sich nichts sagen können, ist weder verwunderlich noch zu bedauern. Aber wir müssen sie auch als unveränderlich annehmen, und das ist ernster, da eine solche Annahme, wie gesagt, die Brauchbarkeit unserer Resultate nur für ganz kurze Perioden nicht vernichtet. Daß dem aber so ist, daß sich jene Dinge wirklich nicht ändern dürfen, sieht man leicht. Eine Veränderung in der Menschennatur, in dem geographischen Milieu, in der Technik, der sozialen Organisation ändert unser ganzes System. Unser gegebener Gütervorrat, von dem wir ausgehen, verliert, auch wenn er dadurch nicht materiell affiziert worden ist, seine bisherige Bedeutung: ändern sich die Wertfunktionen z. B., so wird nun anderes produziert werden als bisher, und so werden Veränderungen in den Güterquantitäten — und Güterarten — eintreten, denen wir machtlos gegenüberstehen, über die wir nichts aussagen können. Sicherlich, unsere formalen Gesetze gelten auch dann; aber sie verlieren aller Interesse gegenüber jenen Änderungen in den Grundlagen der Volkswirtschaft. Unser Gleichgewichtssystem ist gestört; wohl wird sich ein neues Gleichgewicht herstellen, aber wie es aussieht und durch welche Vorgänge es herbeigeführt wird, können wir nicht sagen. Nur wenige kleine Beiträge können wir eventuell dazu leisten. Große Probleme entgehen uns darnach, so z. B. das der Tendenzen der Einkommenverteilung und überhaupt alle, bei denen jene Dinge die Hauptrolle spielen.

Aber das ist nicht alles. Die Ökonomen gehen ja auch von gewissen gegebenen Gütermengen aus. Wir allerdings nehmen, wie ausgeführt, keine Gütermengen als un-

veränderlich an, sondern lassen bei allen Variationen zu; aber gegeben müssen uns dafür alle sein, wenn auch nur für jenen Augenblick, der uns zum Ausgangspunkte dient. Sicherlich ist aber ihr Vorhandensein ein Problem und man wird nicht umhin können, dasselbe als ein ökonomisches zu betrachten. Dennoch können wir es nicht lösen. Selbst wenn wir das Land als einfach von der Natur gegeben auffassen wollten, so könnten wir das nicht bezüglich der geleisteten Arbeit und des vorhandenen Kapitals tun: Wohl können wir für beide Spezialtheorien konstruieren, also etwa Bevölkerungs- und Kapitalbildungstheorien, aber vom Standpunkte der exakten Theorie im eigentlichen Sinne wird dadurch nichts gewonnen — es bleibt wahr, daß sie aus sich selbst diese Dinge nicht erklären kann, sondern als Daten hinnehmen muß. Besonders ungünstig sieht die Sache aus, wenn man unsere Auffassung vollständig annimmt, da nach derselben eben alle Güter unter den Daten figurieren; doch zeigten wir, daß die übliche Auffassung in die unsere von selbst übergeht und an sich nicht haltbar ist.

Da das ein Punkt von fundamentaler Bedeutung ist, so wollen wir uns noch einmal klar machen, warum denn eigentlich eine solche Erklärung der Kapitalbildung und überhaupt des Vorhandenseins aller produzierter Güter im Rahmen unseres Systems nicht gefunden werden kann und dieselben Daten und nicht Probleme für das letztere sein müssen. Dieser Standpunkt weicht so sehr vom üblichen ab und ist für wirkliches Verständnis unseres Gebietes so wesentlich, daß ich ihn kaum genug betonen kann. Wir können sicherlich — und es ist das unsere einzige Aufgabe — einen Zustand unseres Systemes aus einem anderen ableiten und so sieht es dann aus, wie wenn wir die Reihe der aufeinanderfolgenden Zustände zurückführen könnten bis zu den primitivsten Anfängen der Wirtschaft. Aber das geht nicht. Vor allem aus dem angeführten Grunde, nämlich weil wir im Laufe unserer Ableitungen sehr bald auf Umstände stoßen würden, welche die Kontinuität derselben zerstören

und unser System von Grund aus erschüttern. Wenn das aber auch nicht der Fall wäre, so könnten wir doch nie weiter zurückgehen, als wir dieselben Arten von Gütern vorfinden. Wir könnten nie das moderne Haus auf den Pfahlbau, die Armstrongrevolverkanone auf einen Knüttel usw. zurückführen, denn wenn der Mensch die Erwerbung einer Güterart ganz aufgibt, um zu einer anderen überzugehen, so versagen sofort unsere Gleichungssysteme, um ganz anderen Platz zu machen und wir vermögen nichts darüber zu sagen, warum der Übergang erfolgt und welches seine — jedenfalls sehr komplizierten — Wirkungen sind. Ja wir werden, wenn wir später auf diese Materie wieder zurückkommen, sehen, daß sogar nicht alle Veränderungen in den Gütermengen, sondern nur nicht zu große in den Kreis unserer Betrachtungen fallen können. Und im Grunde genommen ist das nur selbstverständlich. Wo sich das ganze Wertsystem eines Wirtschaftssubjektes, wo sich an seiner Wirtschaft geradezu alles ändert oder wo auch nur dieselbe erheblich anders wird, da läßt sich ebensowenig Exaktes sagen, als über die Wirkungen der Eruption eines Vulkanes.

Das gilt nun auch für das Kapital. Mag man auch die Genußgüter in ihre Produktionsfaktoren auflösen, so werden unter denselben immer wieder Güter sein, welche produziert sind und mag man die Auflösung noch solange fortsetzen, so wird man doch immer auf andere Kapitalelemente stoßen. Aber aus den angeführten Gründen kann man diese Auflösung innerhalb des Systemes nicht in *in finitum* fortsetzen, und selbst wenn man es könnte und die von einigen Autoren versuchte Konstruktion einer kapitallosen Wirtschaft in unser System einzuführen vermöchte, es wäre keine Brücke zur „kapitalistischen“ Wirtschaft vorhanden, da sich alle konkreten Größen, unbeschadet der Wesensgleichheit der Vorgänge, hier anders verhalten. Man kann nicht etwa eine kapitallose Wirtschaft betrachten und dann in dieselbe eine bestimmte Menge Kapitals einführen, um zu sehen, was geschieht. Dadurch würde alles verändert

werden: Die Werte aller Güter — manche würden eine neue Rolle bekommen, andere entwertet werden —, ihre Mengen, alle Wertfunktionen, ja selbst der Mensch würde sich ändern und die Natur, soweit sie wirtschaftlich in Betracht kommt. Alles was wir tun können, ist auch beim Kapitale nur, die Variationen seiner Menge unter dem Einflusse der Daten und Elemente des Systemes und die Wirkung von unabhängigen — nicht zu großen — Variationen seiner eigenen Menge auf die der anderen Elemente zu beschreiben.

Nun, diese Einschränkungen sind wichtig genug. Es gibt also zweifellos ökonomische Probleme, welche die reine, in sich abgeschlossene und von anderen Disziplinen unabhängige Theorie nicht zu lösen vermag. Und so zerfällt denn das Gebiet der Wirtschaftslehre in zwei Teile, in unser exaktes System und in jene Probleme, welche streng „wirtschaftlich“ sind, ohne in dem ersteren behandelt werden zu können. Das ist nicht etwa eine Spielerei eines einteilungs-süchtigen Logikers, sondern ergibt sich natürlich aus dem Wesen der Sache.

Wenn unsere Ausführungen vielleicht zum Teile befremdend berühren, so liegt das nur daran, daß wir uns bemühen, scharf und klar zu präzisieren; die Unterscheidung und überhaupt das Wesentliche am Gesagten ist ebensowenig neu, wie unsere Auffassung der Lehre von den Produktionsfaktoren. Wir sagen nur, was mehr oder weniger jedermann anerkennt, wenigstens durch die Tat. In neuerer Zeit ist man auf die Sache auch prinzipiell aufmerksam geworden und hat jenen beiden Gruppen von Problemen, in die unsere Wissenschaft zerfällt, die Namen „Statik“ und „Dynamik“ gegeben, eine Terminologie, die wir aus Bequemlichkeit beibehalten wollen, obgleich sie meines Erachtens recht unglücklich ist.

Diese Unterscheidung ist fundamental. Statik und Dynamik sind völlig verschiedene Gebiete, haben es nicht nur mit verschiedenen Problemen zu tun, sondern auch mit verschiedenen Methoden und verschiedenem Materiale. Sie

sind nicht etwa zwei Kapitel ein- und desselben theoretischen Gebäudes, sondern zwei völlig selbständige Bauwerke. Nur die Statik ist bisher einigermaßen befriedigend bearbeitet worden und nur mit ihr beschäftigen wir uns im wesentlichen in diesem Buche. Die Dynamik steht noch in den Anfängen, ist ein „Land der Zukunft“.

Nicht nur wurden beide Gebiete nicht immer befriedigend abgegrenzt und überhaupt ihre Verschiedenheit nicht immer richtig aufgefaßt und in ihrer Bedeutung gewürdigt, man hat sie auch oft übersehen. Und das hat sich besonders bei Kontroversen oft sehr fühlbar gemacht, ja man kann sagen, daß eben in dem Umstande, daß sich die streitenden Parteien unterschiedslos statische und dynamische Argumente vorhielten oder besser, den statischen oder dynamischen Charakter derselben nicht erkannten, die Hauptursache für manche resultatlose Kontroverse liegt. Beispiele dafür haben wir bereits angeführt und werden später noch andere kennen lernen, darunter das praktisch weitaus wichtigste, die Freihandelskontroverse. Unsere Unterscheidung ist also keineswegs bloß von prinzipieller Wichtigkeit, sondern auch ganz wesentlich für den Charakter und Wert konkreter Resultate. Geradezu die erste Frage, die man sich stellen muß, um eine Theorie gründlich verstehen und analysieren zu können, ist, ob sie „statisch“ gemeint sei oder nicht. Und unser Urteil über sie wird oft von der Beantwortung dieser Frage abhängen. „Statisch“ sein heißt für eine Theorie, mit jenem Apparate von Voraussetzungen und Daten gewonnen sein, welcher eben die Statik auszeichnet; eine solche Theorie ist nur von den Grundlagen unseres Systemes aus zu verstehen und hat nur in demselben Sinn und Bedeutung. Sie steht dann in unlösbarem Zusammenhange mit allen anderen Theoremen desselben und kann nicht für sich allein akzeptiert oder verworfen werden. Und immer wieder vergißt man das, zwingt anders geartete Behauptungen in unser System oder beurteilt einen Satz desselben ohne jede Rücksicht auf die Zusammenhänge, in denen er begriffen werden muß, vergißt ferner u. a., daß nur derjenige einen Satz

unseres Systemes beurteilen kann, der dieses selbst genau kennt, daß, wenn diese Bedingung nicht zutrifft, sehr leicht etwas als handgreiflich falsch oder gar lächerlich erscheinen kann, was in jenem Milieu seinen guten Sinn hat.


Noch in anderer Weise zeigt sich die sehr reelle Bedeutung der Forderung, Statik und Dynamik auseinander zu halten. Ihre Vernachlässigung erklärt nämlich den unbefriedigenden Stand mancher Teile unserer Wissenschaft. Ausgehend von dem Vorurteile, daß die ökonomische Theorie allen ökonomischen Problemen gewachsen sein müsse und im Glauben, daß die Statik die ganze Ökonomie enthalte, versucht man oft, deren Methoden auf Materien anzuwenden, welche einer solchen Behandlung widerstreben. Dann begnügt man sich mit einigen dürftigen Sätzen darüber und etwa einigen „Begriffsbearbeitungen“, über die man nicht hinauskommen kann und die seit den Klassikern immer wiederholt werden, ohne irgendwelche Fortschritte zu machen. Ich denke z. B. an die Theorie der Kapitals- oder Vermögensbildung, an die Spartheorie, das gewaltige Problem des ökonomischen Fortschrittes und dergleichen mehr. Als das wichtigste Beispiel einer durch diese Einzwängung in unser System verkrüppelten Theorie werden wir die des Zinses kennen lernen. Für alle diese Probleme ist es von vitaler Bedeutung ausgeschieden, von jener Zwangsjacke, zu der für sie der Apparat der Statik wird, befreit zu werden. Nur dann kann ihnen die adäquate Behandlung werden, wozu, wie schon hier betont werden mag, meist vor allem die Zuführung von neuem Tatsachenmateriale gehört. Hier liegen die Punkte, wo die Kritik der „Historiker“ oft nur allzu berechtigt ist — viel mehr als gegenüber unserem Systeme im allgemeinen. Diese Abscheidung ist aber nur möglich bei genauer Kenntnis des Wesens unseres exakten Raisonnements und seiner Grundlagen.

Was nun ist die genaue Grenze der Statik gegenüber der Dynamik? Wir werden uns hüten, darauf allgemein zu antworten und eine absolute, unbiegsame Regel von vornherein zu geben. Das wäre ganz gegen unsere Prinzipien.

Wollen wir denselben treubleiben, so können wir nur folgendermaßen vorgehen: Wir werden unser exaktes System entwickeln und in allen seinen Teilen betrachten und unsere Methode ruhig so lange anwenden, als es ungezwungen geht und wir glauben, daß die dabei sich ergebenden Resultate der Mühe lohnen und mindestens ebenso vollkommen werden, als jene, die wir etwa anders gewinnen könnten. Dabei wird sich eine Gruppe von Anwendungen ergeben, über die wir vernünftigerweise beruhigt sein können, aber leider nur zu bald werden wir auf Probleme stoßen, über welche wir zu wenig sagen können; diese werden wir eben der „Dynamik“ überlassen. Dazwischen aber gibt es ein Gebiet, das methodologisch und erkenntnistheoretisch höchst interessant ist; jenes Gebiet nämlich, auf dem es sich empfiehlt, unsere Methoden anzuwenden, obgleich deren Voraussetzungen strenggenommen nicht vorliegen, weil sie zu de facto brauchbaren Resultaten führen und wo, auf der anderen Seite, es vorkommt, daß wir eine andere Methode vorziehen, obgleich wir die unsere anwenden könnten, weil bei Anwendung der letzteren „zu wenig herauskommt“. Hier richtig vorzugehen, erfordert Takt und Urteil, ich möchte fast sagen, „Instinkt“, und hier treffen wir auf die vielleicht anziehendsten Fragen der Erkenntnistheorie. Wir werden von diesem Gebiete an einer anderen Stelle sprechen, hier wollen wir nur wenige Worte über die beiden „zweifelsfreien“ sagen.

Ganz allgemein gesprochen, müssen wir bei Abgrenzung des Geltungsbereiches einer Methode zwei entgegengesetzten Erwägungen Rechnung tragen. Wir müssen uns seiner Grenzen bewußt sein und überall dort, wo wir uns eine Abweichung von strengster Korrektheit erlauben wollen, die nötigen Reserven machen. Das darf uns aber nicht verleiten, zu ängstlich zu sein und zu nervös zu prüfen, ob wir wirklich auf ganz sicherem Boden stehen. Denn dadurch würden wir wohl dahin kommen, uns auf sehr wenige und überdies inhaltsleere Sätze zu beschränken. Da ist es denn von Vorteil, die Voraussetzungen der Methode nicht für alle unsere Zwecke ein- für allemal festzulegen, sondern

sie jedem derselben anzupassen, und, wo Ausnahmen bestimmungen zweckmäßig scheinen, so liberal wie möglich zu sein. Die Bevölkerungstheorie Malthus' z. B. würden wir, wenn wir sie in unsere Betrachtung einschließen wollten, was wir allerdings nicht tun, sicherlich statisch nennen, obgleich wir sonst in der Statik die Bevölkerungszahl als konstant annehmen. Aber diese Theorie hält so viele Momente als konstant fest und verliert, wenn man die wirtschaftliche Entwicklung und ihre Möglichkeiten, sowie mögliche Änderungen in den Gewohnheiten der Menschen, welche auf andere Art zu erklären sind als durch den Nahrungsmittelspielraum, in Betracht zieht, so sehr an Bedeutung, daß sie ersichtlich am ehesten auf statische Verhältnisse paßt. Und solche Konzessionen zu machen, wären wir auch sonst bereit, wenn sich hier auch weiter kein Anlaß dazu bieten wird. Gesichert ist die Preistheorie und deren wichtigste Anwendungen, nämlich die Geld-, Verteilungstheorie usw. Dafür reichen die Methoden der Statik aus, und diese Probleme bilden ihre eigentliche Domäne. Und nicht zugänglich ist ihr alles das, was mit dem Phänomene der Entwicklung zusammenhängt. Ja — die Entwicklung und alles, was zu ihr gehört, entzieht sich unserer Betrachtung, das reinökonomische System ist essentiell entwicklungslos. Wir werden noch wiederholt von dieser Einschränkung zu sprechen haben, welche die schmerzlichste von allen ist, sich aber natürlich und unvermeidlich aus dem Wesen unseres Systemes ergibt. Für jenes große Problem sind ganz andere Momente entscheidend, als jene, die unser System zur Darstellung bringt und die Kompliziertheit der in Betracht kommenden Verhältnisse wird wohl noch für lange eine exakte Behandlung ausschließen. Und doch kann man nicht verkennen, daß die Entwicklung das wichtigste aller der Phänomene ist, nach deren Erklärung wir streben. Wir werden auch sonst selbst noch darlegen, wie unbefriedigend das Bild der Wirklichkeit ist, das die Statik gibt. Aber doch ist ihre wissenschaftliche Bedeutung eine große, und so verdient sie gar wohl sorgfältige Bearbeitung.





Zweiter Abschnitt.

I. Kapitel.

Vorfragen zur Preistheorie.

§ 1. Wir wenden uns nun der Ableitung der Tauschrelationen zu, in denen und deren Bewegungsgesetzen, wie wir ausführten, die ganze reine Ökonomie liegt. Auf die Einwendungen, die gegen diese Auffassung der letzteren erhoben werden können, glauben wir ausreichend entgegnet zu haben; aber selbst wenn man sich derselben anschließt, kann man an das Preisproblem noch in sehr verschiedener Weise herantreten. Selbst wenn man alles das, was wir über das Reinökonomische, über die Abscheidung der Organisationslehre usw. gesagt haben, annimmt, wenn man uns willig bis hierher gefolgt und nun bereit ist, die Tauschrelationen an sich zu studieren, lediglich beschreibend wie wir es vorschlagen, so kann man uns noch immer vorwerfen, daß wir uns auf eine Art, die Sache zu behandeln, einseitig beschränken, abgesehen davon, daß diese Art vielleicht nicht die vollkommenste und zum Teile sogar falsch ist. Die Daten unseres Problem es sind Gütermengen im Besitze der einzelnen Wirtschaftssubjekte und dazu gehörige Wertfunktionen. Wir fragen nach den Preisen aller Güter und gelangen zu ihrer Bestimmung durch ein formales Ver-



fahren, dem wir Allgemeingiltigkeit vindizieren. Man könnte nun sagen, daß die Preisbildung im allgemeinen in sehr verschiedener Weise und außerdem sehr häufig nicht so vor sich geht, wie unser Bild es angibt. Hätte man selbst jene Bedenken überwunden, welche manche Nationalökonomien darin hindern, die Art, wie der Wilde tauscht, neben die Vorgänge an einer modernen Börse zu stellen, und hätte man die Wesensgleichheit beider auch eingesehen oder zugegeben, so bleibt noch immer genug, um an unserer Behandlungsweise irre zu werden. Sehr viele Preise sind zunächst überhaupt nicht durch die beteiligten Parteien bestimmt. Ein solcher Fall, der oft in der Geschichte eine große Rolle spielte und eine gewisse Rolle noch spielt, ist der der obrigkeitlichen Preistaxen. Kommt hier noch hinzu, daß der Verkäufer eine bestimmte Menge des betreffenden Gutes anbieten muß, so daß er sein Angebot nicht frei regulieren kann wie z. B. der Fiaker, der eine gewisse Zeit auf seinem Platze stehen und jede Fahrt annehmen muß, oder daß der Käufer eine bestimmte Quantität abnehmen muß, wie das z. B. in dem Frankreich des ancien régime beim Salze der Fall war, so sind die Regeln, die wir ableiten wollen, geradezu vollständig oder nahezu vollständig mattgesetzt. Die Einfüsse, die hier den Preis bestimmen, sind andere als jene, welche wir betrachten. Mögen sie nun wirtschaftlicher oder außerwirtschaftlicher Natur sein — beides ist möglich, beides war der Fall, ohne daß dieser Unterschied für uns von Wichtigkeit wäre —, eine Betrachtung der Preiserscheinung, welche etwa von den sozialen Machtfaktoren ausgeht, vermag diesen Fall ganz gut zu erfassen, während die unsere bei demselben schlechterdings zu versagen scheint. Freilich können wir sagen, daß wir solchen Preistaxen gegenüber trotzdem zwei Dinge tun können: Wir können sie erstens in unser System einsetzen, wobei sie dann Daten bilden, und wir können zweitens die Wirkung einer solchen Preistaxe auf die Einkommensbildung der Beteiligten untersuchen, und zwar bleibt mehr oder weniger zu tun, je nachdem die obrigkeitliche Fest-

setzung dem Verkehre mehr oder weniger Spielraum läßt. Ferner wird die Preistaxe meist nicht allzuweit vom Preise unserer Theorie abweichen und endlich der letztere stets zum Vergleiche herangezogen werden; aber dennoch bleibt es wahr, daß unsere Theorie hier nur eine sekundäre Rolle spielt. Ein sehr wichtiger Fall dieser Art tritt gerade in der Gegenwart hervor, es ist das die Preispolitik großer Unternehmungen. Das erste Beispiel boten Eisenbahnen, auf deren Tarife sich die Regierungen Einfluß sicherten und auch andere Interessengruppen Einfluß gewannen. Diese Einflüsse wurden in sehr verschiedener Weise geltend gemacht, jedenfalls ist sicher, daß die Preisanstellungen, die nach unserer Theorie zu erwarten gewesen wären, dadurch erheblich modifiziert wurden, ohne daß wir ein Mittel besäßen, diese Einflüsse mit der Methode unseres Systemes zu behandeln. In der Gegenwart hat nun die Kartell- und Trustbildung das Gebiet dieser Erscheinungen immer mehr ausgedehnt. Die Preispolitik derselben hat sehr bald das öffentliche Augenmerk auf sich gezogen, und es haben Regierungen, Parteien, Interessengruppen, öffentliche Meinung usw. dieselbe beeinflusst, wiederum in sehr verschiedener Weise. Schon die weitreichenden Interessen solcher gewaltiger Organisationen und ihrer Machthaber bringen es mit sich, daß so einfache Funktionen, wie wir sie brauchen, schwer konstruiert werden können, und die Preisbildung viel mehr unter dem Einflusse nationaler und anderweitiger politischer Verhältnisse steht, daß ganz andere Dinge bestimmend und für den Beobachter interessant werden. Die Erklärung für diese Preisbildung müßten auch wir, wenigstens zum Teile, in nicht reinökonomischen Momenten suchen, und es scheint tatsächlich, daß unsere exakte Betrachtungsweise unanwendbar wird. Manche Nationalökonomien haben daraus auch ganz interessante Konsequenzen gezogen. So hat ~~G. Cochr~~ zur Behandlung der Eisenbahntarife die Analogie mit der Besteuerung herangezogen, weil unter diesem Gesichtspunkte sich ihm dieselben leichter zu erklären schienen und Acworth hat dem neuesten zum Teile



zugestimmt. Obgleich wir diese Auffassung nicht teilen können, so muß doch zugeben werden, daß in solchen Fällen die Preisbildung so zu sagen von außen her in unser System hineingestellt wird und aus demselben so ohne weiteres nicht erklärt werden kann. Wir werden später noch mehr über diesen Punkt sagen. Zu allen diesen Schwierigkeiten kommt noch hinzu, daß hier die Preisbildung monopolistisch wird, was für sich allein schon, wie wir sehen werden, unser Problem schwieriger macht. Außerdem wird bei solchen großen Erscheinungen unser Interesse so sehr von andern Punkten, als den formalen Gesetzen der Preisbildung, in Anspruch genommen, von sozialen, entwicklungstheoretischen usw., daß die ersteren selbst dann wenig Beachtung finden, wenn ihre Resultate besser passen. Der Gesichtspunkt der sozialen Machtfaktoren also scheint hier unsere Betrachtung ganz zu verdrängen.

Aber abgesehen davon gibt es noch andere Momente, welche unsere Betrachtungsweise erschweren. Die Preise weisen eine gewisse Beharrung auf und zwar auch dann, wenn nach unseren Gesetzen eine Änderung erfolgen müßte. Das lehrt uns vor allem, daß andere Momente als die betrachteten hier wirken z. B. Gewohnheit, Sitte usw. Sehr oft ist es der Fall, daß an gewissen Preisen festgehalten wird, obgleich sich alle Verhältnisse ändern. Im Detailhandel sind die Preise viel weniger empfindlich als im Großhandel. Eine andere Störungsursache ist, daß bei manchen Waren ein Teil des Preises in der Form eines Geschenkes gezahlt wird, auf das der Verkäufer rechnet und ohne das der Preis ein anderer wäre. Diese Bestandteile des Preises haben nun große Konstanz. Weitere Beispiele für diese allgemeinbekannten Tatsachen anzuführen, wäre überflüssig.

Wir lernen weiter aus diesen Tatsachen, daß zu derselben Zeit und unter denselben Verhältnissen doch verschiedene Preise für ein- und dasselbe Gut möglich sind und sich dauernd erhalten. Nun ist es aber, wie noch später erörtert wird und schon gesagt wurde, von fundamentaler Bedeutung für unsere Theorie, daß sie eines



eindeutig bestimmten Preis abzuleiten vermag. Trotzdem wird in der gewöhnlichen Praxis innerhalb oft erheblicher Grenzen ein Preis sich ebensogut erhalten, wie ein anderer. Das lehrt uns, daß die Marge nicht so gering ist, wie die Theorie sie darstellt. Diese Dinge pflegt man unter dem Namen „Friktionswiderstände“ zusammenzufassen, und es wird dann behauptet, daß diesen Dingen keine prinzipielle Bedeutung zukomme. Nun kann man aber ruhig sagen, daß es sich gewiß nicht um Größen höherer Ordnung handelt, die man so einfach vernachlässigen könnte. Es handelt sich vielmehr hier um wichtige, dauernde Momente, welche den Gang der Wirtschaft wesentlich beeinflussen und wichtige Folgen zeitigen.

Endlich aber beobachten wir, daß auch, wenn alles das in Ordnung wäre, die Preisbildung eben nicht so vor sich geht, wie die Theorie es angibt. Davon überzeugt man sich ganz leicht, wenn man die übliche Weise der theoretischen Ableitung betrachtet. Man sagt z. B. eine Preiserhöhung geht in der Weise vor sich, daß die schwächsten Verkäufer wegfallen, dadurch das Angebot verringert und so die Konkurrenz unter den Käufern schärfer wird, worauf sich ein schließliches Steigen des Preises ergibt. In der Wirklichkeit sehen wir fast immer, daß die Preise steigen, weil die Verkäufer sie einfach erhöhen, wenn ein Anlaß dazu vorliegt und oft mehr, als dieser Anlaß rechtfertigt. Das ist die Auffassung des Alltages, deren Schwäche zu sehr auf der Hand liegt, um besonderer Darlegung zu bedürfen; aber wir wollen nicht leugnen, daß ein ganz kleiner Kern von Wahrheit darin liegt. Es ist das Moment des „Preiskampfes“, auf das Gegner der Theorie hier Gewicht legen; und es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß dasselbe Elemente enthält, welche den Instrumenten unserer Theorie entschlüpfen, und daß diese Elemente viele Erscheinungen am Preise zutreffend zu erklären geeignet sind, ja die Basis für eine wesentlich andere Preistheorie abgeben könnten.

Wenn man uns fragt: Was nützt es, Regeln abzuleiten,



die immer Ausnahmen erleiden und zwar solche, die dauernd und wichtig und an sich interessant sind, interessanter miteinander, als jene Regeln selbst? — so können wir nicht umhin, dieser Frage einige Berechtigung zuzuerkennen. Manche Theoretiker haben darauf geantwortet, daß die Theorie einen Idealzustand der Wirklichkeit gegenüberstelle und auch, daß die wirtschaftliche Entwicklung einem solchen Zustande zustrebe. Wäre das so, dann wäre es ja gut. Aber es dürfte nicht so sein. Wir betrachten das Bild, das die Theorie entwirft, nicht als ein Ideal — es wäre wohl schwer nachzuweisen, daß es ein solches ist — und wagen auch nicht zu behaupten, daß es das Ziel der Entwicklung darstelle, erklärten vielmehr schon, daß solche Fragen besser ganz ausgeschaltet werden.

Wozu also ersetzen wir die Betrachtung der Wirklichkeit durch eine so unbefriedigende Theorie? Alles, was wir darauf antworten können, ist nur, daß wir trotz alledem glauben, daß ihre Resultate hinreichend große Bedeutung haben, daß sie einen erheblichen, selbst sehr erheblichen Teil des zu beschreibenden Gebietes decken und sich, innerhalb von Grenzen, die man nie aus dem Auge verlieren darf, recht gut bewähren. Und das kann meines Erachtens nicht leicht in Abrede gestellt werden.

§ 2. Alle die Einwendungen, die wir eben besprochen, lassen sich dahin ausdrücken, daß die „freie Konkurrenz“, die von den Theoretikern vorausgesetzt werde, fast immer in der Wirklichkeit fehle. Wir berühren damit einen Punkt, der in der Geschichte der Nationalökonomie eine große Rolle gespielt hat, und an dem der Unterschied zwischen unserem exakten Systeme und dem der Klassiker scharf hervortritt.

Gewiß setzen auch wir in der Regel freie Konkurrenz voraus. Den näheren Inhalt dieser Annahme werden wir noch genauer festsetzen. Aber wir sagen damit zunächst nur, daß wir eben den Preis bloß dort bestimmen wollen und können, wo er nicht durch andere Einflüsse, als die

hier betrachteten, fixiert wird. Inwieweit das der Fall ist, darum kümmern wir uns zunächst nicht.

Bei den Klassikern hingegen erscheint die Sache in ganz anderer Beleuchtung. Es wird auf eine ganz andere Erscheinung das Hauptgewicht gelegt, nämlich auf das „freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte“. Gegenseitiges Unterbieten — „Konkurrenzkampf“ — Abhandensein anderer als wirtschaftlicher Motive, Selbstverantwortung usw. wird als der normale Zustand hingestellt, dem die Entwicklung zustrebe. Das bedeutet einen bestimmten Zustand der Volkswirtschaft, einen gewissen geistigen Habitus der wirtschaftenden Menschen.

Und nun geht man einen Schritt weiter und bezeichnet das als wünschenswert. Der Gedankengang ist klar, der von da aus zur Forderung des *laissez faire*, des Freihandels usw. führt. So wird die freie Konkurrenz zu einem Postulate, um das sich eine Partei schart, und so wird die Ökonomie in einen Gegensatz zu jeder Art von regelnden Eingriffen, zum Sozialismus jeder Färbung gebracht. Es wird behauptet, daß die Konkurrenz zu einer besten Befriedigung aller Bedürfnisse, zu einem idealen Zustande führe. Beim Maximumprobleme kommen wir auf einen Punkt zu sprechen, den wir hier übergehen. Aber es muß dem Leser hier klar gesagt werden, daß wir in diese Bahnen nicht folgen. Die „Naturgesetze der Wirtschaft“ fordern keineswegs die freie Konkurrenz, haben keine Tendenz, sie herbeizuführen. Man mag die Vor- und Nachteile der wirtschaftlichen Freiheit mit anderen Argumenten diskutieren; z. B. kann man sagen, daß sie dem Individuum Spielraum für größere Anstrengungen gibt, daß sie dasselbe zwingt, sein Bestes zu leisten und man mag darauf mit anderen ebenso bekannten Argumenten entgegenen. Aber die reine Ökonomie hat keinen Anteil daran. Sie „fordert“ nichts, sie gibt keinen Maßstab für die Beurteilung der Nützlichkeit irgendeiner Organisationsform. Nicht besser kann man unsere Hypothese mit dieser Forderung kontrastieren, als wenn man die Äußerung eines hervorragenden Vertreters

jener Gruppe von Nationalökonomien heranzieht, welche in Wissenschaft wie Politik jenem alten Standpunkte treu geblieben sind, der Ökonomen des ‚Institut‘: „... le monde économique est gouverné ... par des lois immuables qui y maintiennent l'ordre et en assurent l'existence et le progrès ... les obstacles, il faut les lever, détruire les monopoles naturels, n'en pas créer d'artificiels et laisser faire.“ Ein ganzes Programm der Sozial- und Wirtschaftspolitik liegt in diesen Worten. Wir haben nichts damit zu tun. Wir sind uns bewußt, daß man auf jene Argumente entgegnen kann, daß ferner die Entwicklung die entgegengesetzte Richtung einzuschlagen scheint. Und wir wünschen oder bedauern das nicht. Unsere Gesetze haben nicht die höhere Weihe, die ihnen oft gegeben wurde. Wohl sind sie in gewissem Sinne unabänderlich, aber eben in einem anderen; die reinwirtschaftlichen Vorgänge lassen sich wohl immer in stets gleichen Formeln beschreiben und diese darzulegen ist der Gegenstand unseres Studiums — aber die konkreten Resultate derselben, sind durch die Umstände bestimmt, so wie auch das Werturteil darüber.

Angesichts der Tatsache, daß auch die meisten modernen Theoretiker es sich nicht versagen können, der Hypothese noch etwas hinzuzufügen, ist es vor allem wichtig, hervorzuheben, daß man sie in der Gestalt, wie sie für unsere Resultate wirklich nötig ist, von allem übrigen, mit dem sie vermenget wird, trennen kann. In der Tat, die rein theoretischen Resultate werden nicht alteriert, wenn man diese Dinge einfach fortläßt; sie verschwinden ganz von selbst, wenn wir uns, unserer Gepflogenheit gemäß, fragen, was das im Kerne ist, was die Theoretiker tun; behalten wir nur die essentiellen Punkte, so sehen wir, daß in ihnen nichts liegt, was auf jene anderen Probleme führen würde.


Es wäre vielleicht besser, den Ausdruck „freie Konkurrenz“, der sofort politische und soziale, ethische und historische Vorstellungen wachruft und manchen sogleich mißtrauisch macht, überhaupt zu vermeiden. Er bringt

unnötigerweise eine Schwierigkeit in unseren Weg. Jedenfalls muß man sich bewußt bleiben, daß wir hier nur jenen ganz anderen, eingeschränkten Sinn damit verbinden wollen.

Verzichten wir wirklich auf viel, wenn wir uns eine solche Entsagung auferlegen? Vor allem verzichten wir auf eine Untersuchung der Entwicklung der Organisationsformen und der „treibenden Kräfte“ der Volkswirtschaft. Das ist ja aber ein Gebiet, das unseren Methoden ohnehin verschlossen ist, wie wir bereits ausgeführt haben und nicht wiederholen wollen. Sodann auf die Diskussion der Vor- und Nachteile der freien Konkurrenz als sozialer Wirtschaftsform. Nun, ist es wirklich so schwer, auf jene immer gleichen Argumente für und wider zu verzichten, die gar keine exakte Behandlung zulassen, deren Würdigung „Ansichtssache“, über die Verständigung so gut wie ausgeschlossen ist, weil jeder sicherlich bei dem bleibt, was seiner Anlage, seiner sozialen und wirtschaftlichen Position entspricht? Es scheint uns das zu jenen Dingen zu gehören, die man wegen ihrer Wertlosigkeit ruhig fortlassen kann, mag auch ihre praktische Bedeutung eine große sein.

Unterdrückung des Schwächeren, Schädigung sozialen Interesses durch rücksichtslose „Schmutzkonkurrenz“ usw. einerseits, Vorteile freier Betätigung andererseits — das liegt ja alles auf der Hand. Eine allgemeine Diskussion darüber kann kaum mehr als Banalitäten bringen. Das, was für uns wichtig ist, was allein wir brauchen, das ist lediglich jene Annahme als methodisches Hilfsmittel. Nur das ist die Rolle der freien Konkurrenz im reinökonomischen Systeme der Zukunft. Würde diese Ansicht Boden gewinnen, so würden sehr viele Urteile über unsere Wissenschaft anders lauten und viele Gegner verstummen, welche gegenwärtig mit ihrer Opposition noch durchaus im Rechte sind.

Noch eine Bemerkung möchten wir machen: Die Hypothese der freien Konkurrenz deckt keineswegs nur Vorgänge in einer entwickelten Verkehrswirtschaft. Freilich



ist sie auch hier nie ganz verwirklicht; aber sie kann auch bei Betrachtung von manchen Vorgängen in Wirtschaften angewendet werden, deren Organisation das gerade Gegenteil von freier Konkurrenz zu involvieren scheint. Wenn Bauern auf einem Frohnhofe Äpfel gegen Nüsse tauschten — ich weiß nicht, ob ihnen auch das verboten war —, so besteht bis zu einem gewissen Grade freie Konkurrenz zwischen ihnen. Und selbst in der Wirtschaft eines Robinson kann man sagen, daß zwischen den möglichen Verwendungen eines Gutes etwas Ähnliches besteht, wie „freie Konkurrenz“. Das in ihr liegende Prinzip ist also auch in einer verkehrlosen, etwa kommunistischen Wirtschaft nicht völlig mattgesetzt, was nicht wundernehmen kann und alles Paradoxe verliert, wenn man es auf seinen exakten Inhalt beschränkt und aus dem Kreise von Assoziationen loslöst, in dem es aufzutreten pflegt.

Exakt ausgedrückt bedeutet dasselbe nichts anderes, als das Abhandensein von Momenten, welche unser System lähmen oder unsere Aufmerksamkeit so sehr an sich ziehen, daß seine Resultate ihr Interesse dem gegenüber verlieren. Seine Funktion im Organismus der reinen Theorie ist also eine vornehmlich negative: Es behauptet nichts und fordert nichts, es scheidet nur ab, was nicht hineingehört. So ist es also soweit nur ein Isolierapparat und das ist so ziemlich alles, was ihm von seiner einstigen Bedeutung bleibt.

§ 3. Nun wollen wir in ganz ähnlicher Weise, wie es soeben bezüglich der Hypothese der „freien Konkurrenz“ geschah, einen andern Stein des Anstoßes beseitigen, der auf der Bahn der reinen Theorie liegt. Wir meinen das berühmte und berühmte *Maximumtheorem*. Der Theoretiker wird schuldig befunden des Verbrechens, behauptet zu haben, daß das „freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte“ zu größtem Nutzen und Frommen aller Glieder der Volkswirtschaft führe, während es doch für so viele unerfreuliche Erscheinungen des modernen Konkurrenzkampfes verant-

wortlich sei; ferner, daß jeder Eingriff in dasselbe schädlich und alle Versuche, dem sozialen Elend abzuhelpen, das er überdies durch seine „harmonistische“ Auffassung über-tünche, notwendig ohnmächtig seien, ja das Übel nur ver-schlimmern. Ist diese Anschuldigung richtig, so ist das sehr bedenklich. Denn ganz abgesehen davon, ob der Theore-tiker mit den ihm imputierten Behauptungen Recht hat oder nicht, wird unsere Wissenschaft jedenfalls in eine uferlose Diskussion verwickelt, genötigt, in dem Streite der sozialen Parteien Stellung zu nehmen und unwissenschaft-lichem Mißbrauche einerseits und lebhaftem Hasse anderer-seits ausgesetzt. Und sicherlich ist sie zum Teile richtig. Wer könnte das leugnen angesichts der klaren Aussprüche zahlloser Nationalökonomien, welche keinen Zweifel ge-statten? Die Rettung liegt aber nicht in dem Nachweise der Richtigkeit derselben, vielmehr möchte ich vor allem betonen, daß ich von ihrer Falschheit durchaus überzeugt und der Ansicht bin, daß in ihrer Bekämpfung durch Histo-riker und Sozialpolitiker ein großes Verdienst und ein Ge-winn für Wissenschaft wie Politik liegt. Soll unsere Theorie nicht zusammenstürzen, so muß sie von diesem brandigen Gliede befreit d. h. es muß entweder nachgewiesen werden, daß das Maximumtheorem nicht essentiell ist und ohne Schaden für den Rest weggelassen oder daß es so formu-liert werden kann, daß es nichts von all dem, was wir an-gedeutet haben, behauptet. Das erstere ist nicht möglich — wir können das Maximumtheorem nicht entbehren, wie wir gleich sehen werden — wohl aber das letztere. Unsere Theorie selbst geht unschuldig aus dem ihr gemachten Prozesse hervor, mag auch viele — die meisten — ihrer Vertreter jenes Verdikt treffen.

Dabei sehen wir wiederum — wie so oft, wenn auch nicht immer —, daß die Kritik der Gegner der Theorie zu weit geht. Fast stets richtet sie sich entsprechend deren Interessenkreise vor allem gegen gewisse praktische Konse- quenzen und dringt gar nicht in die eigentliche Theorie ein, meint vielmehr, dieselbe zugleich mit den erstereu

widerlegt zu haben, ohne zu untersuchen, ob die Brücke zwischen Theorie und Praxis wirklich so fest ist. Das heißt aber, das Kind mit dem Bade ausschütten und führt meist zu allgemeinen Aburteilungen, auf welche die Theoretiker leicht entgegnen können. Ihrerseits aber verkennen oder übergehen diese das richtige Element der Kritik und unterlassen es, die Autonomie der Theorie gegenüber jenen Konklusionen zu betonen. So ist es oft schwer, Recht und Unrecht, welche sich auf beiden Seiten finden, zu scheiden. Wenn man das aber sorgfältig tut, so löst sich die Sache mit Leichtigkeit. Freilich zeigt sich meist und auch hier, daß dabei viel preisgegeben werden muß. Auch unser Maximumtheorem ist, an sich und soweit die Theorie seiner benötigt, ganz einwandfrei, wie jedermann nach der folgenden Darlegung zugeben wird. Aber sein praktischer Inhalt, seine soziale Färbung und große wissenschaftliche Bedeutung verschwindet dabei — es ist für uns methodologisch wichtig, aber was es aussagt, ist nicht mehr, als eine banale Selbstverständlichkeit.

Den Gleichgewichtszustand der ökonomischen Quantitäten zu beschreiben — und gewisse Variationen desselben — ist das Problem der Ökonomie. Alle Tauschakte tendieren danach, ihn zu realisieren, d. h. einen Zustand zu realisieren, in dem keine Veränderung der Quantitäten mehr erfolgt, der sich daher zu erhalten strebt und deshalb besonders interessant ist. Und in diesem Zustande, in dem die Tauschakte aufhören, müssen uns unsere Funktionen, welche eben die Beschreibung der Veränderungen zum alleinigen Zwecke haben, für weitere Veränderungen die Größe Null ergeben. Dadurch ist der Gleichgewichtszustand definiert und deshalb heißt es so. Und die Differenzialrechnung lehrt uns, daß an dieser Stelle, an der gewisse Differenzialquotienten, welche eben das Maß der Veränderungen darstellen, gleich der Null sind, verschwinden, gewisse Funktionen — das sind in unserem Falle die Wertfunktionen — einen Maximalwert annehmen. Das ist eine Tatsache, die von jeder Interpretation dieser Funktionen unabhängig ist: Das

Aufhören weiterer Tauschakte d. h. Veränderungen in den ökonomischen Quantitäten, und das Maximumwerden der Funktionen ist gleichbedeutend, und der Gleichgewichtszustand kann ebenso durch das erstere, wie durch das letztere Moment charakterisiert werden. Im ersteren Falle können wir ihn als den Ruhezustand, im letzteren als den Maximumzustand bezeichnen: Beide Ausdrücke besagen dasselbe, sind synonym. Das ist unser Prinzip; alles weitere dient nur seiner Erläuterung.

Der exakte Inhalt des Maximumtheoremes, der Kern alles dessen, was über dieses vielumstrittene Problem jemals gesagt wurde, ist also nichts anderes, als dieser Satz: Im Gleichgewichtszustande liegt keine Tendenz zu weiteren Veränderungen vor. Und die Rolle, die dieser Satz spielt in der Theorie, ist lediglich die, den Gleichgewichtszustand, also das, was zu untersuchen unsere Hauptaufgabe ist, zu definieren und sodann, uns zur Feststellung jenes Preises zu helfen, welcher bestehen muß, wenn Gleichgewicht herrschen soll.

Für diesen letzteren Zweck ist unser Theorem allerdings unentbehrlich. Ohne dasselbe könnten wir den Gleichgewichtspreis nicht bestimmen. Daß die gekauften und verkauften Mengen eines Gutes einander gleich seien, ist die eine Bedingung für sein Bestehen. Aber sie trifft für jeden Preis zu. Um aus den unendlich vielen möglichen den uns interessierenden Gleichgewichtspreis herauszugreifen, müssen wir eben zum Ausdrucke bringen, daß er und die unter seiner Herrschaft sich ergebende Güterverteilung sich zu erhalten streben, d. h., daß die weitere Veränderungen zum Ausdrucke bringenden Symbole zu Null werden. Unter welchen Bedingungen das letztere geschieht und ob nur einer oder mehrere solcher Gleichgewichtspreise in einem gegebenen Zeitpunkte und für ein gegebenes Gut bestehen können, sind dann weitere Fragen, die uns hier nicht berühren.

Damit haben wir die uns beschäftigende Frage beantwortet: Das Maximumtheorem drückt das Abhandensein

von Tendenzen zu Veränderungen in unserem System aus und ist im Wesentlichen eine Bestimmungsgleichung zur Fixierung des Gleichgewichtszustandes desselben. Alles übrige daran ist für die Theorie unwesentlich und das tiefe soziale Problem, das damit in Verbindung gebracht wurde, berührt dieselbe nicht. Führen wir das noch weiter aus.

Vor allem wollen wir uns unser Resultat anschaulicher machen, indem wir uns einer populären Ausdrucksweise bedienen. Wir sagen von einer Wirtschaft, daß sie sich im Gleichgewichte befinde, wenn ihr Subjekt keine weiteren Tauschakte — erinnern wir uns, daß wir darunter jede wirtschaftliche Handlung verstehen und darunter wiederum nur gewollte Veränderungen an den in seinem Besitze befindlichen Gütermengen, wobei wir Arbeitsleistungen als Verminderungen des Besitzes an Arbeit auffassen — vornimmt, weil es seine Lage oder seine Bedürfnisbefriedigung durch solche nicht mehr erhöhen könnte. Und wir interessieren uns für diesen Zustand deshalb, weil jedermann ihm vernünftigerweise zustrebt — an strenge Korrektheit sind wir ja in diesem Momente nicht gebunden — und deshalb dieser Zustand, wenn nichts Außergewöhnliches geschieht, im allgemeinen erreicht werden und sich zu erhalten streben wird, während alle anderen Zustände als bloße Durchgangsstadien auf dem Wege zu diesem einen betrachtet werden können und keine solche Tendenz zur Beharrung aufweisen. Die Wirtschaftssubjekte tauschen deshalb, weil sie die Güter, die sie eintauschen, mehr brauchen, als jene, welche sie dafür herzugeben haben und sie daher von dem Tausche einen Vorteil haben. Aber jedermann weiß, daß früher oder später der Punkt erreicht wird, an dem man neuen Erwerb nicht mehr verlangt, als weiteren Verlust schmerzlich empfindet, an dem mithin der Tausch keinen Vorteil mehr und vielleicht sogar Nachteil bringt und man daher zu tauschen aufhört, also jenes „Gleichgewicht“ erreicht ist. Wenn wir die tauschenden Individuen beobachten, so können wir uns zwei Fragen stellen. Ist der

Preis, zu dem jemand tauscht, irgendwie fixiert, so werden wir fragen, wieviel das Individuum eintauschen wird. Dasselbe wird antworten: Ich werde eine solche Menge kaufen, als mir „für mein Geld steht“. Unsere weitere Aufgabe besteht dann darin, festzustellen, welche Menge das ist, aber das tun wir eben, indem wir fortschreitend immer weitere Mengen herausgreifen und jedesmal dem Individuum vorhalten: „Steht dir diese Menge noch für dein Geld?“ Und sobald wir ein Nein zur Antwort bekommen haben, ist unsere Neugierde befriedigt, und es erübrigt nur noch, wenn wir können, eine allgemeine Regel aufzustellen, wann die Individuen sich befriedigt zu erklären pflegen — immer: bei diesem gegebenen Preise. Die Weigerung der Individuen, einen weiteren Erwerb vorzunehmen, welche eben die Erreichung des Gleichgewichtszustandes bedeutet, hilft uns also zugleich, diesen Zustand und die Bedingungen seines Eintretens festzustellen. Ist aber der Preis nicht fix sondern soll er sich erst auf dem Markte herstellen, so wird unser Interesse naturgemäß zunächst der Frage gelten, welcher Preis das sein wird: Haben wir sie beantwortet, so ist dieser Fall auf den ersten zurückgeführt. Nun, wenn dieser Preis des Interesses wert sein soll, so muß er einige Beharrung aufweisen und das kann er nur dann, wenn ihn, unter den gegebenen Verhältnissen, niemand unter- oder überbieten kann, ohne sich selbst zu schaden — wenigstens unmittelbar; die weiteren Folgen mögen ja für ihn vorteilhaft sein, berühren uns aber hier nicht — d. h. ohne entweder für ein Gut mehr zu zahlen, als es ihm „wert“ ist oder weniger dafür zu erhalten, als es ihm wert ist. Es ist das ferner jener Preis, bei dem sich auch niemand lediglich zum Nachteile eines anderen vom Tausche fernhalten kann, ohne selbst — wiederum: unmittelbar — einen Nachteil zu erleiden. Das ist der Gleichgewichtspreis. Aber welcher von allen den Preisen, bei denen überhaupt getauscht würde, ist es? Wiederum können wir nicht anders vorgehen, als zu sehen, bei welchem Preise das der Fall ist, und welcher solche Mengen mit Vorteil auszutauschen ge-



stattet, daß niemand geneigt ist, ihn durch weitere Nachfrage hinaufzutreiben oder durch weiteres Angebot herabzudrücken. Man hat gesagt, daß das jener sei, bei dem die Nachfrage gleich dem Angebote, präziser die verlangte und die angebotene Menge eines Guts einander gleich seien. Aber das würde ja nur dann ausreichen, wenn wir schon etwas über diese beiden Größen wüßten, sonst ist das eine Gleichung zwischen zwei Unbekannten. Gegeben ist uns nur die vorhandene Menge der Güter und wieviel davon angeboten und von Wirtschaftssubjekten, welche nichts oder nicht genug davon besitzen, verlangt werden wird, muß gefunden werden. Die bloße Gleichheit beider Mengen reicht dazu nicht aus. Und die fehlende Bestimmung gibt eben das Maximumtheorem: erstens müssen jene Mengen gleich sein und zweitens darf, wenn sie zu jenem Preise ausgetauscht sind, keine weitere Nachfrage und kein weiteres Angebot hervortreten. Der Gleichgewichtspreis muß gerade soviel Umsatz vorteilhaft erscheinen lassen, daß „Käufer“ und „Verkäufer“ bei ihm stehen bleiben: Eben dadurch unterscheidet er sich von anderen Preisen und das ist der Inhalt unseres Theoremes. Wir wollen, um Mißverständnissen vorzubeugen, ausdrücklich sagen, daß wir keineswegs glauben, damit eine wesentliche Korrektur an der Formel „Angebot gleich Nachfrage“ angebracht zu haben. Sicherlich hat J. St. Mill, als er sie aufstellte, ganz dasselbe gemeint wie wir und bloß die beiden Bedingungen, die zum Gleichgewicht nötig sind, nicht ausdrücklich geschieden. Es schien ihm das wohl überflüssig zu sein, aber gemeint hat er mit jener Formel beide. Auch reicht diese Ausdrucksweise im allgemeinen durchaus hin, nur hat sie den Nachteil, den Zusammenhang des Gleichgewichtsproblemens mit dem Maximumtheorem nicht ins Licht zu setzen und so den Weg zu verbarrikadieren, der zu klarem Verständnisse beider führt.

Eine andere Erläuterung des Wesens und der Rolle des Maximumtheoremens kann man gewinnen, wenn sein Wesen und seine Rolle in anderen Disziplinen betrachtet wird. Das

hat natürlich nur für seine formale Natur Bedeutung und hat mit einer materiellen Anlehnung an dieselben nichts zu tun. Auch heißt das nicht, daß das Maximumtheorem ein aus fremden Wissensgebieten herbeigezogenes Instrument sei, das auf unser Gebiet vielleicht nicht passen könnte; lediglich ein erläuterndes Beispiel wollen wir heranziehen. Wir wählen dazu das der Mechanik, aber nicht, weil dieselbe der Ökonomie irgendwie verwandt sei, sondern weil sie am sorgfältigsten ausgearbeitet ist. Selbst wenn ein „biologisches Gleichgewicht“ mehr mit unserer Wissenschaft zu tun hätte — eine Frage, die wir hier weder diskutieren noch präjudizieren — könnten wir uns das erlauben, ebenso wie man eine logische Regel im allgemeinen auf einem beliebigen Gebiete demonstrieren kann.

Nun, ein Körper befindet sich im Gleichgewichte, wenn er sich nach keiner Richtung — oder in bezug auf keinen anderen — bewegt. Dieser Satz ist, so wenig wertvoll und so selbstverständlich er aussieht, von erheblicher Bedeutung und sein mathematischer Ausdruck definiert nicht nur, sondern bestimmt auch die Gleichgewichtslage. Dieser Ausdruck sagt, aus der Sprache der Symbole übersetzt, daß die Summe aller Zuwächse an Bewegungen oder aller Beschleunigungen im Gleichgewichtszustande gleich Null sei. Und daß heißt wiederum, daß alle diese Bewegungen beschreibenden Funktionen, populär „Kräfte“ genannt, in diesem Punkte einen Maximalwert annehmen. Wenn das der Fall ist, so geschieht nichts mit dem Körper oder in dem Systeme von Massenpunkten, den oder die man betrachtet: Sie befinden sich in Ruhe. Solange ihnen nicht irgendwie eine neue Beschleunigung erteilt wird, bleiben sie in Ruhe, in ihnen selbst liegt keine Tendenz zu irgendeiner Störung dieses Zustandes, zu einer Lageveränderung. Jedes System von Massenpunkten „strebt einem solchen Zustande zu“ und deshalb ist seine Untersuchung und die Angabe der Bedingungen seines Eintretens von besonderem Interesse. Ja die ganze Welt der Erscheinungen hat ein solches „Streben nach einem bestimmten Zustande“ und deshalb



kann man alle Vorgänge unter eine allesumfassende Formel bringen, welche eben die Existenz eines solchen zum Ausdruck bringt. Ich denke an Machs Ausdruck $f(x, y, s \dots) = 0$. Überall ist die Stellung und wesentliche Bedeutung des Maximumtheoremes dieselbe und sein mathematischer Ausdruck gleichlautend — immer ist es eine Bestimmungsgleichung, deren Inhalt eine Selbstverständlichkeit und an sich ohne Interesse, wenn auch als Glied in der Kette des wissenschaftlichen Gedankenganges unentbehrlich ist.

Jedoch sind wir noch nicht zu Ende mit dem, was wir zu sagen haben. Wir haben allerdings gesagt, daß wir mit der Maximumtheorie im Sinne der Individualisten und Harmonisten nichts zu tun haben wollen und gezeigt, worin der exakte Inhalt und das, was daran für die Theorie essentiell ist, besteht, auch, daß das sicher einwandfrei ist. Aber besteht wirklich keine Brücke zwischen beiden? Ganz gewiß scheint eine solche zu bestehen, und sie mag im Laufe des Gesagten dem Leser sehr wohl aufgefallen sein: Allerdings machen wir keinen ungebührlichen Gebrauch von unserem Theoreme, geben kein Werturteil über den Gleichgewichtszustand ab, denken vor allem nicht daran, ihn als „wünschenswert“ zu bezeichnen oder seine Herbeiführung zu fordern; auch vermeiden wir es, in die Psyche des Menschen, seine Bedürfnisse und Motive einzugehen usw.; der Leser kann wohl darüber beruhigt sein, daß in dieser Richtung ein Verstoß unsererseits nicht zu befürchten ist; aber sprechen wir nicht doch von Maximum? Wenn wir hervorgehoben haben, daß das Wesentliche daran das Abhandensein von Veränderungen — Charakterisierung des Ruhezustandes — ist, so ändert das doch nichts daran, daß, wie wir selbst betonten, eben dieser Ruhezustand mit einem Maximumwerte unserer Funktionen koinzidiere. Freilich sagten wir, daß der Charakter der letzteren ein lediglich formaler und es für ihr Wesen gleichgültig sei, wie wir sie interpretieren, aber tatsächlich haben wir sie doch Wertfunktionen genannt, sind sie mit den Wertskalen des psychologischen Ökonomen ihrer Gestalt nach identisch, und alle

unsere erkenntnistheoretischen Barrikaden werden uns nicht davor schützen, daß man unser Maximumtheorem so ausdrücken wird: Im Gleichgewichtszustande erhält jeder Tauschende ein Maximum an Wert oder wohl gar an „Befriedigung“. Und das ist jene Formulierung, welche man als die übliche bezeichnen kann. Ich verzichte nun um so mehr darauf, hier auf meinem prinzipiellen Standpunkte zu bestehen, als ich weiter zu zeigen wünsche, daß auch die psychologische Formulierung des Theoremes, also jene Form desselben, der man in der modernen theoretischen Literatur begegnet — wohl zu unterscheiden von der der Harmonisten-Gruppe —, in der hier besprochenen Beziehung an sich einwandfrei ist, was allerdings nicht ausschließt, daß manche daran geknüpfte Betrachtungen über das Gebiet reiner Theorie hinausgehen mögen und soweit unhaltbar sind. Die Rolle des Theoremes der Theorie wird durch jene Formulierung nicht geändert, so daß wir wiederum nichts taten, als den exakten Kern dessen zu präzisieren, was alle modernen Ökonomen tun.

Wie steht also die Sache denn eigentlich, wenn wir jene Formulierung unseres Theoremes akzeptieren? Behaupten wir damit nicht doch, daß jenes Gleichgewicht, das bei freier Konkurrenz zustande komme, zu dem größtmöglichen Nutzen für alle Glieder der Volkswirtschaft führe?

Vor allem ließe sich sagen, daß Wert und Bedürfnisbefriedigung im Sinne der Psychologen ja nicht dasselbe sei und sehr wohl die Maxima beider auseinanderfallen können. Maximum an Wert bedeutet nicht Maximum an wirtschaftlichem Wohlergehen. Das haben die Führer der psychologischen Richtung hinlänglich auseinandergesetzt und weil wir dieser Betrachtungsweise nicht ganz zustimmen, so halten wir uns bei diesem Argumente nicht weiter auf.

Aber eine andere Erwägung kann — ebenfalls nur prima vista und vorbereitend — jener Frage entgegengehalten werden. Nehmen wir an, daß irgendeine Macht den „Preis“ eines Gutes willkürlich fixiere und zwar so, daß er nicht mit dem Gleichgewichtspreise zusammenfalle. Auch dann

wird, wenn überhaupt zu diesem Preise getauscht wird, nach einer gewissen Anzahl von Tauschakten ein Gleichgewichtszustand eintreten. Und dieser entspricht im Sinne des früher Gesagten ebenfalls einem Maximum. Wir können uns vorstellen, daß der Preis in einer für alle oder einen Teil der Tauschenden höchst unvorteilhaften Weise fixiert sei und doch werden wir von einem „Maximum der Befriedigung“ sprechen. Hier ist es klar, daß wir diesen Zustand nicht als ideal betrachten und in welchem Sinne jenes „Maximum“ gemeint ist: Es wird jener Grad der Bedürfnisbefriedigung erreicht, der bei diesem Preise möglich ist, und das ist nicht mehr als selbstverständlich, und auch nicht mehr, als wir früher sagten, nämlich die Charakterisierung des Ruhezustandes. Gewiss ist damit unser Theorem noch nicht gerettet, da noch immer die Behauptung möglich wäre, daß der Gleichgewichtspreis ein größeres, ein absolutes Maximum der Befriedigung gestatte. Aber wir sehen nun den Punkt, auf welchem alles ankommt, nämlich die Voraussetzungen, unter denen das Zustandekommen jenes Maximumzustandes behauptet wird. Und nun die Hauptsache.

Betrachten wir zunächst ein isoliertes Wirtschaftssubjekt. Seine Wirtschaft wird einem Gleichgewichtszustande zustreben, in dem die Grenzmengen seiner Güter in festem Verhältnisse zueinander stehen werden, die wir in unserem Sinne „Preise“ nennen können. Und da in diesem Zustande keine Tendenz zu einer Änderung besteht, so werden wir sagen, daß ein Wertmaximum vorliege. Der psychologische Nationalökonom, der in die Seele unseres Subjektes sehen zu können glaubt, wird konstatieren, daß dasselbe seine produktiven Mittel in der „vorteilhaftesten“ Weise verteilt und die größtmögliche Befriedigung erzielt habe. Wir wissen nichts Näheres über dieses Maximum, das nach Rasse, Kulturstufe, individueller Anlage verschieden ist und auf verschiedene Weise erreicht wird. Die Tatsache aber, daß ein Maximum vorliegt, ist sicher, wenn nicht etwa der Wirtschaftsplan mißlungen ist: Denn sonst würde unser Mann seine wirt-

schaftliche Lage eben zu verändern suchen. Aber ist dieses Maximum ein „absolutes“? Wird jene Befriedigung erreicht, welcher das Individuum überhaupt fähig ist? Sicherlich nicht; die auf der Hand liegende Einschränkung ist in den Daten unseres Systemes gegeben: Sicherlich wird die größtmögliche Befriedigung erreicht, aber eben nur jene, die unter den gegebenen Verhältnissen möglich ist. Diese sind, wie bekannt: Äußere Natur, Technik, Gütervorräte am Beginne des Wirtschaftsprozesses und dergleichen mehr. Alles was unser Theorem fordert, ist also, daß jedermann sich seinem Geschmacke nach so gut einrichte, als es die Verhältnisse gestatten. Gewiß ein einwandfreier Satz, den wir übrigens von unserem speziellen Standpunkte aus noch korrekter und einwandfreier formulieren könnten. Doch genug davon: Auch die gewöhnliche Form des Maximumtheoremes enthält in diesem Punkte nichts Falsches, und ich glaube nicht, daß über denselben eine Meinungsverschiedenheit besteht. Die Sache ist für den Ökonomen, der von unseren erkenntnistheoretischen Bedenken frei ist, auch bei dieser Formulierung klar, ja selbstverständlich.

Die Zweifel beginnen erst in der Verkehrswirtschaft. Sicherlich trägt jeder Tauschakt, der ja stets durch freie Übereinkunft zustandekommt, auch hier zur Erhöhung der „Befriedigung“ aller Teile bei, sonst käme er eben nicht zustande. Und aufgehört wird — der Gleichgewichtszustand tritt ein —, weil beide sich gegenüberstehende Parteien glauben, daß eine Fortsetzung des Tauschens ihnen bei diesem Preise keinen Vorteil brächte und das heißt, daß sie allen erreichbaren Vorteil erzielt zu haben meinen, daß der letztere ein Maximum ist. Aber es ist nach dem Gesagten nicht schwer, den wahren Sinn und die Grenzen dieses Satzes anzugeben, worauf jene Zweifel von selbst verschwinden.

Er gilt ja nur unter auf der Hand liegenden Voraussetzungen. Sicherlich können wir auch für die Verkehrswirtschaft sagen — unter wohlbekannten Reserven —, daß jedermann sich, unter gegebenen Verhältnissen, in ver-

schiedener Weise einrichten kann, welche zu verschiedenen großen „Befriedigungen“ führen, und unter welchen eben jene, welche dem Gleichgewichtszustande entspricht, zu der größten führt; ebenso, daß im allgemeinen jedermann sich unter gegebenen Verhältnissen so gut als möglich einzurichten sucht und deshalb eine Tendenz besteht, jenen Gleichgewichtszustand herbeizuführen. Aber welchen Hindernissen begegnet dieses Streben? Vor allem natürlich denselben, wie in der isolierten Wirtschaft: der Begrenztheit der natürlichen Möglichkeiten — das wird niemand anzweifeln wollen. Sodann aber haben wir hier, was dort nicht nötig war, eine gegebene soziale Organisation anzunehmen, und daß auch diese eine Voraussetzung bildet, in bezug auf welche unser Theorem verstanden werden muß, wurde zwar oft nicht hervorgehoben, wird aber, wenigstens heute, ebenfalls nicht bestritten werden. Doch gibt es noch eine dritte Voraussetzung, nämlich den Preis, den Gleichgewichtspreis selbst: Ersichtlich kann jedermann nur jene Befriedigung erreichen, welche bei diesem Preise — Tauschverhältnisse — möglich ist.

Das nun ist weniger allgemein anerkannt. Der Grund dafür, warum der Mehrzahl der Nationalökonomien dieses Moment zu entgehen scheint, dürfte in dem Umstande liegen, daß ja dieser Preis, ein Produkt des allgemeinen Strebens nach dem Maximum der Befriedigung, gewissermaßen die Garantie bietet, daß er dasselbe auch verwirkliche.

Darauf läßt sich jedoch vor allem entgegenen, daß jedermann nur nach dem Maximum seiner Befriedigung strebt — machen wir uns für den Augenblick diese Betrachtungsweise zu eigen, welche, wie der Leser weiß, nicht völlig die unsere, wohl aber die so gut wie aller anderen Nationalökonomien ist — und daher das Resultat dieser Einzelbestrebungen keineswegs notwendig das für alle vorteilhafteste sei. Man ist sich nicht darüber klar, daß das Letztere erst eines besonderen Beweises bedürfte. Aber darauf ließe sich manches antworten. Gehen wir also etwas tiefer. Wovon

hängt jener Preis ab? Gewiß zum Teile von den „Bedürfnisskalen“; aber ebenso gewiß von den Gütermengen, die jeder Mann vor dem Tausche besitzt und anzubieten hat: Die Grenznutzen, aus denen die Preise sich ergeben, sind, wie wir wissen, das Resultat sowohl der Wertfunktion wie der besessenen Menge. Und da sind wir bei dem springenden Punkte: Das Maximum, das der Gleichgewichtszustand verwirklicht, hängt ab von der vorherigen Verteilung aller Genuß- wie Produktionsgüter, die uns gegeben sein muß; nur jenes Maximum kann erreicht werden, das auf Grund derselben durch freien Tausch erzielt werden kann.

Das bringt nun sofort Licht in gewisse zweifelhafte Punkte, auf die niemals hinreichend eingegangen wurde, so groß die Rolle war, die sie in der Diskussion spielten. Ein „Hungerlohn“ soll eventuell das Maximum der Befriedigung sein, das ein Arbeiter erreichen kann? Wenn ein solcher dem Gleichgewichtszustande entspricht, so soll der Arbeiter nie auf etwas anderes hoffen dürfen? Wie oft hat man der Theorie das entgegengehalten! Aber die Antwort ist einfach: Gewiß, durch freien Tausch und auf Grund der gegebenen Güterverteilung wird unser Arbeiter nicht mehr erlangen, als dem Gleichgewichtszustande entspricht und das, was er erlangt, mag es ihn auch kaum vor dem Verhungern schützen, gibt ihm jenes Maximum der Befriedigung, ist das Beste, was er erreichen kann — auf diese Art und unter jenen Bedingungen. Die Behauptung, welche man so oft als Unsinn bezeichnete, verliert alles Paradoxe. Freilich wurde oft viel mehr damit gemeint und jene Bedingtheit übersehen, oft gerade dann, wenn wichtige Schlüsse für die Praxis daraus gezogen wurden: Nun, das ist unhaltbar und jene Schlüsse sind falsch — da haben die Gegner Recht.

Und jeder Eingriff in jenen Gleichgewichtszustand soll schädlich sein und die Gesamtbefriedigung verringern? Die Antwort lautet bejahend — unter jenen Voraussetzungen: Wird z. B., ohne daß sich irgend etwas sonst ändert, ohne besonders, daß eine Entwicklung irgendwelcher

Art dadurch hervorgerufen wird, der Preis eines Gutes z. B. durch eine Taxe über den Gleichgewichtspreis erhöht, so ist die unmittelbare wirtschaftliche Folge sicher nur die, daß eine Reihe von Tauschakten verhindert wird, welche mit Vorteil abgeschlossen werden könnten und es läßt sich exakt zeigen, daß dieser Nachteil und der, welchen die „Käufer“, welche auch zum höheren Preise kaufen, erleiden, größer ist, als der Gewinn, den die „Verkäufer“ an der doch und mit höherem Gewinne verkauften Menge erzielen. In diesem Sinne ist z. B. die Fixierung eines Maximalarbeitstages „schädlich“. Aber derselbe mag eine Notwendigkeit für die Entwicklung der Rasse sein, er mag zu technischen Fortschritten führen, er mag bewirken, daß in der kürzeren Zeit ebensoviel und mehr geleistet wird, als in der längeren. Alles das widerspricht dem Maximumtheoreme gar nicht, wenn man es nur richtig auffaßt. Von den außerwirtschaftlichen Momenten sieht es ab und die Entwicklungsmöglichkeiten betrachtet es nicht. Man kann sagen, daß das gerade die entscheidenden Punkte sind und unser Theorem so jede praktische Bedeutung verliert; aber das sagen wir ja selbst, und worin seine theoretische besteht, haben wir oben auseinandergesetzt. Wohl kann man es auch anders begründen z. B. durch die Hypothese, daß die freie Betätigung zur höchsten Leistung führe usw. und dann gewinnt es höhere Bedeutung; aber dann fällt es aus dem Gebiete der Theorie heraus, welche solche Behauptungen weder zu begründen, noch für ihre eigenen Resultate weiter zu verwerten vermag.

So ist auch für die „Verkehrswirtschaft“ unser Theorem „richtig“, sogar im Grunde genommen selbstverständlich; man kann sagen, daß es soweit richtig ist, als es selbstverständlich ist. Und das ist denn auch das Resultat, das wir auszusprechen haben: Man vertraue der Maximumtheorie, soweit sie handgreiflich wahr ist und nichts besonders Interessantes sagt —, aber man mißtraue ihr, wo sie mehr behauptet, wo sie mehr sein will als eine Be-

stimmungsgleichung! Wir gewinnen etwas mit dieser Erkenntnis, so melancholisch sie auch klingt: Sie lehrt uns, daß das Gebäude der Ökonomie frei ist von einem Mangel, den viele für tödlich hielten. Und wir verzichten mit ihr keineswegs auf viel; Was würde es nützen, mit einem ein- gebildeten Reichtume weiter zu wirtschaften? All die Sozial- philosophie, die auf das Maximumtheorem aufgebaut wurde, ist ja doch wohl wenig wert.

Wir sind am Ende unserer Ausführungen; nur zwei Bemerkungen wollen wir noch machen.

Zunächst sind wir nunmehr imstande, den Unterschied zwischen jenen beiden Auffassungen des Maximumtheoremes ganz scharf zu präzisieren. Abgesehen von anderen Voraussetzungen basiert dasselbe auf der Annahme eines bestimmten ursprünglichen Verteilungszustandes aller Güter — auch der Genußgüter, da, wie man sich leicht überzeugt und wie auch schon ausgeführt wurde, die Resultate des Wirtschaftsprozesses selbst bei gegebenen Mengen und gegebenem Verteilungszustande der Produktivgüter noch sehr verschiedene sein können je nach Art, Menge und Verteilung der an seinem Beginne und während seines Verlaufes vorhandenen Genußgüter. Ob aber diese Verteilung selbst, welche ein Datum unseres Problemes bildet, wiederum ihrerseits unter der Herrschaft irgendeiner Maximumbedingung zustande kam, ist eine ganz andere Frage, und eine weitere Frage ist dann, welcher Natur dieselbe ist, wenn vorhanden. Während man früher nun diese beiden verschiedenen Maximumprobleme zusammenwarf und gelöst zu haben glaubte, wenn man das erstere gelöst hatte, so scheiden wir sie streng und sehen von einer Untersuchung des letzteren, das in die Soziologie und Geschichte hineinführt, ab. Wir glauben, daß diese Scheidung unsere Kontroverse löst und zu klarer Beurteilung der Argumente beider Parteien ausreicht. Sie macht den zum Teile geradezu lächerlichen Mißverständnissen, denen die Theorie begegnete, und den zum Teile ebenso lächerlichen Prätensionen mancher Theoretiker ein Ende und läßt die Demarkationslinie



zwischen Recht und Unrecht auf beiden Seiten klar hervortreten.

Endlich muß auf einen letzten Punkt hingewiesen werden: es ist der streng statische Charakter unseres Theoremes. Wir haben gesehen, was es alles voraussetzt, um richtig zu sein, und speziell hervorgehoben, daß es bei Erscheinungen der Entwicklung versagt, als wir das Beispiel vom Maximalarbeitstage erwähnten. Es hat seinen Sinn nur im statischen Systeme und auf der Basis eines in allen wesentlichen Punkten feststehenden, unveränderlichen wirtschaftlichen Zustandes. Aber verstehe man mich recht. Ich behaupte nicht, daß ein „dynamisches“ Gleichgewicht unmöglich sei. Vielmehr ist ein solches vielleicht ebenfalls durch die Tatsachen gegeben, was wir indessen hier nicht weiter verfolgen wollen. Nur werden seine Bedingungen andere sein. Das Maximumtheorem, das bisher allein wirklich ausgearbeitet wurde und das allein für die reine Theorie, soweit sie gegenwärtig Anspruch auf allgemeine Anerkennung hat, nötig ist, ist essentiell statisch. Man mag sagen, daß, wie ein „biologisches“ Gleichgewicht, so auch eine die Entwicklung berücksichtigende Fassung des Maximumtheoremes der ökonomischen Wirklichkeit mehr entspreche; mag sein; aber wissenschaftlich und für die uns hier beschäftigenden Zwecke können wir gegenwärtig mit einem solchen wenig anfangen. Tatsächlich kommen auch die Ansätze, welche sich diesbezüglich bei manchen Ökonomen finden, nicht über die Forderung selbst und einige Allgemeinheiten hinaus. Da es unser Grundsatz ist, wissenschaftliche Instrumente nicht eher zu schmieden, als bis wir ihrer bedürfen und uns an das zu halten, was wir befriedigend ausarbeiten können, ohne Phrasen zu machen, welche unvermeidliche Mängel unserer Methoden verhüllen könnten, ohne sie zu bessern, so beschränken wir uns auf das Gesagte. An einer späteren Stelle wollen wir selbst hervorheben, wie notwendig ein Mehr hier und an anderen Punkten wäre.

▲



II. Kapitel.

Das Zurechnungsproblem und die sich daran anschließenden Fragen.

§ 1. Ehe wir die Ableitung der Preisrelationen vorführen, müssen wir einige prinzipielle Fragen erledigen, welche wir noch nicht genügend klargelegt haben. Wir sagten, daß „ein Gürtel von Gleichungen“ den wirtschaftlichen Machtbereich eines jeden Wirtschaftssubjektes begrenze und der exakte Ausdruck desselben sei. Diese Gleichungen sagen, daß im Systeme Gleichgewicht herrscht, wenn die Tauschrelation jedes Gutes zu jedem andern gleich sei dem reziproken Werte ihres Grenznutzenverhältnisses. Ist das der Fall, so wird keine Tendenz bestehen, die Tauschrelationen und jenen Zustand der Gütermengen, der sich unter ihrer Herrschaft herausstellt, zu ändern. Jede dieser Gleichungen sieht etwa so aus:

$$\frac{\text{Grenznutzen des Gutes } A}{\text{Grenznutzen des Gutes } B} = \frac{1}{\text{Tauschrelation oder Preis von } B \text{ in } A}$$

Sei also der Preis des Gutes A , ausgedrückt in Einheiten des Gutes B z. B. gleich drei, sei also jemand geneigt, auf einem Markte Einheiten des Gutes A um je drei Einheiten des Gutes B zu kaufen, aber nicht um mehr, oder ein isolierter Wirt geneigt, je drei Einheiten des Gutes B für die Erlangung (also Produktion) von je einer Einheit des Gutes A aufzuwenden aber nicht mehr, so ist das obige

Grenznutzenverhältnis gleich drei. Populär ausgedrückt, besagen diese Gleichungen nur, daß jedermann solange produziere oder soviel von einem Gute eintausche, als ihm vorteilhaft scheint. Und da darin sich eben all sein Wirtschaften ausdrückt, so sagten wir, daß jene Gleichungssysteme dasselbe charakterisieren und sein exakt-wissenschaftliches Spiegelbild darstellen. Sie sind Kern und Grundstein der reinen Ökonomie, ihr alpha und omega, enthalten die ganze reine Theorie in nuce.

Nehmen wir nun an unserer Gleichung eine einfache Umformung vor: multiplizieren wir beide Seiten derselben mit dem Nenner der linken. Wir haben dann:

$$\text{Grenznutzen des Gutes } A = \text{Grenznutzen des Gutes } B \times \frac{1}{\text{Preis von } B \text{ in } A}$$

Nehmen wir für den Augenblick den Gleichgewichtspreis — sei er wiederum drei Einheiten von B für eine Einheit von A — als festgegeben an, was er natürlich sonst nicht ist, so ergäbe sich, daß der Grenznutzen des Gutes B gleich ist einem Drittel des Grenznutzens des Gutes A . Das wirtschaftliche Handeln des Individuums oder, korrekter, die Veränderungen, die wir in den Mengen der beiden Güter wahrnehmen, sind also beschrieben durch eine Gleichung zwischen den Grenznutzen derselben. Wiederum populär gesprochen, unser Wirtschaftssubjekt wird sich so verhalten, solche Tauschakte vorzunehmen, daß es ihm schließlich gleichgiltig ist, ob es noch eine weitere Einheit von A mit der Aufwendung von drei Einheiten von B erwirbt oder diese letzteren behält. Es kostet ihm moralisch gleichviel, auf eine weitere Einheit von A wie auf weitere drei Einheiten von B zu verzichten — und daher macht es Schluß mit den Tauschakten. Wenn man „tauscht“, gibt man einen Wert für den andern auf und zwar ebenso bei der Produktion wie beim verkehrswirtschaftlichen Tausche. Will man ausdrücken, daß man das Gut A besitze und auf einen Teil desselben verzichten müsse, um von dem Gute B etwas zu

erwerben und zu genießen, so kann man das tun, indem man sagt, daß das erstere oder richtiger, sein Wert die Kosten des letzteren bilden. Diese Ausdrucksweise gibt an, welches von beiden Gütern das ist, auf das man verzichtet. Aber sonst nichts, und streng genommen kann man das Umgekehrte sagen. So kann man denn unsere umgeformte Gleichung auch so ausdrücken:

Grenznutzen des Gutes A = Grenzkosten des Gutes A .

Das ist nun jene Form unserer Gleichung, in der sie zuerst aufgestellt wurde. Bekanntlich hat man sie nicht in der vorgeführten Weise abgeleitet, sondern direkt auf Grund augenfälliger Beobachtungen aufgestellt und ganz anders interpretiert. Ganz andere Auffassungsweisen und Gedankenrichtungen knüpften sich an sie und als die neue Werttheorie auftrat, sah es so aus, wie wenn dieselbe eine andere Definition des Gleichgewichtspreises aufstellen wollte. Das ist jedoch, wie wir eben sahen, nicht richtig: Nur in der Interpretation kann der Unterschied liegen. Die Gleichung zwischen Grenznutzen und Grenzkosten selbst, mithin wechselseitige Abhängigkeit zwischen beiden Momenten, muß sicherlich von beiden sich gegenüberstehenden Parteien anerkannt werden, denn auch die neuere Preisableitung führt auf sie.

Das ist es nun, was wir hier weiter ausführen wollen, um dann noch über die verschiedenen möglichen Interpretationen einige Worte zu sagen. Auch wir also wollen für jetzt auf unsere Ableitung vergessen und diese Gleichung an sich betrachten, was wiederum in die Kostendiskussion hineinführt. Man sieht, daß jene Ökonomen Unrecht haben, welche diese Kontroverse heute perhorreszieren und der Mühe nicht für wert halten. Gegen die Art, wie sie geführt wurde, ist gewiß manches einzuwenden, fundamental aber ist sie jedenfalls. Wir selbst suchen sie nicht und wollen sie nirgends ex professo behandeln, aber immer kommt sie in unseren Weg, wir stolpern sozusagen alle Augenblicke darüber.

Nun, was sagt unsere Gleichung $\text{Grenzkosten} = \text{Grenznutzen}$ eigentlich, wenn wir sie näher betrachten? Was soll sie leisten? Die Antwort auf diese Fragen dürfen wir nicht in klaren Aussprüchen oder in allgemeinen Erörterungen der Nationalökonomien suchen. Selten sagt man ganz deutlich, was man und warum man es tut, ja ich glaube, daß man sich darüber auch meist gar nicht im klaren ist. Wir müssen vielmehr auf das sehen, was tatsächlich erreicht wird und uns fragen, was zur Erreichung der konkreten Resultate nötig ist. Das glaube ich bereits getan zu haben und kann hier kurz sein. Sagen wir also, der Zweck der reinen Theorie sei, die „reinwirtschaftlichen“ Vorgänge zu beschreiben und daher vor allem jenen Zustand der Wirtschaft zu untersuchen, den dieselben von selbst herbeizuführen tendieren, den Gleichgewichtszustand. Dieser ist, wie wir wissen, definiert und charakterisiert dadurch, daß, wenn er besteht, keine Tendenz zu einer weiteren Änderung vorhanden ist. Nun, nehmen wir einen Produzenten in einer Verkehrswirtschaft und halten wir uns an die Beobachtungen und die Ausdrucksweise des Alltages. Wann wird für den Mann „keine Tendenz“ vorliegen, Veränderungen vorzunehmen, das heißt weiter zu produzieren? Wenn der Erlös, den er vom Verkaufe weiterer Produkte erwarten kann, keinen Überschuß über die Kosten mehr aufweist, welche diese weitere Produktion verursachte, das heißt, wenn der Grenzerlös gleich den Grenzkosten ist. Und da haben wir denn den Ursprung unserer Gleichung. Aber man kann die Sache noch allgemeiner fassen. Auf jene Fassung könnte man ja entgegnen, daß aus verschiedenen wirtschaftlichen und außerwirtschaftlichen Gründen sowohl mehr wie weniger produziert werden kann. Außerdem paßt sie nur auf die Verkehrswirtschaft. Sagen wir also einfach, der Gleichgewichtszustand ist jener, wo die auf weiteren Erwerb eines Gutes — sei es nun „Geld“ oder ein anderes — hinarbeitenden Tendenzen jenen die Wage halten, welche in entgegengesetzter Richtung wirken. Das nun drückt unsere Gleichung aus, das ist ihr eigentlichster Inhalt. Daß eine

solche Gleichung aufgestellt werden kann, ist unzweifelhaft, sagt sie ja doch nur eine Selbstverständlichkeit. Wir sehen also, daß unsere Gleichung an sich ganz unabhängig davon ist, wie wir diese „Einflüsse“ oder „Kräfte“, deren Gleichgewicht sie aussagt, nennen. Ja auch einen Maximumzustand derselben stellt sie immer dar, wie wir das früher auseinandersetzen. Das hat nichts Auffälliges, wenn man sich gegenwärtig hält, daß darin ja nur die Konsequenz einer mathematischen Regel, als ein ganz formales Moment liegt.

Zunächst befinden wir uns daher nicht auf kontroversen Grunden. Wir wollen die Existenz eines Gleichgewichtszustandes zum Ausdruck bringen, die von allen Theoretikern anerkannt wird. Das kann man ganz formal tun, ohne sich über die Natur jener „Kräfte“, die ihn herbeiführen, Gedanken zu machen. Wir haben ausgeführt, daß die Beschreibung des ökonomischen Gleichgewichtes und jener Bewegungen in den ökonomischen Quantitäten, welche zu ihm führen, unser Ziel ist und daß wir dazu gewisse formale Funktionen, seien sie nun Wertskalen oder sonst etwas, aufstellen müssen. Das Entscheidende ist ihre Form; ist man über dieselbe einig, so wird man zu den gleichen Resultaten gelangen. Soweit das der Fall ist, liegt wenig Anlaß vor, sich über ihre Natur zu ereifern. Und das ist bis zu einem gewissen Grade der Fall in unserer Theorie. Man verlangt nur wenige Formcharaktere von unseren Funktionen und über dieselben kann kein Zweifel bestehen. Daher kommt es, daß die konkreten Resultate des „Werttheoretikers“ so wenig von denen des „Kostentheoretikers“ differieren und ihr exakter Ausdruck oft identisch ist. Hat man die Wahrheit begriffen, daß das Wesen jeder exakten Disziplin in Beschreibung von Vorgängen auf Grund formaler Annahmen besteht und ist man sich bewußt, daß die letzteren nur methodische Hilfsmittel sind, die ihr Dasein unserer Willkür verdanken, so wird man in dem Gesagten nichts Befremdendes sehen.

Mißt man beide Seiten unserer Gleichung mit einem



gemeinsamen Maße z. B. in Geld, was ja notwendig ist, so ergibt sich ein Ausdruck, den unter gewissen Reserven jedermann anerkennt, und für sein Bestehen ist es gleichgültig, „aus was“ der Grenzerlös und die Grenzkosten zusammengesetzt sind. Ebenso weiß man, daß je größer die produzierte Menge wird, desto mehr der Grenzerlös sinkt und die Grenzkosten steigen und das reicht aus, um in der bekannten Weise beide Momente durch zwei sich schneidende Kurven darzustellen und eine ganze Reihe von Preisbewegungen zu erfassen. Freilich ist das alles nicht so einfach, wie es aussieht und bei näherem Zusehen bietet sich uns eine ganze Menge von nicht wenig komplizierten Fragen dar. Aber doch liegt eine wichtige Wahrheit darü, welche nicht nur viele — unzählige — Erfahrungen des täglichen Lebens zum Ausdrucke bringt, sondern auch für viele theoretische Resultate ausreicht. Fragt man z. B. nach der Wirkung einer auf die Einheit eines Gutes gelegten Steuer auf den Preis desselben, so hat man ihren Betrag einfach seinen Einheitskosten zuzuschlagen und zu beobachten, wie sich das Gleichgewicht infolgedessen verschiebt. Und das Resultat ist unabhängig davon, was jene Einheitskosten „sind“. Mit Recht geht der Nationalökonom, der sich mit einer solchen Frage beschäftigt, nicht auf das Problem von Wert und Kosten ein.

Und doch müssen wir das mitunter tun. Vor allem ist das geboten mit Rücksicht auf die Zukunft unserer Wissenschaft: Wenn man später, um zu komplizierteren und konkreteren Resultaten zu kommen, mehr Formcharaktere unserer Kurven brauchen und besonders, wenn man zu wirklich rechnenden Verfahren auf Grund unserer Theorie vorgehen wird, dann ist die Frage sehr entscheidend, ob wir mit jenen auskommen, welche wir Wertfunktionen nannten, oder noch andere konstruieren müssen. Sodann aber ist die Kostenkontroverse für die Untersuchung aller Wechselbeziehungen zwischen den Mengen aller Güter essentiell und namentlich für die Verteilungstheorie, deren

ganzer Bau davon abhängt, wie im ersten Teile dieser Arbeit bereits ausgeführt wurde.

§ 2. Was sind also die Momente, welche die beiden Kurven, die man bekanntlich die Angebots- und die Nachfragekurve nennt, bestimmen — was bedeuten die beiden Glieder unserer Gleichung?

Über die Nachfragekurve und die auf der linken Seite unserer Gleichung stehende Geldsumme besteht keine Meinungsverschiedenheit. Die Nachfragekurve ist einfach die Wertfunktion¹ und der Grenzerlös mißt einen Grenznutzen. Auch die Klassiker hätten das nicht bestritten, haben es zwar nicht so deutlich ausgesprochen, wie die Modernen, aber jedenfalls gemeint. Und das heute so häufige Dictum, daß sie es nur deshalb nicht aussprachen, weil es ihnen selbstverständlich schien, gibt uns — richtig oder nicht — jedenfalls das Recht, die Sache als *res judicata* zu betrachten und von weiterem Eingehen abzusehen.

Aber was sind die Kosten? Welches sind die Momente, die die Angebotskurve versinnlicht? Darüber sind verschiedene Ansichten möglich. Die entscheidende Differenz ist die folgende: Die Geldsumme, welche auf der rechten Seite unserer Gleichung steht, ist sicherlich ein Äquivalent für irgend etwas. Und zwar entweder für die Werte aufgewandter Güter oder für eine Aufwendung anderer Art. Im ersten Falle haben wir nur ein Prinzip für die Erklärung des Preises vor uns, im letzteren zwei unabhängige.

¹ Indessen könnte man zwischen beiden die folgende Unterscheidung machen, die vielleicht nicht unpraktisch wäre: Die Wertfunktion könnte ohne Rücksicht auf die Variationen in der Schätzung des Gutes, dessen Grenznutzen die Maßeinheit abgibt, konstruiert werden, um lediglich die Wertkala des betrachteten Gutes rein darzustellen. Die Nachfragefunktion könnte diese Variationen mit begreifen, so daß sie auch zum Ausdrucke brächte, wie das größere Opfer an dem Preisgute, daß infolge von Kauf größerer Mengen des ersteren oder infolge von höheren Preisen desselben nötig ist, die Nachfrage beeinflusst.



Ersteres ist die Antwort der „Grenznutzen-“, letzteres die der „Kostentheoretiker“.

Was ist nun dieses selbständige Prinzip der Kosten? Bekanntlich antwortet man: Arbeitsmühe und Genußaufschub. Die Preise, aus denen die Kostensumme besteht, sollen Äquivalente sein nicht für Güterwerte, sondern für die Mühe, welche die Produktion dieser Güter verursacht.

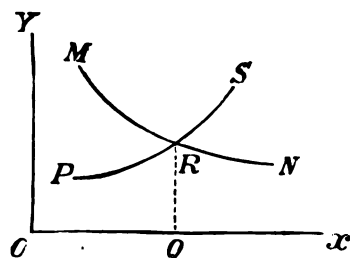
Für uns entsteht nun die Frage, welche von beiden Betrachtungsweisen wir wählen sollen. Wir stehen hier vor dem Kernpunkte der Wertkontroverse. Unsere früheren Erörterungen darüber haben hoffentlich einen Teil derselben aufgehellert und gezeigt, was von einer Gruppe der vorgebrachten Argumente zu halten ist. Ihre hauptsächlichste Frucht ist, daß wir nun, nachdem wir zwischen Gesamtwert und Wertfunktion unterscheiden können und Sinn, Ausgangspunkt und methodologische Bedeutung der Kontroverse verstehen, von einer präziseren Fragestellung ausgehen können und die ganze Angelegenheit an dem unseres Erachtens springenden Punkte konzentriert haben. Dabei haben wir auch unsere Bereitwilligkeit gezeigt, der Bedeutung der Kostentheorie des Preises in der Entwicklung unserer Wissenschaft und ihrer relativen Berechtigung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und dem Standpunkte der Kostentheoretiker auch sonst manche Konzessionen zu machen. Aber noch erübrigt die Hauptsache. Nicht immer im Verlaufe der Diskussion stand jedoch das, was wir für die Hauptsache erklären, nämlich die Entscheidung über die Theorie der Arbeitsmühe und des Genußaufschubes im Zentrum des Interesses, vor allem nicht in den früheren Stadien der Kontroverse. Wohl aber ist das heute der Fall. Wir sind uns bewußt — und hier stimmen wir vollkommen mit v. Boehm-Bawerk überein —, daß früher die Kostentheorie einen anderen Sinn hatte und die moderne Form derselben — nennen wir dieselbe die Theorie der „Disutility“ — nicht die der Klassiker war, wenn auch die Vertreter der Disutilitytheorie die Unterschiede zu verwischen und den Klassikern ihre neue Auffassung zu impu-

den wissenschaftlichen Gedankengang eingeführt werden soll. **Worin also besteht diese „Mühe und Anstrengung“? In Arbeit?** Das liegt in der Tat am nächsten. Aber die **Einwendungen gegen diese Auffassung sind zu klar, als daß man viel Lust auf dieselbe gehabt hätte.** Vor allem würde die Analyse der Kostengüter nie bloß auf Arbeit zurückführen — sondern wenigstens auch auf Boden, was ganz fatal für diese Theorie wäre — und sodann entstünde die Frage, ob wirklich die mit der Arbeit verbundene Unlust das entscheidende Moment wäre oder nicht vielleicht deren Wert, **welch' letztere Eventualität die Notwendigkeit einer Kapitulation vor der Grenznutzentheorie in gefährliche Nähe rücken würde.** Ob man derselben entgeht, werden wir sehen; jedenfalls versuchte man es. Zwar bietet das Beispiel der sozialistischen Werttheorie noch einen Stützpunkt, aber dieselbe lag doch nicht im Sinne jener Theoretiker. Sie antworteten vielmehr, das Moment des „toil and trouble“ bestehe in Arbeitsmühe und in Opfern, in effort and sacrifice. Diese Formel nun ist recht unglücklich, denn was heißt „Opfer“? Doch nichts anderes als Aufgabe von Gütern zum Zwecke der Erwerbung anderer. Und die Größe des Opfers kann nur im Wert jener in Produktion oder Tausch aufzugebenden Gütern bestehen. Hätten sie nicht irgendwelchen Wert, so wäre ihre Aufgabe kein „Opfer“, und nur insofern ist sie es, als sie einen solchen haben. Alles was man durch jenen Ausdruck erreicht, ist also, daß man aus dem Komplex von Kostengütern eines, nämlich die Arbeit, abspaltet und erklärt, daß für sie nicht ihr Wert, sondern die mit ihrer Aufwendung verbundene Unlust in Betracht komme. Darüber später. Hier noch einiges über das Moment des „sacrifice“. Will man jene Sackgasse vermeiden, so muß auch für die aufzugebenden Güter ein Ersatz für den Moment des Wertes gesucht werden. Sie in Arbeit aufzulösen, geht, wie gesagt, nicht an. So kam man denn auf den Genußaufschub, waiting oder abstinence, und beeilte sich, dieses Moment dem der Arbeitsmühe hinzuzufügen. Obgleich es nicht neu ist — es stammt bekannt-

lich von Senior —, so war es doch neu in diesem Zusammenhange, und seine Einführung wird in der englischen Theorie oft als ein Fortschritt gegenüber der älteren Auffassung bezeichnet, als eine notwendige Korrektur der älteren Disutilitytheorie, welche nur auf die Arbeitsmühe Gewicht legte. Das ist es auch: die Erkenntnis, daß dieses Moment nicht ausreicht, eine zu schmale Basis für die Kostenerscheinung ist, ist sicherlich ein Gewinn. Aber was ist von diesem Instrumente an sich zu halten? Man löst die Genußgüter in Arbeit, Boden und „Kapital“ auf — unsere prinzipiellen Einwendungen gegen diese Operation übergehen wir hier — und konstruiert das Angebot an Genußgütern aus diesen drei Elementen. Der Begriff sacrifice oder waiting — beide kommen auf dasselbe hinaus, wenn man nicht vermittelt des ersteren in die Grenznutzentheorie hineingeraten will — steht also an Stelle des Wertes von Boden und „Kapital“ oder nur von „Kapital“, wenn man den Boden mittelst der klassischen Rententheorie ausschaltet. Und was damit gesagt wird, ist, daß nicht der Wert der das „Kapital“ bildenden Produktivgüter für die Preisbildung der Genußgüter entscheidend sei, sondern die Größe des Unlustgefühles, welche es dem Kapitalbesitzer bereitet, sein „Kapital produktiv arbeiten“ zu lassen, anstatt es sofort zu konsumieren oder besser, daß der Wert der Kapitalgüter eben auf diesem Unlustgefühle basiere. Aber worin besteht denn dieses letztere? Doch nur in der „Unlust“, welche die Aufgabe einer Befriedigung verursacht, und die Größe derselben ist geradezu definitionsmäßig nichts anderes, als der Wert der Güter, deren Genuß „aufgeschoben“ wird. Mithin sind wir wiederum bei einer Werterscheinung angelangt, und dieser Einwand scheint uns so schlagend, daß wir eine Reihe anderer übergehen, welche sich gegen diese Auffassung verwenden lassen. Mit jener dualistischen Disutility ist es also nichts. Kann man mit dem Momente der Arbeitsmühe nicht auskommen, so wird man keine Rettung im Momente des Genußaufschubes finden; dasselbe ist lediglich ein anderer Ausdruck für eine Werterscheinung. Und eingestandenermaßen kann man es nicht.

Gehen wir nun zu unserer zweiten Frage über. Was soll die Disutilitytheorie leisten? Die Antwort kann keine andere sein, als die: sie soll die Gestalt der Angebotskurve erklären. Wir brauchen eine Angebotskurve, welche erstens für unsere Zwecke brauchbar sein muß und zweitens nie mit den Tatsachen kollidieren darf. Das ist alles und das heißt, wie man sich bei näherer Überlegung überzeugt, noch nicht, daß ihr selbst etwas in der Wirklichkeit entsprechen, sondern bloß, daß sie gewisse Formcharaktere haben muß. Dasselbe läßt sich, wie früher erörtert wurde, von der Nachfragefunktion sagen: ihre psychologische Begründung dient nur dazu, solche Formcharaktere festzustellen und gewisse wirtschaftliche Erscheinungen, mit denen wir uns

eben nicht in diesem Zusammenhange befassen wollen, auszuscheiden. Würde z. B. für ein Gut, wenn seine Menge eine gewisse Größe erreicht hat, eine neue Verwendung möglich, was sich darin äußert, daß sein Wert nun plötzlich größer wird, statt abzunehmen, so würde die Nachfragekurve nicht mehr sinken, sondern steigen. Dann aber könnte es geschehen, daß sie sich mit der Angebotskurve überhaupt nicht schneidet und sich kein Gleichgewichtszustand oder sogar mehrere ergeben. Soll das nicht geschehen, so muß diese Möglichkeit ausgeschlossen werden und dazu eignet sich eben jenes psychologische Gesetz. Ganz ähnlich liegt die Sache bei der Angebotsfunktion. Sie muß die entgegengesetzten Formcharaktere zeigen, nämlich mit dem Preise und der vorhandenen Menge eines Gutes steigen aus dem doppelten Grunde, weil das nötig ist, um den Schnitt mit der Nachfragekurve und so das Bild des Gleichgewichtszustandes sicherzustellen und sodann, um jene wirtschaftlichen Tatsachen des Steigens des Angebotes unter den genannten Bedingungen zum Ausdrucke zu bringen. Sehen wir uns die Sache an (siehe obige Figur):



Tragen wir alle möglichen Preise eines Gutes auf der Ordinatenachse eines rechtwinkligen Koordinatensystemes auf und die Mengen desselben, welche zu diesen Preisen angeboten und verlangt werden, auf der Abszissenachse, so ergibt sich eine „Nachfragekurve“ von der Gestalt MN und eine „Angebotskurve“ von der Gestalt PS . Der Schnittpunkt R gibt den Gleichgewichtszustand, RQ versinnlicht den Gleichgewichtspreis und OQ die zu diesem Preise umgesetzte Menge. Keine der beiden Kurven darf Umkehrpunkte haben, wenn unser einfaches Bild nicht getrübt werden soll, und aus diesem Grunde machen wir eine Reihe von Voraussetzungen, die hier nicht weiter dargelegt werden sollen. Überhaupt sind wir weit entfernt, dieser Darstellung Vollständigkeit oder strenge Korrektheit zu vindizieren. Wir sind uns bewußt, daß wir über viele theoretische Detailfragen hinweggehen und dem Theoretiker manches zu entschuldigen geben. Aber wir dürfen unsere Arbeit nicht mit Details überlasten und begnügen uns, das für unser Argument Nötige zu sagen.

Nun hat man nach einer Hypothese gesucht, um diese Gestalt der Angebotskurve zu erklären. Wir müssen jedoch vor allem bemerken, daß eine Meinungsverschiedenheit über eine solche nur dann Sinn hat, wenn dadurch irgend etwas an den Resultaten geändert wird. Andernfalls ist jeder Streit darüber müßig und ohne praktischen Wert.

Es fällt nun auf den ersten Blick auf, daß die Angebotskurve, formell betrachtet, nichts anderes ist als eine verkehrte Wertkurve. Was könnte das für eine Wertkurve sein? Nun, einfach die jener Güter, welche zur Erwerbung des in Rede stehenden aufgegeben werden müssen, also entweder die eines „Preisgutes“ oder die der bei der Produktion des ersteren aufzuwendenden Produktionsgüter. Nicht nur umfaßt diese Betrachtungsweise zugleich die Fälle des Tausches wie der Produktion, sondern sie hat auch einen anderen Vorteil. Wenn es nämlich gelingt, die als eine Wertfunktion aufgefaßte Angebotskurve in Beziehung zu den Wertfunktionen der Genußgüter zu setzen, so daß man sie aus den letzteren ableiten kann, so eröffnet sich die

Möglichkeit, die Zahl unserer Grundannahmen erheblich zu beschränken; man braucht dann nur die Wertfunktionen der Genußgüter den Individuen „abzufragen“ und gewinnt daraus alle übrigen. Das würde uns in den Stand setzen, die Wechselwirkungen zwischen den Werten der Genuß- und Produktionsgüter rein theoretisch und mit den Mitteln unseres Systemes zu beschreiben, ohne auf weitere Tatsachenbeobachtungen zu rekurrieren, während eine solche Beziehung gar nicht besteht, wenn die Angebotskurve auf einem selbständigen Prinzipie basiert. Wie schon angedeutet ist das besonders wichtig für die Verteilungstheorie: Wenn das Geldmaß der Produktivgüter, jenes „Äquivalent“, das auf der rechten Seite unserer Gleichung steht, sich durch Wertfunktionen beschreiben läßt, so ist damit das Verteilungs- auf das Tauschproblem zurückgeführt und man kann sagen, daß es damit im Prinzipie bereits gelöst ist. Und das ist möglich; die Angebotskurve läßt sich tatsächlich, wie wir sahen, als Wertkurve auffassen. Der „Psycholog“ mag das dann noch weiter begründen, wir wollen es dabei genug sein lassen. Die Sache ist so sehr in Ordnung, daß kaum etwas zu wünschen übrig bleibt und der Grund, warum wir eine anderweitige Kostentheorie ablehnen, ist einfach der, daß kein Grund dafür spricht, nach einer solchen zu suchen.

Sicherlich kann man die Gestalt der Angebotskurve auch anders erklären. Das ist nicht weiter verwunderlich, da wir ja nur so wenig allgemeine Charaktere derselben kennen — und brauchen. Aber es ist überflüssig, andere Hypothesen heranzuziehen. Das ist unser eigenes Argument und nur darauf legen wir den Ton. Für all die anderen, welche in diesem Zusammenhange angeführt wurden, verweisen wir auf andere Darstellungen und erwähnen nur gelegentlich einige davon. Der Tatbestand, den die Angebotskurve versinnlicht, kann auf zwei verschiedene Arten ausgedrückt werden: Wenn der Angebotspreis eines Gutes zunimmt, so nimmt die angebotene Menge unter sonst gleichen Umständen zu. Oder: Wenn die angebotene Menge steigt,

so nimmt der Angebotspreis zu. Beide Sätze sagen dasselbe, auch dann, wenn man in beiden statt des „wenn“ ein „weil“ setzt. Wohl scheint ein „weil“ mehr zu sagen als ein „wenn“; ist man sich jedoch darüber klar, daß auch ein in der Sprache der Kausalrelation ausgedrückter Satz im Grunde genommen nur Tatsachen beschreibt, so weiß man, daß das eine Täuschung ist und wird nie daran denken, beweisen zu wollen, daß der eine jener beiden Sätze richtiger ist als der andere.

Beide lassen sich vermittelt unserer Auffassung von der Sache gleich leicht erklären und das gilt auch von der Formulierung: Weil die angebotene Menge eines Gutes zunimmt, so steigt sein Angebotspreis. Dieselbe war jedoch der Ausgangspunkt anderer Hypothesen. In ähnlicher Weise wie die Physiker früherer Zeiten dem Wasser einen „horror vacui“ imputierten, um sein Steigen in einer luftleeren Röhre zu erklären, so haben auch die Nationalökonomien nach einer besonderen Kraft gesucht, um dieses Steigen der Angebotskurve zu begründen. Und es läge nicht in unserem Sinne, das Vorgehen beider als „falsch“ zu bezeichnen. Der „horror vacui“ ist sicherlich geeignet, jene Erscheinung zu beschreiben und der Fortschritt, der in der heutigen Auffassung liegt, besteht lediglich darin, daß man dieselbe mit Mitteln beschreiben kann, welche auch zu anderen Zwecken verwendet werden können, daß man nicht auf eine spezielle Erklärung zu rekurrieren braucht, sondern die Erscheinung unter eine große Kategorie subsumieren und in einer und derselben Formel mit vielen anderen erfassen kann. So sind auch jene Hypothesen der Ökonomen nicht „falsch“. Es sind jene, welche man „Gesetz des abnehmenden Ertrages“ und „Disutility“ nennt. Sie lassen sich mit Tatsachen belegen und leisten im großen und ganzen, was sie sollen. Aber wenn man sie durch unsere Wertfunktionen ersetzen kann, so werden wir das als einen Fortschritt betrachten und uns der großartigen Einheit und Reinheit freuen, welche unser System dadurch gewinnt.

Das ist unser Hauptargument, wie gesagt. Aber es fehlen jenen Hilfsmitteln auch noch andere Mängel an. Auch sind sie ganz plausibel: Das nach Bedürfnisbefriedigung liegende Wollen des Menschen als die eine und die Begrenztheit der physischen Möglichkeiten der Natur — darauf beruht das Gesetz vom abnehmenden Ertrage hinaus — oder die physischen Möglichkeiten der Arbeitsleistung — das ist der Kern der Disutilitytheorie — als die andere der bestimmenden Kräfte des Wirtschaftens aufzufassen, ist sicherlich logisch zulässig. Wollen des Menschen und Können der Natur, Bedürfnisbefriedigung und Last der Anstrengung, und das nicht ebenso großzügige, wie berechnete Ausgangspunkte? Allein bei näherer Betrachtung ergibt sich, daß man mit ihnen weniger weit kommt, als man glauben sollte.

Das Gesetz vom abnehmenden Produktionsertrage wurde zunächst für die landwirtschaftliche Produktion aufgestellt und dann auf jede Art von Produktion erweitert. Sicherlich ist es sorgfältig formuliert, für einen rein statischen Zustand halten. Sicherlich kann man sagen, daß jede wirtschaftliche Produktion über eine gewisse Produktemenge hinausgehen kann, ohne daß sich die Kosten der Produkteinheit erhöhen, wenn man an dem produktiven Apparat keine Vervollkommnungen anbringt, eine Klausel, welche das Gesetz vom zunehmenden Ertrage ausschließt. In dieser Form spielt das Gesetz vom abnehmenden Ertrage eine sicher bedeutende Rolle in der englisch-amerikanischen Literatur. Während man früher bekanntlich alle Produktionen in drei Gruppen einteilte, in solche, welche dem Gesetze des abnehmenden, solche, welche einem Gesetze des zunehmenden und solche, welche einem Gesetze des gleichbleibenden Ertrages folgen, so ist es gegenwärtig üblich geworden, für die Statik lediglich das erstgenannte zu erkennen, und wir wollen nicht leugnen, daß darin ein erheblicher Fortschritt liegt. Dem Falle des gleichbleibenden Ertrages, der als ein Grenzfall jedes der beiden anderen Gesetze“ aufgefaßt werden kann, kommt kein großes Interesse zu. Aber die Erkenntnis, daß ein zunehmender

Ertrag innerhalb der Voraussetzungen der Statik unmöglich ist, ist gewiß nicht ohne Bedeutung. Erkennt man nun die Allgemeingiltigkeit des Gesetzes vom abnehmenden Ertrage in der Statik an, so ist dasselbe geeignet, das konstante Steigen der Angebotskurve zu erklären. Aber wir brauchen es nicht oder besser, wir haben bereits ein solches Gesetz des abnehmenden Ertrages: Je mehr von einem Gute „eingetauscht“ wird, um so wichtigeren Bedürfnissen muß es der Verkäufer entziehen oder um so wichtigeren Verwendungen müssen die betreffenden Produktivgüter entzogen werden und so würde der „Nutzertrag“ des Kaufes oder der Produktion selbst dann sinken, wenn der von weiterem Erwerbe zu erwartende Befriedigungszuwachs konstant bliebe, und nur bei erhöhtem „Preise“ möglich sein. Wenn nun auch der physische Produktionsertrag sinkt, so wird jener Befriedigungszuwachs noch schneller abnehmen, als wenn das nicht der Fall wäre, aber nur unsere Angebotskurve zu gewinnen, bedürfen wir dieses Momentes nicht. Aber noch etwas: Die bloße Tatsache der Abnahme des physischen Produktionsertrages mit Zunahme der produzierten Menge würde für sich allein nie ausreichen, um den Angebotspreis zu bestimmen. Eine bloß diese Tatsache versinnlichende Angebotskurve wäre mit der ja jedenfalls auf der Werthypothese beruhenden Nachfragekurve inkommensurabel und wir könnten nie die beiden einander gegenüberstellen. Es müßte trotzdem noch der Wert der in der Angebotskurve versinnlichten Gütermengen bekannt sein, wenn das möglich sein und ein eindeutig bestimmter Schnittpunkt gefunden werden soll. Bei der Rententheorie werden wir noch auf dieses Moment zu sprechen kommen. Während also das werththeoretische Gesetz des abnehmenden Ertrages das physische völlig zu ersetzen vermag — ein Leichtes wäre es, das letztere in der Gestalt der Wertkurve, welche unsere Angebotsfunktion bildet, zu berücksichtigen —, so ist das Umgekehrte nicht der Fall und niemals könnte man mit dem physischen Abnahmegesetze allein auskommen. Da wir desselben auch für

unsere Rententheorie nicht bedürfen, wie wir sehen werden, so haben wir schlechterdings keine Verwendung dafür — seine Rolle ist im modernen Systeme der Nationalökonomie ausgespielt. Es interessiert uns nicht mehr, als andere produktionstechnische Tatsachen, welche ja auch auf Art und Menge der zu produzierenden Güter Einfluß üben, ohne deshalb Bestandteile der reinen Ökonomie zu sein. Auf diese Scheidung des physischen und des werttheoretischen Gesetzes vom abnehmenden Ertrage legen wir großen Wert. Nicht immer wird sie klar erkannt; doch ist sie unter anderem sehr wichtig für die Beurteilung der neueren amerikanischen Literatur.

Nicht ganz dasselbe läßt sich von der Disutilitytheorie sagen. Gewiß, die Arbeitsmühe — nur mit ihr haben wir es hier noch zu tun, nachdem wir das andere Element der Disutility bereits behandelt haben — steigt mit dem Fortschreiten der Arbeitszeit im allgemeinen überproportional zur letzteren und schließlich bis ins Unerträgliche, sodaß auch dieses Moment die Gestalt der Angebotskurve erklären könnte. Und auch hier werden wir vor allem sagen, daß wir seiner nicht bedürfen und nach dem Prinzip der „Denk-ökonomie“ daher davon abzusehen haben. Aber unseren zweiten Einwand, den wir gegen die Erklärung der Gestalt der Angebotskurve durch das Gesetz vom abnehmenden Ertrage vorbrachten, daß das letztere nämlich das Wertgesetz nicht ersetze, können wir hier nicht verwerten; wenigstens in nicht ganz demselben Sinne: etwas Ähnliches allerdings wird sich auch hier ergeben.

Was sagt uns also eigentlich die Disutilitytheorie? Das kommt in der Gleichung zum Ausdruck:

$$\text{Grenznutzen} = \text{Grenzleid,}$$

welche heißt, daß dort Gleichgewicht eintrete, wo die durch die Wertfunktion zu erklärende Nachfragekurve, die durch eine Unlustfunktion zu erklärende Angebotskurve schneidet, also einfach bei jener Gütermenge, bei der der Nutzen weiteren Zuwachses dem „Schaden“ weiterer Arbeitsmühen und Genußaufschübe die Wage hält. Wir sahen jedoch,

daß wir die Genußaufschübe einfach als Aufgabe von Güterwerten auffassen können, sodaß unsere Gleichung so ausgedrückt werden kann:

Grenznutzen = Grenzarbeitsmühe + Grenznutzen der aufzuwendenden Güter, oder, um das nunmehr lediglich in Betracht kommende Moment der Arbeitsmühe herauszuheben:

Grenznutzen des Produktes — Grenznutzen der aufzuwendenden Güter = Grenzarbeitsmühe. Nennen wir der Kürze halber den auf der linken Seite dieser Gleichung stehenden Ausdruck „Grenznutzen des Arbeitsproduktes“. Dann würde die Disutilitytheorie darauf hinauslaufen, die Angebotskurve der Arbeit anders zu interpretieren, als die aller andern Güter oder korrekter, die der andern Produktivgüter, und einfach ein Glied einer Gleichung des Systemes, das den Gleichgewichtszustand der Wirtschaft beschreibt, anders zu nennen als alle andern. Aber wozu? Der exakte Ausdruck dieses einen Gliedes unterscheidet sich durch nichts von jenen der andern, die dasselbe versinnlichende Kurve ist dieselbe oder eine ähnliche, wie jene, welche die andern versinnlichen. Warum also nicht auch eine einheitliche Interpretation? Was gewinnen unsere Resultate dadurch? Man könnte sagen, daß die Disutility eben eine „bestimmende Kraft“ der Wirtschaft sei; mag sein oder nicht; es wäre nichts Auffälliges, wenn sich ergäbe, daß sie sich in unserem exakten Bilde der Wirtschaft nicht zeigt.

Allein, möglich wäre es allerdings, die Angebotskurve aus der Disutility heraus zu erklären und der Wertkurve gegenüberzustellen. Man könnte sagen, daß, psychologisch gesprochen, Lust und Unlust kommensurable Größen seien und daher die Disutilityfunktion ohne Intervention der Wertfunktion aufgestellt werden kann. Man kann beide miteinander vergleichen. Während ich die Tatsachen des Gesetzes vom abnehmenden Ertrage erst in die Sprache der Wertrechnung kleiden und zu diesem Zwecke die physischen Gütereinheiten mit der gewählten Werteinheit in Beziehung

setzen muß, ist das hier nicht nötig; Wert und Disutility können ohne weiteres mit irgendeinem gemeinsamen Maße gemessen werden. Und doch kommt man auch da nicht ohne Hilfe des Wertes aus. Das wurde schon von anderer Seite betont und soll hier nur kurz und populär erwähnt werden. Erzeugt ein isolierter Wert nur ein einziges Gut mit seiner Arbeit, so gilt jene Interpretation, welche in der Gleichung „Grenznutzen = Grenzleid“ zum Ausdruck kommt sicherlich. Unnötig auszuführen, daß er solange produziert wird, bis weiterer Nutzenzuwachs weitere Arbeitsanstrengung nicht mehr aufwiegt. Verwendet er aber seine Arbeit auch nur auf die Erzeugung von zwei Gütern, so ist die Sache etwas anders. Wohl wird er auch dann solange arbeiten bis jene Gleichung verwirklicht ist. Wieviel aber von der so bestimmten Arbeitszeit auf das eine und wieviel auf das andere Gut verwendet wird, das sagt sie uns nicht. Dieses Verhältnis, das doch für die Mengen, die von jedem der beiden Güter produziert werden, entscheidend ist, hängt ersichtlich von deren Werte ab. Und was liegt nun näher, als die Angebotskurve der Arbeit vom Standpunkte jedes der Güter als die umgekehrte Wertfunktion des andern zu betrachten?

Ganz ähnlich steht es in der Verkehrswirtschaft. Auch die Arbeiter, denen nur eine Arbeitsgelegenheit offen steht, werden sich so verhalten, wie der isolierte Wirt. Stehen ihnen aber mehrere offen, so werden für die Art, wie sie sich auf dieselben verteilen, mithin für das Angebot an Arbeit in jeder derselben, die Löhne entscheidend sein, und wenn dieselben eine Tendenz haben sich auszugleichen, so ist das eben die Folge jener Bewegungen, welche der Wert herbeiführt oder, besser, beschreibt.

Die Gleichung also: Grenzkosten = Grenzerlös gilt sicher allgemein und wenig kommt es im Prinzipie auf die Interpretation beider Größen an, wenn man über ihre Bewegungsgesetze einig ist. Aber die Interpretation der „Kosten“ als „Unlust“ würde nur bei der Arbeit selbständige Bedeutung haben, und auch bei dieser nur in gewissen speziellen Fällen

zu denselben Bewegungsgesetzen führen, wie jene als „Wert“, in anderen aber versagen; Und so lehnen wir sie denn ab.

Aber gibt sie uns nicht doch etwas, was uns der Wert nicht geben kann, nämlich einen Bestimmungsgrund für die gesamte Arbeitsmenge, die überhaupt geleistet wird, ein selbständiges Moment für die vorhandene Menge des Gutes „Arbeit“? Ja gewiß — es kann nie mehr Arbeit geleistet werden, wenigstens nicht von freien Arbeitern, als durch das Resultat derselben aufgewogen wird. Aber dieses Moment ist durchaus analog den technischen Eigenschaften der andern Produktionsfaktoren. In jedem gegebenen Zustande der Wirtschaft ist jene Arbeitsmenge eine gegebene und mit ihr wird gewirtschaftet ebenso wie mit dem gegebenen Boden, der ja auch sehr verschieden ausgenützt werden kann, gewirtschaftet wird. Sie ist abhängig von Bevölkerungszahl, Rasse, Klima, der gesamten sozialen Ordnung usw. Gewiß könnte man versuchen, sie weiter zu begründen. Die Abgrenzungen, die wir machen, liegen ja nicht in den Dingen selbst, sind vielmehr willkürlich. Aber in unser geschlossenes System könnten wir die Disutility nur dann aufnehmen, wenn wir sie an Stelle des Wertes der Arbeit setzten, wenn wir sagten, daß Arbeit keinen Wert, sondern nur Disutility habe. Denn unser Gleichgewichtssystem ist eindeutig bestimmt: Wir haben schon soviel Gleichungen wie Unbekannte und können daher der Arbeit nicht Wert und Disutility zubilligen, da dadurch unser Problem überbestimmt würde. So müssen wir denn wählen. Das weiß niemand besser als ein Mathematiker wie Marshall, und so ersetzt er den Wert der Arbeit durch ihre Disutility. Das geht aber nicht, wie wir sehen; wir können auch bei der Arbeit den Wert nicht entbehren — nun, so müssen wir eben auf die Disutility verzichten und sie in jene Momente einreihen, welche sozusagen hinter unserem exakten Systeme stehen. Die Notwendigkeit ist nur eine methodologische, aber nichtsdestoweniger zwingend. Man mag das als einen Mangel unserer Methode bezeichnen, aber solcher hat sie viele. Glaubt man dennoch, daß sie

von Nutzen für viele Zwecke sei, so muß man sich damit befreunden. Und darauf hinzuweisen, betrachten wir stets als eine unserer Hauptaufgaben. Der Nichtmathematiker sieht den Sachverhalt nicht so deutlich und fühlt höchstens vage, daß das Moment der Disutility Schwierigkeiten biete. So operiert er denn entweder ruhig damit oder sucht ihre Bedeutungslosigkeit nachzuweisen. Aber so kann man nie zur Klarheit kommen. Im innersten Wesen unseres Systemes liegt der Schlüssel zum Verständnisse. Doch genug davon.

Unser Ergebnis ist, daß wir dazu gezwungen sind, die Angebotsskala als eine Wertkurve zu betrachten. Es sind also zwei Nachfragekurven, die sich schneiden und nicht eine Nachfragekurve und eine wesensverschiedene Angebotskurve. Wenigstens glauben wir, daß sich im ganzen und, wenn man alle Gründe für und wieder wägt, diese Auffassung am besten bewährt, am ehesten empfiehlt. Wenn man meint, sie noch tiefer begründen zu können, umso besser; für unsere Zwecke ist es wichtiger zu betonen, daß ein Moment der Willkür in diesem Arrangement liegt und zu zeigen, daß die beiden Kurven in erheblichem Maße von Meinungsverschiedenheiten über ihre Natur unabhängig sind. Auf den Laien mögen Erkenntnisse dieser Art deprimierend wirken, wirkliches Verständnis aber kann nur mit ihrer Hilfe gewonnen werden.

Ganz fremd sind Anschauungen, welche sich den unseren berühren, auch Theoretikern nicht, die außerhalb des Kreises der Grenznutzentheorie stehen. Schon Mill hat gesagt, daß in jeder Nachfrage ein Angebot und in jedem Angebote eine Nachfrage liege, und Äußerungen ähnlicher Art ließen sich viele anführen, aus alter und neuer Zeit; das mag jene freuen, deren Bestreben es ist, auch heute noch für die Klassiker einzustehen und wirklich liegt ja auch etwas Erfreuliches darin. Allein solche einzelne Äußerungen haben nur geringe Bedeutung; das Wesentliche ist das, was man aus ihnen macht. Eine Bemerkung, ein Aperçu, ist bald gemacht, aber erst, wenn es zur Grundlage eines größeren Ganzen wird, ist die entscheidende Tat getan.

Das gilt auch hier. Trotz allen Durchleuchtens der Erkenntnis, daß die ältere Betrachtungsweise unvollkommen sei, hält man auch heute noch an dem Dualismus von Nachfrage und Angebot fest und, trotz des Eingeständnisses, daß es nicht zulässig sei, die Nachfrage auf den Wert und das Angebot auf die Kosten allein zu stützen, welches wir bei Fortgeschritteneren finden, bleibt alles beim alten. Auch das Dictum, daß eben Angebot und Nachfrage sich in allen Stücken gegenseitig beeinflussen und durcheinander bedingt seien, ändert nichts daran, eine so tiefe Wahrheit darin auch liegt. Was soll also das: „Schon gut, schon gut, das wissen wir auch, das ist ja selbstverständlich“, mit dem die Argumente der Werttheoretiker immer wieder begrüßt werden? Tatsächlich ist man sich eben nicht klar, wie sich die Sache im Einzelnen denn eigentlich verhält. Jene Punkte nun, auf die es ankommt, darzulegen, haben wir eben versucht.

§ 3. Doch noch ist nicht alles gesagt. Wir wollen also die Angebotskurve als eine verkehrte Nachfragekurve auffassen, als eine Wertkurve der Produktionsgüter. Wie gesagt, könnten wir uns damit begnügen, den Wirtschaftssubjekten in ähnlicher Weise die Grenzpreisskalen der letzteren abzufragen, wie wir das bei der Wertkurve der Genußgüter taten und dann könnten wir es dahingestellt sein lassen, was die Wirtschaftssubjekte zu ihren Antworten veranlaßt. Namentlich könnte man dieselbe sowohl im Sinne der Grenznutzen- wie der Disutilitytheorie deuten. Aber aus den angeführten Gründen wählen wir die erstere Alternative und nehmen an, daß die Wertfunktionen der Produktionsgüter sich aus denen der Genußgüter ergeben, zu deren Produktion man sie verwenden kann. Wir fassen also, wie man das vielleicht am anschaulichsten ausdrücken könnte, die Produktions- als potentielle Genußgüter auf. Den Vorgang der Produktion eines Gutes stilisieren oder schematisieren wir für unsere Zwecke als einen Tausch von Produktionsgütern gegen jenes Gut, wobei



die ersteren einfach als potentielle Genußgüter erscheinen. Oder noch deutlicher: Bei jeder Produktion tauscht man Genußgütermengen, welche man mit gewissen Produktionsgütermengen sonst noch produzieren könnte, gegen eine Menge eines bestimmten Genußgutes, nämlich jenes, das man tatsächlich produziert, aus. In jeder Produktion liegt ein Verzicht auf anderweitige mögliche Verwendungen der zu derselben nötigen Produktivgüter zugunsten einer der möglichen Verwendungen. Diese Auffassung hilft uns dazu, zur Ableitung der „Preise“ der Produktivgüter — welche die statischen Einkommenszweige ergeben — das Moment des Tausches zu verwenden, also die Verteilungstheorie auf die Wertkurven zu basieren, aber außerdem noch, alle Veränderungen in Preisen und Gütermengen, die innerhalb der statischen Voraussetzungen vorkommen können, mit ihrer Hilfe zu beschreiben.

Deshalb ist diese Auffassung außerordentlich wichtig. In ihrem Verständnisse und ihrer Beurteilung ist es aber essentiell, sich darüber klar zu sein, daß sie eine Annahme, eine im Prinzipie willkürliche Festsetzung ist. Wir können sie nicht beweisen, ebensowenig wie wir beweisen können, daß die Wertfunktion eines Genußgutes auf dem psychologischen Gesetze der Bedürfnissättigung beruht. Der psychologische Ökonom mag das versuchen; plausibel ist es ja sicher, auch trägt es sehr zur Popularisierung der Theorie bei. Aber wenn man dem im ersten Teile dieser Arbeit darüber Gesagten zustimmt, so wird man auch hier ohne weiteres das Vorhandensein einer neuen Hypothese konstatieren. Dieselbe ist brauchbar und wertvoll und kollidiert nirgends mit der Wirklichkeit, aber an sich sind andere Hypothesen ebenso möglich und „berechtigt“. In den Resultaten nur liegt das Kriterium zwischen den möglichen Hypothesen und da kann man denn sagen, daß die unsere weitaus die fruchtbarste ist. Ihre Einführung — bekanntlich durch v. Wieser — ist deshalb eine wissenschaftliche Tat von großer Bedeutung, ja es wäre nicht falsch, erst von ihr die Existenz eines einheit-

lichen, befriedigenden Systemes der reinen Ökonomie zu datieren. Allein an ihrem Charakter ändert das nichts.

Nun aber erhebt sich die Frage, wie unsere Annahme des näheren durchzuführen ist. Die Angebotskurve eines Gutes gibt uns, ist, die Wertfunktion der Produktionsgüter, und diese ist die Wertfunktion jener Genußgüter, welche mit den letzteren sonst noch erzeugt werden können. Aber dieser Genußgüter gibt es meist eine große Anzahl. Wenn wir uns mit den Funktionen von solchen genug sein lassen und die der Produktivgüter daraus ableiten wollen, so ergibt sich ein neues Problem: Nur wenn lediglich eine andere Verwendung der Produktionsgüter des betrachteten Genußgutes möglich wäre, würde die Sache ganz einfach sein. In diesem Falle wäre die Angebotskurve die umgekehrte Wertkurve eben jener anderen Verwendungsart. Im allgemeinen ist das aber nicht der Fall. Besonders wenn man, wie es üblich und im Hinblick auf gewisse Zwecke notwendig ist, alle Produktionsgüter in die drei Kategorien Arbeits-, Kapital- und Bodenleistungen einreicht, muß man anerkennen, daß diese drei Produktionsgüter eben in allen Produktionen verwendet werden, sodaß in der Angebotskurve eines jeden Gutes die Wertkurven aller andern Güter irgendwie zum Ausdruck kommen müssen.

Tatsächlich ist das nicht mehr wie selbstverständlich. In einer „geschlossenen“ etwa „kommunistischen“ Wirtschaft kann deren Leitung nur dann daran gehen, gewisse Mengen jener drei Produktionsfaktoren einer bestimmten Produktion zuzuwenden, wenn sie sich überzeugt hat, daß es mit den ersteren keine wichtigeren Bedürfnisse des Gemeinwesens zu befriedigen gibt — wobei es natürlich für unseren Zweck gleichgiltig ist, wie festzustellen ist, daß etwas „Bedürfnis des Gemeinwesens“ und ferner das wichtigste dieser Bedürfnisse ist — und diese Überzeugung wird nur durch Betrachtung der gesamten übrigen Güterversorgung gewonnen werden können. Bei jeder wirtschaftlichen Aufwendung wird jene Leitung unter dem Drucke der Werte aller anderen möglichen Aufwendungen stehen und eben dieser

„Druck“ wird einen bestimmenden Einfluß auf die Größe der ersteren haben — ist er doch nichts anderes als die Folge der Beschränktheit der Gütervorräte und des Bestrebens, das Beste aus ihnen zu machen. Unsere Theorie von der Angebotskurve — und im Grunde alle unsere Theorie — bringt nun die Tatsache zum Ausdrucke, daß diese beiden Momente dazu ausreichen, um eine bestimmte Handlungsweise unter gegebenen Verhältnissen zu erzwingen und speziell die Größe des Angebotes an jedem einzelnen Gute sehr merklich der Willkür zu entrücken. Und sie bringt uns auch zum Bewußtsein, daß nur alle jene Elemente, von denen sie ihren Ausgangspunkt nimmt — Wertfunktionen und Mengen aller Güter — zusammen zur Bestimmung jedes derselben ausreichen.

Prinzipiell ganz ebenso liegt die Sache in der Verkehrswirtschaft: Das Angebot an einem Gute wird bei gegebenem Preise von den Preisen der drei Produktionsgüter abhängen und je mehr man von ihm erzeugt, umso höher werden diese steigen, so an einem bestimmten Punkte der Produktion ein Ende setzend. Und aus demselben Grunde wie früher, nämlich, weil sie immer wichtigeren anderen Verwendungen entzogen werden müssen. So werden also auch hier die Werte und Preise der Produktionsgüter in allen anderen Verwendungen das Angebot an jedem einzelnen Genußgute mitbestimmen und so wird sich auch hier der Einfluß aller Genußgüterwerte und -preise bei jedem einzelnen fühlbar machen. Wollte man denselben ignorieren, so ließe sich stets eine bestimmte Größe in „Geld“ oder einem anderen Wertmaße angeben, welche den dadurch angerichteten „Schaden“ mißt. Und zwar ganz ebenso in der verkehrslosen wie in der Verkehrswirtschaft. Wollte man sich populär ausdrücken und darüber hinwegsehen, daß diese Ausdrucksweise sowohl erkenntnistheoretische wie andere Mängel hat, so könnte man sagen, daß es das Grundproblem der Ökonomie sei, gewisse Notwendigkeiten, die die Beschränktheit der Gütermengen dem wirtschaftlichen Handeln auferlegt — immer und überall, mögen die kou-

kreten Formen und anderen Verhältnisse der Wirtschaft welche immer sein —, zu beschreiben und deren Konsequenzen abzuleiten. Unser Ausgehen von den Gütermengen erscheint also hier in einer „tieferen“ Bedeutung, in etwas anderem Lichte als früher.

Das hat nun eine wichtige Konsequenz für unsere Angebotskurve. Es erklärt uns, warum die besten Theoretiker nie von einem Angebote eines Produktes, sondern immer von dem Angebote an Produktivgütern sprechen. An sich würde uns ja nichts hindern, der Nachfrage nach einem Gute sein Angebot gegenüberzustellen. Allein, wenn wir das täten, so würden wir nur einen Ausschnitt der Wirklichkeit vor uns haben, der nur für manche, nicht für alle Fälle zu brauchbaren Resultaten ausreichen würde. Betrachte ich das Angebot an einem Gute an sich, wie wenn es nur vom Werte und den sonstigen Verhältnissen dieses einen Gutes abhängig wäre und ohne Rücksicht auf die Werte der andern, so mag das ausreichen, um gewisse Wahrheiten zu demonstrieren — korrekt ist es auch da nicht — aber unvollständig ist das sicherlich, da dieses Angebot ja unter dem Einflusse der Mengen und Werte aller andern Güter steht. Und diese letzteren wirken eben durch die Werte der Produktivgüter hindurch. Will ich also diese Einwirkung, die ja der hauptsächlichste Hebel für die Adjustierung aller Werte und Mengen ist, nicht vernachlässigen und das Angebot jedes Gutes in seiner Wechselwirkung mit allen andern Angeboten erfassen, so darf ich nicht für jedes Gut eine individuelle Angebotskurve konstruieren, sondern tue besser, von einem Angebote an Produktionsmitteln, das natürlich bei jedem Gute verschieden zusammengesetzt ist, zu sprechen. In der so interpretierten Wertkurve kommen dann die Gesamtwerte aller Güter und die gegenseitige Abhängigkeit derselben zum Ausdrucke. In jedem gegebenen Zustande der Wirtschaft gibt es mit Hinblick auf alle in demselben vor sich gehenden Produktionen eindeutig bestimmte Angebote an Produktionsmitteln für jede derselben, welche alle entscheidenden Mo-

„Druck“ wird einen bestimmenden Einfluß auf die Größe der ersteren haben — ist er doch nichts anderes als die Folge der Beschränktheit der Gütervorräte und des Bestrebens, das Beste aus ihnen zu machen. Unsere Theorie von der Angebotskurve — und im Grunde alle unsere Theorie — bringt nun die Tatsache zum Ausdruck, daß diese beiden Momente dazu ausreichen, um eine bestimmte Handlungsweise unter gegebenen Verhältnissen zu erzwingen und speziell die Größe des Angebotes an jedem einzelnen Gute sehr merklich der Willkür zu entrücken. Und sie bringt uns auch zum Bewußtsein, daß nur alle jene Elemente, von denen sie ihren Ausgangspunkt nimmt — Wertfunktionen und Mengen aller Güter — zusammen zur Bestimmung jedes derselben ausreichen.

Prinzipiell ganz ebenso liegt die Sache in der Verkehrswirtschaft: Das Angebot an einem Gute wird bei gegebenem Preise von den Preisen der drei Produktionsgüter abhängen und je mehr man von ihm erzeugt, umso höher werden diese steigen, so an einem bestimmten Punkte der Produktion ein Ende setzend. Und aus demselben Grunde wie früher, nämlich, weil sie immer wichtigeren anderen Verwendungen entzogen werden müssen. So werden also auch hier die Werte und Preise der Produktionsgüter in allen anderen Verwendungen das Angebot an jedem einzelnen Genußgute mitbestimmen und so wird sich auch hier der Einfluß aller Genußgüterwerte und -preise bei jedem einzelnen fühlbar machen. Wollte man denselben ignorieren, so ließe sich stets eine bestimmte Größe in „Geld“ oder einem anderen Wertmaße angeben, welche den dadurch angerichteten „Schaden“ mißt. Und zwar ganz ebenso in der verkehrslosen wie in der Verkehrswirtschaft. Wollte man sich populär ausdrücken und darüber hinwegsehen, daß diese Ausdrucksweise sowohl erkenntnistheoretische wie andere Mängel hat, so könnte man sagen, daß es das Grundproblem der Ökonomie sei, gewisse Notwendigkeiten, die die Beschränktheit der Gütermengen dem wirtschaftlichen Handeln auferlegt — immer und überall, mögen die kon-

und die Regeln dieser „Zurechnung“ zu finden haben, so sind wir endlich angelangt bei v. Wiesers Problem.

Populär kann man seinen Inhalt etwa so ausdrücken: Es geht davon aus, daß die Produktivgüter Wert haben, weil man sie braucht, daß Lohn, Rente und Zins gezahlt werden und auch in der geschlossenen Wirtschaft Arbeit, Boden und Kapital Gegenstände wirtschaftlicher Fürsorge und wirtschaftlicher Erwägungen sind, weil sie zum Erwerbe von Genußgütern führen. Und es wird als Maß dieses „Brauchens“ eben der Wert der letzteren angenommen, die Größe der Bedürfnisbefriedigung, welche von den letzteren abhängt. Befriedigung von Bedürfnissen geben direkt nur Genußgüter, in ihnen „entsteht“ also der Wert. Und dieser Wert strahlt sozusagen auf die Produktivgüter zurück, wie das Licht eines Leuchtkörpers auf eine „dunkle“ Wand. Es erhebt sich nun die Frage, wie dieser Wert auf die Produktivgüter zurückstrahlt und wieviel Wert sie dadurch selbst bekommen.

Die methodologische Bedeutung und das Wesen dieser Auffassung haben wir bereits dargelegt. Nur deshalb und um sie in das richtige Verhältnis zu andern möglichen Auffassungen zu setzen, haben wir jene trockenen Erörterungen vorgeführt. Wir glauben, daß dieselben nicht ohne Wert waren; denn wenn man schon Theorie betreibt, so muß man es so gründlich und korrekt wie möglich tun. Wen alle die gestreiften Probleme nicht interessieren, der kann sich mit dem eben Gesagten begnügen. Dann hätte man aber kein Recht, über unbefriedigende und unklare Punkte in der Theorie zu klagen. Sicherlich lohnt vielleicht die tiefere Analyse, die wir versuchten, nicht der Mühe; aber dann gibt man besser die Theorie überhaupt auf. Will man das nicht, so muß man eben tiefer gehen, als allgemeine Argumentationen für oder gegen Freihandel usw. es gestatten. Und da ich den Eindruck habe, daß mancher das heutzutage wünscht und, müde von Prinzipienstreiten, einmal näher in die Sache eingehen will, so hoffe ich, daß man meine Ausführungen, so abstrus sie auch scheinen

mögen, entschuldigen wird. Freilich sind sie keine faszinierende Lektüre, aber ich glaube, daß man dafür von ihnen einen wirklichen Gewinn haben und das, womit sich die Theoretiker eigentlich plagen, nunmehr besser verstehen wird.

§ 4. Es erübrigt nur noch, das Zurechnungsproblem zu lösen, d. h. die Wertskalen der einzelnen Produktivgüter wirklich abzuleiten. Wie wir, um nicht noch trockener sein zu müssen, als es ohnehin nötig ist, schon bisher nicht immer strenge an jener Ausdrucksweise festhielten, welche wir als die korrekte ansehen, so wollen wir uns auch weiterhin der gleichen Freiheit bedienen, wo es ohne Schaden möglich scheint. Aber jeder, dem daran liegt, wird sich unschwer davon überzeugen können, daß psychologische Ausdrucksweise usw. für uns nie wesentlich sind und leicht korrigiert werden können.

Wirkliche Lösungen des Zurechnungsproblems werden nur von der „österreichischen Schule“ geboten. Dieselben lauten nicht ganz gleich. Es liegt jedoch im Wesen der Sache, daß solche Differenzen keine weiterreichenden Konsequenzen haben. Was wir wollen und können ist ja nur, zu zeigen, daß Produktivgüter ebenso und ebensolche Wertfunktionen haben, als Genußgüter und daß sich die der ersteren aus denen der letzteren ableiten lassen. Der erste Punkt dient nur zur Interpretation der Angebotskurve und der zweite erspart es uns, dieselbe empirisch feststellen zu müssen und gibt uns jene Relation, auf der die Theorie der Einkommensbildung, d. h. der Wert- und Preisbildung der Produktionsgüter beruht. Allein, das ist alles, was nötig ist. Wenn man sich darüber und über die Lösbarkeit des Problems einig ist, so werden alle Konklusionen aus der Zurechnungstheorie identisch sein, mögen auch die Lösungen des Problems differieren. Da wir ja keine konkreten Rechnungen durchführen, sondern uns mit den erwähnten allgemeinen Momenten begnügen, so können solche Differenzen nicht zu Differenzen z. B. in der Verteilungs-

theorie führen oder sonst irgendwelche Folgen haben. Namentlich wird auch eine fehlerhafte Lösung keineswegs die weiteren Resultate beeinflussen, und selbst das Abhandensein einer konkreten Lösung überhaupt wird sich, wenn die Lösbarkeit selbst nicht in Frage steht, nicht besonders fühlbar machen. Diese Tatsache erklärt es, warum dieses fundamentale Problem so spät und so wenig behandelt worden ist. Man kann sagen, daß viele Autoren es einfach als gelöst betrachteten und mit den Werten der Produktivgüter ebenso sicher operierten, wie mit jenen der Genußgüter. Alle jene haben das getan, welche sich fragten, was der „Anteil“ der einzelnen Produktivgüter, etwa der Arbeit oder des Bodens, an dem produktiven Effekte sei. Thünens Theorie z. B. ist auf diese Weise sicherlich ein Versuch einer Zurechnungstheorie und die modernen Arbeiten über das Verteilungsproblem wird man zweifellos ebenfalls unter diesem Titel begreifen können. Was sonst als eine Zurechnungstheorie ist das System J. B. Clarks? Ja selbst viele Ausführungen der Klassiker können so aufgefaßt werden. So ist denn unser Problem seinem Wesen nach nicht neu, was freilich nicht ausschließt, daß es erst neuestens bewußt formuliert und in seiner fundamentalen Bedeutung erkannt wurde. Bis dahin klaffte eine tiefe Lücke im Systeme unserer Wissenschaft; und wenn sie auch meist übersehen wurde und das, wie gesagt, auch ein Weitergehen nicht unmöglich machte, so war sie doch nichtsdestoweniger vorhanden und jede tiefere Analyse mußte auf sie führen.

Wir wollen uns nur kurz mit der Lösung des Problems befassen und andere Lösungen nicht diskutieren. Auch so noch ist die Sache ziemlich kompliziert. Übrigens wollen wir sie uns tunlichst vereinfachen. Da wir, wie gesagt, ja nicht daran denken können, konkrete Fälle aus der Wirklichkeit zu behandeln und uns begnügen müssen, zu zeigen, wie sich die Sache im Prinzip verhält, so hindert uns nichts, unsere Beispiele so einfach zu wählen, wie möglich.

Zur Vorbereitung zunächst einige anschauliche Fälle:

mögen, entschuldigen wird. Freilich sind sie keine faszinierende Lektüre, aber ich glaube, daß man dafür von ihnen einen wirklichen Gewinn haben und das, womit sich die Theoretiker eigentlich plagen, nunmehr besser verstehen wird.

§ 4. Es erübrigt nur noch, das Zurechnungsproblem zu lösen, d. h. die Wertskalen der einzelnen Produktivgüter wirklich abzuleiten. Wie wir, um nicht noch trockener sein zu müssen, als es ohnehin nötig ist, schon bisher nicht immer strenge an jener Ausdrucksweise festhielten, welche wir als die korrekte ansehen, so wollen wir uns auch weiterhin der gleichen Freiheit bedienen, wo es ohne Schaden möglich scheint. Aber jeder, dem daran liegt, wird sich unschwer davon überzeugen können, daß psychologische Ausdrucksweise usw. für uns nie wesentlich sind und leicht korrigiert werden können.

Wirkliche Lösungen des Zurechnungsproblems werden nur von der „österreichischen Schule“ geboten. Dieselben lauten nicht ganz gleich. Es liegt jedoch im Wesen der Sache, daß solche Differenzen keine weiterreichenden Konsequenzen haben. Was wir wollen und können ist ja nur, zu zeigen, daß Produktivgüter ebenso und ebensolche Wertfunktionen haben, als Genußgüter und daß sich die der ersteren aus denen der letzteren ableiten lassen. Der erste Punkt dient nur zur Interpretation der Angebotskurve und der zweite erspart es uns, dieselbe empirisch feststellen zu müssen und gibt uns jene Relation, auf der die Theorie der Einkommensbildung, d. h. der Wert- und Preisbildung der Produktionsgüter beruht. Allein, das ist alles, was nötig ist. Wenn man sich darüber und über die Lösbarkeit des Problems einig ist, so werden alle Konklusionen aus der Zurechnungstheorie identisch sein, mögen auch die Lösungen des Problems differieren. Da wir ja keine konkreten Rechnungen durchführen, sondern uns mit den erwähnten allgemeinen Momenten begnügen, so können solche Differenzen nicht zu Differenzen z. B. in der Verteilungs-

es praktisch einen Sinn haben soll: Man müßte dabei im Auge behalten, daß ja die produktive Leistung eines Produktionsfaktors noch nicht die Zuweisung seines ganzen Ertrages an seinen Besitzer rechtfertigt, daß ferner vor allem anderen wirkliches Notleiden eines Teiles der Wirtschaftssubjekte vermieden werden muß, ganz ohne Rücksicht auf den Wert des Produktionsmittels, über das sie verfügen und daß das moralische Urteil viel mehr auf dieses Moment reagiert, als auf irgend ein anderes.

Aber hier interessieren uns andere Fragen. Vor allem, — ist unser Beispiel etwa sinnlos? Was hat es denn für einen Zweck, zu sagen, daß der Fiaker mir einen Dienst leistet, der 500 Mark wert ist, wenn er weder soviel bekommt, noch soviel bekommen sollte, noch auch eine Tendenz besteht, ihm soviel zuzuweisen? In der Tat wäre kein Vergnügen billiger, als unsere Darstellung des Falles lächerlich zu machen. Ganz dasselbe ließe sich ja von allen anderen Kostenelementen meiner Geschäftsreise sagen. Ergäbe sich da nicht, daß alle zusammen viel mehr wert sind, als ihr Erfolg selbst? Und doch liegt nichts Sinnloses darin. Wäre sich der Fiaker seiner Vorteile bewußt, so könnte er wirklich viel mehr erlangen als seine Taxe, und zwar im äußersten Falle 500 Mark. Freilich kann man dasselbe von allen anderen Leuten sagen, deren Mitwirkung ich zu meinem Geschäft bedarf und alle zusammen können nicht mehr erhalten, als jene Summe. Aber von vornherein hat jeder von ihnen die gleiche Anwartschaft darauf und jedermanns Höchstgewinn und der Wert der Leistung jedermanns für mich ist durch die 500 Mark gemessen.

Dennoch ist unser Beispiel nicht glücklich. Solche einfache Fälle sind immer eine zweischneidige Waffe, und wir möchten allen Theoretikern raten, der Versuchung zu widerstehen, derartige Fälle zu konstruieren. Sie sind gut gemeint und an sich durchaus einwandfrei, doch begegnen sie oft Mißverständnissen, machen mitunter auf den Nichttheoretiker, der ihre tiefere Bedeutung nicht erfaßt, einen geradezu komischen Eindruck. Beispiele aus einem groß-

artigeren Rahmen wirken viel besser und sind dem Ansehen der Theorie viel förderlicher, so anziehend es scheinen mag, die großen Gesetze des Wirtschaftslebens an kleinen Beispielen der alltäglichen Erfahrung zu demonstrieren und so nachzuweisen, daß dieselben Formeln auf alle Vorgänge passen. Wählen wir also ein anderes: Verschiedene Interessengruppen beteiligen sich an einem Unternehmen z. B. einem Bahnbaue. Die Mitwirkung aller sei unentbehrlich, so daß der Erfolg, gemessen in Geld an dem „Reingewinne“, von jeder derselben abhängt. Jede muß so viel erhalten, daß ihr ihre „Kosten“ ersetzt werden, d. h. so viel als sie für ihre Aufwendungen anderweitig erlangen könnte, sonst wird sie im allgemeinen nicht mitwirken. Wohl mögen andere Gründe sie dennoch dazu veranlassen, sie mag z. B. Wert darauf legen, auf diese Unternehmung Einfluß zu gewinnen und zu diesem Zwecke auch zu Opfern bereit sein; doch Momente dieser Art werden, so wesentlich sie auch zum Verständnisse eines konkreten Falles sein mögen, die großen Linien der Vorgänge nicht verwischen. Aber dann bleibt ein Überschuß, dessen Erlangung eben der unmittelbare wirtschaftliche Grund der Unternehmung ist und dieser Überschuß kann von jeder der mitwirkenden Gruppen an sich gerissen werden. Je nach ihrer Energie, Organisation, publizistischen und parlamentarischen Vertretung werden sie größeren oder geringeren Erfolg haben, von vornherein aber kann jede derselben auf den ganzen hoffen; jedenfalls ist der ganze von ihrer Mitwirkung abhängig, mithin ihr zuzurechnen. Handelt es sich darum, auf ihre Mitwirkung zu verzichten, eröffnet sich ihr z. B. eine andere Erwerbsgelegenheit, welche ihre Mitarbeit an dem Bahnbaue ausschließt, so werden die anderen Beteiligten den Übergang zu derselben eventuell mit dem Opfer nahezu des ganzen Überschusses hintanzuhalten suchen. So liegt denn nichts Widersinniges darin, den Wert der Mitwirkung aller einzelnen mit dem Gesamtwerte anzuschlagen, den die Unternehmung verwirklicht. Aber, auf der anderen Seite, die Gruppen müssen sich schließlich

doch in den Ertrag teilen, nicht alle können alles bekommen.

Das ist nun die große crux der Verteilungstheorie. Arbeiter, Kapitalisten und Grundeigentümer, sie alle, oder doch die Produktivgüter, die sie besitzen, sind unentbehrlich zu jeder Produktion. Es ist leicht zu zeigen, daß der produktive Erfolg von allen drei Kategorien in gleicher Weise abhängt und daß es kein Kriterium gibt, welches geeignet wäre, den einen Produktionsfaktor vor dem anderen in dieser Beziehung auszuzeichnen. Nur bei der Arbeit freilich ist man mitunter soweit gegangen, ihr den ganzen Wert der Produkte, die mit ihrer Hilfe erzeugt werden, zuzurechnen. Aber ebenso leicht ließe sich vom rein wirtschaftlichen Standpunkte dasselbe für die anderen Produktionsfaktoren nachweisen. Deshalb scheint also diese Betrachtungsweise nicht sehr weit zu führen. Einen Verteilungsmaßstab jenes Überschusses an Wert, den wir hier mit Geld messen und als Reinertrag bezeichnen, jenes Überschusses über den Wert der einzelnen Produktionsmittel in anderen Verwendungen, als jene, welche man gerade betrachtet, gibt sie uns jedenfalls nicht. Sie hat sicherlich eine Bedeutung für die Wirklichkeit und ist kein Phantasiegebilde ohne Rückhalt in den Tatsachen; denn wirklich kann unter Umständen eines der drei Produktionsmittel den ganzen Überschuß davontragen. Aber dennoch reicht sie nicht aus. In verschiedener Weise hat man sich aus diesen Schwierigkeiten zu ziehen gesucht. Wir wollen den folgenden Weg einschlagen. Im Prinzip sollen jedem Produktionsgute die Werte aller jener Produkte zugerechnet werden, an deren Produktion es teilnimmt oder vielmehr, es sollen in den Wertfunktionen der Produktionsgüter die Wertfunktionen aller jener Produkte erscheinen. Das hat allerdings die Folge, daß die Wertskalen der ersteren nicht addierbar sind. Aber was macht das? Zu welchem Zwecke wäre eine solche Addition nötig? Bleibt man sich nur immer bewußt, was unsere Wertkurven eigentlich bedeuten, so wird man darin nichts Auffälliges finden. Und diese Wertkurven

artigeren Rahmen wirken viel besser und sind dem Ansehen der Theorie viel förderlicher, so anziehend es scheinen mag, die großen Gesetze des Wirtschaftslebens an kleinen Beispielen der alltäglichen Erfahrung zu demonstrieren und so nachzuweisen, daß dieselben Formeln auf alle Vorgänge passen. Wählen wir also ein anderes: Verschiedene Interessengruppen beteiligen sich an einem Unternehmen z. B. einem Bahnbaue. Die Mitwirkung aller sei unentbehrlich, so daß der Erfolg, gemessen in Geld an dem „Reingewinne“, von jeder derselben abhängt. Jede muß so viel erhalten, daß ihr ihre „Kosten“ ersetzt werden, d. h. so viel als sie für ihre Aufwendungen anderweitig erlangen könnte, sonst wird sie im allgemeinen nicht mitwirken. Wohl mögen andere Gründe sie dennoch dazu veranlassen, sie mag z. B. Wert darauf legen, auf diese Unternehmung Einfluß zu gewinnen und zu diesem Zwecke auch zu Opfern bereit sein; doch Momente dieser Art werden, so wesentlich sie auch zum Verständnisse eines konkreten Falles sein mögen, die großen Linien der Vorgänge nicht verwischen. Aber dann bleibt ein Überschuß, dessen Erlangung eben der unmittelbare wirtschaftliche Grund der Unternehmung ist und dieser Überschuß kann von jeder der mitwirkenden Gruppen an sich gerissen werden. Je nach ihrer Energie, Organisation, publizistischen und parlamentarischen Vertretung werden sie größeren oder geringeren Erfolg haben, von vornherein aber kann jede derselben auf den ganzen hoffen; jedenfalls ist der ganze von ihrer Mitwirkung abhängig, mithin ihr zuzurechnen. Handelt es sich darum, auf ihre Mitwirkung zu verzichten, eröffnet sich ihr z. B. eine andere Erwerbsgelegenheit, welche ihre Mitarbeit an dem Bahnbaue ausschließt, so werden die anderen Beteiligten den Übergang zu derselben eventuell mit dem Opfer nahezu des ganzen Überschusses hintanzuhalten suchen. So liegt denn nichts Widersinniges darin, den Wert der Mitwirkung aller einzelnen mit dem Gesamtwerte anzuschlagen, den die Unternehmung verwirklicht. Aber, auf der anderen Seite, die Gruppen müssen sich schließlich

das zu einer solchen Kombination gehört, immer der ganze Nutzeffekt in Betracht kommt. Und deshalb wählen wir diese Auffassung; eine Addition der sich so ergebenden Gesamtwerte solcher Güter aber hätte keinen Sinn, würde eine Wertsumme ergeben, die größer wäre als der Wert des gemeinsamen Nutzeffektes.

Nur solange als man diese Addition vornehmen will und an der Vorstellung festhält, daß der Wert eines Produktes sich auf die Produktivgüter desselben verteilen muß, wie die Wärme eines Körpers auf eine von ihm bestrahlte Wand, besteht die Schwierigkeit, von der wir sprachen. Gibt man die erstere auf und erinnert man sich stets daran, was unsere Kurven bedeuten und was wir mit ihnen wollen, so verschwindet die letztere.

In den angeführten Fällen fehlte jedoch ein Moment, das geeignet scheint, der Wertzurechnung die vermißte Bestimmtheit zu geben. Es ist das der Konkurrenz. Wenn, um wieder auf unser Beispiel vom Bahnbau zurückzukommen, die Arbeiter, Kapitalisten und Grundeigentümer nicht, wie wir sagten, drei Gruppen bilden, sondern sich untereinander unterbieten, so wird ihr Anteil bestimmt werden; bei völlig freier Konkurrenz, aus der sich ergabe, daß sogleich auch andere Bahnen gebaut würden, wenn die erste einen solchen „Überschuß“ über die „Kosten“¹ gibt, müßte außerdem dieser Überschuß, der aufgeteilt werden soll, eine Tendenz zum Verschwinden haben. Wie steht es nun? Gewiß, die Anteile der Produktivgüter am Erlöse aus einer Produktion sind, wie wir noch in der Preistheorie sehen werden, nur im Falle „freier Konkurrenz“ eindeutig bestimmt. Wenn dieser nicht vorliegt, reicht auch unsere

¹ Hoffentlich ist sich der Leser über die Bedeutung unserer Terminologie klar; z. B. heißt hier der Ausdruck „Kosten“: Wert in Geld, der in anderen Verwendungen realisiert wird. Die Kürze unserer Diskussion macht völlige Korrektheit in der Ausdrucksweise unmöglich und ich lege Wert darauf, den Leser vor möglichen Mißverständnissen zu warnen.

Auffassung zu einer eindeutigen Bestimmung dieses Anteiles nicht aus. Ihr Vorteil besteht da lediglich darin, daß sie uns die Anwendung der Tauschgesetze ermöglicht. Aber das Resultat ist nicht eindeutig.

Allein, unterscheiden wir näher. Das, was nur im Falle der freien Konkurrenz — und sonst nicht — eindeutig bestimmt ist, ist nichts anderes als der Preis der Produktivgüter und ferner ihre schließlichen Grenznutzen. Ihre Wertfunktionen stehen auch sonst nach unserer Auffassung völlig fest. Hier handelt es sich darum, ob nicht auch diese durch das Moment der Konkurrenz eine Bestimmtheit erlangen können, welche ihnen nach der Auffassung mancher Theoretiker andernfalls fehlt. Und zwar kommt hier nicht die Konkurrenz anderer Wirtschaftssubjekte, sondern eine andere Art von Konkurrenz in betracht, nämlich die anderer Verwendungsmöglichkeiten. Man kann auch so argumentieren: Wenn Produktivgüter nur eine bestimmte Verwendung haben, zur Erzeugung nur eines Produktes geeignet sind, so ist die Wertfunktion jedes derselben nicht weiter bestimmt. Hat aber z. B. eines von ihnen auch noch eine andere Verwendung, sodaß es aus dieser herbeigezogen werden kann, so hängt von einer konkreten Menge desselben nicht der ganze Wert, den die erstere Verwendung realisiert, ab, sondern nur jener, auf welchen man verzichten muß, wenn man es aus der letzteren herauszieht, welche notwendig geringwertiger sein muß, wenn der ganze Prozeß überhaupt vor sich gehen soll. Nur mit diesem geringeren Werte würde dieses Produktivgut anzuschlagen sein, und wir wären in der Lage, es mit einem bestimmten, eben diesem geringeren, Werte in unsere Rechnung einzustellen und hätten den Überschuß nur auf die übrigen Produktionsgüter zu verteilen. Da aber fast alle mehrere Verwendungen gestatten, so würden sich auch für andere ebensolche bestimmte Werte ergeben und es liegt im Sinne dieser Auffassung, auf diese Art dahin zu kommen, unseren Überschuß nur einem der mitwirkenden Faktoren zurechnen zu können, womit denn dasselbe erreicht scheint, wie durch

unsere Auffassung: nämlich die Bestimmtheit der Werte aller Produktivgüter.

In unseren Beispielen also würde der Wert der Leistung des Fiakers nur soviel betragen, als der jener Fahrt, welche er sonst machen könnte, der Wert der Leistung unserer Arbeiter am Bahnbaue nur soviel, als der jener Arbeit, die sie sonst erlangen könnten usw. Und sicherlich würde diese Auffassung in vieler Hinsicht plausibler sein als die unsere.

Allein die folgenden Bedenken scheinen sie mir unmöglich zu machen. Vor allem löst sie das Problem nicht, sondern schiebt es nur um einen Schritt zurück. Woher kommt denn der Wert in jener anderen Verwendung? Entweder es gibt noch eine weitere oder nicht. In letzterem Falle stehen wir vor ganz demselben Probleme und auch der erstere muß früher oder später auf eine letzte, geringwertigste Verwendungsart zurückführen, deren Wert dann der Erklärung ermangelt. So kommen wir dann doch wieder auf jene Schwierigkeiten zurück, welche zu unserer Auffassung führen. Sodann, wie steht es, wenn alle zusammenwirkenden Güter einen solchen geringeren Wert haben, welchem soll da der Überschuß zugerechnet werden? Ein solcher Fall ist durchaus möglich und, wenn er eintritt, hängt jener Wertüberschuß völlig in der Luft. Und das darf nicht geschehen; es muß der ganze Wert des Produktes in den Wertfunktionen der Produktivgüter untergebracht werden, wenn wir unser Problem als gelöst betrachten sollen.

Diese beiden Einwendungen führen auf die dritte: Diese Auffassung übersieht etwas, nämlich die Wertsteigerung, welche die Folge einer neuen Verwendungsmöglichkeit für ein Produktivgut ist. Der Grund, warum sie das übersieht, liegt in der von uns schon wiederholt gerügten Vermengung von Wertfunktion und Gesamtwert. Wenn eine neue vorteilhafte Verwendung eines Gutes möglich wird, so steigt sein Wert aus zwei Ursachen: Vor allem deshalb, weil nun für die bisherigen Verwendungen eine geringere Menge

Auffassung zu einer eindeutigen Bestimmung dieses Anteiles nicht aus. Ihr Vorteil besteht da lediglich darin, daß sie uns die Anwendung der Tauschgesetze ermöglicht. Aber das Resultat ist nicht eindeutig.

Allein, unterscheiden wir näher. Das, was nur im Falle der freien Konkurrenz — und sonst nicht — eindeutig bestimmt ist, ist nichts anderes als der Preis der Produktivgüter und ferner ihres schließlichen Grenznutzen. Ihre Wertfunktionen stehen auch sonst nach unserer Auffassung völlig fest. Hier handelt es sich darum, ob nicht auch diese durch das Moment der Konkurrenz eine Bestimmtheit erlangen können, welche ihnen nach der Auffassung mancher Theoretiker andernfalls fehlt. Und zwar kommt hier nicht die Konkurrenz anderer Wirtschaftssubjekte, sondern eine andere Art von Konkurrenz in betracht, nämlich die anderer Verwendungsmöglichkeiten. Man kann auch so argumentieren: Wenn Produktivgüter nur eine bestimmte Verwendung haben, zur Erzeugung nur eines Produktes geeignet sind, so ist die Wertfunktion jedes derselben nicht weiter bestimmt. Hat aber z. B. eines von ihnen auch noch eine andere Verwendung, sodaß es aus dieser herbeigezogen werden kann, so hängt von einer konkreten Menge desselben nicht der ganze Wert, den die erstere Verwendung realisiert, ab, sondern nur jener, auf welchen man verzichten muß, wenn man es aus der letzteren herauszieht, welche notwendig geringwertiger sein muß, wenn der ganze Prozeß überhaupt vor sich gehen soll. Nur mit diesem geringeren Werte würde dieses Produktivgut anzuschlagen sein, und wir wären in der Lage, es mit einem bestimmten, eben diesem geringeren, Werte in unsere Rechnung einzustellen und hätten den Überschuß nur auf die übrigen Produktionsgüter zu verteilen. Da aber fast alle mehrere Verwendungen gestatten, so würden sich auch für andere ebensolche bestimmte Werte ergeben und es liegt im Sinne dieser Auffassung, auf diese Art dahin zu kommen, unseren Überschuß nur einem der mitwirkenden Faktoren zurechnen zu können, womit denn dasselbe erreicht scheint, wie durch

geringstwertigen, noch tatsächlich vorgenommenen Verwendung und die zu einer neuen Verwendung nötige Menge eines Produktivgutes sicherlich „von der Grenze“ genommen wird, so sieht es so aus, wie wenn wirklich nur die geringstwertige Verwendung den Wert unseres Produktivgutes nach wie vor bestimmen müßte. Das ist aber nicht ganz richtig oder besser, das gilt nur unter der Voraussetzung, daß sich die Wertfunktion nicht ändert. Da sie es aber tut, so ist diese Betrachtungsweise unanwendbar. Jedoch nur soweit, als man den Gesamtwert und die Wertfunktion im Auge hat. Der Grenznutzen unseres Produktivmittels wird tatsächlich durch die Wertfunktion der geringstwertigen Verwendung bestimmt. Und wenn die zur neuen Verwendung nötige Menge so klein ist, daß ein und dieselbe Verwendung vor- und nachher die geringstwertige ist, so wird der Grenznutzen allerdings nur wenig, das heißt nur soviel geändert, als durch die Verringerung der Menge in derselben bedingt ist. Weil ferner der Grenznutzen für den Preis entscheidend ist, so kann es geschehen, daß sich in demselben die neue Verwendung fast gar nicht geltend macht, z. B. unser Bahnbau die Löhne der Arbeiter nicht mehr erhöht, als durch die Verringerung des Arbeitsangebotes in der wenigst lohnenden Beschäftigung erklärt werden kann. Aber das gilt nicht allgemein — wenn auch in praxi in der Regel — und nicht im Prinzip. Und nie gilt es für alle Teile der Wertskala des Produktivgutes und seinen Gesamtwert. Wir sehen wiederum, wie wichtig es ist, zwischen Wertfunktion und Grenznutzen zu scheiden. Die erstere ist das, was wir ableiten wollen¹.

Das andere Element von Wahrheit in der in Rede stehenden Auffassung ist das folgende: Wenn eine bisher nicht mögliche neue Verwendungsart eines Gutes plötzlich möglich wird, so kann man allerdings, wenn man entscheiden will, ob und inwieweit sie vorgenommen werden

¹ Das ist der Hauptunterschied zwischen unserer Lösung und der Prof. v. Wieser's.

soll, nur so verfahren, daß man den durch sie realisierbaren Wert dem bisher in den anderen Verwendungen realisierten gegenüberstellt. Würde man den ersteren bei dieser Betrachtung bereits in die Wertfunktion des Produktivgutes einrechnen, so wäre das wirklich falsch und würde zu dem Resultate führen, daß durch die Neuerung kein Nutzenzuwachs erzielt wird. Jede der möglichen Verwendungsarten kann man von diesem Gesichtspunkte betrachten und in diesem Sinne sagen, daß jedes Gut so viele Wertfunktionen als Verwendungsarten hat. Handelt es sich darum, die wirtschaftliche Bedeutung einer Verwendungsart festzustellen, also den durch sie erzeugten Nutzgewinn zu berechnen, so kann tatsächlich nicht anders vorgegangen werden. Sicherlich hat dieser Tatbestand hauptsächlich zu dieser Auffassung geführt. Allein, wenn alle die betrachteten Verwendungen regelmäßig vorgenommen und ihre Resultate vollkommen vorausgesehen werden, so werden die Werte aller sich in den Wertfunktionen der betreffenden Güter zeigen, müssen sie sich zeigen, wenn keine „Überschüsse“ vorhanden sein sollen, mit denen wir nichts anzufangen wüßten. Und das ist unser Fall. Im statischen Zustande müssen wir die Wertfunktionen als konstant annehmen, denn sie sind notwendige Daten unserer Probleme. Keine Überraschung, kein Fortschritt zu neuen Produktionen darf stattfinden, da das unser System von Grund auf ändern würde. Alle Produktionen müssen genau so und mit genau dem Erfolge vor sich gehen, den man vorhersah und alle Produktions- und Konsumtionskombinationen müssen ein für allemal fixiert sein. Sie spiegeln sich in den Wertfunktionen wieder, auf denen unsere Resultate beruhen, ebenso wie alle Tatsachen der Bedürfnisse, Anlage, der umgebenden Natur usw.

Fügen wir noch hinzu, daß auch alle Tauschakte vorher gesehen und das System der Wertfunktionen nach ihnen adjustiert sein muß, so ist alles gesagt. Das für den Theoretiker von Fach. Wir wollen auf diese trockenen Fragen nicht weiter eingehen, sondern nur in Kürze unsere

Lösung des Problemcs, deren leitende Grundsätze wir eben auseinandersetzen, vorführen. Auch das kann ohne Schaden für das Verständnis des folgenden überschlagen werden. Ich behaupte nicht, alle Punkte, die der Aufklärung bedürfen, gestreift zu haben, bin mir vielmehr der Unvollständigkeit meiner Ausführungen über dieses schwierige Problem durchaus bewußt¹. Doch ist es im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich, mehr zu bieten.

Die Lösung, die wir vorschlagen, ist also im Wesen die folgende.

Hat ein Gut nur eine Verwendung, kann also z. B. aus einem Produktionsmittel nur ein Genußgut erzeugt werden, und gibt es keinen Ersatz für dasselbe, so ist seine Wertfunktion einfach die jener Verwendung, jenes Genußgutes. Seine Angebotsfunktion ist dann diese Wertkurve, nur eben „verkehrt“. Das letztere wollen wir hier nicht immer wiederholen, vielmehr uns begnügen, die Wertfunktionen und zwar die Wertfunktionen der Produktionsmittel abzuleiten, obgleich das auch für die Genußgüter mit mehreren Verwendungen gilt.

Ein Genußgut habe mehrere Produktionsgüter, die zu nichts anderem verwendet und nicht ersetzt werden können. Die Wertfunktionen dieser letzteren sind dann, jede für sich, mit der Wertfunktion des ersteren identisch, wobei nur noch zu berücksichtigen ist, daß für die Abszissen der Wertkurven der Produktivgüter solche Einheiten gewählt werden müssen, welche der Menge dieser Güter entsprechen, die zur Erzeugung der Einheit des Produktes nötig sind. Auch das sei hier ein- für allemal erwähnt.

Ein Produkt habe ein Produktivgut, daß „unersetzlich“, aber anderweitig verwendbar sei. Die Wertfunktion des letzteren ist eine Art von Wertfunktion der Gruppe von Gütern, zu deren Erzeugung es nötig ist. Sie setzt sich

¹ Etwas mehr über einige hierher gehörige Punkte in meinen „Bemerkungen über das Zurechnungsproblem“. Zeitschr. f. Volksw. u. Verw. Wien 1908.

soll, nur so verfahren, daß man den durch sie realisierbaren Wert dem bisher in den anderen Verwendungen realisierten gegenüberstellt. Würde man den ersteren bei dieser Betrachtung bereits in die Wertfunktion des Produktivgutes einrechnen, so wäre das wirklich falsch und würde zu dem Resultate führen, daß durch die Neuerung kein Nutzenzuwachs erzielt wird. Jede der möglichen Verwendungsarten kann man von diesem Gesichtspunkte betrachten und in diesem Sinne sagen, daß jedes Gut sovieler Wertfunktionen als Verwendungsarten hat. Handelt es sich darum, die wirtschaftliche Bedeutung einer Verwendungsart festzustellen, also den durch sie erzeugten Nutzgewinn zu berechnen, so kann tatsächlich nicht anders vorgegangen werden. Sicherlich hat dieser Tatbestand hauptsächlich zu dieser Auffassung geführt. Allein, wenn alle die betrachteten Verwendungen regelmäßig vorgenommen und ihre Resultate vollkommen vorausgesehen werden, so werden die Werte aller sich in den Wertfunktionen der betreffenden Güter zeigen, müssen sie sich zeigen, wenn keine „Überschüsse“ vorhanden sein sollen, mit denen wir nichts anzufangen wüßten. Und das ist unser Fall. Im statischen Zustande müssen wir die Wertfunktionen als konstant annehmen, denn sie sind notwendige Daten unserer Probleme. Keine Überraschung, kein Fortschritt zu neuen Produktionen darf stattfinden, da das unser System von Grund auf ändern würde. Alle Produktionen müssen genau so und mit genau dem Erfolge vor sich gehen, den man vorhersah und alle Produktions- und Konsumtionskombinationen müssen ein für allemal fixiert sein. Sie spiegeln sich in den Wertfunktionen wieder, auf denen unsere Resultate beruhen, ebenso wie alle Tatsachen der Bedürfnisse, Anlage, der umgebenden Natur usw.

Fügen wir noch hinzu, daß auch alle Tauschakte vorhergesehen und das System der Wertfunktionen nach ihnen adjustiert sein muß, so ist alles gesagt. Das für den Theoretiker von Fach. Wir wollen auf diese trockenen Fragen nicht weiter eingehen, sondern nur in Kürze unsere

nach einem ähnlichen Prinzip gebaute Wertfunktion, nur daß für deren Stücke die Funktionen seiner Ersatzmittel in jenen Verwendungen in Betracht kommen, auf die im Falle ihres Heranziehens verzichtet werden müßte. Darin liegt das zweite grundlegende Prinzip unserer Problemlösung.

Habe ferner ein Produkt zwei Produktivgüter, wovon das eine anderweitig verwendbar sei, das andere aber nicht. Beide seien unersetzlich. Nur für das anderweitig verwendbare gelten die bisherigen Regeln, beim anderen ist zu berücksichtigen, daß man, wenn man seinen Wert realisieren will, auf einen anderen — den der anderweitigen Verwendungen des auch sonst verwendbaren Produktivmittels — verzichten muß. Die Wertfunktion des letzteren kann also nicht die des Produktes sein, sondern ihre Ordinaten müssen verkürzt werden um einen diesem Umstande entsprechenden Betrag. Nochmals sei aber betont, daß die Wertfunktion des anderweitig verwendbaren Faktors nicht bloß aus jenen dieser anderweitigen Verwendungen zusammengesetzt ist, sondern auch die unseres Produktes enthält.

Wenn ein Produkt mehrere Produktivgüter hat, welche unersetzlich aber anderweitig verwendbar sind, so hat jedes derselben die Wertfunktion, die in der vorgeführten Weise sich aus seinen Verwendungen ergibt, aber ihre Ordinaten sind entsprechend den Werten der anderen Produktivgüter in deren anderen Verwendungen zu verkürzen.

Sind diese Produktivgüter aber außerdem noch ersetzlich, so wird kein neues Prinzip nötig und ebenso kann man den Fall, in dem solche Produktivgüter mit unersetzlichen und anderweitig nicht verwendbaren zusammenwirken, erledigen. Diese Probleme können nur den Spezialisten interessieren und wir eilen, diese so trockenen Erörterungen zu schließen.

Alles, was festzuhalten ist, ist nur die prinzipielle Möglichkeit der Lösung des Zurechnungsproblemcs. Dieselbe wird schon durch die Tatsache bewiesen, daß wir Produktionen mit der gleichen Sicherheit bestimmte Werte zu

zusammen aus jenen Teilen der Wertfunktionen dieser Güter, welche jeweilig die größten Ordinaten haben. Erklären wir das in psychologischer Sprache: Zunächst wird jene Verwendung eingeschlagen, welche den größten Nutzen liefert. Solange man bei derselben bleibt und für jenes Stück der Abszissenachse, welches die dieser Verwendung gewidmete Menge des Gutes versinnlicht, gibt eben die Wertkurve jener Verwendung. Hätte das betrachtete Wirtschaftssubjekt nur diese Menge des betrachteten Gutes, so würden die anderen Verwendungen nicht in Frage kommen, und nur die Wertfunktion dieser Verwendung würde für unser Gut gelten. Wenn das Wirtschaftssubjekt aber von demselben mehr hat und dieses „mehr“ erst einer anderen, dann einer dritten Verwendung zuführt und so immer weiter, so werden für jene Mengen unseres Produktivmittels, die den einzelnen gewidmet werden, eben die Wertfunktionen dieser Verwendungen gelten, wobei es in der Natur der Sache liegt, daß die einzelnen Stücke, aus denen die Wertfunktion des Produktivmittels sich also zusammensetzt, aneinander anschließen; denn an der Stelle des Überganges von einer Verwendung zur anderen muß die Wertfunktion der einen die der anderen berühren, da die erstere an dieser Stelle von oberhalb kommend unter die letztere herabsinkt. Dabei kann es geschehen, daß die Wertfunktion einer Verwendung, nachdem sie unter die anderer einmal herabgesunken ist, später einmal wieder bestimmend wird infolge des schnelleren Sinkens der anderen, d. h., daß eine bereits zugunsten anderer aufgegebenen Verwendung später wieder aufgenommen wird. Das ändert nichts an dem Prinzip, das wir so aussprechen können: Für die einzelnen Teile der Wertfunktion eines für verschiedene Verwendungen geeigneten aber für diese unentbehrlichen Gutes kommen stets diejenigen Wertfunktionen in Betracht, welche den tatsächlichen Verwendungen seiner einzelnen Teilmengen entsprechen.

Ist nun weiter ein Produktivgut zu mehreren Verwendungen geeignet und in allen ersetzbar, so hat es eine



III. Kapitel.

Elemente der Preistheorie.

§ 1. Nun endlich kommen wir zur Preistheorie. Es ist fast überflüssig, dem Leser zu sagen, daß es eine Täuschung ist, zu glauben, daß uns dieselbe nichts anderes leisten soll als die Erklärung einer allerdings sehr wichtigen Erscheinung der Verkehrswirtschaft. Dieser Eindruck wird nur durch unvollkommene Darstellungen hervorgerufen. Aber es ist nunmehr wohl klar, daß die Grundlagen der Preistheorie auch auf die reinökonomischen Vorgänge der isolierten, verkehrslosen Wirtschaft anwendbar sind; sodann, daß sie und ihre Anwendungen überhaupt die ganze statische Wirtschaft umfassen, ein System der Logik der wirtschaftlichen Dinge darstellen. Was aber weiter in nichtmathematischen Darstellungen übersehen wird, ist nicht bloß und nicht vor allem eine ganze Menge erreichbarer Resultate, sondern namentlich der Umstand, in dem das Hauptinteresse der Preistheorie für die Wissenschaft ankert, der Umstand, daß sie den exakten Nachweis liefert, daß im Wesentlichen unsere Voraussetzungen, das heißt also, die Momente, auf denen unser System beruht, dazu ausreichen, die Preise der Güter und die Mengen derselben, die die Individuen erwerben und aufgeben werden, eindeutig zu bestimmen und zwischen allen Preisen und Mengen eine eindeutig bestimmte Wechselwirkung zu erkennen; daß also einerseits unser System in sich geschlossen ist und alle Elemente enthält, die dazu nötig sind, um die Vorgänge, zu deren Beschreibung

es geschaffen wurde, von einem Standpunkte wenigstens aus vollständig zu „verstehen“ und daß es anderseits in einem bestimmten Sinne normale Größen dieser Preise und Mengen — eine Logik der wirtschaftlichen Dinge — gibt.

Das Problem der Preistheorie ist also in seiner Allgemeinheit das folgende:

Gegeben: m Individuen $A, B, C \dots$ und ihre Wertfunktionen für n Güter $I, II \dots$, sodann ihr Besitz an diesen Gütern $q_{a1}, q_{a2} \dots q_{b1}, q_{b2} \dots$

Gesucht: Die Tauschrelationen $p_1, p_2 \dots$, zu denen getauscht werden wird und die — positiven oder negativen — Zuwächse $dq_{a1}, dq_{a2} \dots dq_{b1}, dq_{b2} \dots$, welche jene gegebenen Güterbesitze dabei erfahren werden.

Das ist das Grundproblem, das zahlreiche Variationen und Bereicherungen gestattet und dessen Bedeutung eine ganz grundlegende ist. Seine Ausarbeitung und die Diskussion seiner Resultate macht, richtig verstanden, die gesamte reine Ökonomie aus, d. h. eben jene in sich geschlossene, sich selbst genügende und methodologisch und inhaltlich einheitliche Disziplin, von der wir hier sprechen. Diese Ausarbeitung und Diskussion ist noch nicht vollständig durchgeführt, aber dennoch ist dieses Gebiet das am besten bearbeitete der gesamten Sozialwissenschaft. Wir können nicht daran denken, es hier weiterzubilden oder auch nur, so viel es bereits exploitiert ist, darzustellen. Das würde uns weit über den Rahmen dieser Arbeit hinausführen. Alles, was wir wollen, ist, diese Theorie in ihrer Bedeutung zu zeigen, einige wenige Punkte zu berühren, welche in Darstellungen, die die Denkformen der höheren Analyse verschmähen, nicht genügend oder überhaupt nicht hervortreten, und den Leser einzuladen, sich mit der Literatur dieses Gegenstandes vertraut zu machen, ehe er über Wesen und Wert der theoretischen Ökonomie urteilt, ihn vor allem an den großen Meister der exakten Theorie zu weisen, an Léon Walras.

Vor allem haben wir die eindeutige Bestimmtheit der Preise und Zuwächse der Güter innerhalb jenes Grund-

problemes nachzuweisen. Das geschieht, indem wir zeigen, daß wir imstande sind, ebensoviele Bestimmungsgleichungen aufzustellen, als wir Unbekannte haben. Nun, die Zahl der letzteren ist ersichtlich gleich der Zahl der zu bestimmenden Güterpreise — also $n - 1$ ¹ — mehr der Zahl jener Zuwächse der ökonomischen Quantitäten — die wiederum gleich ist der Zahl der vorhandenen Wirtschaftssubjekte mal der Zahl der vorhandenen Güter, also $m \cdot n$ —, demnach gleich $n(m + 1) - 1$. Unsere Bestimmungsgleichungen zerfallen in zwei Gruppen. Erstens muß nach dem Abschlusse der Tauschakte für jedermann unser Gesetz vom Grenznutzenniveau verwirklicht sein — das gibt Gleichungen von der Zahl der Individuen — m — mal der Zahl der Güter weniger eins, wie man leicht sieht: also $m(n - 1)$; daher fehlen noch $m + n - 1$ Gleichungen. Diese liefert uns eine andere Gruppe; drücken wir aus, daß in unserem Markte die ver- und gekauften Mengen jedes Gutes einander gleich sein, sich aufheben, also ihre Summen gleich Null sein müssen: das gibt n Gleichungen; und drücken wir ferner noch aus, daß für jedes Individuum „Erlös“ und „Ausgabe“ sich balancieren müssen, so erhalten wir noch weitere m Gleichungen. Also scheinbar um eine zuviel; allein die Summe der zuletzt genannten folgt aus der Gleichheit der ver- und gekauften Mengen aller Güter, sodaß sich die Zahl unserer Gleichungen um eine, das heißt auf die Zahl der Unbekannten reduziert.

Mit Rücksicht auf das früher Gesagte, erfordert diese Darlegung kaum mehr eine weitere Erklärung. Sie umfaßt sowohl Tausch in engerem Sinne, wie Produktion und Einkommensbildung. Auf den dritten Punkt werden wir noch ausführlich zu sprechen kommen, zum zweiten aber möchten wir noch bemerken, daß sich da die Möglichkeit einer wichtigen Bereicherung unseres Gleichungssystemes bietet. Es hindert uns nämlich nichts, die Produktionskoeffizienten

¹ $n - 1$ und nicht n , weil ein Gut als Wertmaß angenommen wird.

der einzelnen Produkte in dasselbe einzuführen, das heißt, die Mengen der Produktivgüter zu berücksichtigen, welche zur Erzeugung der einzelnen Produkte technisch nötig sind. Doch wollen wir darauf nicht näher eingehen.

Unsere Lösung des Problemes besteht also erstens in dem Nachweise seiner eindeutigen Bestimmtheit und zweitens dem der gegenseitigen Abhängigkeit aller Preise, Werte und Mengen, woraus sich auch verschiedene Bewegungsgesetze derselben ergeben, worauf wir zurückkommen werden. Mehr allerdings können wir nicht leisten. Wohl könnten wir aber, wenn uns die Wertfunktionen und Gütermengen konkret gegeben wären, daraus die Preise und die Änderungen dieser Mengen, die sich ergeben werden, ableiten; solange das aber nicht der Fall ist, ist der Nachweis der eindeutigen Bestimmtheit und der Existenz eines Gleichgewichtszustandes, ferner die klare und korrekte Abbildung der ökonomischen Wechselbeziehungen zwischen den Elementen der Güter alles, was uns die Theorie bietet.

§ 2. Das nächste, was uns dieselbe bietet, ist eine Darstellung der Preisbildung im Falle eines Monopoles. Darunter verstehen wir die völlige Beherrschung entweder der Nachfrage nach einem oder des Angebotes an einem Gute durch ein Individuum oder eine Kombination von solchen, wenn die letztere eine gemeinsame Preispolitik zur Folge hat und jede Konkurrenz zwischen ihren Mitgliedern ausschließt. Dieser Fall unterscheidet sich von dem vorgeführten in einem wesentlichen Punkte. Jene Gleichungen, welche wir als unsere „zweite Gruppe“ zusammenfaßten, gelten, wie leicht ersichtlich, auch hier: Was an dem monopolisierten Gute gekauft wird, muß dem gleich sein, was von ihm verkauft wird und ebenso muß der „Erlös“ jedermanns mit Einschluß des Monopolisten gleich sein der „Ausgabe“ in irgendeinem gemeinsamen Maße ausgedrückt. Aber die Gleichungen der ersten Gruppe gelten hier nicht ganz in derselben Weise. Wohl muß schließlich sowohl für den

Monopolisten wie für seine konkurrierenden Gegenkontra-
henten das Gesetz vom Grenznutzenniveau verwirklicht
werden, allein zwischen dem des ersteren und jenen der
letzteren besteht nicht ganz dieselbe Beziehung, wie im
Falle der freien Konkurrenz. Warum sollte der Monopolist
einem Preise zustimmen, der nur seinem reziproken Grenz-
nutzenverhältnisse für Monopol- und Preisgut entspricht,
wenn er mehr erhalten kann? Wir sahen ja früher schon,
daß konkurrierende Individuen das nur deshalb tun, weil
sie sonst unterboten werden würden. Der Monopolist kann
aber nicht unterboten werden, und deshalb bildet jener der
freien Konkurrenz entsprechende Preis nur eine Untergrenze
für ihn, unter die er nicht heruntergehen wird, aber keines-
wegs zugleich auch die Obergrenze, die er nicht überschreiten
kann. Ist also der Monopolpreis etwa nicht eindeutig be-
stimmt? In der Tat, unser Gleichungssystem versagt, so wie
es ist; zwar könnte man leicht eine obere Grenze unseres
Monopolpreises angeben: Sie würde durch jenen Preis dar-
gestellt, bei dem niemand mehr kaufen will; aber zwischen
diesen beiden Grenzen sind unendlich viele Preise und un-
endlich viele Größen der abgesetzten Mengen möglich.

Glücklicherweise aber können wir ein Moment heran-
ziehen, daß uns eine eindeutige Bestimmung des Monopol-
preises ermöglicht; und mit seiner Hilfe hat sich denn
auch trotz dieses Sachverhaltes eine exakte Theorie der
monopolistischen Preisbildung entwickelt, ja sie hat
sich besonders fruchtbar gezeigt und gestattet die An-
wendung exakter Methoden und die Gewinnung exakter
Resultate sogar in größerem Maße, als die Theorie des
Konkurrenzpreises, wurde sogar viel früher korrekt dar-
gestellt als diese. Der Leser sei besonders auf die Dar-
stellung A. Marshalls verwiesen. Fassen wir die Sache so:
Es ist ganz klar, daß wir, wenn uns der Monopolpreis, der
Preis, den der Monopolist tatsächlich verlangen will, ge-
geben wäre, die Mengen des Monopolgutes, die zu diesem
Preise abgesetzt werden würden, mit Hilfe unseres Gleichungs-
systemes ableiten, bzw. ihre eindeutige Bestimmtheit nach-

weisen könnten. Haben wir ihn also, so ist alles in Ordnung; im schlimmsten Falle könnten wir daher auch dann noch etwas über diese Vorgänge sagen, wenn wir den Monopolpreis als Datum betrachten müssten; auf dieses „etwas“ reduziert sich in diesem Falle die Leistung unseres Gleichungssystemes, aber ganz versagt es nicht: Wieviel jedes Individuum bei jenem Preise vom Monopolgute erwerben und wie die Grenznutzenniveaus aller Individuen — mit Einschluß dessen des Monopolisten — sich gestalten würden, das ließe sich immer noch sagen und ich lege Gewicht darauf, zu betonen, daß das keineswegs nichts ist.

Aber, wie gesagt, wir können mit Hilfe einer Hypothese auch einen Monopolpreis selbst ableiten, der unter allen den auf Grund unseres Gleichungssystemes streng genommen möglichen Monopolpreisen sich dadurch auszeichnet, daß er tatsächlich sehr häufig sein und noch häufiger angestrebt werden wird und daß er, wenn auch der Monopolist aus irgend einem Grunde sich für einen andern entscheidet, immer derjenige sein wird, mit dem man jeden anderen wirklich herrschenden vergleicht und den man als den Monopolpreis κατ' ἐξοχήν betrachtet. Diese Hypothese ist, daß der Monopolist seinen „Erlös“ zu einem Maximum zu machen strebe. Man beachte, daß wir keineswegs behaupten, daß dieses Streben „naturgemäß“ oder die Regel sei. Das würde unseren Grundsätzen ganz widersprechen. Wir billigen dieser Tendenz nur die beiden angeführten Merkmale zu und sagen weiter nur, daß sie dazu ausreicht, aus sich heraus einen und nur einen Monopolpreis zu fixieren. Das erstere dürfte wohl haltbar sein und das letztere werden wir sofort nachweisen. Man sieht also, daß wir keineswegs verkennen, daß ethische Momente, Eingriffe der Staatsgewalt und Rücksichten auf die Zukunft den Monopolisten veranlassen können, einen anderen Preis zu fordern, aber zugleich auch, daß solche Einflüsse unserem Raisonement nicht jede Bedeutung nehmen. Immerhin muß, da das oft übersehen wird, hervorgehoben werden, daß hier eine neue Hypothese liegt: Unter den Konkurrenzpreis können die

Beteiligten nur dann gehen, wenn sie sich dazu verstehen wollen, einen Schaden zu erleiden — der Monopolist könnte seinen „Monopolpreis“ herabsetzen, wenn er auch nur mit einem geringeren Gewinne vorlieb nehmen will; und daß er das nicht tut, ist eine weitergehende Hypothese, welche bewirkt, daß die Resultate von der Wirklichkeit weiter abliegen und schwerer zu verifizieren sind, als die unseres ersten Gleichungssystemes; über den Konkurrenzpreis kann nicht hinausgegangen werden, weil niemand einen höheren bezahlen würde — der Monopolist kann über jenen „Monopolpreis“ hinausgehen, wengleich ihn das schädigt.

Macht man aber jene Hypothese, so kann man einen eindeutig bestimmten Preis ableiten. Das läßt sich leicht zeigen, auch ohne höhere Mathematik, wengleich zu weiteren Schlüssen daraus dieselbe unentbehrlich wird. Wir wollen auf diese aber nicht eingehen und uns mit dem Beweise in seiner einfachsten Form begnügen. Dabei soll noch zur weiteren Vereinfachung angenommen werden, daß das Monopolgut den Monopolisten nichts kostet, also etwa ein „Geschenk“ der Natur ist, wie eine Mineralquelle. Nebenbei bemerkt, entwertet eine solche Vereinfachung keineswegs unsere Resultate, sondern dient nur dazu, ein Prinzip klar und einfach hervortreten zu lassen, weshalb es wenig Sinn hat, über solche Konstruktionen der Theoretiker zu lächeln oder sie für praktisch bedeutungslos zu halten. Der Robinson, der Meteorstein, unsere Mineralquelle, das sind nur Verkörperungen methodologischer Maßregeln, welche das Verständnis erleichtern und lediglich ein Entgegenkommen gegenüber jenen Laien darstellen, welche dann am meisten geneigt sind, darüber zu spotten.

Nun, es gibt sicherlich immer einen Preis für unser Monopolgut, der gerade so hoch ist, daß die Nachfrage nach demselben aufhört. Könnte der Monopolist sein Gut oder auch nur einen Teil desselben zu diesem Preise absetzen, so würde er einen großen Gewinn machen; wie aber die Dinge stehen, würde er eben nichts absetzen und sein Erlös

weisen könnten. Haben wir ihn also, so ist alles in Ordnung; im schlimmsten Falle könnten wir daher auch dann noch etwas über diese Vorgänge sagen, wenn wir den Monopolpreis als Datum betrachten müssten; auf dieses „etwas“ reduziert sich in diesem Falle die Leistung unseres Gleichungssystemes, aber ganz versagt es nicht: Wieviel jedes Individuum bei jenem Preise vom Monopolgute erwerben und wie die Grenznutzenniveaus aller Individuen — mit Einschluß dessen des Monopolisten — sich gestalten würden, das ließe sich immer noch sagen und ich lege Gewicht darauf, zu betonen, daß das keineswegs nichts ist.

Aber, wie gesagt, wir können mit Hilfe einer Hypothese auch einen Monopolpreis selbst ableiten, der unter allen den auf Grund unseres Gleichungssystemes streng genommen möglichen Monopolpreisen sich dadurch auszeichnet, daß er tatsächlich sehr häufig sein und noch häufiger angestrebt werden wird und daß er, wenn auch der Monopolist aus irgend einem Grunde sich für einen andern entscheidet, immer derjenige sein wird, mit dem man jeden anderen wirklich herrschenden vergleicht und den man als den Monopolpreis $\alpha\alpha'$ $\xi\sigma\chi\acute{\eta}\nu$ betrachtet. Diese Hypothese ist, daß der Monopolist seinen „Erlös“ zu einem Maximum zu machen strebe. Man beachte, daß wir keineswegs behaupten, daß dieses Streben „naturgemäß“ oder die Regel sei. Das würde unseren Grundsätzen ganz widersprechen. Wir billigen dieser Tendenz nur die beiden angeführten Merkmale zu und sagen weiter nur, daß sie dazu ausreicht, aus sich heraus einen und nur einen Monopolpreis zu fixieren. Das erstere dürfte wohl haltbar sein und das letztere werden wir sofort nachweisen. Man sieht also, daß wir keineswegs verkennen, daß ethische Momente, Eingriffe der Staatsgewalt und Rücksichten auf die Zukunft den Monopolisten veranlassen können, einen anderen Preis zu fordern, aber zugleich auch, daß solche Einflüsse unserem Raisonement nicht jede Bedeutung nehmen. Immerhin muß, da das oft übersehen wird, hervorgehoben werden, daß hier eine neue Hypothese liegt: Unter den Konkurrenzpreis können die

z. B. nach dem Vorgange Marshalls die, daß der Monopolist seinen Gewinn mehr dem der „Käufer“ zu einem Maximum machen wolle und anderes. Alle diese Hypothesen würden zu verschiedenen und ebenfalls eindeutig bestimmten Preisen führen, ohne daß eine derselben absolute Vorzüge für sich in Anspruch nehmen könnte. Die Gewalt der Tatsachen pulsiert viel stärker in unserer Ableitung des Konkurrenzpreises, dem Monopolpreise haftet unleugbar etwas Arbitreres an. Allerdings spricht viel für die von uns adoptierte Hypothese; mit demselben Bilde könnte man sagen, daß man in ihr den Pulsschlag des wirtschaftlichen Lebens besser fühlt als in den anderen; und wir glauben gewiß, daß man sich im großen und ganzen bei ihr beruhigen kann. Nur weil es uns hier darauf ankommt, ganz sicher zu gehen und unsern Pfad Schritt für Schritt kritisch zu beleuchten, legten wir auf diese Seite der Sache soviel Gewicht. Freilich aber wird man das, was unsere Hypothese leisten kann, nicht überschätzen dürfen. Es kommt ja noch hinzu, daß wegen der sozialen Bedeutung, die vielen Monopolen zukommt, Eingriffe der politischen Gewalt und auch andere „störende“ Momente hier eine größere Rolle spielen, als für die Wirtschaft eines von vielen konkurrierenden Individuen, die ein Tropfen in einem Meere ist. Auch bringt es die Größe, Kraft und gesicherte Lage, ferner auch die weiterblickende, fähigere Leitung vieler Monopole — besonders jener der modernen Trusts usw. — mit sich, daß in ihrer Preispolitik die Zukunft und bewußtes Manövrieren viel mehr hervortritt, als bei einer großen Menge von Konkurrenten, die in höherem Maße nur tun, was sie müssen, in höherem Maße dem Strome der Dinge folgen und deren Handeln mehr von den Verhältnissen erzwungen wird — mehr geschoben wird als schiebt —, was natürlich seine Beschreibung erleichtert. Alles das ist anders bei großen Monopolisten, wenn man sich auch hüten muß, dieses Moment zu sehr zu fürchten. Dann aber wird die reine, statische Theorie sehr oft den tatsächlichen Monopolpreis als ein Datum hinnehmen, auf seine Erklärung verzichten müssen, und es ist gut für

daher Null sein. Wenn er überhaupt keinen Preis forderte, das heißt den Preis Null, so würde er vielleicht seines ganzen Vorrates ledig werden, was an sich und wenn er nur etwas dafür bekäme, ganz gut wäre, unter den gegebenen Verhältnissen aber ebenfalls zum Erlöse Null führen würde. Von dem ersten Preise zu dem zweiten führt nun eine stetige Linie abnehmender Preise und eine andere zunehmender Absätze. Die Abnahme des Gewinnes an der Einheit und die Zunahme der Zahl der abgesetzten Einheiten sind zwei sich entgegenarbeitende Bestimmungsgründe des Erlöses, der immer durch das Produkt Preis mal Absatz gegeben ist. Das Herabsetzen des Preises von jenem Höchststande wird dieses Produkt zunächst erhöhen; wenn man damit aber fortfährt, wird es schließlich wieder sinken. Und dazwischen liegt daher ein Höchstwert desselben, ein Maximum des Erlöses. Sollte das nicht überzeugend scheinen, so ließe es sich allerdings nur mit Hilfe des Rolleschen Satzes exakt erweisen, aber wir wollen uns damit begnügen.

Ganz analog gestaltet sich dieser Beweis für den Fall, daß die Erzeugung des Monopolgutes eine fixe, nicht mit der Menge des Produktes variierende Summe von Kosten mit sich bringt und ähnlich, wenn die Kosten eine Funktion der erzeugten Menge desselben sind. Doch wollen wir darauf nicht näher eingehen, auch jenen interessanten Fall nicht untersuchen, der vorliegt, wenn es neben einem großen Monopolisten (wie z. B. die Standard oil Co.) noch „kleine“ konkurrierende Verkäufer gibt, ein Fall, dem besondere praktische Bedeutung zukommt. Endlich sei noch bemerkt, daß alles Gesagte mutatis mutandis auch für das Einkaufsmonopol gilt.

In diesem Sinne gibt es also auch einen eindeutig bestimmten Monopolpreis. Vergesse man aber nicht, daß dieser Sinn ein anderer ist als der, in dem wir vor einem eindeutig bestimmten Konkurrenzpreis sprechen. Man sieht das besonders deutlich, wenn man bedenkt, daß wir an Stelle der unseren noch andere Hypothesen machen könnten,



z. B. nach dem Vorgange Marshalls die, daß der Monopolist seinen Gewinn mehr dem der „Käufer“ zu einem Maximum machen wolle und anderes. Alle diese Hypothesen würden zu verschiedenen und ebenfalls eindeutig bestimmten Preisen führen, ohne daß eine derselben absolute Vorzüge für sich in Anspruch nehmen könnte. Die Gewalt der Tatsachen pulsiert viel stärker in unserer Ableitung des Konkurrenzpreises, dem Monopolpreise haftet unlegubar etwas Arbiträres an. Allerdings spricht viel für die von uns adoptierte Hypothese; mit demselben Bilde könnte man sagen, daß man in ihr den Pulsschlag des wirtschaftlichen Lebens besser fühlt als in den anderen; und wir glauben gewiß, daß man sich im großen und ganzen bei ihr beruhigen kann. Nur weil es uns hier darauf ankommt, ganz sicher zu gehen und unsern Pfad Schritt für Schritt kritisch zu beleuchten, legten wir auf diese Seite der Sache soviel Gewicht. Freilich aber wird man das, was unsere Hypothese leisten kann, nicht überschätzen dürfen. Es kommt ja noch hinzu, daß wegen der sozialen Bedeutung, die vielen Monopolen zukommt, Eingriffe der politischen Gewalt und auch andere „störende“ Momente hier eine größere Rolle spielen, als für die Wirtschaft eines von vielen konkurrierenden Individuen, die ein Tropfen in einem Meere ist. Auch bringt es die Größe, Kraft und gesicherte Lage, ferner auch die weiterblickende, fähigere Leitung vieler Monopole — besonders jener der modernen Trusts usw. — mit sich, daß in ihrer Preispolitik die Zukunft und bewußtes Manövrieren viel mehr hervortritt, als bei einer großen Menge von Konkurrenten, die in höherem Maße nur tun, was sie müssen, in höherem Maße dem Strome der Dinge folgen und deren Handeln mehr von den Verhältnissen erzwungen wird — mehr geschoben wird als schiebt —, was natürlich seine Beschreibung erleichtert. Alles das ist anders bei großen Monopolisten, wenn man sich auch hüten muß, dieses Moment zu sehr zu fürchten. Dann aber wird die reine, statische Theorie sehr oft den tatsächlichen Monopolpreis als ein Datum hinnehmen, auf seine Erklärung verzichten müssen, und es ist gut für

Frage: Was ist denn eigentlich nötig, damit „freie Konkurrenz“ bestehe? In einem Sinne haben wir an früherer Stelle gesagt, daß sie schon vorliege, wenn nur wenige oder selbst nur zwei Individuen unbeeinflußt tauschen. Aber das war nur eine Seite der Sache — sie betraf das Abhandensein von „Störungsursachen“. In diesem Sinne könnte man auch in der Wirtschaft eines Individuums¹ von freier Konkurrenz sprechen. Ihre weiteren Voraussetzungen aber sind, ganz exakt gefaßt, die folgenden:

Erstens: Die Zahl der Kontrahenten muß eine sehr große sein, streng genommen muß unser „*m*“ gleich unendlich sein. Denn nur dann wird das Intervall, in dem der Preis liegen muß, so klein, daß es als ein Punkt betrachtet werden kann.

Zweitens: Alle Güter müssen unendlich teilbar sein, und es dürfen keine marktüblichen Quantitäten bestehen, unter denen nicht getauscht werden kann.

Drittens: Jedes Individuum muß mit jedem tauschen können, sonst würden sich innerhalb des Marktes Teilmärkte bilden, was unsere erste Voraussetzung illusorisch machen müßte; und kein Individuum darf so mächtig sein, daß es, auch wenn andere dasselbe Gut anzubieten oder zu verlangen haben, Monopolpolitik betreiben kann.

Daß keine Verabredung zwischen den Wirtschaftssubjekten bestehen darf, ist selbstverständlich, Abhandensein von Rücksichten auf andere usw. und volles Bewußtsein der wirtschaftlichen Interessen, sowie Willen, nur sie zu fördern, dagegen nicht nötig: Inbezug auf den letzteren Punkt meinen wir im Gegensatze zu den meisten Autoren, daß sich diese Dinge teils in die Nachfragefunktion einschließen lassen, teils — wie Irrtum usw. — einfach außer acht gelassen werden können, ohne die Brauchbarkeit unseres Bildes wesentlich zu beeinflussen.

¹ Warum im Falle des isolierten Individuums alle Gütermengen und „Tauschrelationen“ bestimmt sind, dürfte klar sein. Siehe darüber das beim Gesetze vom Grenznutzenniveau Gesagte.

Das Resultat, zu dem wir gelangen, ist einigermaßen überraschend: Nicht nur existiert freie Konkurrenz nie und nirgends, sie kann, in dem Sinne der Theorie aufgefaßt, gar nicht existieren. Was wollen wir nun davon denken? Allein, die Sache ist nicht so schlimm als sie aussieht. Es zeigt sich bloß auch auf unserem Gebiete, was ebenso für alle exakten Wissenschaften gilt, daß unser exaktes System, korrekt dargestellt und bis auf den Grund ausgedacht, eben ein wirklichkeitsfremdes Gebilde ist. Das hindert nicht, daß es dennoch auf die Wirklichkeit recht gut paßt. Unsere Erkenntnis mag weitere Kreise befremden und auch viele Fachgenossen abstoßen. Wer aber exakte Wissenschaft kennt und liebt, wird sich darüber wenig wundern, noch auch deshalb an der Ökonomie verzweifeln. Es ist meine Aufgabe, gerade die schwachen Punkte zu präzisieren und in den Vordergrund zu stellen; aber das hindert mich nicht, Vertrauen zu unserer Wissenschaft zu haben. Gewiß muß man vor den dünnen Stellen des Eises warnen, auf dem wir uns vergnügen, aber es wäre thöricht, ihrethalben das Schlittschuhlaufen aufzugeben. Das Gesagte ist ein Memento für manche Theoretiker, sich nicht zu sicher zu fühlen und eine Mahnung, die Illusion aufzugeben, daß die Theorie sozusagen bombensicher sei. Aber es rechtfertigt die Haltung ihrer Gegner nicht. Ja wir können sagen, daß unsere diesbezüglichen Ausführungen mehr erkenntnistheoretisch interessant als von praktischer Bedeutung sind; sie ändern die Tatsache nicht, daß trotz allem unser System auf einer breiten Basis von Tatsachen beruht und trotz allem ein bewundernswerter Bau ist, der sich in praxi in weitem Maße bewährt.

Das ist alles, was wir über die Grundlagen der reinen Preistheorie sagen möchten. Es ist nur wenig. Aber wir können nicht mehr bieten, und dieses „Mehr“ müßte auch größtenteils nur ein Referat sein. Ziemlich genaue Kenntnis des Geleisteten ist zum Verständnisse dieses Paragraphen nötig; nur der mit der modernen Preistheorie Vertraute wird namentlich über die von uns hervorgehobenen Be-

denken hinwegkommen. Nur einen Punkt wollen wir noch erwähnen, ehe wir dieses Gebiet verlassen, das eines tieferen Studiums so würdig wäre.

§ 4. Dieser Punkt ist der folgende: Wir haben gesagt, daß für jedes Wirtschaftssubjekt und jedes Gut der Preis gleich dem reziproken Werte des Grenznutzenverhältnisses der ausgetauschten Güter sein muß, wenigstens im allgemeinen. Allein, damit sich unser Grenznutzenniveau herausstelle, muß noch etwas hinzukommen. Es genügt nicht, daß jene Formel für jedes einzelne Gut verwirklicht sei; vielmehr müssen noch weiter die Preise aller einzelnen Güter in einem bestimmten Verhältnisse zueinander stehen, sich nämlich ebenso verhalten, wie die Grenznutzen der Güter, für die sie gelten. Das liegt an sich keineswegs schon in jenem ersten Satze, wenn man ihn so ausspricht, wie wir es soeben taten, sondern bildet eine weitere Bedingung des Gleichgewichtszustandes. Bisher freilich haben wir stets beides gemeint, wenn wir von dem Grenznutzenniveau sprachen, aber nun wollen wir betonen, daß ganz streng genommen beide Bedingungen zu scheiden sind. Man sieht das leicht, wenn man die Mengenveränderungen eines jeden Gutes für sich betrachtet: Tauscht ein Wirtschaftssubjekt erst ein Gut *A* gegen ein Gut *B* und dann ein Gut *C* gegen ein Gut *D*, so muß die Tauschrelation von *A* und *B* und die von *C* und *D* allerdings dem reziproken Werte des Grenznutzenverhältnisses von *A* und *B* im ersten Falle und von *C* und *D* im zweiten Falle gleich sein. Aber eine Beziehung zwischen diesen beiden Tauschrelationen scheint prima vista nicht zu bestehen. Eine solche tritt erst dann hervor, wenn wir auf beide Fälle ein und dasselbe Wertmaß anwenden. Tun wir das nun in der Weise, daß wir annehmen, unser Individuum tausche nur ein Gut, z. B. *A*, gegen *B* und *D* ein — dann lassen sich beide Fälle vergleichen. „Kostet“ ihm eine Einheit von *B* drei Einheiten von *A* und eine Einheit von *D* vier Einheiten von *A*, ist also der Preis von *B* in *A* gleich drei, der von *D*

in A gleich vier, so muß also, wenn das Gleichgewichtspreise sein sollen, das Grenznutzenverhältnis von A und B gleich ein Drittel, das von A und D gleich ein Viertel sein. Man sieht aber auch, daß sich die Preise von B und D in $\frac{1}{3}$ drei und vier, so verhalten müssen wie die Grenznutzen von B und D , also auch wie drei zu vier. Sonst würde ein Ruhezustand nicht eintreten. In der Tat, nehmen wir an, daß sich die Preise von B und D nicht so verhalten, sondern z. B. wie drei zu sechs, während das Grenznutzenverhältnis von B und D unverändert gleich drei Viertel bleibe, und sehen wir, was geschehen wird. Wenn unser Individuum nun eine Einheit von D verkauft, so wird es sich zwei Einheiten von B für den „Erlös“ in A verschaffen können, mithin einen größeren Nutzgewinn machen, wie wenn es jene Einheit von D behielte. Es wird das also tun und sich nicht eher zufrieden geben, bis kein solcher Gewinn mehr zu machen, d. h. jenes Verhältnis zwischen den Preisen der beiden Güter verwirklicht ist.

Nun erhebt sich die Frage: Kann ein solcher Fall überhaupt eintreten, kann es geschehen, daß zur Erreichung des unter den gegebenen Verhältnissen möglichen Nutzenmaximums ein solcher Umweg, ein solches Erwerben von Gütern lediglich zum Zwecke weiteren Tausches nötig wird? Ganz gewiß. Warum sollte es nicht vorkommen können, daß auf dem Markte die Preise der Güter B und D sich mit „3 A “ und „6 A “ feststellen, während es Individuen gibt, deren Grenznutzenverhältnis zwischen den Gütern B und D gleich drei Viertel ist? Und alle diese Individuen, alle ferner, die sich in analogen Fällen befinden, werden dann außerstande sein, durch direkten Tausch der Güter, die sie besitzen, gegen jene, die sie zu erwerben wünschen, zu jenem Zustande vorzudringen, den unser Gesetz vom Grenznutzenniveau abbildet. Sie müssen und werden vielmehr Gütermengen erwerben, die sie nicht brauchen, lediglich, um sie gegen jene, welche sie wirklich brauchen, wiederum auszutauschen. Nur durch diesen Vorgang wird jenes Verhältnis zwischen den Preisen, welches zum Bestehen unseres

denken hinwegkommen. Nur einen Punkt wollen wir noch erwähnen, ehe wir dieses Gebiet verlassen, das eines tieferen Studiums so würdig wäre.

§ 4. Dieser Punkt ist der folgende: Wir haben gesagt, daß für jedes Wirtschaftssubjekt und jedes Gut der Preis gleich dem reziproken Werte des Grenznutzenverhältnisses der ausgetauschten Güter sein muß, wenigstens im allgemeinen. Allein, damit sich unser Grenznutzenniveau herzustellen, muß noch etwas hinzukommen. Es genügt nicht, daß jene Formel für jedes einzelne Gut verwirklicht sei; vielmehr müssen noch weiter die Preise aller einzelnen Güter in einem bestimmten Verhältnisse zueinander stehen, sich nämlich ebenso verhalten, wie die Grenznutzen der Güter, für die sie gelten. Das liegt an sich keineswegs schon in jenem ersten Satze, wenn man ihn so ausspricht, wie wir es soeben taten, sondern bildet eine weitere Bedingung des Gleichgewichtszustandes. Bisher freilich haben wir stets beides gemeint, wenn wir von dem Grenznutzenniveau sprachen, aber nun wollen wir betonen, daß ganz streng genommen beide Bedingungen zu scheiden sind. Man sieht das leicht, wenn man die Mengenveränderungen eines jeden Gutes für sich betrachtet: Tauscht ein Wirtschaftssubjekt erst ein Gut *A* gegen ein Gut *B* und dann ein Gut *C* gegen ein Gut *D*, so muß die Tauschrelation von *A* und *B* und die von *C* und *D* allerdings dem reziproken Werte des Grenznutzenverhältnisses von *A* und *B* im ersten Falle und von *C* und *D* im zweiten Falle gleich sein. Aber eine Beziehung zwischen diesen beiden Tauschrelationen scheint prima vista nicht zu bestehen. Eine solche tritt erst dann hervor, wenn wir auf beide Fälle ein und dasselbe Wertmaß anwenden. Tun wir das nun in der Weise, daß wir annehmen, unser Individuum tausche nur ein Gut, z. B. *A*, gegen *B* und *D* ein — dann lassen sich beide Fälle vergleichen. „Kostet“ ihm eine Einheit von *B* drei Einheiten von *A* und eine Einheit von *D* vier Einheiten von *A*, ist also der Preis von *B* in *A* gleich drei, der von *D*



IV. Kapitel.

Grundlagen der Geldtheorie.

§ 1. Fragen wir uns, was dem, was wir soeben ab-
leiteten, in der Wirklichkeit entspreche, so lautet die Ant-
wort: Das Phänomen des Geldes. Nun, das ist nicht wenig-
Da haben uns die steilen Pfade der Theorie in der Tat zu
einem schönen Aussichtspunkte geführt.

Wenn wir schwache Punkte der Theorie nie verbergen -
vielmehr die Aufmerksamkeit des Lesers stets auf ihre
Mängel lenken, so dürfen wir wohl auch mit unverhehlter
Genugtuung auf ein bedeutungs- und wertvolles Resultat
derselben hinweisen. Und wirklich könnte die Sache hier
vom Standpunkte des Theoretikers kaum zufriedenstellender
sein. Unser System ergibt ganz von selbst, ohne jeden
Kunstgriff und ohne Herbeiziehung neuer Momente eine
erschöpfende und befriedigende Erklärung einer wichtigen
wirtschaftlichen Erscheinung, welche so treffend und klar
ist, das kaum etwas zu fragen übrig bleibt, einer Er-
scheinung, welche Gegenstand vieler Spekulationen war, ja
vielleicht der älteste Bestandteil der Ökonomie ist, ohne daß
man zu gesicherten Resultaten gekommen wäre. Es gibt
uns alle zum Verständnisse derselben nötigen Momente, ge-
stattet eine ganze Anzahl von Ableitungen daraus und ver-
breitet helles Licht über die Kontroversen, die es hier gibt.
Alles das ergibt sich deduktiv aus seinen Grundlagen, und
wenn auch Beobachtungen aus der Wirklichkeit sowohl zur
Verifizierung wie zur Lösung praktischer Probleme natürlich

Nutzenmaximums erfordert wird, erreicht werden können. Wir sehen ohne weiteres, daß dieser Fall ein außerordentlich häufiger und daher der indirekte Tausch ein notwendiges Element des Mechanismus jedes Marktes sein muß, in dem mehr als zwei Waren getauscht werden. Man könnte sagen, daß es auf einem solchen Markte ohne indirekten Tausch keine freie Konkurrenz geben könnte, daß er zu ihrem Bestehen notwendig gehört. Es wird und muß daher in weitaus den meisten Fällen eine Nachfrage nach Gütern — einem oder mehreren — geben, welche sich nicht aus „Bedürfnissen“ im engeren Sinne, sondern nur aus den technischen Notwendigkeiten des Mechanismus des Marktes erklärt.

Dieses Resultat ist überaus wichtig, nicht nur weil es ein essentielles Moment der Tauschvorgänge beleuchtet, sondern auch, weil es eine sehr bedeutsame Anwendung gestattet. Zu dieser letzteren kommen wir nun im nächsten Kapitel. Der Umstand, daß vor uns das Gesagte meines Wissens nur von einem Theoretiker, nämlich L. Walras, in der Preistheorie ausgeführt wurde, welcher letztere übrigens diese entscheidende Anwendung nicht machte, erklärt so manchen schwachen Punkt im ökonomischen Lehrsystem der Gegenwart.

Wir könnten, lediglich auf Grund theoretischer Erwägungen, lediglich durch Diskussion der Gleichungen der Tauschtheorie zu dem Resultate kommen, daß es etwas derartiges geben müsse. Und auch die grundlegenden Gesetze der Erscheinung könnten wir finden, ohne einen Blick in das Getriebe der Geldwirtschaft zu tun.

Da wir de facto aber mit der Tatsache des Geldes sehr gut vertraut sind, so könnte man meinen, daß unsere „Entdeckung“ nicht eben großartig sei. Aber ein wenig Nachdenken würde die Oberflächlichkeit einer solchen Auffassung zeigen. Vor allem berührt dieser Umstand die prinzipielle Seite der Sache nicht. Noch immer wäre es ein großer Erfolg der Theorie, noch immer ein schöner Beweis für den Wert und die Brauchbarkeit der Konzeption unseres Systemes, wenn sich aus ihr auch nur etwas Allbekanntes ergäbe. Die prinzipielle Bedeutung desselben würde dadurch nicht tangiert und immer bliebe jener „Erfolg“ ein bedeutsames Moment für manche Gegner der Theorie und eine Widerlegung mancher bekannter Argumente derselben. Ja gerade die Banalität eines Resultates ist in den Wissenschaften vom menschlichen Handeln, deren Aufgabe die Beschreibung und Erörterung vieler Dinge ist, welche dem Alltage vertraut sind und der „Praxis“ keine Probleme zu bilden scheinen, keineswegs eine Einwendung von durchschlagender Bedeutung, vielmehr oft geradezu ein Vorteil, als ein Kriterium der Richtigkeit eines Resultates: Der Ton liegt ja darauf, daß wir dasselbe eben nicht dem Alltage entnehmen, sondern aus tieferen, verborgeneren Quellen ableiteten. Stimmt es so sehr mit der Wirklichkeit, daß es banal scheint, so ist das nur ein Beweis, daß Wahrheit aus jenen Quellen fließt. Trotzdem würden wir auf Grund dieses Resultates sagen können, daß unsere Theorie wenn auch nicht der Entwicklungsstufe, so doch dem Wesen nach neben dem Systeme der mathematischen Physik stehe, dessen Vertreter es ja auch als ihren stolzesten Erfolg betrachten, wenn ihre Theorie eine Erscheinung der Wirklichkeit, die sie bei Legung der Fundamente nicht im Auge hatten,

unmittelbar ergibt. Darin liegt immer die beste Leistung einer Theorie, eine Bereicherung der Erkenntnis durch Zurückführung von „Unbekanntem“ auf „Bekanntes“, mag auch das „Unbekannte“ in wissenschaftlichem Sinne dem gewöhnlichen Leben sehr gut „bekannt“ sein. Auf weitere Kreise macht allerdings eine Leistung dieser Art besonders dann — eigentlich nur dann — Eindruck, wenn eine Theorie durch eine Erscheinung bestätigt wird, bei der das letztere nicht der Fall ist, namentlich also, wenn eine „Prophezeiung“ in Erfüllung geht. Daher das Aufsehen, das z. B. Leverriers Entdeckung machte. Nur dann hat der Laie das Gefühl, daß in den abstrusen Gleichungen der exakten Wissenschaften wirklich „etwas steckt“. Prinzipiell aber und für die Wissenschaft ist dieses Moment irrelevant, ebenso wie die Frage, ob ein wissenschaftliches Theorem technische Anwendungen gestattet oder nicht. Mag nun unser Resultat auch nur ein bescheidenes sein, so ist es doch von gleicher Art wie die besten Erfolge der exakten Naturwissenschaften, und der Theoretiker hat sehr wohl Grund, sich seiner zu freuen.

Sodann aber ist es keineswegs selbstverständlich, banal oder belanglos, denn es gibt uns, populär gesprochen, das „Wesen“ und die Bewegungsgesetze des Wertes des Geldes und ist der Grundstein einer wertvollen und entwicklungs-fähigen Theorie, der ersten und einzigen brauchbaren Geldtheorie — und deshalb auch ein wichtiges Argument zugunsten unseres Systemes der reinen Ökonomie überhaupt.

Nach unserer Auffassung also bildet die Geldtheorie einen integrierenden Bestandteil des Systemes der reinen Ökonomie überhaupt, in dem Sinne, daß man sie nicht von den übrigen Teilen desselben trennen kann. Einerseits nämlich ergibt sie sich aus der Preistheorie. Die letztere ist zu ihrem Verständnisse unentbehrlich und wenn man eine Geldtheorie schreiben will, so kann man es nicht vermeiden, vorher die gesamten Grundlagen unseres Systemes vorzuführen, nicht bloß etwa in dem gleichen Sinne, in dem man sagen mag, daß man nie ein Theorem an sich und

Wir könnten, lediglich auf Grund theoretischer Erwägungen, lediglich durch Diskussion der Gleichungen der Tauschtheorie zu dem Resultate kommen, daß es etwas derartiges geben müsse. Und auch die grundlegenden Gesetze der Erscheinung könnten wir finden, ohne einen Blick in das Getriebe der Geldwirtschaft zu tun.

Da wir de facto aber mit der Tatsache des Geldes sehr gut vertraut sind, so könnte man meinen, daß unsere „Entdeckung“ nicht eben großartig sei. Aber ein wenig Nachdenken würde die Oberflächlichkeit einer solchen Auffassung zeigen. Vor allem berührt dieser Umstand die prinzipielle Seite der Sache nicht. Noch immer wäre es ein großer Erfolg der Theorie, noch immer ein schöner Beweis für den Wert und die Brauchbarkeit der Konzeption unseres Systemes, wenn sich aus ihr auch nur etwas Allbekanntes ergäbe. Die prinzipielle Bedeutung desselben würde dadurch nicht tangiert und immer bliebe jener „Erfolg“ ein bedeutsames Moment für manche Gegner der Theorie und eine Widerlegung mancher bekannter Argumente derselben. Ja gerade die Banalität eines Resultates ist in den Wissenschaften vom menschlichen Handeln, deren Aufgabe die Beschreibung und Erörterung vieler Dinge ist, welche dem Alltage vertraut sind und der „Praxis“ keine Probleme zu bilden scheinen, keineswegs eine Einwendung von durchschlagender Bedeutung, vielmehr oft geradezu ein Vorteil, als ein Kriterium der Richtigkeit eines Resultates: Der Ton liegt ja darauf, daß wir dasselbe eben nicht dem Alltage entnehmen, sondern aus tieferen, verborgeneren Quellen ableiteten. Stimmt es so sehr mit der Wirklichkeit, daß es banal scheint, so ist das nur ein Beweis, daß Wahrheit aus jenen Quellen fließt. Trotzdem würden wir auf Grund dieses Resultates sagen können, daß unsere Theorie wenn auch nicht der Entwicklungsstufe, so doch dem Wesen nach neben dem Systeme der mathematischen Physik stehe, dessen Vertreter es ja auch als ihren stolzesten Erfolg betrachten, wenn ihre Theorie eine Erscheinung der Wirklichkeit, die sie bei Legung der Fundamente nicht im Auge hatten,

unmittelbar ergibt. Darin liegt immer die beste Leistung einer Theorie, eine Bereicherung der Erkenntnis durch Zurückführung von „Unbekanntem“ auf „Bekanntes“, mag auch das „Unbekannte“ in wissenschaftlichem Sinne dem gewöhnlichen Leben sehr gut „bekannt“ sein. Auf weitere Kreise macht allerdings eine Leistung dieser Art besonders dann — eigentlich nur dann — Eindruck, wenn eine Theorie durch eine Erscheinung bestätigt wird, bei der das letztere nicht der Fall ist, namentlich also, wenn eine „Prophezeiung“ in Erfüllung geht. Daher das Aufsehen, das z. B. Leverriers Entdeckung machte. Nur dann hat der Laie das Gefühl, daß in den abstrusen Gleichungen der exakten Wissenschaften wirklich „etwas steckt“. Prinzipiell aber und für die Wissenschaft ist dieses Moment irrelevant, ebenso wie die Frage, ob ein wissenschaftliches Theorem technische Anwendungen gestattet oder nicht. Mag nun unser Resultat auch nur ein bescheidenes sein, so ist es doch von gleicher Art wie die besten Erfolge der exakten Naturwissenschaften, und der Theoretiker hat sehr wohl Grund, sich seiner zu freuen.

Sodann aber ist es keineswegs selbstverständlich, banal oder belanglos, denn es gibt uns, populär gesprochen, das „Wesen“ und die Bewegungsgesetze des Wertes des Geldes und ist der Grundstein einer wertvollen und entwicklungs-fähigen Theorie, der ersten und einzigen brauchbaren Geldtheorie — und deshalb auch ein wichtiges Argument zugunsten unseres Systemes der reinen Ökonomie überhaupt.

Nach unserer Auffassung also bildet die Geldtheorie einen integrierenden Bestandteil des Systemes der reinen Ökonomie überhaupt, in dem Sinne, daß man sie nicht von den übrigen Teilen desselben trennen kann. Einerseits nämlich ergibt sie sich aus der Preistheorie. Die letztere ist zu ihrem Verständnisse unentbehrlich und wenn man eine Geldtheorie schreiben will, so kann man es nicht vermeiden, vorher die gesamten Grundlagen unseres Systemes vorzuführen, nicht bloß etwa in dem gleichen Sinne, in dem man sagen mag, daß man nie ein Theorem an sich und

ohne die Zusammenhänge, in denen es steht, verstehen kann, sondern in einem viel direkteren: Es ist einfach unmöglich, die Geldtheorie „an sich“ zu behandeln. Andererseits aber ist dieselbe auch unentbehrlich zum Verständnisse der Vorgänge in einer Verkehrswirtschaft. Es liegt darin ein sehr erheblicher Unterschied derselben gegenüber der isolierten. Ohne die Erscheinung des indirekten Tausches können wir sie unmöglich vollständig verstehen, da ohne sie die Vorgänge sich wesentlich anders gestalten würden. Wir haben also nicht etwa die Wahl, ob wir die Geldtheorie hier behandeln wollten oder nicht, sondern müssen es tun. Es kann das allerdings nur in aller Kürze geschehen, nur einige wenige Grundprinzipien sollen dargelegt werden, da uns eine vollständigere Darlegung weit über den Rahmen dieser Arbeit hinausführen würde. Wir wollen nur einige Prinzipienfragen erörtern und die Grundlagen und Umrisse der Geldtheorie andeuten, mehr um zu zeigen, worin sich unsere Geldtheorie von der üblichen unterscheidet und wie sehr sie geeignet ist, uns das Wesen der Sache verstehen zu lassen und uns in den Stand zu setzen, über andere Theorien zu urteilen, als um alles zu sagen, was sie uns zu sagen gestattet.

§ 2. Vorher wollen wir einen Blick auf den gegenwärtigen Stand der Geldtheorie werfen. Die Kapitel, die in systematischen Darstellungen diesen Titel zu führen pflegen und auch die monographischen Arbeiten über dieses Thema, welche sich in der letzten Zeit in beinahe unübersehbarer Menge anhäufen, bieten keineswegs einen erfreulichen Anblick und jeder, der an diese Literatur denkt, wird sicherlich einigermaßen erstaunt sein, wenn wir behaupten, daß die Geldtheorie einen so großen Erfolg der theoretischen Ökonomie darstellt. Wir beeilen uns auch zu erklären, daß das nicht für die übliche Behandlung dieses Gebietes gilt, sondern nur für das, was die Theorie sein könnte und gewiß bald sein wird, für das, was die Ökonomie bietet und nicht für das, was ihre Vertreter

schreiben. Dieses Urteil aber hindert uns nicht anzuerkennen, daß in der gewaltigen Literatur über das Geldphänomen sehr viele wertvolle Leistungen liegen. Nur beziehen sich dieselben mehr auf die Lösung konkreter Fragen der Währungspolitik usw., wie wir gleich sehen werden, und nicht auf die theoretischen Grundlagen der Sache. Und mit den letzteren hat es unsere Kritik vornehmlich zu tun, deren Kürze hoffentlich nicht als Oberflächlichkeit ausgelegt werden wird.

Vor allem bildet die Geldtheorie, so wie sie vorgetragen zu werden pflegt, nichts weniger als einen integrierenden Bestandteil der Preistheorie. Vielmehr ist es üblich geworden, sie ganz für sich zu behandeln und in rein theoretischen Diskussionen den „Geldschleier“, der die wirtschaftlichen Vorgänge umhülle, zu entfernen. Das letztere wird sogar allgemein als ein Fortschritt der wissenschaftlichen Betrachtungsweise gegenüber der des praktischen Wirtes angesehen. Tatsächlich hat dieses Vorgehen seine Vorteile: Gewisse Grundprinzipien können in der Tat recht gut und viel einfacher dargelegt werden, wenn man vom Gelde absieht, und es ist auch wahr, daß der gegenteilige modus procedendi zu mehreren Fehlgriffen geführt hat. Aber das ändert nichts daran, daß ein vollständiges Erfassen aller Vorgänge auf diesem Wege nicht erreicht werden kann und diese Betrachtungsweise nur dann streng korrekt ist, wenn man sich auf die „verkehrslose“ Wirtschaft beschränkt. Daß man das übersah, kommt lediglich daher, daß die Tatsache des indirekten Tausches nicht klar erkannt oder doch nicht hinlänglich gewürdigt wurde, was erst der „mathematischen Methode“ vorbehalten war. Infolgedessen fehlte der Anker, der die Geldtheorie an die Preislehre fesselt, und so war es natürlich, daß die erstere ziemlich unabhängig schien. Noch ein anderer Nachteil ergab sich und erklärt sich daraus. Man hat die „Einführung“ des Geldes stets aus Zweckmäßigkeitsgründen erklärt und gesagt, daß das „Geld“ entstanden sei, um den Tausch zu „erleichtern“, um die Tauschenden der Un-

bequemlichkeit zu überheben, nach jemand zu suchen, der gerade des Gutes bedürfe, das sie anzubieten haben und gerade das besitze und austauschen wolle, das sie zu erwerben wünschen. Darin liegt nicht der entscheidende Punkt. Auch wenn jeder ohne jede Schwierigkeit auf einen geeigneten Gegenkontrahenten stoßen könnte, wäre Geld, das heißt indirekter Tausch, dennoch nötig. Auf die Unentbehrlichkeit, nicht die bloße Zweckmäßigkeit eines Geldgutes für den Mechanismus des Marktes kommt es an und eben darin liegt der Schlüssel des Verständnisses. Diese Erkenntnis findet sich selbst bei L. Walras nicht ausdrücklich. Wohl hat ferner Jevons seine Geldtheorie mit einer Tauschtheorie eingeleitet, aber auf den entscheidenden Punkt hat er kein Gewicht gelegt. Und dasselbe gilt von vielen Anklängen an unsere Theorie, die man hier und dort finden kann. Gerade jener wichtige Punkt, der, wie wir sahen, auch erkenntnistheoretisch so interessant ist und die Geldtheorie in das alleinrichtige Verhältnis zur Preistheorie setzt, fehlt meines Wissens immer.

So erscheint denn die Geldtheorie nur als ein Annex des übrigen Gebäudes unserer Wissenschaft, als eine Spezialtheorie über eine Erscheinung, die eben erklärt werden muß, weil sie ebenfalls eine wirtschaftliche ist, aber dazu besonderer Hilfsmittel bedarf. Was steht nun eigentlich in diesen selbständigen Geldtheorien? Sie zerfallen in zwei deutlich unterscheidbare Bestandteile, in eine Grundlegung und in Diskussionen praktischer Fragen. Was enthält nun die erstere?

Die Antwort kann nicht erfreulich sein. Wir haben hier eines jener Kapitel vor uns, die der Nationalökonomie nicht zur Ehre gereichen. Meines Erachtens könnte der Beurteiler nicht verfehlen, den Eindruck zu haben, daß er gar wenig Wertvolles daraus erfahre und ich glaube, nicht zuviel zu behaupten, wenn ich sage, daß sein Urteil nur lauten kann: eine Wissenschaft, die nicht mehr bietelohne der Mühe nicht. Und wirksamer als alle prinzipiellen Einwendungen der Historiker wird ihn das von der Theorie

ab- und zum „Tatsachenstudium“ hinlenken — ohne daß man ihm Unrecht geben könnte. Die Gemeinplätzlichkeit, die völlige Interesselosigkeit, die das Gebotene — von der Diskussion einiger praktischer Fragen abgesehen — auszeichnet, ist ein Charakteristikon geldtheoretischer Arbeiten, ist eine unleugbare Tatsache, die dadurch nicht gutgemacht wird, daß ihre Autoren mitunter die Schwierigkeit und Tiefe der Probleme betonen, mit denen sie sich beschäftigen.

Doch zur Sache! Die dürftigen Elemente von Theorie, welche sie bringen, zu umhüllen, ergehen sich die meisten Darstellungen in technischen Details. Das weitaus umfangreichste Kapitel in Jevon's „Money“ ist der Aufzählung und Diskussion aller jener Stoffe gewidmet, aus denen jemals „Geld“ erzeugt wurde. Abgesehen von einem gewissen kulturhistorischen Interesse muß solchen Ausführungen jede Bedeutung abgesprochen werden. Was soll dadurch erreicht werden? Könnte man nicht ebensogut auch die verschiedenen Nahrungsmittel und ihre Vor- und Nachteile in der Theorie diskutieren? Dergleichen findet sich aber in jeder Geldtheorie, in Walker's, Helfferich's, de Foville's, Laughlin's usw., um nur einige modernere zu nennen. Und nicht das allein. Das gleiche gilt ja von Mitteilungen über die Technik der Prägung und anderen mehr. Welche wissenschaftliche Erkenntnis soll sich daraus ergeben? Zum mindesten die ökonomische Theorie — ich weiß nicht, ob ein anderer Wissenszweig — kann dabei doch nicht das Mindeste gewinnen. Und mit einer Regelmäßigkeit, die man für manche fundamentale Theoreme schmerzlich vermißt, pflegt ein Punkt wiederzukehren, über den ich niemals höre oder lese, ohne ein lebhaftes Gefühl der Beschämung zu empfinden; es ist die Diskussion der Vorteile, durch welche sich die Edelmetalle auszeichnen und durch welche sie sich als Geldmaterial besonders empfehlen. Ja gewiß, sie sind sehr teilbar, kleine Mengen haben großen Wert, sie verändern sich nicht — aber ist es wirklich unsere Aufgabe, dergleichen Sätze auszusprechen, wohl-gemerkt, nicht etwa als Anfangspunkte eines exakten Ge-

dankenganges, sondern als an sich interessante Wahrheiten? Wäre das der Fall, so könnte man nur jene Konsequenz daraus ziehen, die die Historiker bereits gezogen haben. Jevons hat es gar für zweckmäßig gehalten, die wünschenswerten Eigenschaften des Geldmateriales allgemein aufzustellen: Divisibility, Portability usw. Wir wollen aus Achtung gegen diesen glänzenden Theoretiker nicht darüber spotten. Aber man kann solche Elemente in unserer Theorie nur bedauern — diese Art von Geldtheorie ist leider nicht ohne Analogien in andern Teilen der Nationalökonomie — und muß sich beeilen zu sagen, daß sie Fremdkörper sind, die leicht daraus entfernt werden können, im Grunde gar nicht hineingehören und ohne jeden Zusammenhang mit dem Reste sind.

Sodann pflegt uns eine Entwicklungsgeschichte des Geldes gegeben zu werden, wie um die fehlende Erklärung zu ersetzen. Wie, wo und wann das Geld entstanden sei, ist sehr gleichgiltig für die Zwecke der Theorie von unserem Standpunkte, nach dem sich dieselbe deduktiv ergibt; hat man eine solche Ableitung aber nicht, so muß man allerdings jene Tatsachen untersuchen, um durch ihre Betrachtung zu einer Beantwortung der Grundfragen zu kommen. Allein das tat man im allgemeinen nicht, vielmehr ist, was sich als eine Tatsachenaussage ausgibt, eine Hypothese, welche gleichzeitig die Geldtheorie ergeben soll. Darüber kann gar kein Zweifel bestehen. Hören wir, daß, als der Tauschverkehr sich mehr zu entwickeln begann, „man auf das Auskunftsmittel verfiel“ . . . usw. in der bekannten Weise, so liegt darin sicherlich kein Resultat urgeschichtlicher Studien. Vielmehr haben wir da eine jener Behauptungen vor uns, deren Blütezeit vor dem Aufkommen solcher Studien lag und welche — übrigens mehr in jenem Gebiete, welches man Soziologie nennen kann, als in der eigentlichen Nationalökonomie — eine große und nicht immer unbedenkliche Rolle spielten und fast an Rousseau erinnern. Wir sind freilich der Ansicht, daß die Kritik solcher Theorien viel zu weit ging, namentlich übersah, daß vieles, was in

der Sprache von Tatsachenreferaten ausgedrückt war, nicht als solche zu verstehen ist, aber gewiß ist auch viel Wahres an ihren Einwendungen und die Forderung sorgfältigeren Quellenstudiums nicht unberechtigt. Die Bedeutung einer solchen hypothetischen Entwicklungsgeschichte reduziert sich jedenfalls auf einen Versuch, das Wesen und die Rolle des Geldes tunlichst allgemein und überzeugend zu definieren.

Diese Definitionen sind es denn, welche übrig bleiben, wenn man alles Fremde und alles a limine Unhaltbare aus der heutigen Geldtheorie entfernt. Sie und die sich an sie anknüpfenden Diskussionen machen deren wahre Grundlage aus. Im Anschlusse an sie erörtert man die Fragen, was als Geld zu betrachten und ob „wertloses“ Geld möglich sei, was seine Rolle und seine Surrogate sind. Dazu kommt nur noch etwas, allerdings etwas sehr Wichtiges. Es ist die Quantitätstheorie, welche den einzigen Bestandteil der Geldtheorie bildet, der — ob wahr oder falsch — wirklich etwas sagt. Man ist über sie nicht herausgekommen. Gründe für und wider dieselbe wurden immer mehr angehäuft, zu einer Lösung der Fragen aber, die sie aufwirft, und namentlich zu einer neuen Theorie, welche sie ersetzen könnte, ist man noch nicht gelangt. Die Angelegenheit liegt so, wie viele andere auf unserem Gebiete: Niemand ist befriedigt von dem Bestehenden, aber niemand weiß es zu bessern und eine Diskussion, deren Mangelhaftigkeit eigentlich jeder einsieht, schleppt sich ohne Ende fort¹. Viele sind der Meinung, daß die Quantitätstheorie überwunden sei, aber schließlich konnte man ihr doch nicht entsagen und gerade in neuester Zeit hat eine Reaktion zu ihren Gunsten eingesetzt. Viel weniger glücklich waren ihre Gegner („Kredit-

¹ Die Gegengründe bleiben immer dieselben, während die positiven Darlegungen der Quantitätstheorie, besonders in England, einigen Fortschritt in Fassung und Verteidigung aufweisen. Auch ein Versuch — oder vielmehr drei — sie an den Tatsachen zu prüfen, wurde gemacht — natürlich mit negativem Resultat; eine Verifizierung der versuchten Art mußte mißlingen.

theorie des Geldes“ unter anderem) und manche Versuche in neuester Zeit, auf die wir nicht eingehen wollen. Aber wie immer dem sein mag, daß die Quantitätstheorie eine vollständige Erklärung des Geldphänomens enthalte, hat noch niemand behauptet, und so kann man sagen, ohne viel Widerspruch befürchten zu müssen, daß die Nationalökonomie weder über eine Geldtheorie verfügt, noch jemals verfügt hat.

§ 3. Wir wollen nun kurz die Richtung andeuten, in der eine solche unseres Erachtens gesucht werden muß, wobei wir auch hier und da noch auf einige der üblichen Theorien zu sprechen kommen werden. Es sind nur wenige fundamentale Sätze, durch die, wie wir hoffen, die Geldtheorie auf neue und entwicklungsfähige Grundlagen gestellt werden kann.

Wie gesagt ist der indirekte Tausch der Grundstein der Erklärung. Sobald mehr als zwei Waren zwischen mehr als zwei Individuen getauscht werden sollen, werden Tauschakte stattfinden, deren Zweck Gütererwerb zu weiterem Tausche ganz oder zum Teile ist. Jedes Gut, das Gegenstand eines solchen Tauschaktes ist, ist insoweit Geld, d. h. erfüllt eine lediglich technische Funktion im Dienste des Mechanismus des Marktes, eben jene, die gegenwärtig und seit geraumer Zeit vom „Gelde“ im populären Sinne erfüllt wird.

Nun steht es uns natürlich frei, den wissenschaftlichen Inhalt dieses Begriffes auf den letzteren, d. h. also auf das heute und überhaupt meist vom „Staate“ geprägte Geld zu beschränken und eine Diskussion darüber wäre ein bloßer Wortstreit. An dem wesentlichen Zusammenhange dieses staatlichen Geldes mit der Erscheinung, von der wir eben sprachen, würde das sicherlich nichts ändern, nur empfiehlt er uns eben unsere Terminologie. Bei der wissenschaftlichen Erklärung jedoch nur auf dieses formale Moment Gewicht zu legen, wäre so ersichtlich oberflächlich, daß wir darüber kein Wort verloren hätten, wenn es nicht tatsächlich ge-

n wäre. Aber auch so ist zu einer besonderen "Begründung" kein Anlaß vorhanden. Vielmehr werden wir sehen, daß sich von einem anderen Standpunkte etwas ganz andere Stellungnahme sagen läßt, was freilich nicht gut, daß dabei der wesentliche Punkt übersehen wird.

Wir sprachen also den ersten fundamentalen Grundsatz der Geldtheorie aus, in dem die Erklärung des Wesens des Geldphänomens liegt. Auch die Gesetze des Wertes der gelddienenden Güter folgen unmittelbar daraus. Schon die Tauschmöglichkeit überhaupt alteriert die Wertfunktion jedes Gutes, wie früher ausgeführt wurde. Sie stellt eine besondere Verwendung desselben vom Standpunkte des Besitzers dar.

Es ist auch leicht zu sehen, wie sich die Wertfunktionen alteriert werden. Man muß die Werte jener Güter, welche für die betreffenden Güter ausgetauscht werden können und von diesen wieder jene, die tatsächlich eingetauscht werden, in die Wertfunktionen der ersteren einführen in der Weise, wie wir dies gezeigt haben.

Für ein Gut, das nicht nur zum Tausche bestimmt, sondern schon zu diesem Zwecke erworben worden ist, gilt dies in noch verstärktem Maße. Der indirekte Tausch ist also eine weitere Alteration der Wertfunktionen der Güter, wobei, welche zu seiner Durchführung verwendet werden, in welcher Weise kann sich der Leser leicht selbst überzeugen. Allein noch in einer anderen Art beeinflusst der indirekte Tausch die Werte, diesmal nicht bloß die Wertfunktionen jener Güter. Es liegt nämlich in ihm die Möglichkeit, dieselben ihrer Verwendung, der sie unmittelbar dienlich sind, zu entziehen. Wenn es freilich auch von solcher Güter gibt, wird das weniger hervortreten, beides jedoch die Übung, nur ein oder nur wenige Güter zur Durchführung der indirekten Tauschakte zu verwenden, so wie das bei den Edelmetallen gegenwärtig der Fall ist und sicher bei allen typisch als „Geld“ dienenden Gütern überall war, relativ große Mengen dauernd der eigentlichen Verwendung derselben entzogen sein. Das hat wie jede Be-

schränkung der Menge eines Gutes die Folge, ihre Grenznutzen zu erhöhen.

Beide Momente sind gleich wichtig, wenn auch nur das letztere hervorgehoben zu werden pflegt. Beide zeigen sich am klarsten, wenn nur ein einziges Gut als Geld verwendet wird, obgleich sie im Prinzipie sonst ebenso wirken. In diesem Falle spiegeln sich sozusagen die Wertfunktionen aller Güter, mit Einschluß derjenigen seiner eigenen Gebrauchsverwendung, in der Wertfunktion desselben, und die als Geld dienende Menge läßt sich, obgleich in steter Wechselwirkung mit der dem direkten Gebrauche dienenden, in jedem gegebenen Augenblicke deutlich von ihr unterscheiden. Die ganze Geldtheorie liegt in nuce in diesen Sätzen und einfache Diskussion und Entwicklung derselben ergibt uns eine reiche Ernte an Erkenntnis des Phänomenes des Geldes.

Wir freilich können hier nur wenig sagen. Ehe wir aber das tun, muß etwas anderes erörtert werden, etwas das wir in gewissem Sinne als den anderen Grundstein der Geldtheorie bezeichnen können.

Wir bedürfen nämlich eines Wertmaßes, um Wertgrößen miteinander vergleichen zu können. Im ersten Teile dieser Arbeit wurde die prinzipielle Möglichkeit eines solchen erörtert. Dort wurde auch gesagt, wie wir unsere Wertfunktionen exakt feststellen: nämlich so, daß wir sie den einzelnen Individuen „abfragen“. Die Antworten werden uns gegeben ausgedrückt in „Mengen eines anderen Gutes“, so daß die Einheit dieses — beliebigen — Gutes uns als Wertmaß diene. Ebensogut wie jedes andere ist nun das als „Geld“ dienende Gut zu dieser Rolle geeignet, ja es empfiehlt sich aus ersichtlichen praktischen Gründen, dasselbe dazu zu wählen. Allein es ist unendlich wichtig, und ich lege Gewicht darauf, diese Wahrheit dem Leser trotz der Kürze, in der ich sie erwähne, recht sehr ans Herz zu legen, daß beides, die Funktion eines Gutes als Tauschmittel und die Funktion als Wertmaßstab, streng zu scheiden ist: Beide Funktionen sind ihrem Wesen nach

völlig verschieden, haben miteinander im Prinzip nichts zu tun und sind namentlich völlig trennbar. Wir können „Geld“ als Tauschmittel verwenden und dennoch alle Güter, sagen wir in Äpfeln schätzen, ohne daß das irgend eine prinzipielle Schwierigkeit hätte. Tatsächlich wird beides mitunter getrennt: Wenn ein bestimmtes Gut für jemand besondere Bedeutung hat, so wird er geneigt sein, jedes andere in Einheiten des ersteren zu schätzen, obgleich das Geldgut ein anderes ist. Der arme Familienvater drückt mitunter seine Wertungen in Einheiten von Brot aus, der Theaterliebhaber in Theaterbillets. So gering die praktische Bedeutung dieser Fälle auch sein mag, das zeigen sie doch, das eine solche Trennung möglich ist.

Diese Erkenntnis scheint mir nun von fundamentaler Bedeutung für das richtige Verständnis des Geldphänomenes und ihr Fehlen die Ursache mancher Irrtümer zu sein. Den Terminus „Geld“ gebraucht man mitunter für die eine, mitunter für die andere beider Funktionen und meist für beide. Dabei kommt es vor, daß man Sätze, die für die eine richtig sind, auf die andere anwendet; eine wirklich klare Auffassung jedenfalls ist nicht möglich, solange man beide zusammenwirft. Nur einige der Fälle, bei denen diese Unterscheidung praktisch wichtig ist, wollen wir im Folgenden kennen lernen.

Die Theorie des Geldes als Wertmaßstab und die Theorie des Geldes als Tauschmittel sind völlig verschiedene Dinge. Hier zunächst einige Sätze über die erstere: Daß ein Gut zum Wertmaßstabe gewählt wird, hat — im Gegensatz zu seiner Wahl zum Tauschmittel — nicht den geringsten Einfluß auf seinen „Wert“. Es wird dadurch weder seine Wertfunktion noch seine Menge alteriert, mithin auch nicht sein Grenznutzen. Wenn ich als Einheit meiner Wertungen, psychologisch gesprochen, den Genuß annehme, den mir der Konsum eines Apfels pro Tag unter sonst gegebenen Umständen, namentlich also bei fest gegebener Konsum- und Produktionskombination, bereitet, wenn ich demnach alle Güter, die ich besitze oder erwerben kann,

in „Apfelwerten“ anschlage, so ändert das nichts an der Größe dieses Genusses.

Dabei ist das folgende zu beachten: Ich mag sagen, daß mir eine Menge irgend eines Gutes z. B. tausend solchen „Apfelwerten“ gleichkommt. Ich besitze vielleicht gar nicht tausend Äpfel. Und wenn ich sie besäße, so würde ich jeden derselben weit geringer schätzen, als jenen einen, so daß dadurch sich mein Wertmaß verändern würde. Auf Grund des Grenznutzens, den ein Apfel dann für mich hätte, müßte ich jene Gütermenge vielleicht mit 1 Million Äpfel einschätzen usw. Aber doch hat meine frühere Schätzung einen guten Sinn. Drückte man sie freilich so aus: „Jene Gütermenge ist mir tausend Äpfel wert“, so könnte das zu Mißverständnissen, jedenfalls zu Unklarheiten führen. Aber so darf ich mich eben, wenn ich nur das sagen will, wovon hier die Rede ist, nicht ausdrücken. Wenn ich aber sage: Der Genuß, den mir die Konsumtion der Gütermenge verursacht, ist tausendmal so groß, als jener, den mir die Verzehrung des einen Apfels pro Tag bereitet“ oder: „Für jene Gütermenge würde ich äußersten Falles tausendmal jenen Apfel geben“, so ist die Sache in Ordnung und bedarf keiner weiteren Erörterung. Der Leser ist nun imstande, noch eine Korrektur an unserer Aufstellung der Wertfunktionen vorzunehmen, welche wir an ihrer Stelle unterließen, um unsere Darlegung nicht mit einem Momente zu belasten, welches dort noch nicht erörtert werden konnte.

Gehen wir nun weiter. In der englischen Literatur besonders ist es üblich geworden, vier Funktionen des Geldes zu unterscheiden. Dieselben sind charakterisiert durch die Worte: Tauschmittel, Wertmaßstab und zwei, die ich besser unübersetzt lasse, nämlich store of value und standard of deferred payments. Wir sind nun in der Lage, dieselben zu beurteilen. Die beiden ersten besprachen wir soeben: sie sind von grundlegender Bedeutung, aber von völlig verschiedenem Wesen. Nur die erstere erfüllt das Geld notwendig, die letztere wohl in der Regel, aber nicht immer.

Wie steht es mit den beiden anderen? Sicherlich kann man Vermögen auch in anderer Weise aufbewahren, als in Geld. Jedes Gut, das nicht dem Verderben ausgesetzt ist, eignet sich im Prinzip dazu. Es bedarf also kaum einer weiteren Ausführung, daß diese Funktion keine wesentliche ist. Soweit das Geld allerdings sie tatsächlich ausfüllt, liegt darin ein für den Geldwert wichtiges Moment. Denn dadurch, daß man das Geldgut „aufbewahrt“, hoarded, wird seine für die Zirkulation und sonstige Verwendung verfügbare Menge verringert. Das ist gewiß nicht ohne Bedeutung, von prinzipieller Wichtigkeit für die Grundlagen der Theorie ist es nicht. Die vierte Funktion endlich enthält ebenfalls kein selbständiges Moment, sondern hebt nur einen der Fälle hervor, bei denen ein Wertmaß nötig ist.

Nun wollen wir uns zwei wichtige Fragen vorlegen, an denen wir die Fruchtbarkeit unserer Theorie zeigen können. Es sind das erstens die Frage, ob „Geld“ aus einem Stoffe bestehen kann, der keinen „Gebrauchswert“ hat und zweitens die, wie eine Vermehrung des Geldes auf seinen Wert wirkt. Diese Fragen haben in der Geschichte der Geldtheorie eine erhebliche Rolle gespielt und sind von einer ersichtlichen praktischen Bedeutung, so daß man ihre Beantwortung geradezu als Prüfstein einer Geldtheorie bezeichnen kann. Ja man könnte sagen, daß ihre Lösung die Hauptaufgabe der Theorie bildet. Die Probleme des Papiergeldes und der Ursachen der Preisbewegungen sind bekanntlich die praktischen Spitzen derselben, Probleme, über die es eine ganze Literatur gibt, welche teils theoretischer und teils „deskriptiver“ Natur ist. Kann unsere Theorie etwas Allgemeines darüber sagen oder kann uns nur Tatsachenstudium zu einer Erkenntnis führen? Wir wollen sehen. Doch ist es schon von vornherein klar, daß wir zur Analyse konkreter Fälle auch konkreter Daten bedürfen würden. Das kann uns nicht wundernehmen und ist auf allen Gebieten so. Es wird sich nur um einen Beitrag zu allgemeinem Verständnis solcher Probleme überhaupt und höchstens noch um eine theoretische Grundlegung für die

Betrachtung konkreter Fälle handeln können. Alles Weitere muß die Statistik und Geschichte leisten — und man kann sehr wohl argumentieren, daß gerade dieses „Weitere“ der beste Teil der Sache ist.

Was zunächst die erste Frage betrifft, so genügt eine klare Formulierung der Sache auf Grund des Gesagten auch schon zur Lösung. Vor allem muß betont werden, daß wir hier nicht von „Kreditgeld“ sprechen. Eine Urkunde, die ein Versprechen einer bestimmten Summe „Geldes“ enthält, kann im allgemeinen und wenn ihre Einlösung gesichert ist, ebenso zirkulieren, als „Geld“ selbst. Sie verstehen wir nicht unter „Geld aus wertlosem Stoffe“ sondern nur wirkliches Geld, d. h. Dinge, welche die Rolle des Geldes ausfüllen gleichsam aus eigener Macht und ohne ihren Wert auf andere Dinge zu stützen, auf die sie eine Anweisung darstellen.

Unterscheiden wir wiederum klar zwischen Geld als Tauschmittel und Geld als Wertmaßstab. Sicherlich kann als Wertmaßstab nur etwas dienen, was selbst Wert hat. Das ist fast zu klar, um einer Begründung zu bedürfen. Um die Werte der verschiedenen Güter miteinander vergleichen zu können, muß man sie auf einen gemeinsamen Nenner bringen; dazu ist eine Werteinheit nötig; und was immer man als solche Werteinheit wählt, immer muß es ein Wert sein. Um in der psychologischen Ausdrucksweise zu verbleiben: Es wäre mir möglich, irgendein Wertgefühl einer bestimmten Intensität zur Werteinheit meiner Güter zu wählen. wenn ich dasselbe nur hinlänglich festzuhalten vermag, um es stets gegenwärtig zu haben. Dasselbe brauchte gar keinem wirtschaftlichen Gute zu entsprechen, sondern könnte irgendwoher genommen sein. So kann ich auch exakt die Ordinaten meiner Wertfunktionen irgendwie messen, ohne daß die Gestalt der letzteren dadurch geändert wird, denn nur auf das Verhältnis der Ordinaten zueinander kommt es an. Ja sogar, wie wir bereits sahen, einfache Verhältniszahlen können mir diesen Dienst leisten, aber ihre Einheit wird stets einen bestimmten, wenn auch

beliebigen Wert darstellen. Nennt man also den Wertmaßstab „Geld“, so kann dieses Geld einer Wertgrundlage nicht entbehren.

Das Geld als Tauschmittel nun kann ebenfalls nicht ohne eine solchen auskommen. Denn sonst könnte es nicht in bestimmten Tauschrelationen zu andern Gütern stehen. Aber das heißt nur, daß sich mit ihm die Vorstellung von etwas „Werthabenden“ verbinden, nicht aber, daß der Stoff, aus dem es besteht und der tatsächlich zirkuliert, selbst Wert haben muß. Ein Stück Papier, mit dem die Vorstellung des Wertes eines Schafes verbunden ist, kann an sich, die nötigen Bedingungen vorausgesetzt, ebensogut zirkulieren, wie das „Schaf“ selbst, wenn diese Papiere nur in keiner größeren Anzahl vorhanden sind, wie die wirklichen Schafe. Dann wird man in der Regel, wenn es sich um die Verwendung der Schafe zu indirektem Tausche handelt, jene Papiere statt wirklichen Schafen erwerben. Und darin — in dieser Unterscheidung zwischen Stoffwert des Geldes und Beziehung auf Wert — liegt die Antwort auf unsere Frage. Dabei ist klar, daß irgendeine ordnende Macht darüber wachen muß, daß nicht beliebig viele solcher Papiere erzeugt werden, und in diesem Sinne kann man sagen, daß es Geld solcher Art nur im Staate geben kann. Die populäre Frage, ob Papiergeld „Geld“ sei, ist also zu bejahen.

Und nun zu dem zweiten Probleme, das wir lösen wollen: Wie wirkt die Vermehrung des Geldes auf seinen Wert? Hier ist die Unterscheidung zwischen Wertmaßstab und Tauschmittel noch wichtiger.

Wenn sich mein Besitz an jenem Gute vermehrt, dessen Grenznutzen mir als Wertmaßstab dient, wie wirkt das auf den letzteren? Sehr einfach: Dieser Grenznutzen wird sinken, und so wird denn mein Wertmaßstab insoweit kleiner, die Zahlenausdrücke meiner Schätzungen werden insoweit größer werden, allerdings nicht in jenem Verhältnisse, das nach der Quantitätstheorie zu erwarten wäre, nämlich proportionell zum Zuwachse, den mein Besitz an jenem Gute

erfährt, aber wohl in einem anderen, das durch meine Grenznutzenskala gegeben ist.

Aber wir können uns auch eine Fragestellung zu eigen machen, welche uns zur Antwort der Quantitätstheorie führt. Ich kann meinen Güterbesitz mittelst einer beliebigen Werteinheit messen. Verdopple ich nun z. B. die Zahl derselben, was mir ja freisteht und an meinen Schätzungen, deren Sinn und Zweck nur in Fixierung von Verhältnissen besteht, nichts Wesentliches ändert, so wird natürlich meine Werteinheit auf die Hälfte ihrer bisherigen Größe sinken und der Zahlenausdruck meiner Schätzungen auf das Doppelte steigen. Und das ist nun der richtige Kern der Quantitätstheorie; ohne weiteres ergibt sich ein Endurteil über sie oder doch das Prinzip eines Endurteiles —, zu einer erschöpfenden Würdigung wären noch andere Momente nötig, auf die wir hier nicht eingehen können —: In ihrem innersten Wesen und so, wie sie z. B. J. S. Mill meinte, ist sie richtig; aber auch selbstverständlich und weiter nicht interessant; was sie darüber hinaus noch sagt, mag nicht einfach falsch sein, aber es ist doch jedenfalls unvollkommen und muß mit großer Vorsicht behandelt werden. Es kann ja sein, daß jener richtige Kern sich in praxi besser bewährt, als man glauben möchte, und ferner daß er sich noch besser zu bewähren scheint, als es wirklich der Fall ist; und das letztere trifft meines Erachtens für die Quantitätstheorie zu. Aber die Einwendungen, daß sie rein äußerlich und oberflächlich ist und auf die Grundlagen der Preistheorie nicht zurückgeht, ferner daß sie sich wenigstens in ihrer rigorosen Form nur in einer — und wenig wichtigen — Beziehung bewährt, dürften kaum zu widerlegen sein.

Wie wirkt die Vermehrung des Tauschmittels „Geld“ auf seinen Wert? Hier müssen wir wiederum unterscheiden zwischen Vermehrung der Menge des Gutes, das die Wertrundlage des Tauschmittels abgibt und derjenigen eventuellen „Geldzeichen“ ohne solche des Gutes, auf das sie sich beziehen. Im ersteren Falle haben wir zwei Arten von Wirkungen vor uns. Erstens wird Wert

und Preis jenes Gutes sinken, d. h., die in Einheiten des letzteren ausgedrückten Preise steigen und zwar entsprechend der für dieses Gut bestehenden Nachfrageskalen. Soweit wird die Änderung des Preisniveaus lediglich nominell sein. Zweitens aber wird noch eine andere Wirkung eintreten. Wenn nämlich die Vermehrung ungleichmäßig vor sich geht, z. B. nur bei einem Teile unserer Wirtschaftssubjekte eintritt, was bei weitem der häufigste Fall sein muß, so wird wenigstens zunächst eine Verschiebung in der Kaufkraft derselben stattfinden. Alle jene, die über ein festes Einkommen verfügen, werden zunächst benachteiligt sein, und Produktion wie Konsumtion werden andere Bahnen einzuschlagen streben. Allerdings wird sich bald eine Reaktion gegen diesen Vorgang einstellen, aber bis das geschieht, können schon so fundamentale Veränderungen des früheren Zustandes der Volkswirtschaft vor sich gegangen sein, daß eine Rückkehr zu demselben unmöglich ist.

Betrachten wir nun den anderen Fall. Es werden, um bei unserem Beispiele zu bleiben, neue Papierstücke emittiert, welche den Wert von einzelnen Schafen verkörpern sollen, während bisher nur sovielen vorhanden waren, als wirkliche Schafe. Was werden die Wirkungen sein? Zunächst die beiden angeführten, sodaß diese „Emission“ soweit wie eine Vermehrung der vorhandenen Schafe wirkt. Der Preis der Schafe wird sinken. Schon der Preis, der sich für dieselben festgestellt hatte, als nur soviel Papiergeld-einheiten zirkulierten, als es Schafe gibt, war geringer, als jener, der bestanden hätte, wenn es kein Papiergeld gegeben hätte, die Schafe aber doch Tauschmittel gewesen wären. Denn diese Funktion würde sie sonstigem Gebrauche zum Teile entzogen haben. Nun aber, nachdem die Papiergeldmenge noch weiter vergrößert wurde, wird es noch seltener vorkommen, daß Schafe zur Verwendung als Tauschmittel herangezogen werden, weshalb die für andere Zwecke verfügbare Menge derselben steigen und so ihr Wert und Preis sinken wird. Die Emission von Papiergeld also verringert den Wert des Gutes, auf das dasselbe

lautet, und damit haben wir den einen Grund seiner entwertenden Wirkung auf das „Geld“ überhaupt — mit Einschluß des Papiergeldes selbst — herausgearbeitet. Diese Wirkung kommt auch dem Kreditgelde jeder Art, mit Einschluß von Buchkrediten, zu, insoweit es nicht „voll gedeckt“ ist.

Die zweite Ursache der Entwertung, die ebenfalls auch für „Kreditgeld“ gilt, so verschieden dessen Stellung in anderen Beziehungen sein mag, liegt in folgendem Momente. Der Zuwachs an Kaufkraft, den jene Wirtschaftssubjekte erfahren, denen direkt oder indirekt jene Papiergeldemission zugute kommt, wird naturgemäß — wenigstens müßte das in einem sonst statischen Zustande so sein, wobei wir gerne zugeben, daß wir solche Vorgänge innerhalb der Statik nur zum kleinsten Teile erfassen können — der Befriedigung von Bedürfnissen immer geringerer Intensität zugewendet, woraus ein weiteres Sinken des Grenznutzens des Geldes für dieselben folgt, das freilich von einem Steigen dieses Grenznutzens für jene Wirtschaftssubjekte, die an diesem Vorteile keinen Anteil haben, in leicht ersichtlicher Weise begleitet ist. Dabei kann es geschehen, daß der Wert einer Papiergeldeinheit auch ohne die Dazwischenkunft des Momentes des Mißtrauens in das Papiergeld, von dem wir absehen, so wichtig es in praxi ist, unter den Wert der Einheit des Gutes, auf das es sich bezieht, herabsinkt: Das letztere wird dann ganz aus der Zirkulation verschwinden und lediglich seinen sonstigen Verwendungen zugeführt werden, der Wert des Papiergeldes aber in diesem Falle völlig unabhängig sein.

Nebenbei bemerkt, werden wir uns auch nicht wundern, wenn ein Geldgut einen viel höheren Wert hat, als ihm nach dem Werte des Stoffes, aus dem es besteht, zukommen würde. In diesem Falle wird dann der gesamte Vorrat an diesem Gute in den Dienst der Zirkulation gestellt und der Wert nur danach bemessen werden, ein Fall, der in dieser Form wohl nie vorkam, aber in einer anderen — wenn nämlich eine Heranziehung weiterer Mengen eines Geld-

gutes aus sonstigen Verwendungen nicht möglich war, also bei „Einstellung freier Prägung“ — wiederholt beobachtet werden konnte.

Damit wollen wir uns begnügen. Ich glaube nicht zuviel zu behaupten, wenn ich sage, daß in diesen Ausführungen alle nötigen Elemente zu einer ebenso natürlichen wie klaren Lösung aller das Geldphänomen betreffenden Probleme liegen. Gewiß konnten nicht alle Schwierigkeiten in den wenigen Bemerkungen, die mir die dieser Arbeit gesteckten Grenzen zu machen gestatten, beseitigt werden. Aber die Richtung, in der man ihre Beseitigung suchen muß, in der man auch auf eine Lösung des Problem des Bimetallismus stoßen wird, dürfte dennoch klargelegt sein. Und ist das der Fall, so kann das gewiß nicht ohne Einfluß auf das Urteil über unser exaktes System bleiben. Mehr als irgendwo muß auf dem Gebiete des Geldwesens sowohl der Historiker wie der Praktiker Theorie treiben. Die kleinste Behauptung über die Wirkung dieser oder jener monetären Maßregel involviert unvermeidlich mehr oder weniger „Theorie“. Es liegt in der Natur der Sache, daß auch im trockensten Referate über Tatsachen der Geldgeschichte, in der Bedeutung, die dieser oder jener Erscheinung zugesprochen wird, sich Hypothesen finden müssen, welche man weder fortlassen kann, ohne den betreffenden Abschnitt selbst fortzulassen, noch entsprechend präzisieren und rechtfertigen kann, ohne, bewußt oder unbewußt, offen oder verhüllt, Stellung in den Fragen der Geldtheorie zu nehmen. Eine ernste Mahnung folgt daraus.



V. Kapitel.

Die Theorie des Sparens.

§ 1. Noch einen Schritt wollen wir weitergehen und versuchen, eine Erscheinung in unser System einzufügen, welche die Nationalökonomien viel beschäftigt, nämlich das Sparen. Das allererste, worauf wir die Aufmerksamkeit des Lesers lenken wollen, ist wiederum unsere Art vorzugehen. Und dabei behaupten wir, ebenfalls wie gewöhnlich, daß in derselben nicht etwas bloß uns Eigenes liegt, etwas, das nur für dieses Buch Bedeutung hätte und bloß durch unsere eigenen methodologischen Anschauungen bedingt wäre, sondern vielmehr, daß unser *modus procedendi* im Wesen der Sache liege und darin lediglich zum Ausdruck komme, was alle tun. Wir präzisieren bloß die übliche Methode und bemühen uns zu zeigen, welches ihre wahre Natur ist, frei von Unklarheiten und Ausschmückungen. Das soll uns dazu helfen, ein Urteil darüber zu gewinnen, was von ihr zu halten ist, was sie leistet oder leisten kann, und wo die Grenzen und Bedingungen ihrer Brauchbarkeit liegen. Wir wollen sehen, was die statische Ökonomie für dieses Problem und wie sie es tun kann und welcher Wert dem, was in theoretischen Werken darüber geschrieben zu werden pflegt, zukommt.

Ein nicht uninteressanter Beitrag zur Erkenntnistheorie unserer Disziplin und zum Verständnisse ihres Wesens und ihrer Resultate, ergibt sich meines Erachtens dabei, ja ein Beitrag zur Erkenntnis des Wesens aller Theorie überhaupt.

Wir betonen ja immer, daß es wenig Sinn hat, dasselbe im allgemeinen diskutieren zu wollen, vielmehr nur die Arbeit an konkreten Problemen zu einer Einsicht von wirklichem Werte führen kann. Nur diese kann uns dazu führen, wirklich etwas von der Sache zu verstehen und nur rückblickend auf theoretische Erfahrung, wenn man so sagen darf, gewinnt man ein Urteil, das Sinn hat. Dasselbe stellt sich dann von selbst ein als eine der Früchte der Arbeit und bedarf keiner allgemeinen Begründungen mehr; es ist nicht so kurz und einfach wie alle die landläufigen es zu sein pflegen und kann dem Laien nicht so leicht plausibel gemacht werden; aber es ist ihnen auch so überlegen, daß dieselben daneben nur wie feuilletonistische Aperçus aussehen, an denen das Wahre und Falsche so klar gesehen werden kann, wie Öl und Wasser in einem Glase.

Der Punkt, der methodologisch an unserem gegenwärtigen Thema so interessant ist, ist der folgende. Wir haben in der Geldtheorie ein Beispiel einer deduktiven — und nichtsdestoweniger sehr wertvollen — Erkenntnis gesehen und so durch die Tat und nicht durch aprioristische Obersätze gefunden, daß unter Umständen rein theoretische Erwägungen zu neuen, das heißt nicht schon in ihren Voraussetzungen enthaltenen, Wahrheiten führen können, welche uns kein Tatsachenstudium besser zu zeigen vermag. Nun werden wir ein Beispiel einer Theorie kennen lernen, die zwar auch exakt aber doch ganz anderer Natur ist, die auf Grund von neuen Tatsachen, sozusagen induktiv, von außen in unser System eingefügt werden kann, wenigstens bis zu einem gewissen Grade. Ist sie einmal in das System eingeführt, sind diese Tatsachen einmal so stilisiert, daß das möglich ist, so unterscheidet sich diese Art von Theorie gar nicht von der andern und leicht kann der flüchtige Beobachter den Unterschied zwischen beiden übersehen. Praktisch ist das auch kein großes Unglück, aber hier, wo wir uns die Theorie gründlich ansehen wollen, ist derselbe fundamental. Und es ist meines Erachtens ein ganz glück-

licher Zufall, daß zwei Instanzen für zwei ganz verschiedene Leistungen unserer Theorie hier aufeinanderfolgen.

Was sagen uns die Nationalökonomien über das Phänomen des Sparens? Nur wenige¹ geben eine eigentliche Theorie derselben; worin dieselbe besteht, wollen wir gleich angeben. Die meisten sagen uns zwei Dinge. Erstens, daß es gut und schön sei, zu sparen und daß es sich für jedermann sehr empfehle, nicht sein ganzes Einkommen auszugeben. Die volkswirtschaftliche Bedeutung des Sparens sei groß, hänge von den moralischen Eigenschaften der Bevölkerung ab und dergleichen mehr. Oft vervollständigen statistische Daten diese Darlegungen, welche zu jenen gehören, die wir im Interesse des Ansehens unserer Disziplin dringend ausgeschieden wissen möchten. Zweitens sagt man uns — wenigstens viele Nationalökonomien tun das —, daß das Sparen die Bildung des Kapitals oder des Vermögens erkläre. Das ist allerdings sehr wichtig, und wir werden diesen Satz noch zu prüfen haben. Im ganzen kann man jedenfalls sagen, daß die Spartheorie einen der schwächsten Punkte der Ökonomie bildet.

Zunächst aber wollen wir die reine Theorie des Sparens entwickeln. Beachte man, wie wir dabei zu Werke gehen. Das Sparen ist sicherlich eine wirtschaftliche Erscheinung von größerer oder geringerer Bedeutung. Deshalb werden wir den Wunsch haben, sie in unserem Systeme zu berücksichtigen, falls dies geht. Es muß keineswegs gehen und es kann in sehr verschiedenem Maße gelingen, wenn es überhaupt gelingt. Denn es berechtigt uns nichts, von vornherein anzunehmen, daß unsere formalen Voraussetzungen auf jede wirtschaftliche Erscheinung passen müssen, daß sich jede derselben in unser Schema bringen läßt. Tatsächlich ist das auch bei einer Reihe wichtiger wirtschaft-

¹ Vor allem die Mathematiker: L. Walras, V. Pareto, Irving Fisher, W. Launhardt; von Nichtmathematikern eigentlich nur v. Boehm-Bawerk. Doch machen auch die Genannten manche Anwendungen von der Theorie, welche wir ablehnen müssen.



licher Tatsachen nicht der Fall und wir waren bereits gezwungen, einzusehen, daß die Statik keineswegs auch nur die Theorie der Wirtschaft erschöpft. Es könnte sich nun auch hier zeigen, daß unsere Betrachtungsweise unanwendbar ist. Wir würden dieselbe deshalb, eingedenk der Dienste, die sie uns dennoch zu leisten vermag, noch nicht verwerfen, sondern vorerst die Tatsache des Sparens in die Dynamik verweisen und in der Statik von ihr absehen. Aber selbst wenn es sich ergibt, daß unsere statischen Methoden hier nicht versagen, wird daraus nicht folgen, daß sie notwendig die ganze Erscheinung und alle ihre Konsequenzen decken. Sie können uns etwas darüber zu sagen gestatten und an anderen Punkten versagen. Ob wir in diesem Falle das Sparen in der Statik behandeln werden oder nicht, hängt von der Größe dieses „etwas“ ab. Dabei müssen wir uns vor zwei entgegengesetzten Fehlern hüten. Wir dürfen einerseits nicht vor jeder Schwierigkeit zurückscheuen, die vielleicht mit einem kleinen Kunstgriffe zu beseitigen ist, andererseits aber den Tatsachen nicht Gewalt antun: Wir dürfen nicht leichten Herzens erklären, daß aus diesem oder jenem Grunde das Sparen keine Erscheinung der statischen Wirtschaft sei, wenn wir doch zu brauchbaren Theoremen kommen können. Aber wir sollen auch nicht darauf bestehen, eine Erscheinung in ein Schema zu pressen, wenn sie dadurch, selbst wenn wir nichts logisch Fehlerhaftes dabei tun, ihre wesentlichen Merkmale verliert, sich sozusagen darin nicht ausleben kann. Nach beiden Richtungen wird gesündigt. Man behandelt oft Erscheinungen mit Methoden, deren Voraussetzungen gerade das Wesentliche an der Sache verbarrikadieren — ein Beispiel wird uns in der Zinstheorie begegnen — und mit denen man nur Banalitäten oder direkt falsche Resultate gewinnt. Und wohl ebenso oft erklärt man einfach, daß diese oder jene Erscheinung der Theorie unzugänglich sei, wo doch ein Versuch sie anzuwenden, recht gut gelingen würde. Allgemeine Regeln dafür, wann das eine und wann das andere am Platze ist, gibt es nicht; es ist das Sache des Taktes,

der wissenschaftlichen Befähigung. Wie der Staatsmann bald mit eiserner Hand, bald mit einem Samthandschuhe vorzugehen hat und in der richtigen Wahl des einen oder des anderen Vorgehens ein wesentliches Kriterium seines Talenten liegt, so muß auch der Theoretiker bald sozusagen seine Autorität gegenüber den Tatsachen wahren, sie bis zu einem gewissen Grade meistern und sich nicht von ihnen überwältigen lassen, was, gestehen wir es nur offen, nie ohne jede Willkürlichkeit geht — ganz ohne Willkür ist keine Theorie —, bald vorsichtig und schonungsvoll ihre Einzelheiten berücksichtigen. Und im Erfolge, nicht in allgemeinen Regeln, liegt, ebenfalls in beiden Fällen, die Rechtfertigung für den eingeschlagenen Weg.

Alles, was wir tun können, ist also, zu versuchen, ob wir unsere Methoden auf das Phänomen des Sparens anwenden können und was dabei herauskommt. Das wollen wir denn auch tun. „Unsere Methoden anwenden“, heißt nichts anderes, als das Schema des Tausches anwenden. Können wir das? Was ist dazu nötig? Die Antwort ist einfach: erstens ein „Gut“ und zweitens eine Wertfunktion von gleichen Eigenschaften wie alle andern. Was den ersten Punkt betrifft, so müssen wir zu diesem Zwecke eine neue „ökonomische Quantität“, eine neue Art von Elementen unseres Systemes kreieren und annehmen, daß unsere Wirtschaftssubjekte neben der Produktion und der Konsumtion dienenden Gütern auch „Sparfonde“ besitzen, welche natürlich auch gleich Null sein können — ebenso wie die Mengen jedes ihrer übrigen Güter. Diese Sparfonde können in irgendwelchen Gütern bestehen, wir werden sie passend als Geldsummen auffassen. Man sieht unmittelbar, daß das keine Schwierigkeiten hat, und wir diese neuen Elemente soweit ohne Anstand neben die alten stellen können. Allein der zweite Punkt, die Wertfunktionen dieser neuen Art von Gütern, mag ein Problem bilden. Der psychologische Nationalökonom, der die Wertfunktionen auf Bedürfnisbefriedigung basiert, wird genötigt sein, hier einen wesentlichen Unterschied zu konstatieren, da der Sparfond eben

nicht dem Genusse dienen soll, ihm vielmehr zunächst entzogen ist. Man kann seinen Wert also nur aus der Befriedigung künftiger Bedürfnisregungen erklären, wenn man nicht von einem besonderen Sparbedürfnisse sprechen will. Beide Wege sind indessen durchaus möglich und haben guten Sinn. Wir jedoch wollen hier ebenso vorgehen, wie bei Aufstellung der andern Wertfunktionen, das heißt wir wollen auch hier den Individuen ihre Schätzungen für verschiedene große Sparfonde, von Null stetig fortschreitend, abfragen und sehen, ob die so erhaltene Funktion ebenso aussieht, wie alle andern. Es ist klar, daß das erstere möglich und das letztere der Fall ist. Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, des Näheren zu zeigen, daß auch für das Spargeld ein Gesetz vom abnehmenden Grenznutzen gilt, daß auch hier jeder weitere Zuwachs geringer geschätzt wird als der unmittelbar vorhergehende von gleicher Größe und an bestimmten Punkten unsere Individuen zu sparen aufhören unter denselben Voraussetzungen, welche wir bei andern Gütern zu machen haben.

Wir können also den Sparfond für unsere Zwecke ganz ebenso auffassen, wie andere Güter und das Sparen erscheint demnach als eine wirtschaftliche Verwendung der vorhandenen Mittel ganz so, wie jeder andere Gütererwerb. Es ergibt sich daraus, wie man leicht sieht, daß wir unser Gesetz vom Grenznutzenniveau auch auf das Sparen ausdehnen und von einer festen Tauschrelation des Sparfonds zu allen andern Gütern sprechen können, also geradezu von einem Preise desselben. Hoffentlich wird das keinem Mißverständnisse begegnen, auch wenn wir es uns versagen, darauf näher einzugehen. Das wesentliche Resultat, das sich daraus ergibt, ist die eindeutige Bestimmtheit des Sparfondes jedes Wirtschaftssubjektes. In der Tat reichen die angedeuteten Momente aus, exakt nachzuweisen, daß das „Spargeld“ in der Volkswirtschaft unter gegebenen Verhältnissen und in jedem Zeitpunkte in eindeutig bestimmter Menge vorhanden und unter die einzelnen Wirtschaftssubjekte in eindeutig bestimmter Weise verteilt ist,

auch mit den Mengen aller andern Güter in fester Wechselwirkung steht, durch sie bedingt ist und seinerseits sie mitbestimmt und ein gewisses — „normales“ oder „notwendiges“ — Verhältnis zu ihnen einhält.

Das ist alles, darin liegt die ganze reine, statische Theorie des Sparens. Ist sie etwas wert, ist sie namentlich der Mühe wert? Gewiß ist sie nicht ohne Bedeutung, und man könnte dieselbe durch eine vollere Darstellung viel eindrucksvoller hervorheben, als uns das hier möglich ist. Die Erkenntnis der eindeutigen Bestimmtheit des Sparfondes, seiner Bedingtheit durch die andern Elemente unseres Systemes, ja die Möglichkeit selbst, ihn als ein Gut wie alle andern aufzufassen — das alles ist nicht ohne wissenschaftlichen Wert. Außerdem könnten wir auf Grund unserer Theorie gewisse Bewegungsgesetze des Sparfondes ableiten von derselben Art, wie die anderer Gütermengen¹. Aber hier wiederum muß zugegeben werden, daß wir nicht mehr bieten und namentlich keine weitgehenden Anwendungen von unserer Theorie machen können, worauf wir noch kommen werden. Wir werden es wie gewöhnlich als „Geschmacksache“ bezeichnen müssen, ob man günstig oder ungünstig über sie denken will. Vorliebe für oder Abneigung gegen exakte Gedankengänge wird dabei die Hauptrolle spielen und wen Anlage oder Bildungsgang und Interessenkreis die eine Eventualität wählen läßt, wird sich bewußt bleiben müssen, daß sein Urteil wie alle Urteile eben nur subjektive Geltung hat, wenn es auch insoweit sicherlich immer Anspruch auf Beachtung hat. Am Schluß dieses Buches werden wir das nochmals zusammenfassend betonen.

Bemerken wir noch, daß man ganz denselben Vorgang auch auf andere Dinge anwenden und ebenso von einem Wohltätigkeitsfonde und dergleichen sprechen könnte. Und auch solchen Theorien würde dasselbe relative Interesse

¹ Und endlich kann man hoffen, durch weitere Daten und speziellere, kühnere Annahmen noch weitere Sätze zu gewinnen. Ich teile diese Hoffnung und nur Raumrücksichten halten mich ab, bei diesem in mehr als einer Hinsicht interessanten Punkte zu verweilen.

und derselbe bescheidene, aber nicht völlig illusorische Erkenntniswert zukommen, wie der des Sparens. Hier eröffnet sich also eine Möglichkeit der Erweiterung des Gebietes der exakten Ökonomie, eine Aussicht auf weitere Entwicklung. Doch denken wir sicherlich nicht sehr hoch darüber. Es sei aber erwähnt, daß die Spartheorie sich von diesen letzteren Dingen durch ein Moment unterscheidet, welches sie für das System der reinen Ökonomie notwendig macht, wenigstens dann, wenn dasselbe allen Anforderungen genügen soll: In gewissen komplizierteren Fällen zeigt sich nämlich, daß der Sparfond zur eindeutigen Bestimmtheit des Gleichgewichtszustandes nötig ist. Es gehört das zu den Details der mathematischen Theorie, und wir wollen darauf hier nicht eingehen. Ferner aber bedürfen wir des Sparfondes mitunter dann, wenn wir die Wirkungen von Preisbewegungen studieren, und davon werden wir im vierten Teile dieser Arbeit sprechen.

Aber hat die Spartheorie nicht eine höchst wichtige Anwendung, erklärt sie nicht die Kapitalbildung? Nun, soweit unsere exakte Theorie des Sparens in Betracht kommt, kann die Antwort nur rundweg verneinend lauten. Wir können schon nicht erklären, wie die Sparfonde entstehen, müssen vielmehr solche als gegeben annehmen und uns darauf beschränken, ihre eindeutige Bestimmtheit im Gleichgewichtszustande und ihre Variationen zu untersuchen bzw. zu beweisen. Und zwar aus demselben Grunde, wie bei allen andern Gütern: Weil das unser statischer Apparat nötig macht. Ein Übergang aus einem Zustande, in dem nicht gespart würde, zu einem solchen, wo das geschieht oder wo auch nur eine größere prinzipielle Disposition zum Sparen vorhanden ist, setzt eine Änderung in der Natur des Menschen, mithin in allen Wertfunktionen voraus und ist für uns deshalb ebenso unerfaßbar, wie der Übergang zur Produktion von Gütern, die bisher unbekannt waren, oder zu neuen Wirtschaftsmethoden. Alles das muß feststehen, darf sich nicht ändern, wie wir das ausgeführt haben. Vollends können wir die Verwendungen des Spar-

fondes zur Schaffung von Produktionsmitteln usw. nicht untersuchen. Das würde ja eine Entwicklung zur Folge haben, auf einen neuen Kulturzustand hinarbeiten, in dem alles anders ist. Es führt zu neuen Bedürfnissen, neuen Erscheinungen jeder Art. Ihnen gegenüber versagen unsere Methoden und selbst soweit sie das nicht tun, treten andere Dinge dabei in den Vordergrund des Interesses, auf die andere Betrachtungsweisen besser passen. Nur die Ersparung kleiner Summen, wenigstens verhältnismäßig kleiner, deren Investition nicht in Betracht kommt und welche den Gang der Wirtschaft nicht wesentlich beeinflussen, sind im Prinzip¹ in der statischen Wirtschaft möglich, sonst hört sie auf, statisch zu sein. Namentlich das Entstehen neuer „Kapitalien“ — und das gilt für alle die Bedeutungen, die dieses Wort haben kann — ist ein so essentiell „dynamisches“ Moment, kann so sehr nur im Zusammenhange mit dem Probleme der Entwicklung behandelt werden, daß jeder Versuch, es in den Rahmen der Statik zu pressen, nur kläglich mißglücken kann. Das wird schlagend durch die rein theoretischen Kapitalbildungstheorien bewiesen, welche so unleugbar unbefriedigend sind und dem Historiker soviel zu entschuldigen geben. Wir wagen es jedenfalls nicht, diesen Schritt zu tun, wenn auch unsere Spartheorie dadurch bedauerlich eingeschränkt wird. Lieber wollen wir zugeben, daß sie nur das Spargeld „im Strumpfe“ deckt, als beim Angeln nach Problemen der Dynamik vom statischen Ufer aus einen Fall ins Wasser zu riskieren. Wenigstens ist das wenige, das uns bleibt, dann einwandfrei. Und etwas bleibt uns ja. Der ständige Saldo, den wir im Kontokorrente unserer Bank haben — nicht aber das, was wir, wenn auch momentan nicht investiert, im Depositenkonto haben — gehört hierher² und ähnlicher Beispiele ließen sich viele

¹ Was nicht hindert, größere in der Geldtheorie zu berücksichtigen.

² Von unserem Standpunkte aus gesehen wenigstens und dann, wenn wir keine Zinsen dafür empfangen, wie das bei englischen Banken meist der Fall ist.

finden. Diese Unterscheidung ist auch an sich nicht ohne Interesse, und wir müssen unseren Methoden dankbar sein, daß sie uns auf dieselbe führen. Aber weiter können wir nicht gehen.

Note über die Theorie der Kapitalbildung.

Wir wollen hier einige Worte über die Frage sagen, ob die Erscheinung des Sparens die Kapitalbildung erkläre. Sicherlich ist eine Theorie der letzteren nicht im Rahmen der Statik möglich und unsere Bemerkungen werden daher nicht eigentlich zum Gegenstande dieses Buches zu rechnen sein. Aber sowohl um uns darüber zu beruhigen, daß wir nicht etwa auf leicht erreichbare Erkenntnisse verzichten, wenn wir uns jene Zurückhaltung auferlegen und ferner, um dem Leser zu zeigen, daß sich die Statik und die Dynamik in der Tat scharf voneinander abheben und ihre Unterscheidung keineswegs eine theoretische Laune ist, um also dem Gesagten noch einen Unterton zu geben, der zu seinem vollen Verständnisse durchaus nötig ist — aus diesen Gründen wollen wir uns eine kurze Abschweifung gestatten und einiges über ein Thema sagen, mit dem man Bände füllen könnte. Die uns gebotene Kürze gestattet nicht ängstliche Korrektheit der Ausdrucksweise und kann leicht zu einer Kritik Anlaß geben, die eine vollere Darstellung nicht zu fürchten hätte. Wir appellieren hier an die Generosität des hoffentlich „geneigten“ Lesers.

Um den ärgerlichen Schwierigkeiten, die um den Kapitalbegriff herumliegen, zu entgehen, wollen wir unsere Frage in zwei andere zerlegen: Erklärt das Sparen die Bildung der „Vermögen“ im populären Sinne des Wortes? und: Erklärt das Sparen die Kapitalbildung, unter Kapital „produzierte Produktionsmittel“ verstanden? Nur Tatsachenbetrachtung kann uns das lehren. Vor allem zur ersten Frage. Wie entstehen „Vermögen“? Oder: Woher kommen jene Geldsummen, die man im gewöhnlichen Leben als „sein Vermögen“ bezeichnet? Man kann ohne Widerspruch befürchten oder eine lange Erklärung geben zu müssen wenigstens dem Theoretiker von Fach gegenüber vor allem antworten: Diese Summen stellen kapitalisierte Erträge dauernder Einkommensquellen dar. Wie diese Kapitalisierung erfolgt und woher die Einkommensquelle stammt — ob sie auf wirtschaftlichem oder außerwirtschaftlichem Wege, z. B. durch Landschenkung erworben wurde — ist für unseren Zweck gleichgültig. Was uns interessiert ist die Tatsache, daß ein solches Vermögen sicherlich nicht „erspart“ wurde. Mag auch die Einkommensquelle erarbeitet und selbst in irgendeiner Weise auf Spartätigkeit zurückzuführen sein, sicher ist jene Summe, die das Vermögen darstellt, nicht durch Sparen auf-

gestapelt worden; sie hat ihren Ursprung eben in dem genannten Prozesse der Kapitalisierung.

So ist sicherlich eine große, sehr große Anzahl von Vermögen entstanden. Wer dagegen könnte jemals ein irgendwie erhebliches Vermögen dadurch erwerben, daß er sich von seinen täglichen Ausgaben etwas ersparte? Wer spart denn überhaupt in dieser Weise? Die letztere Frage ist die wichtigere, da es uns nichts nützen könnte, eine allgemeine Regel darüber aufzustellen, wer sparen „kann“, wenn die Betreffenden nicht tatsächlich sparen. Gute Lehren können wir höchstens uns selbst erteilen. Nun, diese Frage muß auf Grund von Tatsachenbeobachtungen beantwortet werden. Ich kann jene Materialien, die mich zu meiner Antwort veranlassen, hier nicht darlegen, sondern muß mich darauf beschränken, diese selbst zu geben. Allein ich meine, daß sie eher auf Zustimmung als auf Widerspruch stoßen wird. Ich glaube nämlich, daß nicht jene Leute „sparen“, die die größten Einkommen haben, sondern viel eher die Arbeiter- und vor allem die Mittelklassen. Wenn die Spartätigkeit eine einfache Funktion der Größe des Einkommens wäre, so würde das wahrscheinlich anders sein, obgleich auch hier bei sehr großem Einkommen ein Punkt eintreten würde, wo mit Rücksicht auf die Gleichgültigkeit weiteren Erwerbes das Sparen aufhören würde, obgleich, mit anderen Worten, auch dann die Spartätigkeit der Größe des Einkommens sicherlich nicht proportional wäre — wie auch bei anderen Gütern bekanntlich der Erwerb nicht mit dem Steigen der Mittel des Erwerbers Schritt hält. Allein die Spartätigkeit ist zweifellos keine solche Funktion des Einkommens. Die Momente der sozialen Stellung, der „Verpflichtungen“, der Lebensansprüche, Gewohnheiten usw., kurz, die Verschiedenheit der Anlagen der Menschen und ihrer sozialen Milieus verhindern das und zwar in einem Grade, welcher eine Abstraktion davon zwar nicht unnötig, wohl aber wertlos macht. Der Tatbestand scheint mir nun der zu sein — und wir sind ja gegenwärtig sowohl nicht ohne Statistik, wie nicht ohne Monographien darüber, wenn auch ein Mehr hier dringend erwünscht wäre —, daß hohe Stellung und luxuriöse Gewohnheiten — hoher Standard of life — die Größe der Einkommen meist mehr als balancieren und Leute mit großem Einkommen, auch abgesehen von dem reintheoretischen Momente des sinkenden Grenznutzens des Sparfonds, weniger intensiv sparen, als solche mit kleinem, ja meist oder in einem sehr erheblichen Teile aller Fälle, gar nicht. Und aus Beobachtungen und Erwägungen dieser Art ergab sich mir, daß das Sparen eine bedeutend geringere Wichtigkeit als soziale Erscheinung und als Erklärungsprinzip wirtschaftlicher Probleme habe — wenn auch immer noch eine große — als die meisten Volkswirte anzunehmen pflegen. Ich kann das hier ebensowenig begründen, wie ich die ziemlich weitreichenden Kon-



sequenzen dieser Ansicht vorzuführen vermag. Allein ich möchte bemerken, daß sich mir in diesem Zusammenhange neue Elemente für eine Kapitalbildungstheorie und noch darüber hinaus für eine Art Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung ergeben haben. Und wenn dieser Standpunkt richtig ist, bewähren sich nicht die Methoden der Statik, welche uns Bescheidenheit lehren und vor Fehlgriffen bewahren, überraschend gut? Entdecken wir nicht unerwartete Übereinstimmung des theoretischen Bildes mit der Wirklichkeit?

Doch entstehen Vermögen nicht auch anders als durch „Kapitalisierung“? Gewiß, eine andere wichtige Entstehungsursache sind die Geschäftsgewinne. Ich gebrauche diesen Ausdruck hier in populärem Sinne und verstehe darunter nicht bloß Zufalls- und Spekulationsgewinne in engster Bedeutung, sondern jene „Unternehmergewinne“ jeder Art, aus Gründungen usw., welche bekanntlich viel bedeutender sind, als die reine Theorie uns glauben machen möchte, — besonders deshalb, weil die Konkurrenz so gut wie nie „frei“ ist, — und welche greifbarerweise die Quelle vieler Vermögen sind. Wie sie sich erklären, geht uns hier nichts an, davon werden wir noch an anderer Stelle sprechen. Sie sind da, und das mag für jetzt genügen. Nun erhebt sich aber die Frage, ob bei der Erklärung der Vermögensbildung aus diesen Elementen, nicht doch das Sparen eine sehr wesentliche Rolle spielt. In der Tat hat man das behauptet. Während ein Teil der Theoretiker die Vermögensbildung — eigentlich die Kapitalbildung; aber das kommt, wie wir gleich sehen werden, für unseren Zweck auf dasselbe hinaus — aus produktiver Tätigkeit — industry — erklärte, hat ein anderer hier auf das Sparen Gewicht gelegt und noch andere haben beide Momente vereinigt. Nichts scheint einfacher, als alle drei Theorien zu begründen. Wenn Vermögen auf diese Art — d. h. nicht durch Kapitalisierung — entstehen soll, so muß es irgendwie „produziert“ werden; ebenso natürlich darf das „Produkt“ nicht sofort konsumiert werden, wenn Vermögen entstehen soll; und so ist es schließlich auch selbstverständlich, daß beides — Produzieren und Nichtverzehren — zusammenwirken muß.

Allein ist dieses „Nichtverzehren“ gleichbedeutend mit „Sparen“? Nennen kann man es freilich so, aber die Frage ist, ob es dieselbe Erscheinung ist, welcher wir hier begegnen und welche wir im Texte behandelten. Die Antwort kann nur verneinend lauten. Dort hatten wir es mit einem Absparen vom gewohnten Einkommen, das die Grundlage des standard of life der Betreffenden bildet, zu tun, hier liegt ein Gewinn vor, der außerhalb des gewöhnlichen Budgets steht und nie als wirkliches Einkommenelement betrachtet wurde. Dort handelte es sich um Schaffung eines kleinen Reservefonds, hier um Schaffung der Grundlage zu neuen Produktionen und Konsumtionen, einer neuen Lebenshaltung. Dieser Unterschied ist wesentlich und

ich bedauere nur, ihn nicht eindringlicher ausführen zu können. Nennt man beide Vorgänge „Sparen“, so muß man sagen, daß dasselbe zwei verschiedene Rollen habe. Aber nur in einem Falle sagt uns das Moment des „Sparens“ etwas Interessantes: Es zeigt uns eine bestimmte Art der Einkommenverwendung. Im anderen aber nur eine Banalität: Daß niemand oder so gut wie niemand seinen industriellen Gewinn sofort konsumiert. In diesem letzteren Falle liegt alles Wichtige in dem Momente des Erwerbes: Ein solcher Erwerb steht außerhalb des Einkommens, sozusagen außerhalb des Grenznutzenniveaus des Erwerbenden und seine Konsumtion, die die ganze Lebenshaltung verändern würde, kommt meist gar nicht in Frage. Er ist in der Statik, in der alles vorhergesehen ist und freie Konkurrenz alle Gewinne auf die Kosten herabdrückt, nicht möglich, ist essentiell ein Phänomen der Entwicklung. Durch außerordentliche Anstrengungen, durch eine Energie, welche vorwärts will und nicht ängstlich ein hedonisches Gleichgewicht sucht — wir drücken uns der Kürze wegen so inkorrekt aus — und welche oft anderen Motiven gehorcht als eudämonistischem Egoismus, wird er erreicht. Daß er nicht „konsumiert“ wird, ist meist selbstverständlich. Dazu würde er meist gar nicht erworben. Beim statischen Einkommen ist es hingegen gar nicht selbstverständlich, daß etwas gespart wird. Denn es ist zunächst zu unmittelbarer Bedürfnisbefriedigung da.

Sofort werden wir nun die erste der drei genannten Kapitalbildungstheorien günstiger beurteilen. Sie legt wirklich auf das entscheidende Moment Gewicht und es liegt eine viel tiefere Erkenntnis in ihr, als man glauben sollte. Auch die zweite Theorie, die „Spartheorie“ der Vermögensbildung, ist keineswegs banal. Doch ist sie falsch, wie wir nun sehen. Aber die dritte Theorie stellt sich am ungünstigsten dar. Wir sehen auch u. a., warum uns ein „sparender Rothschild“, dem wir in der Theorie mitunter begegnen, so humoristisch berührt. Es ist zwar möglich, daß ein Millionär auch eine Spartätigkeit in unserem Sinne entfaltet, nämlich von dem etwas zurücklegt, was er als sein dauernd gesichertes Einkommen betrachtet. Allein seine Millionen kann man nie daraus erklären.

Ich bedauere lebhaft, daß ich nicht mehr bei diesen Dingen verweilen kann und sie in einer Form der Öffentlichkeit übergeben muß, welche in so vieler Hinsicht unvollkommen ist. Vielleicht vermag ich später einmal zu zeigen, wie wichtig jener noch nie gemachte Unterschied zwischen jenen beiden Arten von Sparen ist, und wie sich das Gesagte zu einer korrekten Einkommensdefinition verwenden läßt, wie es ein wichtiges Glied einer Kette ist, von der interessante neue Erkenntnisse abhängen, welche dazu führen können, manche sehr unbefriedigende Teile der Nationalökonomie zu regenerieren.

Kommen wir zum Schlusse: Die Vermögensbildung ist kein

statischer Prozeß und außerdem nicht durch das Moment des Sparens zu erklären. Ganz dasselbe läßt sich nun auch von der Schaffung von Kapital im Sinne von produzierten Produktionsmitteln wiederholen: Aus „Sparen“ entstehen dieselben nicht, das ist sicher. Auch sie sind Errungenschaften von Anstrengungen, welche unseren Gleichgewichtszustand zerstören und insoweit von der Nationalökonomie nie befriedigend behandelt wurden, als dieselbe noch nicht über die Statik hinausgediehen ist. Und nicht nur diese Anstrengungen, auch ihre Früchte ändern das ganze „System“. Doch werden wir damit noch zu tun haben und so schließen wir hier. Aber man sieht, wir haben sehr wohl Grund, uns innerhalb der Statik zu halten und können über die Beschränkungen, die uns das auferlegt, kaum murren. Versucht man es doch, darüber hinauszugehen, ehe die Waffen dazu geschmiedet sind, so baut man, wo es keinen festen Boden gibt — und die historische Kritik gewinnt nur allzu große Berechtigung: Ja, hier liegt gewiß ein Punkt, wo nur neue Tatsachen helfen.





Dritter Teil.
Die Verteilungstheorie.





I. Kapitel.

Die Einkommen; Allgemeines.

§ 1. Würde man gefragt, was die reine Ökonomie an praktisch brauchbaren Resultaten liefere, so könnte man vor allem zwei Dinge anführen: Daß sie nämlich erklärt, „was die Preise sind“ und daß sie gewisse Bewegungsgesetze derselben gibt. Den ersten Punkt haben wir im Wesen erledigt, zum zweiten werden wir im vierten Teile dieser Arbeit kommen. Hier nun haben wir es mit der wichtigsten Anwendung der Preistheorie zu tun, mit der Theorie der Einkommen. Die Wichtigkeit des Problems braucht nicht hervorgehoben zu werden — das Wesen der wirtschaftlichen Verteilungsvorgänge zu ergründen, ist immer ein Hauptziel der Ökonomie gewesen. Ja man kann sagen, daß das der alleinige Zweck vieler Systeme der Ökonomie war und ist.

Wir begegnen hier ähnlichen Schwierigkeiten wie beim Preisprobleme im allgemeinen, nur in verstärktem Maße. Eine Fülle von Vorstellungen und Gefühlen ruft schon der Titel „Verteilungstheorie“ wach: Erbitterte Kämpfe, Leiden und Genüsse, ein Teil der Geschichte der Menschheit scheint darin zu liegen. Hoffnungen und Befürchtungen ruft jede Diskussion dieses Themas wach, und auch die Wissenschaft ist bis heute noch nicht zu einer lediglich beschreibenden Behandlung desselben vorgedrungen. Sein eminentes praktisches Interesse, das auch den Gelehrten gefangen nimmt, macht das so schwer. Es gibt sogar genug Leute, welche eine rein wissenschaftliche Behandlung dieser Fragen, eine kühle Sachlichkeit

übernehmen und als Mangel an sozialem Denken betrachten. So kann denn eine Tendenz zur Verteidigung oder Bekämpfung der bestehenden Verhältnisse fast in jedem Werke nachgewiesen werden; fast nie konnte und kann man sich enthalten, praktische Schlüsse zu ziehen, die naturgemäß stets einer oder der anderen Partei unangenehm sein mußten und deren überlegener Ton, deren Darstellung als unantastbare wissenschaftliche Resultate und als absolute Wahrheiten besonders aufreizend wirkte. Sagt man dem Proletariate, daß all sein Elend „naturgemäß“ sei, sogar einem Nutzenmaximum entspreche, so kann man von der Seite seiner Vertreter um so weniger auf Zustimmung rechnen als das in eklatantem Widerspruche mit der Tatsache des Erfolges von sozialpolitischen Bestrebungen verschiedenster Art steht. Nervös erklärte man schließlich, daß es allgemeine Wahrheiten hier nicht gebe und brandmarkte jenen Versuch, dergleichen auszusprechen, als unfaires politisches Manöver, das lediglich den Zweck habe, verschiedene Bestrebungen und Hoffnungen mattzusetzen. Daß diese Anschauung von einem großen Teile der wissenschaftlichen Welt geteilt wird und daß gegen einen anderen großen Teil derselben derartige Vorwürfe gerechtfertigt sind, ist ja bekannt. Wir kommen darauf gleich zurück.

Wir haben ferner wiederholt gesagt, daß an den Tatsachen die soziale Seite, die Machtverhältnisse, die Entwicklung und dergleichen geradezu das Interessanteste sind und daß unser theoretisches Bild dazu nichts beizutragen vermag, auch, daß es so wirklichkeitsfremd ist, daß nur der geübte Blick überhaupt eine Ähnlichkeit mit der Wirklichkeit darin entdeckt, daß eine Fülle von Tatsachen der Erfassung durch unsere Methode und von unserem Standpunkte ent schlüpft. Aber nicht das soll hier ausgeführt werden. Es wurde das vielmehr schon besprochen, und wir haben darauf verzichtet, für die praktische Diskussion und für die konkrete Entwicklung Erhebliches gewinnen zu wollen. Hier haben wir es mit jenen Schwierigkeiten hauptsächlich zu tun, welche dem Verteilungsprobleme eigentümlich sind.

Von verschiedenen Seiten kann man an dasselbe herantreten, zu den verschiedensten Zwecken dasselbe diskutieren, und jeder Zweck und jede Betrachtungsweise hat ihre eigene Methode, die nur mit Rücksicht auf jene ihre Berechtigung hat. Es liegt uns ferne, über irgendwelche dieser Methoden und Zwecke ein Urteil abgeben zu wollen. Keine erklären wir für unberechtigt oder falsch, nur scheiden muß man sie, scheiden vor allem Theorie und Praxis, wissenschaftliche Beschreibung und politische Diskussion. Besonders wichtig ist es nun für uns, zu erklären, daß wir durchaus nichts gemein haben wollen mit jenen Versuchen der Theoretiker, immer wieder ein Urteil über Wert oder Unwert der bestehenden Zustände abgeben zu wollen, wodurch jener eigentümliche Gegensatz zwischen sozialistischer und sozialpolitischer Richtung einerseits und der sogenannten „bürgerlichen“ Ökonomie andererseits entsteht. Wir haben darauf bereits hingewiesen, aber gerade bei der Einkommensverteilung tritt dieses Moment so schroff hervor, daß wir wiederum darauf zurückkommen müssen. Die prinzipielle Notwendigkeit der Scheidung wird ja anerkannt, aber dann lesen wir doch immer wieder Sätze wie die folgenden: „Competition, perfect competition, affords the ideal for the distribution of wealth“. „Competition affords the only absolute security possible for the equitable and beneficial distribution of the products of industry“. „The question whether the labourer is exploited or robbed depends on the question whether he gets his product“. Man spricht von der „Berechtigung“ des Zinses, von den „Ansprüchen“ der Arbeit, als Produzent des ganzen Produktes zu gelten, die Frage des „gerechten“ Lohnes wird immer wieder mit der des „natürlichen“ vermengt usw. Das ist ganz unhaltbar. Es könnte sich ergeben, daß z. B. infolge von Übervölkerung der Lohn so gering ist, daß er nicht einmal vor dem Verhungern schützt; trotzdem werden wir ihn als den „natürlichen“ bezeichnen, ja sogar von einem durch diese Verteilung herbeigeführten Nutzenmaximum sprechen müssen, wie wir das ausgeführt haben. Es soll das nicht nochmals erörtert werden; die

Lösung aller dieser Paradoxa liegt einfach in der Scheidung von Beschreibung und Werturteil. Man sieht auch, daß man beide ganz leicht trennen und so jenen dem Wesen einer Wissenschaft ins Gesicht schlagenden politischen Anhang ganz gut entbehren kann. Wir müssen so viel Ton darauf legen, weil die in der Gegenwart so lebhaft geführte Diskussion des Verteilungsproblems immer wieder auf solche Punkte führt.

Das Interesse an Theorie ist neu erwacht. Wir haben uns davor zu hüten, wieder in den alten Fehler einzulenken und so der neuen Theorie dieselben Angriffe, Mißdeutungen und Niederlagen zuzuziehen, denen die alte erlegen ist. Jeder Ökonom, der seine Wissenschaft um ihrer selbst willen liebt, sollte diese Warnung nicht überhören. Auf zwei Dinge muß besonders hingewiesen werden, welche eine besondere Rolle in der Gegenwart spielen und besonders geeignet scheinen, der Wissenschaft geradezu verhängnisvoll zu werden. Erstens hat die Fragestellung des Zurechnungsproblems, welche unter verschiedenen Namen fast alle Theoretiker beschäftigt, dazu geführt, von dem „Produkte der einzelnen Produktionsfaktoren“ zu sprechen, nach deren „Produkten“ zu fragen. Diese an sich schon unglückliche Ausdrucksweise hat sich besonders die amerikanische Theorie zu eigen gemacht, nachdem die frühere Phase dieser Auffassung, wie sie sich in der älteren Literatur zeigt, glücklich überwunden schien. Man stellt nun den Satz auf, daß gegen die Verteilung vom Standpunkte der Moral nichts einzuwenden sei, wenn jeder Produktionsfaktor das bekomme, was er erzeuge. Selbst wenn das Beweisthema wirklich ausgeführt würde, was schon deshalb ganz unmöglich ist, weil die Produkte der einzelnen Faktoren sich nicht trennen lassen, weil der Ausdruck „Produkt eines einzelnen Faktors“ ja nur figürlich gemeint sein kann, wäre noch immer nicht einzusehen, warum eine solche Verteilung gerecht sein solle. Denn es wird ja nicht das Produktionsmittel „entlohnt“ gleichsam für sein Wohlverhalten, sondern der Besitzer desselben erhält das Produkt. Mag nun für die

Arbeit eine Verteilung nach diesem Prinzipie recht plausibel erscheinen, so liegt auf der Hand, daß z. B. der Grundeigentümer, für die Leistungen seines Bodens entlohnt, dadurch ebensogut einen „gerechten“ wie einen „ungerechten“ Anteil erhalten kann. Zweitens haben manche Theoretiker versucht, einen allgemeinen und notwendigen Zusammenhang zwischen Einkommen und persönlicher Tüchtigkeit desjenigen, der es bezieht, zu konstruieren. Diese Verirrung ist besonders gefährlich, weil sie sehr leicht zu der sonst der Ökonomie ganz fremden Behauptung hinführt, daß die besitzenden Klassen höherwertige Elemente repräsentieren, ein Satz, der für sich allein schon ausreicht, für viele Leute unsere ganze Disziplin ungenießbar zu machen. In diesem Zusammenhang können, obgleich selbständig entwickelt, jene Theorien sehr leicht zu einer bedenklichen Bedeutung gelangen, welche Zins und Grundrente aus Enthaltsamkeit bzw. Arbeit erklären. Dieser Theorie gegenüber, welche also höheres Einkommen aus höherer persönlicher Leistung erklärt, brauchen wir uns in eine Widerlegung gar nicht einzulassen, da das deutsche Publikum ohnehin von ihrer Falschheit genügend überzeugt ist, wir brauchen nur hervorzuheben, daß in den rein ökonomischen Gedankengängen nicht das geringste liegt, was auf derartiges hinweisen würde.

Wir haben wahrlich keinen Grund, zum zweiten Male nur allzu berechtigten Angriffen von Seite des Historikers und Sozialpolitikers die Flanke zu bieten, und es zwingt uns nichts dazu. Wer die Theorie zu solchen Zwecken ausbeuten will, der mißbraucht sie. Sie steht im wahrsten Sinne des Wortes über den Parteien und kann von jedermann akzeptiert werden, was immer seine politische Stellung sein mag.

Wir glauben genug gesagt zu haben, um gegen jeden Vorwurf dieser Art gesichert zu sein. Was man uns vorwerfen könnte, ist nunmehr, nachdem wir sowohl den Vorwurf des Übersehens von Tatsachen, als den sozialpolitischer Parteinahme erörtert haben, soviel wir sehen können, nur

noch Folgendes: Man mag sich gegen die eindeutige Bestimmung der Einkommen verwahren mit Hinweis auf die Tatsache des Erfolges von Strikes usw. Darüber glauben wir im Früheren befriedigenden Aufschluß gegeben zu haben und wollen auch noch einiges darüber in anderem Zusammenhange sagen. Auch über die Rolle des ethischen Momentes sprachen wir bereits und sagten, daß wir die Wirksamkeit anderer als wirtschaftlicher Momente, wie etwa Altruismus, Herrenwillen und dergleichen, nicht übersehen. In diesem Zusammenhange möchten wir noch auf die Abneigung hinweisen, die sich die Theorie dadurch zieht, daß sie die menschliche Arbeit in manchen Beziehungen wie eine gewöhnliche Ware auffaßt. Wir tun das nur soweit, als menschliche Arbeit eben gekauft und verkauft wird und knüpfen weiter nichts daran. Endlich kann man sich gegen die Auffassung der Einkommensbildung in unserer Weise aus dem Grunde sträuben, weil die Einkommensbildung ein sozialer Prozeß ist, weil dabei ein soziales Produkt durch soziale Mächte zur Verteilung gelangt. Wir leugnen nicht die Berechtigung dieser Betrachtungsweise, sie ist der unseren sogar in mancher Beziehung überlegen, wie wir gleich sehen werden. Nur ist eben für manche Zwecke das Ausgehen vom Individuum, wie früher ausgeführt, nötig und darin liegt kein Widerspruch gegen jene soziale Auffassung.

Kurz: Verständnis für Theorie überhaupt und klarer Blick dafür, was eine Theorie wirklich sagt, was der Kern ihrer oft so unvollkommenen Formulierung ist, das sind die unumgänglich nötigen Voraussetzungen zu einer Würdigung auch der Verteilungstheorie. Nur derjenige, der diese mitbringt, kommt über ihre Schwierigkeiten und oft so paradox klingenden Behauptungen hinweg. Für ihn ergibt sich das folgende Resultat: Viele Behauptungen der Theoretiker sind wirklich unhaltbar. Aber sie lassen sich vom Kerne der Theorie trennen. Allerdings leidet die Terminologie derselben vielfach noch unter dem Einflusse falscher Ideen und trügerischer Hoffnungen und hier liegt der Punkt, wo jener klare Blick so nötig ist. Und das sind nicht die



einzigem Mängel; auch manche Konklusionen und selbst einzelne Theoreme müssen aufgegeben werden. Aber dennoch ist der wesentliche Inhalt der Theorie größtenteils prinzipiell einwandfrei. Einwendungen gegen ihn beruhen oft und vielleicht meist auf dem Fehlen jener Voraussetzungen. Aber nicht immer, und es ist schwer, Recht und Unrecht klar zu scheiden. Fast nie auch wird es ruhig und sachlich versucht. Doch gehen wir weiter.

§ 2. Wenn wir uns nun also fragen, was wir von unserem Standpunkte aus zum Verständnisse der Verteilungsvorgänge beizutragen vermögen, so wissen wir schon im Voraus, daß es nicht alles und erwarten, daß es möglicherweise nicht einmal viel ist. Wir wissen vor allem nicht, ob wir alle Einkommen erklären können. Aber selbst wenn das der Fall wäre, könnten wir sie nicht ganz und in allen ihren Beziehungen durchblicken. Was wir tun können ist, eben unser System zu betrachten und uns zu fragen, was davon zur Erklärung der Einkommensbildung brauchbar ist. Man kann dann sagen, daß wir jene Einkommen mehr oder weniger erklären können, welche sich als Preissummen darstellen lassen. In unserem Systeme werden Güter verschiedenster Art vertauscht, zunächst Genußgüter gegen Genußgüter und sodann Produktivgüter gegen andere Produktivgüter oder gegen Genußgüter. Findet ein Tausch statt, dessen Zweck es ist, gegen ein Genußgut, das zum Gebrauche bestimmt war, ein anderes auszutauschen, um es zu gebrauchen, so interessiert uns dieser Tausch hier nicht weiter. War das Genußgut aber erzeugt oder erworben worden, um eben ausgetauscht zu werden, dann fassen wir es einfach als eine Form von produktiven Diensten auf, was wir ohne weiteres können. Nach dieser Festsetzung sagen wir, daß wir die Verteilungsvorgänge insoweit erklären können, als sie in der Preisbildung produktiver Leistungen bestehen. Das ist das reinökonomische „Wesen“ der Ein-

kommensbildung und es fragt sich nun, was uns dieses Moment zu bieten vermag.

Auch hier ist wieder die Reserve zu machen, daß wir auch an einem Tausche nicht schlechterdings alles erklären können. Aber abgesehen davon können wir die Bildung jener Einkommen oder Teile von Einkommen, welche diesen Charakter haben, wirklich verstehen. Der Einkommenszweige, die wir unterscheiden, wären also ebenso viele, als es in unserem Systeme Arten von Produktivgütern gibt. Diese aber kann man in drei Gruppen zusammenfassen, nämlich Arbeit, Grund und Boden und endlich produzierte Güter. Andere Einkommensarten als jene, die sich aus diesen drei Gruppen ergeben mögen, kann es in unserem Systeme nicht geben. Ehe wir zur näheren Erörterung derselben übergehen, haben wir die folgenden Bemerkungen zu machen. Vor allem könnte man sich fragen, ob nicht das „Unternehmereinkommen“ einen weiteren Einkommenszweig darstelle. Wir sprechen hier vom „Unternehmer“, ohne ihn weiter zu definieren, da wir das nicht als unsere Aufgabe betrachten, vielmehr andere Wissenschaften mehr über diese Erscheinung zu sagen haben. Ferner scheiden wir Kapitalzins im üblichen Sinne und auch das, was man Unternehmerlohn nennt, von seinem Einkommen ab. Da bleibt nun zweifelsohne noch etwas, eine mitunter sehr erhebliche Größe, wie die Erfahrung lehrt, und die Untersuchung dieses „etwas“ ist sicherlich ein höchst wichtiges Problem. Man hat versucht, dasselbe als die Entlohnung irgendeines besonderen Dienstes, der vom Lohne allerdings wesentlich verschieden sei, zu betrachten. Die Mehrzahl der Theoretiker jedoch erklärt dieses Einkommen in anderer Weise. Wir wollen auf diese Frage erst später weiter eingehen. Aber unser System jedenfalls gibt keine Erklärung desselben: Wir können keinen Preis angeben, der uns dazu helfen könnte, und stehen an einer Grenze unseres Systems.

Wir sehen zunächst an diesem Beispiele, daß es Einkommen gibt, welche unser statisches System nicht erklärt.



Es mag noch andere geben. Die Aufgabe, die uns da erwächst, ist nachzuweisen, daß die reinökonomischen Theorien, welche eine solche Erklärung versuchten, unbrauchbar sind, oder daß wir ebensoweit kommen wie sie. Würde uns dieser Nachweis nicht gelingen, so wäre unser System zum mindesten einer Ergänzung bedürftig, und wenn das oft vorkäme, so würden wir uns von demselben abwenden. Ferner aber muß stets gezeigt werden, ob die fragliche Erscheinung etwa dynamischen Charakters ist, das heißt, wohl wirtschaftlich aber nicht mit den Mitteln des statischen Systemes erklärbar ist, oder ob wir ein Recht haben, sie einer anderen Wissenschaft abzutreten. Bei dem Unternehmereinkommen ist sicherlich das letztere nicht der Fall, und wir haben eine wirtschaftliche Erklärung zu finden. Es ist jedoch ziemlich allgemein anerkannt, daß dasselbe nur im dynamischen Zustande hervortritt.

Der Fall des Unternehmergewinnes führt uns manche Mängel unserer Betrachtungsweise klar vor Augen. Es gibt also Einkommenszweige (und wir werden sehen, daß es außer dem Unternehmergewinne noch einen andern solchen gibt), welche sich unserer Erklärung hier entziehen. Dann aber gibt es noch Einkommen, bei denen die rein wirtschaftliche Betrachtung vollkommen versagt z. B. die Zivillisten regierender Häupter, ferner andere, bei denen sie so wenig leistet, daß man sie besser ganz fallen läßt. Das ist z. B. bei Einkommen aus politischer Tätigkeit, bei manchen liberalen Berufen, beim Gehalte des Beamten, mehr oder weniger der Fall. Sicherlich kann man diese Dinge nicht ohne jede wirtschaftliche Betrachtung verstehen; daß sie überhaupt vorhanden sind, ist in einigen dieser Fälle sicherlich nur wirtschaftlich zu erklären; aber dieser Beitrag ist so gering, daß man den Theoretikern nur zustimmen kann, die von diesen Einkommensarten in aller Regel absehen. Die Bewegungsgesetze, wie die Regel von Angebot und Nachfrage, treten nur wenig hervor und andere Betrachtungsweisen, die der sozialen Machtverhältnisse z. B., passen ungleich besser, und sagen uns ungleich mehr. Unser

Beitrag zum Verständnisse der Verteilungsvorgänge steht zum ganzen Probleme in einem ähnlichen Verhältnisse wie die Theorie der internationalen Werte zum ganzen Probleme der Weltwirtschaft.

Was uns bleibt, gegenüber allen Einschränkungen, die wir schon früher machten und den beiden, die wir jetzt eben zu machen genötigt waren durch Anerkennung von Einkommenszweigen, welche sich überhaupt nicht wirtschaftlich und solchen, welche sich nicht im Rahmen der Statik erklären lassen, ist immer noch wichtig genug. Außerdem wurde es sehr überschätzt, und so haben die Theoretiker aller Zeiten ihr Augenmerk ganz vornehmlich darauf gerichtet, und die Neubelebung des theoretischen Interesses hat, nachdem die neuen Grundlagen gelegt und in großem Umfange angenommen waren, einen förmlichen Sturm auf der Theoretiker auf das Verteilungsproblem zur Folge gehabt. Überblicken wir die Schlachtlinie, um zu sehen, wie die Sache steht, so könnte man etwa sagen, daß viele Positionen genommen sind, und die Kapitulation der Festung bevorsteht. Tatsächlich aber ist die Flagge noch nicht gestrichen. Am festesten stehen noch die nicht statischen Einkommen, aber auch auf dem Gebiete der Statik wird noch heftig gekämpft.

Es ist schwer, den gegenwärtigen Stand dieser Fragen kurz zu charakterisieren. Im Kreise der Theoretiker steht die Sache ungefähr folgendermaßen: Bezüglich der Grundrente herrscht noch in weitem Maße die Theorie Ricardos und alle Einwendungen gegen dieselbe haben nicht vermocht, die Mehrzahl der Theoretiker davon abzubringen, selbst dann nicht, wenn sich deren übrige Theorien nicht mit derselben vertragen. Beim Arbeitslohne hat man sich immer mehr mit den konkreten Verhältnissen, als mit einer allgemeinen Theorie befaßt, aber jedenfalls ist innerhalb der letzteren die Zurechnungstheorie v. Wiesers wohl unwidersprochen geblieben. Man kann die Ausarbeitung der Lohntheorie durch die Amerikaner nur als eine Spielart der-

selben bezeichnen. Der dritte Einkommenszweig pflegt Zins genannt zu werden. Er war von jeher ein Tummelplatz verschiedenster Spezialtheorien. Die Kritik v. Boehm-Bawerks hat jedenfalls dieselben zurückgedrängt, und seine eigene Theorie scheint immer mehr an Einfluß zu gewinnen, wie ich glaube, viel mehr, als im allgemeinen geglaubt oder eingestanden wird. Daneben haben sich nur die Produktivitäts- und die Abstinenztheorie erhalten.

Bei der Beurteilung des einzelnen Gedankens darf man nie aus dem Auge verlieren, daß er, wie wir immer wieder betonen, nur in seinem Zusammenhange Sinn und Bedeutung hat. Es beruht in der Regel auf Oberflächlichkeit und bringt Fehler mit sich, wenn man einen einzelnen Gedanken aus dem Systeme einer früheren Zeit einfach in das neuere verpflanzt, wie das mit der Rententheorie geschehen ist. Man darf auch, wenn man gerecht sein will, nicht einen einzelnen Gedanken vom Standpunkt eines andern Systemes beurteilen: Der Wert desselben ist verschieden in den verschiedenen Systemen, er kann uns verschieden viel sagen auf verschiedenen Stufen der wissenschaftlichen Entwicklung. Hingegen scheint es uns nicht richtig, mit manchen Theoretikern der Gegenwart der Ansicht zu sein, daß sich die einzelnen Gedanken immer ergänzen. Das ist nur in beschränktem Maße der Fall. Im allgemeinen steht die Sache so, daß sich verschiedene theoretische Betrachtungsweisen mit Rücksicht auf ihren formalen Charakter gegenseitig recht wenig zu sagen haben, und die theoretischen Grundprobleme eine Behandlung mit verhältnismäßig einfachen Mitteln gestatten: Der eine Gedanke ergänzt den andern nicht, sondern macht ihn entbehrlich. Es ist ein lobenswertes Bestreben, gegen unsere Vorgänger gerecht zu sein, aber man mag sehr verschieden denken über die Versuche mancher moderner Theoretiker, zwischen den verschiedensten Dingen nicht die geringste Verschiedenheit finden zu wollen.

§ 3. Das erste Resultat, das unsere Betrachtungsweise uns auf diesem Gebiete liefert, ist die Erkenntnis, daß die

in der Statik, wie wir sie abgrenzen, vorkommenden Einkommenszweige wesensgleich sind, das heißt, daß sie auf denselben Momenten beruhen und in derselben Weise sich erklären lassen. Dieses Resultat ist sehr wichtig und gibt unserm System eine Einheitlichkeit, die als großer Fortschritt gegenüber den ältern bezeichnet werden muß. Diese Einkommen sind Preissummen und als solche eindeutig bestimmt. Wir brauchen nicht nach speziellen Gründen zu suchen, welche uns dieselben aufklären sollen, wie das die Klassiker taten. Das eben ist der größte Erfolg der Zurechnungstheorie. Wohl haben auch die Klassiker die Tatsache, daß die Einkommen „Preise“ sind, nicht völlig verkannt. Das ist aber nicht entscheidend. Es ist ein anderes, eine Tatsache gelegentlich zu sehen und ein anderes, ihre wissenschaftliche Bedeutung zu erfassen. Wohl steht auch in den ältern Systemen fast stets eine Preistheorie vor der Verteilungstheorie, aber doch tritt man an die Einkommen heran, wie wenn sie selbständige Erscheinungen wären, die eine eigene Erklärung erfordern. Der einzige Einkommenszweig, bei dem sie die Preisnatur klar erkannten, ist der Arbeitslohn, aber auch bei ihm biegt die Darstellung sofort ab, um andere Momente heranzuziehen. Dagegen wurde die Rente und der Zins immer speziell begründet. Das hängt mit der Preistheorie der Klassiker zusammen, wie bereits angedeutet wurde.

Indem wir diese Wesensgleichheit der Einkommenszweige betonen, verkennen wir keineswegs jene Verschiedenheiten, zwischen denselben, die sich ja bei der flüchtigsten Betrachtung zeigen. Wir behaupten bloß, daß die rein ökonomische „Natur“ der Einkommenszweige die gleiche sei und daß jene Verschiedenheiten in nicht rein ökonomischen Momenten liegen, z. B. in der sozialen Position derjenigen, die die Einkommen beziehen. Das letztere ist sicherlich ein wichtiges Moment, welches viel dazu beigetragen hat, jene fundamentale Erkenntnis zu verschleiern. Die Arbeiter und die Grundeigentümer heben sich so scharf von einander ab, die Art wie sie zu ihren Einkommen gelangen, ist eine

so verschiedene, alle Lebensverhältnisse ferner und der ganze soziale und politische Habitus, alles das ist verschieden. Dazu kommt, daß die Interessen dieser Klassen so oft kollidieren, daß in der Tat alles für die Vermutung zu sprechen scheint, daß die ökonomischen Grundlagen ihres Daseins ebenfalls verschieden seien, und besonders hier können wir dem Vorwurfe begegnen, daß unsere Darstellungsweise die sozialen Gegensätze übertünche. Aber dieser Vorwurf ist unbegründet, wenn man uns recht versteht. Es handelt sich uns nur um die Tatsache, daß diese Einkommen aus Preisen gebildet werden. Daraus ergibt sich eine formale Gleichheit, welche auch zu einer Ähnlichkeit in den Bewegungsgesetzen führt, aber die ja nichts darüber aussagt, ob diese Einkommen groß oder klein sind und welche soziale Funktion sie erfüllen. Die Klassengegensätze werden keineswegs dadurch hinweggeleugnet; im Gegenteil, zur Beleuchtung der wirtschaftlichen Seite an denselben ist unsere Betrachtungsweise ganz praktisch. Man hat auch gesagt, daß es wenig Sinn habe, erst die Produktionsfaktoren gleich zu behandeln und sodann doch wieder jene Verschiedenheit zu betonen. Eine prinzipielle Gleichheit nütze nichts, wenn die graduelle Verschiedenheit eine gewisse Größe überschreite. Auch dieser Vorwurf scheint nicht ganz gerechtfertigt: Die prinzipielle Gleichheit und die graduelle Verschiedenheit sind eben bei verschiedenen Klassen von Problemen interessant. Wo es sich darum handelt, zu sagen, was diese Einkommen sind, dort läßt sich derselbe Gedankengang auf alle statischen anwenden, und das ist wichtig genug, um von einer Wesensgleichheit zu sprechen; fragt man dann nach weiteren Umständen, welche diese so interessanten „Preise“ bestimmen, so wird man auf Verschiedenheiten kommen, was aber nichts daran ändert, daß die Grundlage überall die gleiche ist. Wie die einzelnen Tropfen eines Wasserfalles verschiedene Wege durch das Gestein finden, sich vereinigen und trennen und die verschiedensten Schicksale haben, ohne darum aufzuhören, aus derselben Quelle zu stammen, so nehmen die einzelnen Ein-

kommen verschiedene Wege, werden von verschiedenen Umständen näher bestimmt, aber deshalb bleibt es doch interessant, daß sie desselben Wesens sind.

Diese Erkenntnis bricht sich nur langsam Bahn; auf wirklich festem Grunde steht sie nur, wenn sie auf der Zurechnungstheorie beruht. Auch gegenwärtig ist sie noch nicht allgemein akzeptiert, obgleich sie an Boden gewinnt. Erst wenn sie ganz durchgedrungen ist, ist die erste Phase unserer Wissenschaft abgeschlossen, das klassische System endgültig überwunden, nicht infolge dialektischer Diskussionen, sondern durch die Macht des Erfolges. Hier erst hat die neuere Werttheorie gezeigt, was sie vermag und diese neue Klarheit und Einfachheit ist für sich allein schon ein Grund, ihr den Vorzug zu geben.

Während die klassische Theorie die Grundrente nicht als einen Preis bezeichnet, sondern aus einem besondern Umstande erklärt, so können wir sie neben den Lohn stellen, umso mehr als es sich zunächst nur um die einfachsten grundlegenden Dinge handelt. Die Sache gestaltet sich also ganz einfach: Boden- wie Arbeitsleistungen erzielen in der besprochenen Weise einen Preis, und ihre „Besitzer“ sind in der Lage, denselben beliebig zu verwenden, da sie in der nächsten Wirtschaftsperiode auf dieselben Boden- oder Arbeitsleistungen rechnen können. Wenn man den Produktionsprozeß vollendet hat, so hat man erstens das Produkt und zweitens den Boden und die Arbeitskraft. Der Vergleich mit einer stetig fließenden Quelle ist naheliegend und brauchbar und die Tatsache, daß Arbeiter und Grundeigentümer über Einkommen verfügen, hat an sich nichts Auffälliges. Alles weitere mag dann ganz kompliziert sein, die Grundlagen sind klar genug. Es gibt gar nichts Einfacheres und nichts, was weniger Widerstand zu fürchten brauchte, als die Behauptung, daß man Boden- und Arbeitsleistungen wertet und bezahlt, weil man sie braucht. An diesem Tatbestande vermag selbst der Umstand nichts zu ändern, daß der Besitzer von Boden und Arbeitskraft

nicht ganz im Rechte ist, wenn er die Wiederkehr jener Leistungen, die ihm sein Einkommen sichern, als gewiß annimmt. Der Arbeiter wird älter, der Boden abgenützt werden. Bei dem letztern etwa als selbstverständlich anzunehmen, daß er durch Meliorationen usw. immer auf derselben Stufe der Ertragsfähigkeit erhalten werden wird, geht nicht so ohne weiteres an. Selbst wenn das möglich wäre, so bedürfte es einer besonderen Erklärung, warum ein Teil des Geldertrages darauf verwendet wird, und diese Erklärung gibt man nicht, wenn man einfach erklärt, bevor jene Operation vorgenommen sei, sei Reinertrag überhaupt nicht vorhanden. Gegeben ist nur der Rohertrag und wenn derselbe eine andere Verwendung findet, als die der Konsumtion, so bedarf das der Begründung. Wir werden diesem Probleme bei dem dritten Einkommenszweige, der angeführt zu werden pflegt, begegnen und wollen es hier nicht aufrollen, vielmehr annehmen, fingieren, daß Arbeitskraft und Boden wirklich zwei unerschöpfliche Quellen bilden, die immer und gleichmäßig fließen. Das ist sicherlich eine Fiktion, die aber für kurze Zeiträume der Wirklichkeit nahe ist. Von Werkzeugen und vollends von Rohmaterialien könnte man dasselbe nicht sagen und das veranlaßt uns, an den „Zins“ nicht mit der gleichen Sicherheit heranzutreten, wie an Lohn und Rente. Nur diese beiden sind sicherlich „statische“ Einkommenszweige, deren Erklärung sich leicht und klar aus unserem Systeme ergibt. Vom Zinse wollen wir daher noch nicht sprechen: ihn wollen wir uns zuletzt ansehen.



II. Kapitel.

Die Lohntheorie.

§ 1. Die Lohntheorie ist geradezu ein Schulbeispiel für gewisse zur Methodologie und Erkenntnistheorie unserer Disziplin gehörigen Punkte und das, was wir anstreben, kann vielleicht nirgends besser klar gemacht werden. Sei es daher erlaubt, die Aufmerksamkeit des Lesers besonders auf die Art unseres Vorgehens zu lenken. Für Klarheit einerseits über das Geleistete und andererseits über die Wege, auf denen weiterer Fortschritt zu erhoffen ist, dürfte dasselbe nicht ohne Vorteil sein, mag dieses Kapitel auch nur Altbekanntes bieten.

Ganz von selbst ergibt sich aus unserem Systeme ein Preis der Arbeit. Ist dasselbe einmal gegeben, so kommt ein solches Resultat daraus wie aus einem Automaten, gleichsam ganz von selbst, ohne daß eine Heranziehung irgend-einer neuen Beobachtung oder Hypothese oder sonst eine Maßregel nötig würde. Nötig war nur die Erkenntnis oder richtiger die Annahme, daß Arbeitsmengen Elemente unseres Systemes seien oder daß „Arbeit“ eine Wertfunktion habe oder endlich, ganz klar und populär, daß Arbeit ein wirtschaftliches Gut sei. Und das ist nach unserer Auffassung vom Wesen der Werthypothese nicht etwa nur belegt von, sondern gleichbedeutend mit der Beobachtung, daß Arbeit gekauft und verkauft werde, wie es in der ersten Zeile von Ricardos Kapitel „On Wages“ steht. Denn nur daraus schließen wir, daß sie „gewertet“ wird.

Unser Resultat besteht im Wesen darin, daß der Preis der Arbeit sich prinzipiell ebenso bildet wie alle anderen Preise und daß er eindeutig bestimmt ist. Wir haben die Wertfunktionen der — direkten oder indirekten — Käufer für Arbeit und Geld, die gleichen Wertfunktionen für den Arbeiter und können das dann ebenso mathematisch nachweisen, wie bei allen anderen Gütern.

Weiter ist nicht nur der Preis, sondern auch die geleistete Arbeitsmenge eindeutig bestimmt — ebenfalls wie bei allen Gütern deren Mengen und Preise. Endlich besteht bei diesem Tausche ein ähnlich geartetes Nutzenmaximum und es steht Preis und Menge der Arbeit in vollständiger Interdependenz mit allen anderen Preisen und Gütermengen in unserem Systeme. Und das ermöglicht uns die Anwendung der später zu erörternden Variationsmethode, welche uns gewisse Bewegungsgesetze von Preis und Menge der Arbeit gibt.

Unser Resultat ist sicher nicht wertlos. Aber doch bleiben sehr viele, besonders interessante Fragen offen. Es ist auch klar, daß die ältere Theorie allerhand weitere Fragen und Behauptungen aufzustellen mußte. Wie stehen wir nun dazu und was können wir uns darüber für ein Urteil bilden? Vorher aber wollen wir noch unser Resultat diskutieren und das ist es, worauf wir besonderes Gewicht legen.

Es läßt ferner an Einfachheit und Überzeugungskraft kaum etwas zu wünschen übrig. Leider verschwindet beides aber bei näherem Eingehen. Sofort stößt man da auf Schwierigkeiten, welche allgemein gefühlt, aber nicht genügend scharf erkannt werden. So hat auch dieser Zweig unserer Disziplin jenen eigentümlichen Zug von Unbefriedigung. Und fast jeder Autor hebt das hervor, um dann doch wieder wesentlich dasselbe vorzutragen, wenn er nicht vorzieht, die Theorie überhaupt zu übergehen und sich sozialpolitischen Erörterungen zuzuwenden. Dieses Gebiet gehört zu jenen toten Punkten der Sozialwissenschaften, in denen aller Fortschritt zu stocken scheint. Wir wollen diese

Verhältnisse später kurz schildern. Vielleicht gelingt es uns durch ruhige vorurteilsfreie Betrachtung der Sache den Boden zu ebnen.

Unsere reine Theorie des Preises der Arbeit ist zunächst deduktiv. Immer, wo sich aus unserem Systeme ein Resultat ergibt, das irgendeine Erscheinung, an die man bei Konstruktion der Grundlagen nicht speziell dachte, erklären soll, liegt eine Deduktion im eigentlichen Sinne vor. So in unserem Falle. Die naheliegendsten Formen der Preiserscheinung, von denen die Preistheorie unmittelbar ausging, sind die Preise der Genußgüter. Wenn wir dasselbe Raisonement auch darüber hinaus anwenden, so liegt uns, mögen wir auch jeden Schritt unseres Gedankenganges geprüft und sorgfältig erwogen haben, doch viel mehr als sonst die Pflicht ob, unser Resultat mit der Wirklichkeit zu vergleichen.

So haben wir uns zwei Fragen vorzulegen: Erstens: Erklärt unser Resultat die Preise der Arbeit? Zweitens: Wie weit reicht das Phänomen des Preises der Arbeit? Sagen wir genauer, was wir mit denselben meinen. Die erstere läuft auf die Forderung der Verifizierung unseres Resultates hinaus. Nennen wir den Preis der Arbeit Lohn, so gibt es uns eine Lohntheorie. Dieser Schritt scheint unendlich natürlich und einfach, so daß man oft übersieht, daß hierin überhaupt ein Schritt weiter liegt und seine Fundierung in der Wirklichkeit für so klar hält, daß man kein Wort weiter darüber zu verlieren braucht. Dem ist nicht so, vielmehr ist es ein nicht ganz einfaches Problem, ob unser Wert und Preis der Arbeit, wie wir sie aus unserem Systeme abgeleitet haben, die Lohnerscheinung erklärt. Das wollen wir zuerst erörtern. Sodann werden wir zur zweiten Frage gehen, welche wir nun auch so ausdrücken können: Lassen sich alle Einkommen, welche auf Arbeitsleistung zurückzuführen sind, oder besser, bei denen Arbeitsleistungen irgendwie ins Spiel kommen, als Löhne auffassen, und zwar als Löhne in unserem eben definierten Sinne, nicht etwa als „Entlohnungen“ im moralischen Sinne.

welcher für uns nicht in Betracht kommt? Sicherlich reicht unsere Erklärung weiter, als jene Erscheinung, welche man im gewöhnlichen Leben als Lohn im engsten Sinne bezeichnet, aber wie weit? Vorher: Würde sich ergeben, daß unsere auf dem Werte basierende Preistheorie das Lohnproblem ohne weiteres, wenigstens im Prinzipie durchaus befriedigend löst, erstens, und daß alle Einkommen, bei denen eine persönliche Leistung vorliegt, unter das Schema „Lohn“ begriffen werden können, zweitens: so würde uns das eine geradezu großartige Erkenntnis geben. Ja man könnte dann sagen, daß die Ökonomie imstande sei, eine Art Theorie der Gesellschaft zu geben. Sie würde in einem anderen Sinne, als gemäß der ökonomischen Geschichtsauffassung zur Grundlage der Soziologie. Würden alle „Löhne“ in diesem weiten Sinne nämlich einfach vom Werte der betreffenden Arbeitsleistungen abhängen, so würde es zwar auch dann keinen, oder nur irgendeinen künstlichen Sinn haben, zu sagen, daß der Arbeiter sein „Produkt“ bekomme; aber ebenso, wie die verschiedenen Preise verschiedener Qualitäten eines Genußgutes, würde der Wert die Skala der Arbeitseinkommen geben, und würde ferner die höherwertige Arbeit auch von der höherwertigen Arbeitskraft geleistet, ähnlich, wie das bessere Werkzeug naturgemäß die bessere Nutzung gibt, dann wären alle jene Einkommen und die soziale Position jener, die sie genießen, aus ihren Fähigkeiten und dem Werte ihrer Leistungen zu erklären: das soziale Gebäude würde vom Wertprinzipie aus begreiflich und würde auf einer durchsichtigen ökonomischen Grundlage ruhen. Diese tiefe Einsicht von herrlicher Einfachheit und eine Reihe von wissenschaftlichen — besonders bezüglich der Entwicklungstendenzen — und praktischen — bezüglich der Sozialpolitik und des Werturteiles über die sozialen Dinge — Konsequenzen von kaum zu überschätzender Bedeutung würde sich ergeben. Und noch vervollständigt würde das, wenn man zwei Schritte weiter tut. Würde man annehmen, daß man bei der Arbeitskraft von Kosten in demselben Sinne,

wie etwa bei einer Maschine sprechen könne, die ebenfalls von dem Wertprinzip beherrscht würden, dann wäre der Kreis der Erscheinungen geschlossen und wirklich wäre der Wert die Grundlage der Sozialwissenschaft. Zur Erfassung aller Einkommenverwendungen hätte man dann ein exaktes Instrument: Große Einkommen und Luxusausgaben müßten dann als Mittel der Reproduktion von hochwertiger Arbeitskraft aufgefaßt werden. Wäre das möglich, so hätten wir wissenschaftlich unendlich viel gewonnen. Der andere Schritt besteht darin, daß man Einkommen aus „Kapitalbesitz“¹ auf Leistungen der Besitzer zurückführt, sei es im Sinne der Abstinenztheorie, sei es, daß man eine Art Unternehmertätigkeit des Kapitalisten annimmt. Dann gäbe es nur mehr eine Kategorie von Einkommen, nämlich das aus Grundbesitz, welches eine Ausnahme bilden würde. Und selbst hierfür gibt es zwei Auskunftsmittel. Vor allem die Careysche Grundrententheorie. Und sodann noch ein anderes, nämlich die Annahme, daß man die Leistungen jedes Produktionsmittels einfach als Leistung seines Besitzers auffassen kann, daß man von „Leistungen meines Bodens“ ganz analog sprechen könne, wie von Leistungen meiner Arbeitskraft. Das geschieht in der Tat sehr oft und über den Unterschied, von dem wir schon an anderer Stelle sprachen, gleitet man ruhig hinweg. Dann aber wäre ein großartiges Gebäude unter Dach.

Nicht leicht wird jemand diesen Gedankengang ganz unverhüllt und in der Schärfe, wie wir ihn dargelegt haben, halten wollen. Elemente desselben aber, welche zu ganz denselben Konsequenzen tendieren, sind geradezu die Regel in der Theorie. Wir müssen eben seine verschiedenen Stufen beachten. Die unterste ist weit verbreitet. Skizzieren wir nun in einigen Punkten die Stellung wichtiger theoretischer Richtungen dazu.

Ablehnend sind die Sozialisten und die deutschen Sozialpolitiker, selbständig oder unter deren Einflusse. Am

¹ In populärem Sinne.

meisten zustimmend die französischen Akademiker, welche tatsächlich eine solche Verteilung als naturgesetzlich bezeichnen und wenn sie sie auch zum Teile nur postulieren, doch auch in weitem Maße verwirklicht und noch mehr der Verwirklichung nahend glauben. Ganz konsequent sind sie ja nicht. Aber sie helfen sich, indem sie die schlimmsten Diskrepanzen als Abnormalitäten, Rudimente, die verschwinden werden, auffassen und die schmerzliche Kluft zur Wirklichkeit so klein als möglich erscheinen lassen. Natürliche und künstliche Monopole führen Abweichungen herbei, aber doch streben alle Einkommen, sich dem Wertmaßstabe zu adjustieren. Der Kapitalzins wird als Frucht von Arbeit und Genußaufschub erklärt, der Unternehmergewinn auf eine besondere Unternehmertätigkeit und auf den Dienst der Übernahme des Risikos zurückgeführt. Solche Anschauungen, nur vielleicht nicht so sehr politischer Stellungnahme dienstbar gemacht, finden sich auch außerhalb dieses Kreises. Die Abstinenztheorie des Zinses lebt noch immer. Neuestens ist besonders von Cassel scharf das Moment des Angebotes von und der Nachfrage nach „waiting“ ausgearbeitet worden. Carver hat es mit einer Produktivitätstheorie verbunden. Darauf kommen wir später.

Bezüglich des Unternehmergewinnes ist dieser Standpunkt nahezu die Regel, z. B. nach der Theorie Walkers und ähnlich nach der v. Mangoldts, welche wir an ihrer Stelle kennen lernen werden, erscheint der Unternehmer geradezu als der begabteste Arbeiter. Nur sein Talent würde ihn in seine Stellung und zu seinem Einkommen führen. In diesem Sinne sagt Cassel, daß hohe „business-capacity“ ein seltenes, also wirtschaftliches Gut und daher „highly paid for“ sei. Und selbst in Darstellungen, bei denen auch andere Momente zu Worte kommen, z. B. — es ist eigentlich ungerecht, einzelne zu nennen — in der F. A. Fetters wird doch eine Reihe von Eigenschaften aufgezählt, die ein Unternehmer haben müsse mit dem offenbaren Zwecke, seine Tätigkeit als eine Arbeit und die Natur derselben zu charakterisieren und so einen Preis derselben plausibel zu machen.

Solche Gedanken, die Absicht, ein ökonomisches Prinzip nicht bloß zur Grundlage der Theorie, sondern des Verständnisses des sozialen Gebäudes zu machen, lassen sich auch bei Clark und v. Wieser nachweisen. Eine interessante Spielart sehen wir bei Walras, wobei wir indes den Politiker und Sozialphilosophen streng von dem Theoretiker trennen müssen. Er scheint der Ansicht zu sein, daß alle Einkommen sich einfach aus der Werttheorie von persönlichen Leistungen erklären lassen, mit Ausnahme der Grundrente, und daher seine Forderung der Nationalisierung des Landes. Sei das geschehen, so sei alles Ordnung, — ein interessantes Beispiel dafür, wie aus theoretischen Überlegungen praktische Forderungen herauswachsen können, welche der ökonomischen Wissenschaft soviel von ihrem Ansehen gekostet haben. Hierher gehört auch die Paretosche Theorie der Einkommenskurve, welche zu einer kühnen Anwendung durch Laurent geführt hat. Eine ganze Theorie also des Mechanismus oder Organismus, sagen wir, um nach keiner Seite Anstoß zu erregen, des Seins und Werdens der Gesellschaft liegt hierin. Es führt das zu der Konsequenz, daß die herrschenden Klassen die befähigtesten, besten sind, ein Resultat, zu dem auf anderem Wege auch die sog. „Rassentheorie“ kommt, ein nicht uninteressantes Zusammentreffen.

Aber wir müssen es uns versagen, darauf einzugehen. Denn das liegt alles schon außerhalb des Gebietes der Ökonomie. Nur soviel wollen wir sagen, daß wir jene Theorie für radikal verfehlt halten, daß wir glauben, daß sie eklatant der Wirklichkeit widerspricht, daß jener stolze Bau nur ein Truggebilde ist. Dann freilich ist, was erklärt schien, wieder in die Nacht eines Chaos zurückgesunken, und unsere Ansicht über die Möglichkeiten, Licht hineinzubringen, müssen wir verschweigen, wenn wir dieselbe durch eine flüchtige Darstellung nicht kompromittieren und dem begründeten Vorwurfe des Dilettantismus aussetzen wollen¹.

¹ Diesen Vorwurf müssen wir vielmehr selbst manchen Ökonomen gegenüber erheben. Die Behandlung des modernen Problems, ob



Machen wir also Halt an der Grenze unseres Gebietes und begnügen wir uns damit, nachzuweisen, daß wir an einer solchen stehen. Möge sie nie verletzt werden.

Kehren wir bescheiden zu den Problemen unserer Wissenschaft, für die allein wir die Vorbedingungen haben, zurück und fragen wir uns zunächst, woher denn jene Grenzüberschreitung komme, wo der Punkt liegt, an dem das Raisonnement den festen Boden unter den Füßen verliert. Die Antwort ist nicht schwer zu geben: Man nahm das Resultat der Theorie hin, ohne es zu verifizieren und man machte die weiteste Anwendung auf alles, was sich nach seinem Schema modeln zu lassen schien, ohne seine Grenzen zu untersuchen. So gelangt man zu Theoremen von scheinbar absoluter Allgemeingültigkeit, mit denen man an die Wirklichkeit herantrat, ohne zu beachten, daß, selbst wenn „richtig“, eine exakte Konstruktion nie dazu ausreiche, praktische Konsequenzen aufzustellen. Und doch ist gar nichts absolut wahr und die Zahl und der Inhalt ganz allgemeiner Sätze ist gering. Das hätte man sich vor Augen halten sollen und sofort wäre man mißtrauisch geworden.

Noch etwas möchten wir gerne hervorheben. Jene in der exakten Lohntheorie fußende, eine zu weite Verallgemeinerung derselben darstellende Theorie ist keineswegs etwa eine „Spekulation“, wie sie der Nationalökonomie oft zum Vorwurfe gemacht wird. Sie basiert auf keinen metaphysischen oder durch irgendwelche Dialektik herausgeklügelten Obersätzen. Vielmehr beruht sie auf einer exakten Grundlage und durch deren Vermittlung auf Tatsachenbeobachtungen, und trotzdem glauben wir nachweisen zu können, daß sie wesentlich irrig ist. Hier haben wir also einen Fall einer wirklich wissenschaftlichen Theorie, die, wie man glauben sollte, richtig sein müßte, wenn ihre Voraussetzungen zuträfen, und deren Voraus-

nicht die tüchtigsten Elemente der Nationen infolge der geringen Fruchtbarkeit der oberen Klassen dem Aussterben geweiht sind, rechtfertigt ihn schon für sich allein und muß jeden ernststen Beurteiler unsere Disziplin im übelsten Lichte erscheinen lassen.

setzungen auf Tatsachen basieren und die trotz allem nicht befriedigend ist. Müssen wir da nicht an der ökonomischen Theorie irre werden? Was scheidet denn die in Rede stehende Theorie von der Theorie irgend eines anderen Preises, von der wir auch zugeben, daß die Wirklichkeit sie niemals ganz bestätigt? Soeben scheinen wir ja auch zugegeben zu haben, daß kein wesentlicher Unterschied besteht. Nun, das ist ein ausgezeichnetes Beispiel, um, unserem Grundsatz, daß wir Methoden- und erkenntnistheoretische Fragen an den Dingen selbst und nicht mit allgemeinen Gründen studieren wollen, getreu, unseren Standpunkt wiederum darzulegen.

Ja, es besteht wirklich kein wesentlicher Unterschied zwischen Theorien, die wir vertreten und dieser hier, welche uns in Übereinstimmung mit anderen Theoretikern als eine Ungeheuerlichkeit erscheint. Der Widerspruch ist nur scheinbar unlöslich und klärt sich ganz einfach auf. Der Unterschied ist freilich nur graduell und der Grad der Abweichung des theoretischen Bildes von der Wirklichkeit mit Rücksicht auf jeden Fall und jeden Forschungszweck ist das entscheidende Moment. Die Grenzen sind keine scharfen, sondern ändern sich mit den genannten Umständen und der Entwicklung der Erkenntnis. Und deshalb können wir nicht oft genug betonen, daß es ganz wertlos ist und zu gar nichts führt, a priori mittelst großer Prinzipien über „Wert der Theorie“ und „Zulässigkeit“ der Abstraktion zu entscheiden. Wie gesagt, wir lehnen das vollständig ab und untersuchen Fall für Fall, wobei sich keineswegs immer dasselbe Resultat ergibt. Dabei eben zeigt sich uns die relative Berechtigung aller scheinbar doch so entgegengesetzten Behauptungen für und wider die Theorie, und das ist der Weg, auf dem uns Klarheit und Einigung erreichbar scheint. Sagt ein Gegner der Theorie, dieselbe sei wirklichkeitsfremd, so hat er — im allgemeinen, stets enthält eine solche Behauptung auch eine Menge falscher und ferner fremder Elemente, z. B. sozialpolitischer Erwägungen, praktischer politischer Tendenzen

usw., die man abscheiden muß, worauf wir hier nicht wieder eingehen — ganz Recht. Man widerlegt ihn durch die Entgegnung, daß das im Wesen aller Theorie liegt nur dann, wenn er für dieses Wesen wirklich kein Verständnis und davon keine Kenntnis hatte. Sonst aber beweist man nichts für die Theorie. Und so steht es mit allen Gründen für und wider überall. Fast immer sind dieselben wahr, aber in ihrer Allgemeinheit kraftlos, sodaß sie, wie man das auch tatsächlich sehen kann, gar nie jemand überzeugen. Nicht sie sind für die Zulässigkeit der Abstraktion und der Isoliermethode und für das Schicksal der Theorie entscheidend, sondern nur jene Detailuntersuchung, die noch nie ordentlich durchgeführt wurde, bzw. ihr Gesamtergebnis, ergibt das Urteil.

Wir kamen zum Schlusse, daß die Preistheorie im allgemeinen nicht wertlos ist, trotzdem sie nur ein „stylisiertes“ Bild eines Ausschnittes aus der Wirklichkeit liefert, wir kommen zum entgegengesetzten bezüglich der hier diskutierten Theorie. Theoretisch „richtig“ könnte man auch sie nennen, da sie keinen logischen Fehler enthält, aber brauchbar ist sie nicht, weil ihr Resultat zu sehr von der Wirklichkeit abweicht. Und nur auf Brauchbarkeit kommt es uns, wie früher ausgeführt, an. Wohl kann man die Annahmen machen, die zu ihr führen, aber man kommt entweder nicht weit oder auf Abwege damit. So sehen wir, daß eine an sich „richtige“ Theorie auf „falsche“ Konsequenzen führen kann, und so ein Element von Wahrheit in der Stellung jener liegt, welche es ablehnen, die Isoliermethode als lediglich formales Hilfsmittel, das nur unvollständige, aber nicht falsche Resultate liefern könne, zu betrachten. Sie ist ein wertvoller, ja unentbehrlicher, aber nicht ungefährlicher Bundesgenosse, der nur unter strenger Kontrolle seine glänzenden Dienste leistet. Ganz dasselbe Raisonement leistet viel besseres u. a. für die Grundrententheorie, warum, werden wir sogleich sehen. Dicht nebeneinander, durch keine prinzipielle, leicht erkennbare Wand geschieden, liegen Schuld und Verdienst der exakten Methode.

Wir geben uns der Hoffnung hin, daß Betrachtungen dieser Art, am einzelnen Falle, wo sie wirklich exakt durchgeführt werden können und jene prinzipielle Spitze nicht haben, die den allgemeinen Streit so erbittert macht, dazu beitragen können, zu Klarheit und Einigung zu führen und speziell das Verteilungsproblem einer befriedigenden Lösung anzunähern, die wirkliche Einsicht in die Verteilungsvorgänge wenigstens erhoffen läßt. Sei noch bemerkt, daß die Schwierigkeiten, die wir nun genauer betrachten wollen, vielleicht eine der Ursachen sind, warum viele Schriftsteller die Arbeit nicht als „Ware“ betrachtet wissen wollen — man schmückte das dann mit ethischen u. a. Motiven aus.

Nachdem wir gesagt haben, daß wir jene Theorie der Arbeitseinkommen entschieden ablehnen, können wir es uns gestatten, zuzugeben, daß wir ihr nicht alle und jede Bedeutung absprechen. Gewiß, wenn unsere allgemeinen Voraussetzungen zuträfen, müßte die Wirklichkeit so aussehen. Und ebenso gewiß gibt es manche Erscheinungen weit außerhalb der engen Grenzen der Lohntheorie, auf welche diese Betrachtungsweise paßt. Wir lieben keine extremen Behauptungen und wollen jedes Körnchen Wahrheit erhalten. Wieviel Wahrheit nun in derselben liegt, das wird man verschieden beurteilen. Je nach dem Lande, das man betrachtet und selbst je nach den Erfahrungen und Beobachtungen, die man persönlich im Leben macht, wird man mit verschiedenen Dispositionen an diese Frage herantreten. Wir wollen sie hier nicht zu entscheiden versuchen, vielmehr nur exakt untersuchen, wie weit und unter welchen Voraussetzungen sich unser theoretisches Resultat nachweisbar bewährt.

§ 2. So wenden wir uns denn den beiden Fragen, deren Beantwortung wir als notwendig erkannten, zu. Zunächst, wie gesagt, der ersteren.

Erinnern wir uns vor allem daran, was wir unter „Erklärung“ verstehen. Nichts anderes, als die Angabe einer eindeutig bestimmten Größe für unsere Unbekannten und

von Bewegungsgesetzen derselben. Jede theoretische Konstruktion, die das leistet, ist „richtig“ für uns und jene, die das am einfachsten und besten tut, nennen wir die „brauchbarste“.

Die „Variationsmethode“, die wir später kennen lernen werden, wird uns die rein ökonomischen Bewegungsgesetze der Güterpreise und -mengen immer unter denselben Voraussetzungen geben, welche uns die eindeutige Bestimmung der Größe einer ökonomischen Quantität gestatten, sodaß sich unsere erste Frage auf die folgende reduzieren läßt: Ist der eindeutig bestimmte Lohnsatz, den unser System ergibt, auch tatsächlich der der Wirklichkeit? Ist das, was wir abgeleitet haben, wirklich jenes Moment, das den verschiedenen Lohnformen zugrunde liegt? Natürlich meinen wir nicht eine numerische Größe, eine solche gibt uns unser System ja nicht; auch nicht eine allgemeingültige Proposition, wie sie z. B. von Thünen zu geben versuchte. Wir sind uns bewußt, daß beides je nach den Verhältnissen wechselt. Aber dennoch meinen wir mehr, als die bloße Tatsache der eindeutigen Bestimmtheit: Wir wünschen zu wissen, ob unser ganzes Schema auf die Lohnerscheinung paßt.

Nun, es scheint, als ob diese Verifizierung bei der Arbeit keine größeren Schwierigkeiten haben könnte, als bei allen anderen Gütern. Die Vorgänge auf einer Arbeitsbörse wie auf einem Bauernhofe, auf dem ein Knecht aufgenommen wird, sind ersichtlich im Wesen keine anderen als die auf einer Warenbörse oder bei einem anderen Geschäfte des Bauern. Mögen dort etwas mehr außerökonomische Momente ins Spiel kommen, besonders im Falle des Bauern Sitte und Gewohnheit, sowie vielleicht persönliche Rücksichten eine größere Rolle spielen als hier, immer sind die ökonomischen Grundzüge deutlich erkennbar, und zu einer prinzipiellen Unterscheidung reichen solche Momente besonders für uns, die wir dieselben zum Teil wenigstens in die Wertfunktion einschließen, nicht aus. Das Bild der Theorie mag etwas weniger gut passen, im großen und ganzen aber paßt es. Wo Arbeitsmangel herrscht, wird der Lohn hoch, wo Über-

fluß herrscht, *ceteris paribus* niedriger stehen — es ist das fast zu klar, um angeführt zu werden und Belege aus der Wirklichkeit, etwa aus neuen Kolonien einerseits und „über-völkerten“ Ländern, wie Indien oder China andererseits, sind überreich vorhanden.

Sicherlich trifft man auch hier auf Schwierigkeiten: Die Fabriksordnungen enthalten fast immer eine bestimmte Stundenzahl. Auch der kräftigere Arbeiter mag keine Gelegenheit zur Ausnutzung seiner Überlegenheit über seine Genossen haben. Soziale Machtverhältnisse, ökonomisch nicht zu erklärende Eingriffe in seine Selbstbestimmung (Auswanderungsverbote usw.) mögen die Bildung unseres theoretischen Lohnsatzes verhindern. Ein besonders wichtiger Fall ist der der Kombination, welche nicht nur zu monopolartigen Erscheinungen führen und so das Lohnniveau stören, sondern auch durch ihre soziale und politische Macht zu Errungenschaften gelangen kann, zu deren Erfassung die Mittel der Statik nicht ausreichen.

Aber das gibt es bei allen Gütern, und dieselben Gründe, die uns bei diesen veranlaßten, an unserer Theorie festzuhalten, bewähren sich auch hier. Die Stundenzahl der Fabriksordnung wird im allgemeinen jener Zeit, die sich aus einem theoretisch freien Verkehre ergeben würde, angepaßt sein — höchstens wird eine Abrundung auf ganze Stunden vorgenommen, wobei die übrigen Arbeitsbedingungen (Pausen, sanitäre Verhältnisse usw.) Anlaß bieten, den Rest auf andere Weise auszugleichen. Jene störenden Einflüsse sieht man oft auch bei anderen Waren, Ausfuhr- oder Einfuhrverbote oder -erschwerungen jeder Art usw.: und doch behalten unsere Gesetze ihren Platz trotz solchen Abweichungen, wie angeführt. Das gleiche gilt von den Kombinationen und von den Analogien für Strikes, wenngleich weniger häufig und ausgeprägt als diese, liegen so auf der Hand, daß es verwunderlich ist, daß darauf bisher in der Theorie so wenig Gewicht gelegt wurde. Die Frage also, die wir uns stellten, die uns so oft von Gegnern der Theorie gestellt und von denselben verneint wird, ist sicherlich soweit zu bejahen.

Freilich ist die Diskrepanz mit der Wirklichkeit groß, größer als die meisten Theoretiker zuzugeben geneigt sind und was unserem Resultate an Erkenntniswert bleibt, darüber sind sicherlich verschiedene Ansichten möglich; aber wer in dem Sinne, wie wir es tun, diesen Wert für immerhin erheblich hält, der kann auch kaum anders, als unsere Lohntheorie annehmen, so weit.

Das ist ein erster Schritt. Die Lohntheorie würde sich demnach als ein Spezialfall der exakten Preistheorie auffassen lassen, durch deren Schema befriedigend dargestellt sein, sich auch in hinreichender Übereinstimmung mit der Wirklichkeit befinden, wobei freilich sehr wichtige Resultate, in deren Besitze sich schon die Klassiker glaubten, in unerreichbare Ferne gerückt würden. Aber einmal ist das nicht alles. Nur für die eine Seite der Sache, die einfachste, die zuerst und die allerdings in den üblichen Darstellungen der Preistheorie allein behandelt wird, haben wir das nachgewiesen, nämlich für die Bildung des Preises bei vorhandenen, festgegebenen Mengen. Bei den übrigen Gütern, mit Ausnahme des Bodens und anderer „Gaben der Natur“ können wir ja weitergehen und die Wert- und Preisbetrachtung auch auf deren Kostengüter ausdehnen und so den wirtschaftlichen Kreislauf ganz erfassen. Können wir das auch bei der Arbeit? Nur dann würde unsere Theorie die Lohnerscheinung der Wirklichkeit uns, im Prinzip wenigstens, ganz erklären, andernfalls muß die Arbeitskraft als gegeben angenommen, das heißt eingestanden werden, daß wir ihre Bildung und Größe nicht erklären können. Der Leser weiß, daß das letztere unsere Ansicht ist. Wir haben ja deshalb die Bevölkerung und ihre physischen und moralischen Eigenschaften — allerdings auch deshalb, um konstante Nachfragefunktionen zu haben — als Daten unserer Probleme, als „systembestimmend“ anerkannt. Es muß das hier nicht weiter gerechtfertigt werden.

Zum anderen ist aber selbst an dem erreichten Ergebnisse nicht alles klar, und wir begegnen einer Schwierigkeit, welche uns nötigen kann, dasselbe zu modifizieren und

selbst von dem bescheidenen Erkenntniswerte, den wir der Theorie vindizierten, noch etwas abzuschneiden. Ich möchte da wiederum darauf hinweisen, wie notwendig sich eine ganz detaillierte Untersuchung erweist. Wie leicht könnte man sich bei unserem „ersten Schritte“ zufrieden geben; scheinbar klappt alles und sicherlich ist alles logisch einwandfrei und dennoch wird sich zeigen, daß noch Zweifel vorhanden sind. Und solche Gründlichkeit ist meist nicht in ökonomischen Werken zu finden. Es ist da noch ein hartes Stück Arbeit zu leisten, das unserem Systeme mehr zu geben vermag, als manche kühne Neuerung.

Die Schwierigkeit, die wir hier meinen, wurde schon angedeutet, sie liegt in dem „einheitlichen Lohnsatze“, wie ihn die Theorie gibt.

Ersichtlich gibt es keinen solchen in der Wirklichkeit. Abgesehen davon, daß bekannte Umstände in derselben Weise wie bei anderen Gütern eine örtliche Ausgleichung verhindern, — Umstände, welche zunächst hier keine größere Rolle spielen als bei diesen und daher übergangen, wenn auch keineswegs übersehen werden sollen — gibt es verschiedene Lohnsätze für verschiedene Tätigkeiten. An sich hat das nichts Auffälliges und widerspricht auch nicht der theoretischen Einheit des Lohnsatzes. Auch bei anderen Waren wird die bessere Qualität besser bezahlt, ohne daß man, wenn anders man die Theorie richtig versteht, an der Einheit des Preises zweifeln würde. Güter derselben Art aber verschiedener Quantität sind eben ökonomisch verschiedene Güter. Aber zwischen ihren Werten und Preisen besteht, wie überhaupt zwischen allen Gütern, eine eben durch die Wert- und Preistheorie gegebene Relation. Die einzelnen Qualitäten sind in genau den Mengen vorhanden, wie die Nachfrage es verlangt und erzielen einen verhältnismäßigen Preis. Das beste Stück ist auch das bestbezahlte. Hat ein Stück Fleisch bei sonst ganz gleichen Umständen, den doppelten Nährwert eines anderen, so wird es wie zwei gleich große der letzteren Art gewertet werden. Freilich werden die „Umstände“ nie gleich sein, in unserem Bei-

spiele vielleicht ein Unterschied im Geschmacke usw. vorliegen. Solche anderweitigen Elemente werden besonders gewertet, wie Clark hervorgehoben hat¹, und es wäre im allgemeinen nicht zulässig, aus den physikalischen auf proportionelle Preisunterschiede zu schließen. Immer wird nicht nur der Wert besserer Qualitäten, sondern auch die Kaufkraft und Zahl jener Käufer in Betracht kommen, welche gerade um dieselben konkurrieren. Ein Teil der Käufer der sich von allem Anfange an mit den minderen zufrieden geben will oder muß, wird bei den besseren nicht mitkonkurrieren, und so wird die Preisbildung derselben eine weitgehende Unabhängigkeit haben. Wohnungspreise sind ein instruktives Beispiel. Noch mehr tritt das in jenen Fällen hervor, wo bessere Qualitäten anderen Bedürfnissen dienen, aber stets wird eine Relation bestehen, die mit den Mitteln der Wert- und Preisrechnung erfaßt werden kann.

Ebenso wird eine Maschine, die doppelt soviel „erzeugt“, als eine andere, zwar nicht ganz doppelt gewertet werden können — wenigstens in strenger Theorie muß die Abnahme des Grenznutzens des Produktes berücksichtigt werden — aber ihr Wert und Preis wird in einem festen, klarverständlichen Zusammenhange mit Wert und Preis der minder brauchbaren stehen. Nur wenn dieser Zusammenhang besteht, ist die Preisbildung eines Gutes vollständig von unseren Gesetzen beschrieben.

Ist das nun bei der Arbeit so? Unterscheiden wir der Kürze halber, ohne auf die feineren Unterschiede, die heute gemacht zu werden pflegen, einzugehen, nur „gewöhnliche“ und „qualifizierte“ Arbeit und letztere wieder in jene, bei der die Qualifikation wesentlich in Erlernung einer Fertigkeit und jene, bei denen sie wesentlich in höherer natürlicher Anlage besteht. Sicherlich ist nicht jeder zur Erlernung jeder Fertigkeit befähigt und die Verwertung höheren Talentes bedarf in der Regel irgend einer Aus-

¹ Distribution of Wealth 1899.

bildung. Dennoch wird man unschwer zugeben, daß wir hier zwei unterscheidbare Momente vor uns haben. So ergeben sich aus der eben gestellten Frage die folgenden: Stehen die Entlohnungen jeder Art von Arbeit in jenem mittels unserer Theorie beschreibbaren Verhältnisse? Sodann: Erklären sich die verschiedenen Werte der Arbeitsleistungen aus einer Verschiedenheit der Qualifikationen? Endlich: Steht die Qualifikation durch Erlernung in jenem Zusammenhange zu der Qualifikation durch Veranlagung, in dem die Eigenschaften z. B. eines Rohstoffes zu dessen weiterer Verarbeitung stehen? — der beste Rohstoff wird am feinsten verarbeitet — ist das auch bei der Arbeit so? Das sind *quaestiones facti*. Von ihrer Beantwortung hängt ab, ob das Wertprinzip die Lohnsätze erklärt.

Wir stehen hier vor einem Probleme, dessen Vorhandensein oft angedeutet oder doch gefühlt worden ist. Es ist das ein Grund dafür, daß viele Ökonomen die Lohntheorie nur auf „gemeine“ Arbeit, *common labour*, angewendet wissen wollten¹. In dieser Stellungnahme liegt schon eine Erkenntnis der Schwierigkeiten, die in der Preisbildung qualifizierter Arbeit liegen und zeigt, wiederum, daß die Erkenntnis der älteren Theoretiker viel tiefer ging, als oft angenommen wird². Aber eine Lösung derselben hat nur Marx und seine Richtung unternommen. Sie haben diese Fragen bejaht, allerdings vom Standpunkte des Arbeitsprinzipes und das Auskunftsmittel vorgeschlagen, qualifizierte Arbeit auf unqualifizierte dadurch zurückzuführen, daß man die erstere als ein Vielfaches der letzteren auffaßt. Und einer Bejahung neigen auch die Vertreter des Wertprinzipes zu. Wie bei Marx auf eine Arbeitseinheit, so wird bei ihnen ausdrücklich oder stillschweigend alle Arbeit auf eine Werteinheit, auf eine und dieselbe Wertskala zurückgeführt, wie angedeutet. Und für die „Leistungs-

¹ Der andere ist die Rücksicht auf die Subsistenztheorie.

² Aber darauf ist zu entgegnen, daß das sehr traurig für die Theorie wäre, weil nur ein Teil auch der Handarbeit ganz „*common*“ ist und bei jeder anderen sofort das Problem auftaucht.

einheit“ besteht darnach ein einheitlicher Lohnsatz.

Nun, betrachtet man die Arbeiterschaft einer Unternehmung oder selbst einer Branche oder endlich eines Landes, so könnte auf den ersten Blick eine solche Bejahung wirklich naheliegen. Die bessere Leistung tendiert wenigstens nach besserer Entlohnung, ihre Überlegenheit erklärt sich aus einer besonderen erlernten Fertigkeit oder größerer Kraft oder Geschicklichkeit und, wenn das auch nicht so sicher ist, es wird der „bessere Mann“ auch am ehesten die erstere erwerben. Der höhere Lohn wird der Ansporn dazu sein und Angebot und Nachfrage werden beide vom Wertprinzip beherrscht sein. Eine Wertskala wird diese Arten von Arbeit umfassen. Dieselbe Betrachtungsweise paßt ebenso auf die zur Erzeugung eines bestimmten Produktes aufgewandten Arbeitsmengen. Alle Arbeiter, die z. B. zur Erzeugung eines Rockes mithelfen, vom Schäfer bis zum Arbeiter, der das „tailor pressing“ vornimmt, werden nach dem Werte ihrer Arbeit entlohnt. Das scheint klar.

Und doch gibt es auch hier Erscheinungen, die uns bedenklich machen können. Mag auch der Chinese in S. Francisco ganz dasselbe leisten, wie der Amerikaner, er wird doch nicht denselben Lohn erhalten. Und wir brauchen nicht nach solchen Fällen — die übrigens nicht selten sind, vgl. z. B. die Löhne der italienischen Arbeiter in Österreich oder Südfrankreich — zu suchen. Ganz nahe liegt das Beispiel der Entlohnung der Frauenarbeit. Dieselbe ist selbst dort erheblich niedriger, wo eine Frau die Arbeit ganz ebensogut leisten kann und leistet, wie ein Mann. Man könnte einwenden, daß sich Analoges auch bei andern Gütern findet. Eine altberühmte Firma kann höhere Preise erzielen auch für ganz dieselben Erzeugnisse, wie ihre jüngeren Konkurrenten. Und wenn wir diesem Falle keine prinzipielle Bedeutung zumessen, so dürfen wir das auch hier nicht tun. Mag sein. Wir könnten zwar erwidern, daß der Unterschied allerdings nur graduell sei, daß aber

in einem Falle die Abweichung von der Wirklichkeit nicht allzu groß, im anderen nicht zu vernachlässigen sei. Aber wir wollen darauf nicht bestehen, da wir an dieser Stelle noch nicht unser entscheidendes Bedenken ins Treffen führen können.

Doch hat jede Unternehmung, wenigstens jede große, eine Kategorie von Arbeitern, welche als „Beamte“ bezeichnet zu werden pflegen. In welchem Verhältnisse steht deren „Gehalt“ zum „Lohne“ der Arbeiter? Der zweifelhafte Punkt ist, daß ein solcher Beamter, der einer anderen sozialen Klasse angehört, gar nie „Arbeiter“ werden würde, auch wenn sich das besser lohnen würde. Diese Tatsache ist unbestreitbar und ebenso sicher ist, daß er auch beim Beginne seiner Ausbildung meist nicht die Wahl zwischen beiden Berufen hatte, sondern den des „Beamten“ hätte anstreben müssen, selbst dann, wenn die „Aussichten“ dieser Laufbahn von vorneherein ungünstiger gewesen waren. Es ist nicht nur seine Ausbildung ein „sunk capital“, das nun nicht mehr zurückzuziehen ist — dafür bieten alle Produktionen Beispiele — sondern schon von allem Anfange an war er sozial gezwungen, zum mindesten in der Regel oder doch sehr oft, jenen Weg zu betreten.

Und das leitet uns sofort weiter zu den Löhnen in allen „höheren“ Berufszweigen. Wer könnte die Tatsache übersehen, daß in aller Regel jedermann danach strebt, in seiner sozialen Klasse zu bleiben, daß dieselbe ihm eherne Fesseln anlegt? Alle die jungen Leute, die jahraus, jahrein in unserer Heimat dem Staatsdienste zustreben, legen sich über die Möglichkeiten außerhalb desselben kaum eine Rechenschaft ab. Im Gegenteil wird es ihnen meist bewußt sein, daß ihre Aussichten in wirtschaftlicher Hinsicht im allgemeinen keine günstigen sind. Trotzdem bieten sie ihre Arbeitskraft hier an, an der Stelle, wo nicht die größte, sondern vielleicht die geringste Entlohnung winkt und wo die Nachfrage ersichtlich überschritten ist. Sie haben tatsächlich keine Wahl, als Kinder ihres Landes und ihrer Klasse. Ein Militär kann im allgemeinen seinen Beruf

nicht wechseln, ohne eine sehr fühlbare soziale „capitis diminutio“. In diesen Berufen treten auch nationale und politische Grenzen viel schärfer ins Spiel, als sie es vermittelst von Auswanderungsverboten tun könnten. Den letzteren kann man entgehen, außerhalb ihrer gesellschaftlichen Beziehungen aber sind jene Leute hilflos und vermögen es nicht, sich auf ihrem bisherigen sozialen Niveau zu behaupten. Genüge das Gesagte, das befriedigend auszuführen Gegenstand einer interessanten sozialen Studie sein könnte. Vervollständigen wir es nur noch durch ein Moment: Der Künstler, der Gelehrte produziert seine Werke nicht immer, aber häufig ohne Rücksicht auf Nachfrage, obgleich er dennoch mit seiner Arbeit — wiederum mindestens häufig — auch wirtschaftliche Resultate anstrebt. Von Arbeiten, die ohne diese Absicht geleistet werden, etwa den Zeitschriftenartikeln eines Politikers, gar nicht zu reden.

Der Unternehmer, der Beamte, der Künstler, der Arbeiter, sie alle werden das durch zwingende Umstände, nicht durch freie Wahl. Das ist die Regel, welche durch das Aufsehen, das eine Ausnahme erregt, nur bestätigt wird. Das heißt nun ökonomisch nichts anderes, als daß das Angebot von Arbeit nicht vom Wertprinzip beherrscht wird, wie das von Grund und Boden und jedem anderen Gute gilt. Unser System ist hier durchbrochen, sein Lebensmark, die „Interdependenz“, gelähmt. Nur innerhalb eines nationalen und sozialen Kreises herrscht freie Beweglichkeit der Arbeit, und nur wenn man diese Klausel anbringt und im übrigen die Verteilung der Arbeit als systembestimmende Tatsache erklärt, nur dann gilt die Wertrechnung. Und das Gesagte bewährt sich im weitesten Maße bei jeder Art von qualifizierter Arbeit.

Andere als ökonomische Momente also bestimmen die Verteilung der Arbeitsmenge der Volkswirtschaft und der ganzen Erde. Das ist vielleicht die größte Konzession, die wir der ethischen Richtung machen. Sie hat Recht in diesem Punkte. „Arbeit“ im allgemeinen ist nicht so frei beweglich, wie es ökonomisch selbst das Land ist. Und wenn

man uns hier entgegenen würde, daß auch bei anderen Gütern eine freie Beweglichkeit nicht vorhanden sei, so können wir befriedigend darauf entgegenen. Soweit, unter Berücksichtigung von Fracht und Zoll die Warenpreise bei freier Konkurrenz nicht überall gleich sind, beruht das auf weiter nicht interessanten „Friktionswiderständen“, als ungenügender Kenntnis, fehlendem Unternehmungsgeiste usw. Anders bei der Arbeit. Große, wichtige Momente, die man unmöglich übersehen kann, stehen der Beweglichkeit der Arbeit im Wege. Nationalgefühl oder besser, das Moment des Antagonismus der Rassen, soziale Beziehungen jeder Art, kurz die ganze Struktur der Gesellschaft, alles was sie zusammenhält, erschwert jede derartige Annahme. Während ferner die Produktion sonst stets dem Wertprinzip folgt, sind in erster Linie andere Momente für die Verteilung der Arbeit entscheidend. Diese Momente wirken auch innerhalb der Volkswirtschaft. Aber auch die geographischen Fesseln, von denen wir sprachen, haben hier eine ganz andere Bedeutung als bei anderen Gütern. Jene, die auch bei diesen herrschen, sind auch hier vorhanden, aber außerdem noch andere, mächtigere. So wird qualifizierte Arbeit nicht immer so entlohnt, wie man es nach unserer Theorie erwarten sollte, und wenn man von „Arbeit“ ganz allgemein spricht, so ist die letztere unanwendbar. Wie die Wertskala, so versagt übrigens auch die Arbeitsskala Marx', wie man leicht sehen kann.

Was die zweite Frage anlangt, so taucht ein neues Bedenken auf. Bei allen anderen Gütern steht das beste Stück dort, wo die höchste Leistung nötig ist und von dieser, von seiner Fähigkeit sie zu leisten, erhält es seinen Wert und Preis, seinen Platz auf der Wertskala. Nun scheint es mir, als ob das bei „Arbeit im allgemeinen“ absolut nicht der Fall wäre. In der Regel wird die Unternehmerstellung oder doch die Möglichkeit sie zu erlangen, ererbt und ihre Funktion in weitem Maße ohne Rücksicht auf besondere Eignung ausgefüllt. Trotzdem ist die Leistung eine wertvolle und der Unternehmer ist im Rechte, wenn er sich

einen hohen Lohn dafür berechnet. Es läßt sich aber durchaus nicht behaupten, daß er der dazu geeignete Arbeiter sei. Jene jedoch, die ebenso oder besser dazu geeignet wären, können meist mit ihm nicht darum konkurrieren. Auch ganz abgesehen von Kapitalmangel haben sie keinen Weg, dazu zu gelangen. Der gewöhnliche Arbeiter in aller Regel sicher nicht, aber auch nicht der Beamte. Nur die ganz überragende Kraft und auch diese nur bei günstigen Zufällen setzt sich durch. Konkurrieren kann mit ihm nur jemand in gleicher sozialer Position, nur da ist die Sonne gleich verteilt. Das gilt allgemein. Auch im Staatsleben und in allen liberalen Berufen ist es nicht notwendig die beste Kraft, die die höchstwertigen Leistungen hervorzubringen hat. Außer Tüchtigkeit sind eine Reihe von Bedingungen zu erfüllen, welche danach tendieren, wenigstens oft sehr tüchtige Konkurrenten auszuschneiden. Es ist nicht so, daß die höherwertige Leistung immer höhere Qualifikationen erfordert. Auf allen, auch den höchsten Stufen kann das Durchschnittsmaß vom Durchschnittsmenschen geleistet werden und im allgemeinen kann man wohl sagen, daß die Spitze der sozialen Pyramide nicht von den tüchtigsten, ihre Grundfläche nicht von den untüchtigsten Elementen gebildet wird. Wir könnten zeigen, daß zum gewöhnlichen Unternehmer durchaus kein Komplex jener hohen Eigenschaften gehört, welche ihm manche Darstellungen zuschreiben, daß er sie in aller Regel auch nicht besitzt. Nicht er, ganz andere Dinge sind die treibenden Kräfte seiner Unternehmung. Und auch sonst zeigt, meine ich, vorurteilsfreie Beobachtung, daß keineswegs die bestqualifizierte Arbeitskraft dazu gelangt, die höchstwertige Leistung hervorzubringen zu können. Aber machen wir Halt. Es ist ein peinliches Gefühl für mich, Probleme, die tief in die „Soziologie“ hineinreichen, so kurz andeuten zu müssen. Und doch war das nötig, um unsere Stellungnahme zu rechtfertigen.

Wir treten nicht in die Diskussion der Frage ein, welche Momente es sind, die die Verteilung der Arbeits-

man uns hier entgegen würde, daß auch bei anderen Gütern eine freie Beweglichkeit nicht vorhanden sei, so können wir befriedigend darauf entgegenen. Soweit, unter Berücksichtigung von Fracht und Zoll die Warenpreise bei freier Konkurrenz nicht überall gleich sind, beruht das auf weiter nicht interessanten „Friktionswiderständen“, als ungenügender Kenntnis, fehlendem Unternehmungsgeiste usw. Anders bei der Arbeit. Große, wichtige Momente, die man unmöglich übersehen kann, stehen der Beweglichkeit der Arbeit im Wege. Nationalgefühl oder besser, das Moment des Antagonismus der Rassen, soziale Beziehungen jeder Art, kurz die ganze Struktur der Gesellschaft, alles was sie zusammenhält, erschwert jede derartige Annahme. Während ferner die Produktion sonst stets dem Wertprinzipie folgt, sind in erster Linie andere Momente für die Verteilung der Arbeit entscheidend. Diese Momente wirken auch innerhalb der Volkswirtschaft. Aber auch die geographischen Fesseln, von denen wir sprachen, haben hier eine ganz andere Bedeutung als bei anderen Gütern. Jene, die auch bei diesen herrschen, sind auch hier vorhanden, aber außerdem noch andere, mächtigere. So wird qualifizierte Arbeit nicht immer so entlohnt, wie man es nach unserer Theorie erwarten sollte, und wenn man von „Arbeit“ ganz allgemein spricht, so ist die letztere unanwendbar. Wie die Wertskala, so versagt übrigens auch die Arbeitsskala Marx', wie man leicht sehen kann.

Was die zweite Frage anlangt, so taucht ein neues Bedenken auf. Bei allen anderen Gütern steht das beste Stück dort, wo die höchste Leistung nötig ist und von dieser, von seiner Fähigkeit sie zu leisten, erhält es seinen Wert und Preis, seinen Platz auf der Wertskala. Nun scheint es mir, als ob das bei „Arbeit im allgemeinen“ absolut nicht der Fall wäre. In der Regel wird die Unternehmerstellung oder doch die Möglichkeit sie zu erlangen, ererbt und ihre Funktion in weitem Maße ohne Rücksicht auf besondere Eignung ausgefüllt. Trotzdem ist die Leistung eine wertvolle und der Unternehmer ist im Rechte, wenn er sich

einen hohen Lohn dafür berechnet. Es läßt sich aber durchaus nicht behaupten, daß er der dazu geeignete Arbeiter sei. Jene jedoch, die ebenso oder besser dazu geeignet wären, können meist mit ihm nicht darum konkurrieren. Auch ganz abgesehen von Kapitalmangel haben sie keinen Weg, dazu zu gelangen. Der gewöhnliche Arbeiter in aller Regel sicher nicht, aber auch nicht der Beamte. Nur die ganz überragende Kraft und auch diese nur bei günstigen Zufällen setzt sich durch. Konkurrieren kann mit ihm nur jemand in gleicher sozialer Position, nur da ist die Sonne gleich verteilt. Das gilt allgemein. Auch im Staatsleben und in allen liberalen Berufen ist es nicht notwendig die beste Kraft, die die höchstwertigen Leistungen hervorzubringen hat. Außer Tüchtigkeit sind eine Reihe von Bedingungen zu erfüllen, welche danach tendieren, wenigstens oft sehr tüchtige Konkurrenten auszuschneiden. Es ist nicht so, daß die höherwertige Leistung immer höhere Qualifikationen erfordert. Auf allen, auch den höchsten Stufen kann das Durchschnittsmaß vom Durchschnittsmenschen geleistet werden und im allgemeinen kann man wohl sagen, daß die Spitze der sozialen Pyramide nicht von den tüchtigsten, ihre Grundfläche nicht von den untüchtigsten Elementen gebildet wird. Wir könnten zeigen, daß zum gewöhnlichen Unternehmer durchaus kein Komplex jener hohen Eigenschaften gehört, welche ihm manche Darstellungen zuschreiben, daß er sie in aller Regel auch nicht besitzt. Nicht er, ganz andere Dinge sind die treibenden Kräfte seiner Unternehmung. Und auch sonst zeigt, meine ich, vorurteilsfreie Beobachtung, daß keineswegs die bestqualifizierte Arbeitskraft dazu gelangt, die höchstwertige Leistung hervorbringen zu können. Aber machen wir Halt. Es ist ein peinliches Gefühl für mich, Probleme, die tief in die „Soziologie“ hineinreichen, so kurz andeuten zu müssen. Und doch war das nötig, um unsere Stellungnahme zu rechtfertigen.

Wir treten nicht in die Diskussion der Frage ein, welche Momente es sind, die die Verteilung der Arbeits-

kraft bestimmen, sondern begnügen uns, zu konstatieren, daß diesen Verhältnissen gegenüber unsere ökonomischen Mittel versagen und wollen die Konsequenz des eben besprochenen Umstandes für die ökonomische Theorie formulieren. Damit die Wertrechnung umfassend und befriedigend sei, ist es durchaus nötig, daß die Arbeitskräfte nur vom Standpunkt des Wertes der Leistungen verteilt seien und die Nachfrage nach Leistungen dem Schema der Wertfunktion entspreche. Nur dann werden die Werte der einzelnen Leistungen normale im Sinne unseres Systemes sein. Das ist nun nicht der Fall bei der Arbeit. Wir sahen schon, daß das Angebot selbst der vorhandenen Arbeit nicht vom Wertprinzip beherrscht sei, nun sehen wir noch, daß es auch die Nachfrage nicht ist. Oder richtiger, sie ist es nur unter derselben Einschränkung, wie das Angebot, mit der Klausel: „in demselben sozialen und nationalen Kreise“. Das geht soweit, daß man sich fragen kann, ob die Anwendung der Kategorien Angebot und Nachfrage hier überhaupt noch Sinn und Wert hat.

Leicht ist es, zu sehen, wie wir die dritte Frage beantworten wollen. Sie verneinen wir am allerentschiedensten. Nicht derjenige erwirbt Qualifikationen — welcher Art immer — oder wendet sich „höheren“ Berufen zu, der dazu besonders geeignet ist, sondern wer die Gelegenheit dazu besitzt, welche wiederum hauptsächlich durch das Klassenmoment charakterisiert wird. Und wiederum: Innerhalb derselben ökonomischen und sozialen Klasse, mag allerdings ein Zusammenhang zwischen Qualifikation und natürlicher Anlage, wie er für die Wertrechnung nötig ist, bestehen. Über seine Bedeutung im Verhältnisse zu anderen Momenten, die auch innerhalb des angedeuteten Kreises wirksam sind, kann man verschieden denken. Gewiß besteht er in erheblichem Maße. So wird also auch „Veredlung“ am Rohmaterial des Gutes „Arbeit“ nicht nach den wirtschaftlichen Gesetzen vorgenommen, wenigstens kann das nicht allgemein und nicht in jenem Sinne behauptet werden, wie bei allen anderen Gütern.

Resumieren wir: Ich hätte prinzipiell nichts dagegen, die Arbeit ganz so wie alle anderen Güter, als „Ware“, wie man es ausdrückt, zu behandeln, wenn dieses Schema zu brauchbaren Resultaten führen würde. Sich aus Rücksicht auf „Menschenwürde“ oder durch Gründe wie der, daß der Mensch Subjekt der Wirtschaft sei und daher nicht ihr Objekt sein könne, dagegen zu sträuben, scheint uns auf einem Mißverständnisse unserer Theorie zu beruhen. Aber unsere Untersuchung über die Verifikation unseres Resultates führt uns dazu, dasselbe als unzulänglich zu erkennen. Wir stehen vor Erscheinungen, zu denen von unserem Systeme aus keine Brücke führt. Gleich Inseln sind die einzelnen Gruppen von Arbeitern im weitesten Sinne, die es in der Volkswirtschaft gibt, von einander getrennt und kaum gibt es einen „Verkehr“ zwischen denselben. Wohl sind jene sozialen Bande nicht ewig und die Jahrhunderte nähern die „Inseln“. Für unsere Zwecke, für unser nur für kurze Perioden konstruiertes System, existiert diese Wechselbeziehung kaum. Auf jeder Insel allerdings herrscht das Wertprinzip. Und darin liegt unser Auskunftsmittel, das wir an die Stelle derjenigen von Marx und der Werttheorie setzen möchten. Wir nehmen an, daß jede Art von Arbeit und Arbeitern ein für allemal vorhanden, festgegeben sei: In unserem Untersuchungsgebiete gibt es eine feste Zahl von Beamten, Künstlern, gelernten und ungelernten Handarbeitern usw., zwischen welchen Gruppen jede Beziehung, jedes Übergehen von einer zur anderen, fehlt. Das scheint uns besser auf die Wirklichkeit zu passen und, so korrigiert, gilt unsere Lohntheorie. Für jede dieser Gruppen gibt es einen eindeutig bestimmten Lohnsatz, der zu den anderen Lohnsätzen nicht in einer einfachen Relation steht, wie man gerne glauben möchte. Allerdings besteht doch eine Relation, nur ist sie eine andere. Wir wollen sie dann gleich erörtern. Freilich dürfen wir uns dann nicht verhehlen, daß unsere Theorie vom Standpunkte praktischer Resultate nahezu zu einer Selbstverständlichkeit herabgedrückt wird, jedenfalls

jene große Bedeutung, die ihr sonst zukommen würde, verliert.

Wir wollen noch die Bedeutung präzisieren, die der üblichen Konstruktion zukommt. Könnte man nicht in einem ganz abstrakten Untersuchungsgebiete dieselbe doch durchführen? Sicherlich und dann würde sich jene Organisation der Gesellschaft ergeben, welche wir skizzierten. Aber man darf nicht vergessen, daß dazu mehrere neue Voraussetzungen nötig sind, viel weitergehende, als wir sie sonst für unser System brauchen. Es würde nämlich nicht hinreichen, einfach eine isolierte Nation anzunehmen. Denn auch eine Nation, die uns sehr homogen erscheint, enthält sehr viele ethnische Elemente, zwischen denen nie freie Konkurrenz bestehen kann. Wir müßten eine konstruieren, wie sie, gegenwärtig wenigstens, nirgends existiert. Das wäre die erste Voraussetzung. Zweitens. Aber auch innerhalb einer solchen würden wir möglicherweise — nach manchen Theorien würde es allerdings nicht der Fall sein — dem Phänomen der Klassenbildung begegnen und jedenfalls den zahllosen individuellen Wechselbeziehungen, welche das soziale Milieu, die soziale Basis jedes Individuums ausmachen. Auch davon müßte abgesehen werden. Die einzelnen Gruppen, die sich um gewisse Interessen und Stellungen herum bilden, werden sicherlich jedem Outsider Widerstand entgegensetzen und selbst in einem kommunistischen Gemeinwesen würden ganz sicher persönliche Beziehungen eine Rolle spielen, welche der Auswahl nach der Tüchtigkeit und sonstigen Qualifikation, wie sie bei jedem anderen Gute besteht, eine andere Art von Auslese an die Seite setzen würden. Unser Schema müßte darüber hinwegsehen. Drittens würde auch hier Güterbesitz und Erwerb von Qualifikationen in einem Zusammenhange stehen, der wichtiger sein dürfte, als der zwischen natürlicher Anlage und sonstiger Qualifikation. Soll die Wertrechnung durchgreifend anwendbar sein, so müßte auch davon abstrahiert werden. Hier würde dann für die Leistungseinheit ein einheitlicher Preis bestehen. Für die Arbeitseinheit auch

dann nicht, denn die natürliche Fähigkeit würde ein störendes Moment bilden.

Wozu kann eine solche Konstruktion aber dienen, welcher Wert käme ihr zu? Sie stellt vor allem eine weitere Stufe der Abstraktion dar, als sonst unser System. Das muß vor allem festgehalten werden. Auf solche Unterscheidungen der verschiedenen Stufen der Abstraktion legen wir stets ein besonderes Gewicht, da sie zum richtigen Verständnisse der einzelnen Theorien an sich und in ihrem Verhältnisse zueinander ganz wesentlich sind. Man könnte sagen, daß unsere Erörterungen, die wir eben durchführten, eigentlich keinen anderen Zweck hatten, als eben den Nachweis zu führen, daß jene große Theorie der Gesellschaft und sogar die gewöhnliche Lohntheorie eine solche weitere Stufe darstellt, daß sie einen anderen Charakter trägt und weiter von der Wirklichkeit entfernt ist, als andere Teile der theoretischen Ökonomie, als der größte Teil derselben. Und es ist lehrreich, zu bemerken, daß sich im Laufe unserer Gedankengänge ganz von selbst oft Hypothesen einschleichen können, ohne daß wir es gewahr werden, ohne daß wir uns bewußt sind, den sicheren Boden zu verlassen und mit neuen Momenten zu arbeiten.

Die Wirtschaftssubjekte, mit denen es die Konstruktion, über deren Wert wir jetzt ein Urteil fällen wollen, zu tun hat, sind keine Menschen, sondern Nützlichkeitsmaschinen, welche aller der Merkmale entbehren, welche den im Sozialverbände lebenden Menschen auszeichnen, welche den Sozialverband ausmachen. Hier sind wirklich jene Annahmen bezüglich der „hedonischen“ Motive und dem Abhandensein alles Nichtwirtschaftlichen nötig, welche die Ökonomen, mit Unrecht und die Geltung unserer Sätze überflüssig beschränkend, allgemein für das ganze System aufstellen. Auch das ist ein wichtiges Resultat, welches geeignet erscheint, die einzelnen Teile unserer Theorie in schärferem Lichte zu zeigen, und auch nachzuweisen, daß unser System an sich gar nicht soweit von der Wirklichkeit steht, als oft geglaubt

wird, daß dieser Anschein nur von einigen der ökonomischen Theorien hervorgerufen wird. Hier haben wir eine derselben vor uns. Schon unser System aber weicht gerade genug von den Tatsachen ab; diese Theorie dürfte das Maß des Brauchbaren überschreiten und da sie zu radikal falschen Deduktionen sozialer Natur den Anlaß geben kann und gegeben hat, so wollen wir uns von ihr abwenden. Doch wollen wir diesem Urteile eine Milderung hinzufügen. Wir haben schon gesagt, daß ihr nicht jeder Wert fehlt. Und das wollen wir nun noch nach einer anderen Richtung hin ergänzen. Die Theorie ist nicht notwendig zur Erklärung des Wesens des Lohnes. Dieses Resultat können wir auch auf korrekterem Wege erreichen, indem wir den Lohn auf jeder unserer theoretischen Inseln untersuchen. Sie gibt uns nicht „den“ Lohnsatz der Wirklichkeit, denn ein solcher einheitlicher Satz besteht überhaupt nicht. Insofern sie uns zu dieser Ansicht verführt, ist ihre Rolle eine verderbliche. Aber wenn wir uns ihres Wesens und ihrer Voraussetzungen bewußt bleiben, dann ist diese Theorie nicht „falsch“, wie gesagt. Und dann lehrt sie uns auch etwas. Sie lehrt uns nämlich durch die eklatante Diskrepanz ihrer Resultate mit der Wirklichkeit, daß das Wertprinzip das Gebiet der Arbeit, als Ganzes betrachtet, nicht beherrscht. Das kann man eben mit ihr am besten beweisen. Darin nun liegt meines Erachtens ihr wichtigster praktischer Erkenntniswert. Ein negatives Resultat gibt sie uns nur, aber auch das ist nicht zu verachten, und seine Ableitung und Diskussion gibt uns einen wichtigen Fingerzeig nach der Richtung, wo die entscheidenden Momente zu suchen sind.

Das Fehlen eines einheitlichen Lohnsatzes kann man kurz mit dem Fehlen völlig freier Konkurrenz begründen. Diese Ausdrucksweise ist aber einerseits unvollständig, läßt die einzelnen wichtigen Punkte im Dunkeln, und anderseits mißverständlich. So haben wir sie uns nicht zu eigen gemacht. Aber an dieser Stelle, wo wir auf sie hinweisen, wollen wir doch noch bemerken, daß der Mechanismus der freien Konkurrenz auch sonst noch bei der Arbeit weniger glatt funktioniert, als bei den anderen Gütern. An einen besonderen Grund

für die geringe „Beweglichkeit“ gerade der Arbeit, den wir übrigens bereits berührten, sei da besonders erinnert, auf jenen von Professor Edgeworth hervorgehobenen: Nur wenn jeder „Käufer“ mit jedem „Verkäufer“ tauschen kann, wird vollkommenes Gleichgewicht erreicht werden. Der Arbeiter jedoch muß im allgemeinen seine ganze Arbeit an einen einzigen Unternehmer verkaufen. Und das allein würde, wie sich zeigen läßt, einen erheblichen Unterschied zwischen der Preisbildung der Arbeit und der anderer Güter begründen.

§ 3. Wir haben das Gesagte noch durch die Untersuchung zu vervollständigen, ob ein und welcher Zusammenhang zwischen den Werten und Preisen der vom „Arbeiter“ jeder Art von seiner Geburt an konsumierten Gütern und seinem Lohne besteht. Wir sagen absichtlich nicht „und den von ihm produzierten Gütern“, um die Schwierigkeiten zu vermeiden, die um den Begriff „Produkt der Arbeit“ herumliegen und die uns auch durch die moderne Zurechnungstheorie nur zum Teile — wenn auch zum größten Teile — behoben scheinen.

Ein solcher Zusammenhang besteht bei allen Gütern, die von der Natur nicht „freiwillig“ dargeboten, die also produziert werden, und nur wenn er besteht, ist die Wertrechnung, wenigstens nach dieser Richtung hin, durchgreifend anwendbar. Wiederum: Wir haben keine vorgefaßte Meinung darüber, wie das sich bei der Arbeit verhält. Es wäre sehr zwecklos, darüber zu philosophieren, ob die Arbeit als produziertes Gut oder als „Gabe der Natur“ aufgefaßt werden solle. Aprioristische Gründe für das eine oder das andere können uns gar nicht helfen. Noch weniger natürlich sind soziale, politische, oder moralische Momente für unsere Stellung bestimmend. Für uns gehört die Arbeit nicht schon apriori zu einer oder der anderen jener Güterkategorien. Es steht bei uns, welcher wir sie zuzählen wollen. Das eine oder das andere ist lediglich methodologisches Hilfsmittel, eine technische Maßregel sozusagen und nicht die geringste Tatsachenaussage oder soziale Behauptung oder Forderung liegt darin. So haben wir ganz freie Wahl. Wir werden uns für jene Eventualität entscheiden, welche besser zu unserem Systeme paßt und

bessere Ableitungen gestattet einerseits und welche zu mehr auf die Wirklichkeit passenden Konsequenzen führt andererseits. Die prinzipielle Willkürlichkeit unserer Wahl aber müssen wir uns stets vor Augen halten.

Ein Grund, der uns bei derselben bestimmen könnte, wäre sicherlich der, daß wir, wenn wir die Arbeit als produziertes Gut betrachten würden, unsere Analyse nach Analogie mit anderen produzierten und reproduzierbaren Gütern einige Schritte weiter fortsetzen und mehr Resultate gewinnen könnten, als bei nicht produzierbaren Gütern. Und wenn diese Resultate brauchbar sind, so wäre das nicht zu verachten. Doch müssen wir daran erinnern, daß für uns nicht jene zwingenden Gründe vorliegen, die wir für die Klassiker a. a. O.¹ nachwiesen. Wir müssen das nicht tun wie sie, um unser System zu halten. Daß wir es nicht müssen, ist ein Vorzug unserer Betrachtungsweise, ein großer Vorzug des modernen Systemes. Insoweit jene klassische Theorie nur auf diese theoretische Notwendigkeit zurückzuführen wäre, würden wir sie einfach fallen lassen, wie manche andere Dinge. Aber die „Reproduktionskostentheorie“ des Lohnes hat noch eine zweite Bedeutung, welche im Interesse ihrer Würdigung von der eben erwähnten zu unterscheiden ist — sie ist an sich eine interessante Theorie. Abgesehen von ihrer Rolle in der Literatur: Unser Gebiet bearbeitend, den Wert unseres Systemes und das Feld seiner Anwendbarkeit überblickend finden wir, daß sich hier ein Schacht öffnet, der möglicherweise zu einer Mine führt. Wir sehen eine Möglichkeit unseren Besitz an Theorien zu bereichern. Sie darf nicht vernachlässigt werden, und wir wollen sie uns betrachten, ohne à tout prix auf ihr zu bestehen. Entdecken wir etwas, was uns anspricht, so werden wir die Arbeit nach Analogie der reproduzierbaren, im anderen Falle gleichmütig nach Analogie der nicht reproduzierbaren Güter behandeln und darnach dann die Grundlagen unseres Systemes einrichten. Unsere Untersuchung

¹ Im ersten Teile dieses Buches.

hat ganz denselben Charakter wie die vorhergehende. Wie wir dort zu sehen hatten, ob es in der Wirklichkeit etwas gebe, was dem einheitlichen Lohnsatze der Theorie entsprechen würde, so haben wir hier zu prüfen, ob die Resultate, die sich aus der Behandlung der Arbeit als reproduzierbaren Gutes ergeben würden, auf die Wirklichkeit passen. Auch hier handelt es sich um einen Verifikationsversuch.

Nun das erste Resultat, das sich bewähren müßte, wäre die Gleichung zwischen „Produktionskosten“ und Lohn. Alle anderen, die zu erhoffen wären, hängen von diesem Satze ab, sind nur über diese Brücke zu erreichen. Im Falle wir ihn verifizieren könnten, müßten wir dieselbe Operation dann bei jedem Schritte wiederholen. Können wir es nicht, brauchen wir nach dem Weiteren nicht zu fragen. Der Leser vermag bereits zu sehen, was unser Urteil sein wird. Darauf hindeutende Momente haben wir schon erwähnt. Da in Deutschland die Reproduktionskostentheorie der Arbeit ohnehin nie ganz festen Fuß faßte und wenig Anhänger zählt, so wollen wir kurz sein. Am klarsten ist es bei allen „höheren“ Berufen, daß jene Gleichung nicht besteht. Nehmen wir wieder das Beispiel eines Staatsbeamten. Als Kosten hätte er sich Auslagen für Studien usw. und außerdem seine Arbeit dabei, endlich seinen Unterhalt bis zu seiner Anstellung zu berechnen. Diese Summe wäre dem auf den Zeitpunkt der Berechnung diskontierten Wert seiner künftigen Bezüge gleichzusetzen. Auf Detailfragen bezüglich dieser Berechnung gehen wir nicht ein, weil uns dieselbe nicht anwendbar zu sein, den Vorgängen der Wirklichkeit nicht hinlänglich nahezukommen scheint. Aus folgenden Gründen:

Erstens: Ein Teil der Erziehungskosten kann nicht als Kosten für einen bestimmten Beruf aufgefaßt werden, sondern würde jedenfalls, auch wenn ein ganz privates Leben beabsichtigt wäre, aufgewandt. Das ist so klar, daß Beispiele überflüssig sind. Für die Erziehung entscheiden hauptsächlich die Anschauungen und Gewohnheiten der sozialen Klasse, der der Betreffende angehört und nicht

ökonomische Momente. Schon das allein müßte uns an unserer Gleichung irre machen. Beachten wir, daß das nicht nur für „höhere“ Berufe, sondern mehr oder weniger für jede Art von Arbeit gilt. Auch der gewöhnliche Arbeiter lernt z. B. in der Volksschule viele Dinge, die nicht oder nicht ungezwungen als Vorbereitung für seinen Beruf gelten können und für deren Erlernung ersichtlich andere Gründe maßgebend sind. Man könnte nun die Gleichung auf jene speziellen Vorbereitungen, beim ganz unqualifizierten Arbeiter also auf die „Aufziehungskosten“ beschränken wollen. Das würde aber an der Tatsache, daß auf den Menschen andere als bloß ökonomisch gerechtfertigte Kosten aufgewandt werden, nichts ändern, im Gegenteil sie nur hervorheben. Sodann wäre diese Unterscheidung nicht immer leicht durchzuführen: Manches z. B. Gymnasialbildung ist für den Staatsbeamten einerseits Vorbedingung für seinen Beruf, andererseits würde es für die Angehörigen jener Klasse meist unter allen Umständen aufgewandt, auch ohne Rücksicht auf den Beruf. Diese Schwierigkeiten wären allerdings nicht unüberwindlich. Doch wollen wir das nicht weiter verfolgen, da uns noch weitere Gründe von dieser Betrachtungsweise ablenken.

Zweitens wird jene Berechnung, die bei keinem anderen Gute unterlassen wird, hier tatsächlich in der Regel nicht aufgestellt. Wer fragt sich denn, ob die Gleichung für ihn bestehen wird? Oft wird man sich bewußt sein, daß der Erfolg ökonomisch geringer sein wird, als die Kosten und noch öfter wird man das Gegenteil hoffen. Sozialer Zwang, Ehrgeiz usw. drängen die ökonomischen Momente zurück. Und auch das Kind des Arbeiters wird aufgezogen, ohne daß solche Erwägungen auch nur entfernt vorhanden sind. Bei dem Erwerbe einer speziellen Qualifikation allerdings wird unsere Gleichung oft zutreffen, aber gewiß auch hier nicht ausnahmslos und nicht einmal in der Regel. Sicherlich gibt es Fälle, die sich in das Schema der „produktiven Konsumtion“ einfügen lassen. Diese ganze Theorie, von der wir hier sprechen, hängt ja sicher nicht in der Luft. Aber diese Fälle, bei denen sie zutrifft, sind selten und un-

bedeutend im Verhältnisse zu der Menge derjenigen, wo andere Momente herrschen.

Drittens: Speziell das in der eigenen Arbeit an der Ausbildung liegende Kostenelement widerstrebt jenem Schema. Es ist fast nur bei „höheren“ Berufsarten wirksam. Und hier ist einerseits Neigung, „Wille zur Macht“ usw. viel wichtiger und andererseits — vielleicht noch mehr — der Umstand, daß der Angehörige gewisser Klassen mit seiner Arbeitskraft nichts anderes anfangen kann, mithin sozial gezwungen ist, sie in einer der wenigen ihm offenstehenden Arten zu verwerten, auch wenn das den ökonomischen Regeln durchaus nicht entspricht.

Viertens fallen Kosten und Erfolg meist oder doch sehr oft nicht denselben Personen zu. Die ersteren tragen z. B. oft die Eltern und in mancher Hinsicht die Gemeinwesen, ohne auf einen ökonomischen Erfolg zu hoffen und daher auch ohne eine Gleichheit der Kosten mit demselben anstreben zu können.

Fünftens endlich vergeht zwischen Aufwendung und Erfolg meist eine lange Zeit. Alle Verhältnisse können sich während derselben ändern und ändern sich tatsächlich fast immer. Ein genaues Stimmen unserer Gleichungen ist daher nicht zu erwarten und ferner wird, wenn eine Berechnung vorgenommen würde, gewiß auf dynamische Veränderungen gerechnet. Dabei muß auch beachtet werden, daß bei der Ausbildung auch direkt dynamische Momente ins Spiel kommen, Anstrengungen jeder Art, welche in unser statisches Gleichgewicht nicht passen. Für unser System, das ja sozusagen nur eine Augenblicksexistenz führt, sind solche Vorgänge unfaßbar. Einmal aufgewendete Kosten werden daher, da sie nicht mehr rückgängig gemacht werden können, sich ähnlich verhalten wie der Boden, d. h. es muß genommen werden, was zu erreichen ist, ohne daß man durch Variierung des Angebotes auf den Preis wirken könnte. Und diesen Charakter haben auch alle aus „Neigung“ erworbenen Fertigkeiten.

So weist uns dieses Moment direkt darauf hin, bei der

Arbeit eine Gleichung der erwähnten Art nicht aufzustellen. In der Tat ist das das Ergebnis, zu dem wir gelangen: Aus diesen Gründen werden wir bei der Arbeit in die Produktion nicht eingehen. Und nun erst haben wir die volle Begründung dieser an früherer Stelle entwickelten Stellungnahme¹.

Wir sind am Ende dieses Gedankenganges. Manchem wird es scheinen, das wir zu lange dabei verweilten. Und doch schien uns das nötig, da wir hierin die Schwierigkeiten erblicken, die einer klaren Erfassung des Lohnproblems im Wege stehen und die Quelle vieler Mißverständnisse und Kontroversen bilden. Unser Resultat ist nicht erfreulich für den Theoretiker, denn es ergibt sich, daß der ökonomischen Theorie in diesen wichtigen Fragen nur eine bescheidene Rolle zukommt.

Bezüglich des letzten der besprochenen Punkte möchten wir noch betonen, daß wir keineswegs die Möglichkeit leugnen, daß eine statistische Untersuchung trotzdem einen Zusammenhang zwischen Kosten und Preis der Arbeit nachweisen könnte. Wir behaupten nur, daß vom Standpunkte der Theorie und mit ihren Mitteln ein solcher nicht zu konstruieren und daß es zweckmäßiger und vorsichtiger ist, diesen Weg nicht zu betreten. Wir lösten unsere Frage lediglich nur im Interesse unseres Systemes. Auf Anklänge im Sinne eines solchen Zusammenhanges haben wir ja selbst hingewiesen. Vor allem aber ist es die große Tatsache, daß die Mehrzahl der Arbeiter nur ungefähr das erwirbt, was zur Erhaltung von Leben und Arbeitskraft nötig ist, auf welche die Vertreter jener Theorie sich stützen können. Zwar weiß der moderne Sozialstatistiker genug Daten anzuführen, welche zeigen, daß darin weder etwas Allgemeines noch etwas Notwendiges liegt, aber wir wollen nicht in Abrede stellen, daß es sich im großen und ganzen doch so verhält. Nur meinen wir, daß man darauf nicht zu sehr vertrauen darf. Keine logische Notwendigkeit, kein großes Gesetz drückt sich darin aus,

¹ Der Leser wird uns verstehen, wenn wir sagen, daß darin kein vollständiger Verzicht auf die Gleichung $\text{Kosten} = \text{Nutzen}$ liegt. Tatsächlich wird dieselbe noch immer fundamental für uns sein. Aber unter „Kosten“ darf man nichts anderes verstehen als „Wert in anderen Verwendungen“, und stets muß man ferner der Einschränkungen eingedenk bleiben, unter denen sie gilt — unseres Bildes von den „Inseln“.

sondern nur die Tatsache, daß die Güterversorgung der Menschheit eben im ganzen eine sehr dürftige ist.

Die Reproduktionskostentheorie des Lohnes ist, in Anwendung auf unqualifizierte Arbeit, eine Existenzminimumtheorie, läuft also auf das „eherne Lohngesetz“ hinaus. Das letztere würde sich also allerdings aus der Theorie ergeben, wenn die Arbeit allseitig als eine „Ware“ wie alle anderen aufgefaßt werden könnte. Ihr Zusammenhang mit einer entsprechenden Bevölkerungstheorie ist klar, ja vielleicht wird man sagen können, daß Beobachtungen aus dem Gebiete der Lohn Tatsachen und die Bedürfnisse der Lohntheorie zu jener klassischen Bevölkerungstheorie beigetragen haben. Tatsächlich glaube ich das. Die letztere ist nicht aus einem, etwa biologischen, Studium der Bevölkerungsvermehrung hervorgegangen; denn das hätte zu anderen Resultaten geführt; auch nicht aus unparteiischen, unvoreingenommenen Beobachtungen ihrer Tatsachen an sich; denn dabei hätten sich meines Erachtens andere Momente aufdrängen müssen, als jene, aus denen die Theoreme dieser Theorie fließen, mindestens auch andere. Nein, sie wurde lediglich mit Hinblick auf die Erklärung gewisser wirtschaftlicher Erscheinungen konstruiert und diese stellten ihren Ausgangspunkt dar. Ich bedauere, bei diesen sehr interessanten Betrachtungen nicht länger verweilen zu können. Der wesentliche Punkt ist, daß unsere Betrachtungsweise uns ein klares Urteil über die Reproduktionskostentheorie des Lohnes und über das eherne Lohngesetz, das also lediglich einen Spezialfall derselben darstellt — schon ein wichtiges Resultat —, gestattet. Fassen wir es nochmals zusammen. Beide Theorien stellen sich unter zwei Aspekten dar, die sorgfältig geschieden werden müssen: 1. als notwendige Elemente des klassischen Lehrsystemes, welches ihrer bedarf; 2. als auch an sich interessante Theorien. Ihre erste Rolle ist ausgespielt im modernen Systeme: Wir bedürfen ihrer nicht. Der zweite Aspekt derselben gibt uns ein interessantes Beispiel für Theorien, welche sicher auf Tatsachen beruhen, die zu ihrer Aufstellung verlocken, und sich trotzdem nicht bewähren. „Falsch“ sind sie nicht, vielmehr unter gewissen Voraussetzungen zu halten. Aber die letzteren sind derart, das man das auf sie Basierte besser fallen läßt. Die erste Rolle kann man die deduktive, die zweite die induktive nennen. Beide waren von Bedeutung in der Vergangenheit, die Gegenwart aber bedarf beider nicht mehr. Wir kommen also zu dem Schlusse, daß sowohl die Reproduktionskostentheorie des Lohnes, wie das eherne Lohngesetz nicht mehr Bestandteile der theoretischen Ökonomie bilden. Wir lassen sie fallen — ihr Interesse ist nur mehr ein historisches.

Ein Wort noch über die „Standard of life“-Theorie. Als sich bezüglich des ehernen Lohngesetzes die Angriffe und Zweifel häuften,

glaubte man die Position der Theorie durch sie retten und zugleich die letztere der Wirklichkeit annähern zu können. Sie ist also aus der Existenzminimumtheorie entstanden und als deren Korrektur gemeint. Nun, ihr läßt sich wenig Gutes nachrühmen. Vor allem beruht sie auf einer Verkennung des Umstandes, daß, wenn jener Zusammenhang zwischen „Kosten der Arbeit“ im Sinne von Erziehungs- oder Aufziehungskosten und dem Lohne nicht besteht, dieser ganze Gedankengang fallen gelassen werden muß. Sodann zerstört diese „Korrektur“ die Grundfesten der Theorie, bricht ihr den Kern aus, indem sie gerade auf das Wesentliche verzichtet. Endlich sagt sie nur eine Banalität, nämlich, daß jeder Arbeiter im Preiskampfe versuchen wird, einen Lohn zu erzielen, der es ihm ermöglicht, seine bisherige Lebenshaltung mindestens fortzuführen. Dabei wird er durch Sitte und andere Beharrungsmomente unterstützt, so daß der bisherige standard of life tatsächlich meist aufrechterhalten und der Unternehmer im allgemeinen nicht fehlgehen wird, wenn er den Lohn, den er zu zahlen haben wird, mit der dem standard entsprechenden Größe in seine Kalkulationen einstellt. Allein von der Tiefe und der Bedeutung des ehernen Lohngesetzes und auch von dem praktischen Interesse desselben hat die Theorie des Standard of life nichts. Ja ihre Grundlage ist — in der Tat ihr ganzer Charakter — eine völlig andere. Sie ist nur ein oberflächlicher Notbau, der den Stil des ganzen Gebäudes verdirbt, eine Korrektur gewisser zu evident unzutreffender Konsequenzen, ohne Reform der Fundamente und ohne Rücksicht darauf und Verständnis dafür, daß der Unterbau eine solche Alteration nicht verträgt.

Leider müssen wir es uns versagen, auszuführen, wie auch andere — meines Erachtens alle anderen — Spezialfragen von unserem Standpunkte aus einer klaren und gründlichen Lösung zugeführt werden können, die den endlosen Kontroversen radikal und befriedigend ein Ende macht. Die wichtigste Frage in diesem Zusammenhange wäre, wie es mit den Bewegungsgesetzen des Lohnes in bezug auf die anderen Einkommenszweige steht, jenen Gesetzen, welche die Klassiker mit so großer Sicherheit ableiteten und welche eine so große Rolle in der Diskussion ökonomischer Probleme spielten und noch spielen, ohne daß jemand sie wirklich zu halten oder gründlich zu widerlegen vermöchte. Anführungen von Tatsachen für und wider — beides ist leicht — führen ebensowenig zu wirklicher Einsicht, wie allgemeine Argumente. Nebenbei gesagt, zeigt diese Diskussion, daß auch der Historiker und der Praktiker sich doch an die Theorie wenden oder wenigstens theoretisieren müssen, wenn sie zu einem Gesamturteile kommen wollen. Hierher gehört z. B. die Frage der Wirkungen eines Streikes, dann der Wirkungen einer Lohn-erhöhung auf andere Einkommenszweige und namentlich jene, welche

Einkommensweise sich gleichzeitig und welche sich im Gegensatze zueinander vergrößern und vermindern. Einiges wird darüber an einer späteren Stelle gesagt werden, aber nur so viel, um zu zeigen, daß unsere Theorie da wirklich etwas Brauchbares zu leisten vermag. Eine volle Darstellung der Resultate ist im Rahmen dieser Arbeit unmöglich.

Nur zwei Spezialfragen wollen wir hier berühren; erstens die Frage, ob die Löhne, wie man zu sagen pflegt, „aus dem Kapitale gezahlt werden“ oder nicht. Die Antwort ist einfach: Nennt man alle jene Güter eines Individuums „Kapital“, welche es nicht zu seiner Konsumtion verwendet, so ist die Frage selbstverständlich zu bejahen. Fragt man aber, ob die Genußgüter der Arbeiter einfach als „Produktionsmittel“ zu betrachten sind, wie etwa das Öl einer Maschine, so ist das ebenso selbstverständlich zu verneinen.

Mag das genügen, wir können es nicht weiter ausführen. Ebenso kurz wollen wir die zweite Frage beantworten: Was ist von dem „Lohnfonde“ zu halten? Nun, sicherlich ist die Gesamtsumme der Löhne in jedem gegebenen Augenblicke ganz ebenso durch unser Gleichgewichtstheorem eindeutig bestimmt, wie der einzelne Lohnsatz und ebenso, wie etwa die Gesamtsumme der Grundrenten. Es gibt also einen Lohnfond ebenso wie einen „Rentenfond“, und soweit ist der Ausdruck zutreffend und brauchbar. Wenn persiflierend — übrigens sehr geistreich — gesagt wurde, daß man dann auch von einem „Kartoffelfond“ sprechen könnte, so ist darauf zu entgegnen, daß es in der Tat mitunter zweckmäßig sein könne, die Gesamtsumme der Produkte: verkaufte Mengen mal Preis — den „Absatz“ — für ein Gut zu betrachten und daß daher der „Kartoffelfond“ und umsoviel mehr die gleiche Größe für ein so wichtiges Gut wie die Arbeit sehr wohl eine Aufgabe erfülle und einem wissenschaftlichen Bedürfnisse genüge. Ja auch die Auffassung, daß eine größere Zahl von Arbeitern sich in dieselbe Summe werde teilen müssen, wie eine geringere, ist von der Wirklichkeit nicht so entfernt, als man glauben könnte: Sicherlich wächst diese Summe im statischen Zustande nicht proportional zur Menge der angebotenen Arbeit. Aber das ist auch alles. Die übrige Bedeutung des Lohnfonds im klassischen Systeme fällt im modernen weg, und die Lohnfondstheorie der Älteren, obgleich gewiß nicht an sich durchaus falsch und obgleich namentlich unter den Voraussetzungen der Statik — ein Moment, das bei ihrer Beurteilung viel zu wenig beachtet wurde, dessen Fruchtbarkeit sich aber an dieser Stelle wieder einmal zeigt — in erheblichem Maße haltbar, gehört ihrem Wesen nach zu dem Rüstzeuge, das wir abgelegt haben. Sie kann nicht mehr als integrierender Bestandteil unseres Systemes betrachtet, mithin auch nicht als Waffe gegen dasselbe verwendet werden. Mögen wir uns ihrer auch gelegentlich

noch bedienen und namentlich den Ausdruck „Lohnfond“ mitunter verwenden, so ist es doch wichtig, klar zu begreifen, daß sie nicht zu unseren Grundlagen gehört und sich eben eventuell am einzelnen Falle bewähren muß.

§ 4. Es erübrigt nur noch, unsere zweite Frage zu beantworten, die Frage: Wie weit reicht das Gebiet der Lohnerscheinung? Das kann ganz kurz geschehen. Nicht jede Tätigkeit ist „Arbeit“, nicht jede Arbeit erntet ökonomische Entlohnung, nicht jede ökonomische Entlohnung ist „Lohn“, d. h. jener Preis, den die Theorie ableitet. Gewiß sind manche theoretische Sätze auf nahezu jede Tätigkeit anwendbar. Jeder Spaziergang läßt sich in der Sprache der Ökonomie beschreiben: Man geht soweit, bis die Gleichung Grenznutzen-Grenzkosten erfüllt ist, d. h. bis Ermüdung oder der Wert einer anderen Verwendung von Kraft und Zeit dem Vergnügen weiteren Gehens die Wage hält. Und das läßt sich von Betätigungen des Gemeinsinnes oder der Wohltätigkeit usw. ebenfalls sagen. Nicht immer paßt diese Betrachtungsweise: Der Sportsmann arbeitet sein Pferd oft länger, als es das unmittelbare Vergnügen rechtfertigt, der Politiker strengt sich mehr an, als man vom Standpunkte unmittelbarer Befriedigung erwarten sollte. Aber soweit eine statische Betrachtungsweise überhaupt auf die Dinge paßt, soweit trifft auch jene Beschreibung zu. In gewisser Beziehung nun kann man dergleichen in die Lohntheorie einbeziehen, aber wo es sich um die eine große Erscheinung des Arbeitslohnes handelt, wird man Tätigkeit, die Selbstzweck ist oder außerwirtschaftliche Zwecke verfolgt, besser ausscheiden. Nur eine solche wird man betrachten, die Einkommen im gewöhnlichen Sinne erntet. Auch hier nun reicht die Lohnerscheinung der Theorie über das, was im gewöhnlichen Leben Lohn genannt wird, hinaus, so im Falle des selbstarbeitenden Unternehmers, also vor allem des Bauern, Handwerkers usw. Aber wie weit? Man könnte versucht sein, zu antworten: soweit Arbeitsleistungen in Betracht kommen. Allein, bei jedem Erwerbe kommt irgendeine Arbeit in Betracht. Der „Kapi-

talist“ hat nicht etwa nur Kupons abzuschneiden, sondern auch seine Anlagen zu wählen, der Grundherr im ökonomischen Sinne seine Pächter zu überwachen usw., ohne daß diese „Arbeit“ besonders entlohnt würde. Aber viel wichtiger ist die Tätigkeit des Unternehmers und zwar jene, welche nicht dem „Unternehmerlohne“ entspricht, sondern dem Unternehmergewinne im engeren Sinne. Diese wird gewiß „entlohnt“, sogar oft sehr hoch, aber nicht durch einen „Lohn“, der dem des Arbeiters analog wäre. Hier also wird eine Tätigkeit wohl ökonomisch vergolten, jedoch paßt das Lohnschema nicht auf dieses Entgelt; vielmehr würde seine Anwendung das Bild der Wirklichkeit verfälschen: Es findet, wie wir später noch ausführen werden, kein Angebot und keine Nachfrage solcher Leistungen auf dem Markte statt, wie bei anderer Arbeit — sie werden nicht separat ge- und verkauft. Endlich gibt es Einkommen, wie z. B. Zivillisten, denen gewiß eine Tätigkeit entspricht, ohne daß der ökonomische Begriff des Lohnes adäquat wäre. Andere Betrachtungsweisen, z. B. mittels des Momentes der Steuer, passen besser.

Danach ergibt sich die Antwort auf unsere Frage ganz von selbst: Die Lohnerscheinung reicht soweit, als man mit dem Schema Angebot und Nachfrage, Kauf und Verkauf, einen guten, ungekünstelten Sinn verbinden kann. Damit ist das Gebiet der Lohntheorie abgesteckt; Versuche, darüber hinauszugehen, empfehlen sich nicht.

III. Kapitel.

Die Theorie der Grundrente.

§ 1. Ebenso einfach wie beim Lohne ergeben sich die Grundlagen der Rententheorie aus unserem Systeme. Kaum ist es nötig, dieselben des Näheren darzulegen. In unserem Systeme hat jedes Grundstück seinen eindeutig bestimmten Wert und Preis, der sich in ganz derselben Weise erklärt und ganz denselben formalen Gesetzen unterliegt wie Wert und Preis jedes anderen Gutes.

Er steht in demselben Verhältnisse von Wirkung und Wechselwirkung zu allen anderen Preisen in der Volkswirtschaft und überhaupt zu allen Bedingungen derselben, wie Zahl, Arbeitskraft und Bedürfnisrichtung der Bevölkerung, Organisation des sozialen Verbandes, Stand der Technik, Größe und Art des vorhandenen Gütervorrates usw.: Alles das drückt sich im Werte und Preise jedes Grundstückes aus. In allen diesen Punkten unterscheidet sich Grund und Boden nicht im geringsten von anderen Elementen unseres Systemes und für die Grundlagen der exakten Ökonomie brauchen wir uns um seine besonderen Eigenschaften im Prinzipie ebensowenig zu kümmern wie um die technischen Besonderheiten etwa einer Maschine. Ebenso wie wir die Preisbildung des Zuckers in der Theorie nicht von der des Weizens, werden wir auch die Preisbildung des Grundes und Bodens nicht von der der Arbeit unterscheiden. Wir sprechen ja überhaupt in der Theorie nur von Gütern im allgemeinen und wo wir besondere Güterarten nennen, geschieht das

nur zum Zwecke der Belebung der Darstellung und hat mit dem Wesen unseres Vorgehens nichts zu tun. Unser Schema ist abstrakt und allgemeingültig auch in diesem Sinne, und nur zum Zwecke der Behandlung spezieller Fragen führen wir mitunter Umstände ein, welche nur der einen oder der anderen Ware eigentümlich sind. Diese Regel gilt auch hier.

Unvoreingenommener Beurteilung muß, glaube ich, diese Auffassung ungezwungen, ja selbstverständlich erscheinen. Was ist natürlicher als zu sagen, daß für Grund und Boden ein Preis gezahlt wird, weil er nützlich ist, weil man ihn braucht? Und doch hat man die Rentenerscheinung fast stets anders erklärt, und auch heute noch muß man die Rententheorie Ricardos als herrschend bezeichnen. In der Tat, es klingt geradezu paradox, zu sagen, daß Grundrente im Wesen dasselbe sei wie Arbeitslohn. Viel eher könnte man offenbar von einem Gegensatze sprechen. Der Grundherr und der Arbeiter, das sind, wie gesagt, so verschiedene soziale Typen, daß man unwillkürlich nach Verschiedenheiten in der wirtschaftlichen Grundlage ihrer Existenz sucht. Ihre Interessen sind öfter entgegengesetzte als übereinstimmende, mag dieser Gegensatz auch oft und vielleicht meist übertrieben worden sein. Man könnte uns beschuldigen, das Bild der Wirklichkeit zu trüben, wenn wir all das unberücksichtigt lassen wollen. Allein bei näherem Zusehen verschwindet das Paradoxe an der Sache. Vergegenwärtige man sich das, was wir über die Natur unseres exakten Systemes bereits gesagt haben. Es liegt uns natürlich ferne, jene Gegensätze leugnen zu wollen. Der Umstand, daß wir eine und dieselbe Erklärung für das Einkommen des Grundherren wie für das des Arbeiters heranziehen, bedeutet nicht, daß beide vom sozialpolitischen oder von irgendeinem anderen Standpunkte, als dem der theoretischen Ökonomie, gleich zu beurteilen seien, sondern nur, daß eine kleine Gruppe von formalen Gesetzen sowohl für das eine als für das andere gilt.

Der Arbeiter wird ja auch nicht zum Kapitalisten,
Schumpeter, Nationalökonomie.

wenn jemand die Arbeit als Kapitalgut bezeichnet, und nur bei mangelndem Verständnisse oder Übelwollen kann man in einer solchen methodologischen Maßregel etwas Anstößiges erblicken. Doch glaube ich über die nach dieser Richtung hin liegenden Bedenken bereits genug gesagt zu haben und möchte daher nicht näher auf diese Dinge eingehen. Es sei genug, zu wiederholen, daß sozialpolitische und soziologische Erwägungen keine Rolle spielen können, wo es sich um die Zwecke der reinen Preistheorie handelt. Sie wären nur hinderlich, und eine Rücksichtnahme darauf ist unvereinbar mit gesunder Arbeitsteilung.

Doch auch rein theoretisch betrachtet, begegnet unsere Auffassung einigen Schwierigkeiten. Es ist ja bekanntlich üblich, eine ganze Reihe von Merkmalen anzuführen, die Grund und Boden vor anderen Gütern auszeichnen. Besonders in der englischen Literatur nimmt diese Diskussion einen ziemlich breiten Raum ein. Wir hatten schon Gelegenheit, auszuführen, daß wir diesem Thema kein besonderes Interesse abzugewinnen vermögen. Wir sagten, daß aprioristische Erörterungen über solche Dinge zu nichts führen, daß vielmehr der jeweilige Zweck, den man im Auge hat, allein entscheidet. Ein Beispiel ist die Unvermehrbarkeit des Bodens: Es wurde von uns einerseits ausgeführt, daß kein Gut absolut vermehrbar, vielmehr in jedem gegebenen Augenblicke jedes eigentlich unvermehrbar ist. Und andererseits ist die Quantität des Bodens nicht ganz fix gegeben. Abgesehen davon, daß der wirtschaftlich verwertete Boden durch Neukulturen immer noch vermehrt und durch Aufgabe der Kultivierung vermindert werden kann, so verändert sich die einer bestimmten Verwendung gewidmete Bodenmenge dadurch, daß man bisher andern Zwecken dienenden Boden ihr zuführen oder umgekehrt, die ihr zur Verfügung stehende Menge solchen andern Zwecken zuweisen kann. Und so steht es auch mit den andern Unterschieden, welche üblicherweise betont zu werden pflegen. Das widerspricht nicht der Behauptung, daß für gewisse Zwecke solche Umstände mit Nutzen in Betracht gezogen

werden können. So kann man bei der Erörterung der Frage, wie eine Änderung im Preise eines Produktes auf die Preise der beteiligten Produktionsfaktoren wirke, sicherlich auf den Umstand Rücksicht nehmen, daß im allgemeinen das Angebot von Grund und Boden weniger elastisch ist, als das von Kapital und Arbeit. Aber das spielt keine Rolle bei den Grundfragen und es empfiehlt sich, dieselben zunächst so einfach und einheitlich als möglich darzulegen. Dadurch erreicht man, daß sich die einzelnen Theoreme und ihre verschiedenen Voraussetzungen plastisch von einander abheben.

Im Zusammenhange mit dem eben erwähnten Momente steht die Auffassung von der Monopolähnlichkeit des Einkommens aus Grund und Boden. Die behauptete Unvermehrbarkeit schließt aber Konkurrenz unter den Grundeigentümern keineswegs aus, und es wurde mit Recht hervorgehoben, daß von einem Monopole nur dort die Rede sein könne, wo ein Wirtschaftssubjekt das Angebot eines Gutes vollständig beherrscht. Das ist aber hier offenbar nicht der Fall. Man könnte mit demselben Rechte auch von einem Kapitalmonopol der Kapitalisten und einem Arbeitsmonopol der Arbeiter sprechen. Für manche Zwecke mag eine solche Betrachtungsweise ihre Vorteile haben und gewisse Theoreme lassen sich vermittels derselben demonstrieren. Aber eine allgemeine Wahrheit liegt darin nicht, vielmehr kann man sie eher als eine Fiktion, die sich mitunter bewährt, bezeichnen. Im allgemeinen ist es besser, den Bodenpreis mit Hilfe der Hypothese der freien Konkurrenz abzuleiten.

Es könnte scheinen, daß wir auch in diesem Falle nicht von einem einheitlichen Preise des Bodens sprechen können. Denn jedes Grundstück hat seine besonderen Eigenschaften und unterscheidet sich gewiß von jedem anderen, es ist sozusagen immer einzig in seiner Art. Lage und Bodenbeschaffenheit sind im Großen und Ganzen fest gegeben, und so könnte man wenigstens häufig in einem anderen als dem eben erwähnten Sinne sagen, daß jeder Grundeigentümer in Bezug auf sein Grundstück eine Art Monopolisten-

stellung habe. Während also die meisten Theoretiker keinen Anstand nehmen, von einem einheitlichen Lohnsatze und einer einheitlichen Zinsrate zu sprechen, so ist es durchaus nicht üblich und klingt es ganz fremdartig, eine einheitliche Rate der Rente, einen einheitlichen Grundrentensatz anzunehmen. Man ist vielmehr gewohnt, in der Grundrente ein sogenanntes „Differenzialeinkommen“ zu sehen, also gerade einen Gegensatz zu den durch die freie Konkurrenz bestimmten einheitlichen Raten von Lohn und Zins. Und dennoch deutet unsere Ableitung der Grundrente als eines Preises auf etwas derartiges hin. Können wir daher die letztere Betrachtungsweise anwenden, so ist damit viel für die Einheitlichkeit unseres Systemes gewonnen und es müssen sich von diesem Standpunkte interessante Ergebnisse für die Bewegungsgesetze der Grundrente ergeben.

Glücklicherweise ist das ohne weiteres möglich mit Hilfe eines einfachen Kunstgriffes. Statt von Grund und Boden an sich, müssen wir einfach von Bodenleistungen sprechen. Darin liegt durchaus nichts Gezwungenes oder Anstößiges. Auch bei der Arbeit betrachten wir nicht die Arbeitskraft, sondern die Arbeitsleistung, nicht den Wert der ersteren als solcher, sondern den Wert irgend einer Einheit der letzteren. Auch der Ausdruck „Kapitalnutzungen“ ist durchaus üblich. Und die Einheitlichkeit des Lohnsatzes und des Kapitalzinses wird nicht von der gesamten Arbeitskraft und von Kapitalgütern als solchen, sondern nur von Einheiten von Arbeitsleistungen und Kapitalnutzungen gleicher Art behauptet. Die Sache verhält sich also bei Grund und Boden nicht im Geringsten anders als bei andern Produktionsfaktoren: weder bei Boden noch bei Arbeit und Kapital gibt es einen Einheitspreis, wenn man die Güter als solche im Auge hat, wohl aber gibt es einen solchen, und zwar nicht weniger für den ersteren wie für die letzteren, wenn man sich an die Einheit der Leistung hält.

Jedes Grundstück also enthält eine bestimmte Art und Anzahl von möglichen Leistungen ganz ebenso, wie ein Arbeiter entsprechend seiner Anlage und Ausbildung eine

gewisse Art und Anzahl von Arbeitsleistungen auf den Markt zu bringen vermag. Für diese Bodenleistungen besteht dann ein einheitlicher Preis, ganz so wie für jedes andere Gut, und die Preistheorie, namentlich auch die Hypothese der freien Konkurrenz, paßt darauf ganz so und mit denselben Einschränkungen wie auf jeden anderen Preis. Das der eine Grundeigentümer ein größeres Einkommen hat als ein anderer, bildet von diesem Standpunkte überhaupt kein Problem mehr. Es ist nicht mehr verwunderlich, als daß der Besitzer einer wirksameren Maschine oder höherer Arbeitskraft ein größeres Einkommen erzielt als der einer weniger brauchbaren Maschine oder geringeren Arbeitskraft: Er besitzt eben mehr oder wertvollere Bodenleistungen, ein wertvolleres Gut, als der andere und ist in genau derselben Lage wie ein Grundbesitzer, der zwar ein größeres, aber weniger fruchtbares Grundstück besitzt. Daß jemand, der ein fruchtbareres Feld hat, mehr Rente bezieht, als der Besitzer eines weniger fruchtbaren, ist nicht befremdender, als daß der Besitzer eines größeren bei gleicher Fruchtbarkeit mehr Rente erhält als der eines kleineren. Eines besonderen Prinzipes zur Erklärung dieser Dinge bedürfen wir nicht, vielmehr ist die Sache ganz klar, so daß nichts zu fragen übrig bleibt. Unser System gibt uns also ganz von selbst eine vollkommen befriedigende Rententheorie.

Es stünde uns dabei ganz frei, ob wir uns darauf beschränken wollen, nur eine bestimmte Art von Bodenleistungen anzunehmen, so daß sich ein einheitlicher Rentensatz ergäbe, oder verschiedene Arten derselben und für jede jede von ihnen einen besonderen Rentensatz zu konstruieren. Das letztere mag besser auf die Wirklichkeit passen, aber im Prinzip hindert uns nichts, als einzigen Unterschied zwischen Grundstücken die verschiedene Zahl der in ihnen enthaltenen Leistungseinheiten zu betrachten. Auch beim Vergleiche von Böden, welche nicht zu denselben Produktionen dienen können, gieng es ganz gut. Denn wenn es auch scheint, daß man die Einheiten verschiedener Arten von Leistungen nicht miteinander vergleichen könne — wenn

es auch scheint, daß man in unserem Schema zwar z. B. verschieden ergiebige Arten von Weizenboden, aber nicht Weizenboden und Weidegrund vergleichen könne — so sieht man doch leicht, daß wir die Leistungseinheit so einrichten können, daß sie auf jede Art von Boden paßt. Unter anderem wäre auch eine Werteinheit dazu geeignet. Während bei den verschiedenen Arten von Arbeit die Wertrechnung mit Rücksicht auf die erwähnten Umstände nicht ganz befriedigende Dienste tut, würde sich beim Boden das Gegenteil ergeben: Seine Verwendung wird, wenn nicht ausschließlich, so doch im Prinzip von wirtschaftlichen Rücksichten bestimmt. Von der Werteinheit des Bodens für jedes Wirtschaftssubjekt kann man also sagen, daß sie einen einheitlichen Preis erzielt. Diese Rechnung nach Werteinheiten läßt sich auch auf Böden verschiedener Lage anwenden und ferner sowohl auf landwirtschaftlich wie auf zu Gebäuden verwendete. Wollte man allerdings, z. B. auf Grund der chemischen Bestandteile eine Leistungseinheit des Bodens konstruieren, so müßte für städtischen Boden eine andere angenommen und auch die Lage als selbständiges Moment berücksichtigt werden. Es würde zu weit führen, das näher dazulegen, aber ich glaube, daß jeder Kenner der Theorie sieht, daß hier keine prinzipielle Schwierigkeit liegt.

§ 2. Wir haben vor allem den Wert von Bodenleistungen abgeleitet, und das ist in der Tat dasjenige, was für die statische Theorie vor allem — und eigentlich allein — in Betracht kommt. Große Besitzveränderungen können ja in dem statischen Zustande der Volkswirtschaft nicht vorkommen und alles, was an ihnen wirklich interessant ist, gravitiert nach dem großen Probleme der Entwicklung. Da außerdem für das Verteilungsproblem der Preis der Bodenleistungen und nicht der des Bodens selbst wichtig ist, so könnten wir vom Werte und Preise des letzteren ganz gut absehen. Wir würden dann nicht anders verfahren, als es die Wirklichkeit oft tut: Für die größte Epoche der deutschen Wirtschaftsgeschichte z. B. kam der Preis des Bodens nicht in Be-

tracht, und es gab kaum einen Anlaß, sich seines Wertes bewußt zu werden. Die wirtschaftliche Entwicklung und außerökonomische Momente beeinflussen den Wert des Bodens an sich viel mehr, als den der einzelnen Bodenleistung und bewirken, daß der erstere eine weitgehende Unabhängigkeit gegenüber dem letzteren zeigt.

Nicht mit großer Sicherheit und namentlich nicht mit viel Selbstbewußtsein gebe ich also die Antwort der Theorie auf die Frage nach dem Bodenwerte. Sie selbst ist freilich einfach genug: Der Wert eines Grundstückes für jemand ist gleich der Summe der Werte jener Bodenleistungen für ihn, welche er seiner Anlage und seinen Verhältnissen entsprechend in den Kreis seiner Betrachtungen zieht. Dabei ist außerdem zu berücksichtigen, daß die Werte der letzteren um so geringer sind, je weiter in der Zukunft unter sonst gleichen Umständen ihre Realisierungsmöglichkeit liegt. Ohne Bedeutung ist diese Antwort sicherlich nicht; vielmehr glauben wir, in ihr einen wesentlichen Fortschritt der neueren Ökonomie sehen zu müssen. Allein so einfach, wie manche Theoretiker sie darstellen, ist die Sache nicht; namentlich involviert unsere Formel eine kühnere Abstraktion — steht sie weiter von der Wirklichkeit —, als man meinen sollte. Die Länge der Zeitperiode, auf die sie sich bezieht, bringt es mit sich, daß sie lange nicht so gut auf die Tatsachen paßt, wie die Theorie des Preises der Bodenleistungen. Auch die Geringschätzung künftiger Nutzungen, welche eine Beziehung zum Zinsprobleme hat, ist ein Problem, dessen Schwierigkeit wie dessen dynamischen Charakter wir sehen werden, wenn wir zum Zinse kommen. Übrigens ist sie nicht einfach durch die Zinsrate zu messen, wenn auch zwischen ihr und der letzteren eine interessante Wechselwirkung besteht. Im ganzen kann man sagen, daß man hier noch viel mehr — und anderes — Tatsachenmaterial wird heranziehen müssen, ehe die Sache befriedigend erfaßt ist, und der Leser sieht an dieser Stelle, wie mitunter und selbst oft, wenn auch freilich nicht immer, eine korrekte Handhabung der Theorie uns ganz erstaunlich

nahe an die Gedankenkreise der Historiker heranbringt. Und das würde sich noch deutlicher zeigen, wenn wir etwas ausführlicher sein könnten.

Aus diesen beiden Resultaten bezüglich der Werte und Preise erstens von Bodenleistungen und zweitens von Grund und Boden selbst besteht denn unsere Rententheorie. Nun haben wir dieselben zu verifizieren. Diese Aufgabe bezüglich des zweiten ist keineswegs leicht, man sieht sogar ohne weiteres, daß das Ergebnis kompliziert und nur zum Teile befriedigend sein würde. Allein wir wollen uns damit nicht weiter beschäftigen, da das Thema ja eigentlich nicht in die Statik gehört. Um so leichter ist die Verifikation unserer Theorie des Wertes und Preises der Bodenleistungen.

Erklärt sie diesen Wert und Preis? Ja, ausreichend, im großen und ganzen. Zwar gibt es Schwierigkeiten genug. Es ist klar, daß die Verwendung des Bodens nicht ausschließlich nach reinwirtschaftlichen und noch weniger nach statischen Regeln erfolgt, daß also die Wertskala keineswegs die Preisskala derselben erschöpfend wiedergibt. Nicht jeder gibt sein Zinshaus zu einem Restaurant oder zu sonstigen geschäftlichen Zwecken her, auch wenn das vorteilhaft wäre; nicht jeder verwendet sein Gut zu wirtschaftlichen Zwecken im engeren Sinne. Viele Leute bewohnen ihr Familienhaus auch in einem Zentrum der geschäftlichen Tätigkeit, obgleich der Grund, auf dem es steht, vorteilhafter für ein vielstöckiges Zinshaus verwendet würde. Andere legen einen Wildpark dort an, wo der Grundwert mit Rücksicht auf intensive Gartenwirtschaft fixiert ist. Und solcher Fälle gibt es viele. Wirklich trüben sie das Bild, das unsere Theorie entwirft, lähmen sie unser Gesetz vom einheitlichen „Rentensatze“. Aber doch nur zum Teile; die große Masse der Bodenleistungen fügt sich unserem Schema ein. Man darf auch jene Ausnahmen nicht überschätzen: Stets wird man das Verschwinden von Familienhäusern in zentralen Stadtteilen in weitem Maße beobachten — wenn auch dafür neben den wirtschaftlichen noch andere Momente wirksam sind — und Wildpärke finden wir meist doch nur dort, wo eine

andere Verwendungsart des Bodens sich nicht oder nur unerheblich rentiert. Fälle anderer Art sind eben Ausnahmen. Immerhin muß zugegeben werden, daß sie eine größere Rolle spielen als bei anderen Gütern; daß sie unsere Theorie aber wertlos machen, wird kaum jemand behaupten.

Auch wirtschaftliche Momente gibt es, welche das Schema unserer Theorie nicht erfaßt. Oft kommt es vor, daß aus volkswirtschaftspolitischen Gründen verschiedener Art an gewissen Kulturen festgehalten wird, obgleich andere sich zunächst und reinwirtschaftlich mehr empfehlen würden und durchaus innerhalb des Gesichtskreises der betreffenden Wirte liegen. Man mag einer nationalen Industrie zu Liebe oder aus anderen nationalen Gründen den Anbau irgendeiner Frucht fördern, welche nicht jenen Ertrag in Geld gibt, der sonst erreichbar wäre usw. Alle diese Dinge stören unsere Wert- und Preisrechnung und sind von ihr aus unerfaßbar. Auch sind sie häufig und von besonderem Interesse. Aber doch wird man zugeben, daß unsere Theorie die meisten Tatsachen deckt, ferner auch eine ganze Menge starker Tendenzen erklärt und sozusagen einen Standard gibt, mit dem jeder tatsächliche Zustand verglichen wird, dessen Geltung man als das Normale ansieht und dessen Versagen eine Erscheinung bildet, die unser Staunen erregt und sofort nach spezieller Erklärung verlangt.

Aber ist dieser Preis der Bodenleistungen die Grundrente, stellt er das Einkommen des Grundeigentümers in seiner Eigenschaft als solchen dar? Auch diese Frage ist ähnlich zu beantworten. Auch hier gibt es Schwierigkeiten, welche unser Bild desavouieren, ihm einen Teil seines Wertes nehmen, aber im großen und ganzen auch eben nicht mehr tun, es nicht völlig bedeutungslos machen. Vor allem ist es schwierig, dieses Einkommen zu isolieren. Nicht nur, weil es sehr selten allein auftritt, sondern auch weil es von jenen Elementen, mit denen verbunden es sich zeigt, beeinflusst wird. Man kann z. B. den Pachtzins nicht einfach als Grundrente auffassen; noch andere Elemente sind in

ihm enthalten, Mietzins für fundus instructus usw. Dann aber wird das Einkommen, das ein Grundstück liefert, wesentlich davon abhängen, was man damit tatsächlich anfängt, und so wird eine spezielle Wechselwirkung z. B. zwischen Grundrente und Kapitalzins bestehen, die von der allgemeinen Wechselwirkung, die unser System widerspiegelt, zu unterscheiden ist. In solchen Fällen kann es vorkommen, daß die Grundrente nur mittelst eines mehr oder weniger gekünstelten Vorganges aus dem Gesamteinkommen, das jemand aus einer wirtschaftlichen Unternehmung bezieht, losgelöst werden kann. Dabei kann es geschehen, daß überhaupt nichts übrig bleibt, was als Grundrente bezeichnet werden könnte — in der Wirtschaft des Bauern kommt das oft vor —, während ein Verkauf der Leistungen des betreffenden Grundstückes dennoch zu einem Einkommen führen würde. In solchen Fällen führt unsere Grundrente ein lediglich ideelles Dasein. Endlich muß man sorgfältig darauf bedacht sein, keinen Teil derselben zu übersehen: Sie kann oft mehreren verschiedenen Personen zufallen, nicht bloß dem Landeigentümer allein. Ein solcher Fall ist der der Erbpacht, namentlich wenn nur ein Rekognitionszins gezahlt wird; da fällt ein Teil der Grundrente, vielleicht der größte Teil, nicht dem Grundherren, sondern dem Pächter, dem „Arbeiter“ oder „Kapitalisten“, zu, und es wäre ersichtlich verfehlt, hier im Pachtzinse die Grundrente suchen zu wollen¹.

So ernst alle die Bedenken sind, die sich aus diesen und anderen ähnlichen Momenten gegen unsere Betrachtungsweise ergeben, so klar wird doch jedem, der für Theorie überhaupt Geschmack und Verständnis hat, gerade bei der Aufzählung derselben, daß unser abstraktes Bild den Unterton für alle diese Erscheinungen abgibt, daß dieselben gerade deshalb als Probleme erscheinen, weil sie von der

¹ Wichtig ist bei Beurteilung solcher Fälle zwischen wirtschaftlicher Beherrschung und juristischem Eigentume zu scheiden: Diese Unterscheidung räumt manche Schwierigkeit hinweg.

durch dieses Bild skizzierten Regel abweichen, und daß das Prinzip und die Mehrzahl der Erscheinungen des Einkommens aus Grund und Boden durch dasselbe zutreffend erfaßt werden.

§ 3. Aus unserem Systeme ergibt sich also eine einfache, klare und — trotz allem — im Wesen zutreffende Theorie der Grundrente, geeignet die der älteren Nationalökonomie zu ersetzen und einen großen Vorzug des ersteren bildend. Aus zwei Gründen stellt diese Theorie einen großen Fortschritt gegenüber der der Klassiker dar, erstens deshalb, weil sie keines neuen Prinzipes bedarf, mithin die Erklärung, die Zurückführung von „Unbekanntem“ auf „Bekanntes“, die sie bietet, vollständiger ist als die der letzteren und zweitens weil das Bild, daß sie konstruiert, auch an sich befriedigender ist als das klassische: Sie ist also ein Fortschritt an sich und ermöglicht eine Korrektur der klassischen Betrachtungsweise.

In der Tat, wir bedürfen des Gesetzes vom abnehmenden Ertrage — das ist bekanntlich jenes „neue Prinzip“ — nicht mehr. Nicht länger bildet es einen Bestandteil unseres wissenschaftlichen Arsenalen. Für uns ist es, wie gesagt, überall wo es vorkommt — auch außerhalb der Grundrententheorie —, lediglich eine technische Tatsache, die natürlich in praxi sehr wichtig, für die reine Theorie der Ökonomie aber nicht weiter interessant ist. Die Klassiker dagegen brauchten dieses Gesetz. Wie schon ausgeführt, bedurften sie eines speziellen Momentes, um die Grundrente zu erklären; die Eigentümlichkeiten ihrer Preistheorie erforderten es. Unsere Preistheorie, vollkommener als jene, braucht diese Krücke nicht. Und darin liegt der springende Punkt zur Beurteilung der Grundrententheorie Ricardos und unserer Stellung zu derselben. Nur aus den Bedürfnissen des klassischen Systemes ist sie zu verstehen; daraus aber folgt auch, daß wir sie nicht beliebig festhalten können, wie das viele Nationalökonomien tun, obgleich sie sonst auf dem Boden der Grenznutzentheorie stehen. Es ist meines

Erachtens der wichtigste Einwand gegen die „amerikanische Schule“, daß sie das Gesetz vom abnehmenden Ertrage neben das vom abnehmenden Grenznutzen stellte, ohne zu erkennen, daß beide außer dem formalen Momente der stetigen Abnahme nicht das geringste miteinander zu tun haben und das erstere durch das letztere überflüssig gemacht wird. Aber auch über andere in dieser Richtung liegende Bestrebungen werden wir ebenso urteilen müssen. Besonders in England hat man auf den Grundlagen der Klassiker weitergebaut und ausgiebigen Gebrauch von dem Prinzipie des abnehmenden Ertrages gemacht. Man hat dasselbe verallgemeinert in verschiedener Weise, namentlich auch auf Arbeit und Werkzeugvorrat angewendet, und ist zu analogen Residual- oder Differenzialtheorien des Lohnes und Kapitalzinses, sowie des Unternehmergewinnes — über letzteren Punkt noch später — gekommen. An einem ganzen Systeme der Ökonomie, das auf jenem Prinzipie beruht, gleiten wir hier vorbei; vielleicht ist es treffender zu sagen, daß dieses System zum Teile wenigstens auf einer Konfondierung dieses Prinzipies und das des Grenznutzens beruht. Neue Begriffe wurden gebildet, so der der „producer's rent“, welcher die Verallgemeinerung der Grundrententheorie auf jede Produktion verkörpert, und jener der „consumer's rent“, welcher eine psychologische Konstruktion per analogiam des physischen Überschusses des Produktionsertrages über die Gesamtkosten darstellt. Wir können darauf hier nicht eingehen¹, aber wir werden allen diesen Bestrebungen nur wenig Zukunft prophezeien können: sie sind zu formal, haften zu sehr an oberflächlichen Momenten und führen zu nichts. Gerade der Umstand, daß eine so uferlose Verallgemeinerung des Rentenbegriffes in diesem Sinne ohne weiteres möglich ist, sollte bedenklich machen: Gerade das zeigt ja, wie wenig Inhalt er hat.

Der wichtigste materielle Einwand gegen die klas-

¹ Näheres findet der Leser in meinen Aufsätzen: „Das Rentenprinzip in der Verteilungslehre.“ Schmollers Jahrbuch 1907.

sische Grundrententheorie — und alle ihre „Ableger“ — ist der, daß sie einen gegebenen Preis des Bodenproduktes voraussetzt. Das mag einigermaßen überraschend klingen, ist aber tatsächlich nicht anders. Sie erklärt das Einkommen des Grundeigentümers als ein Plus über die Gesamtkosten der Produktion eben jenes Produktes, das das betreffende Grundstück tatsächlich erzeugt. Aber warum wird gerade soviel von ihm erzeugt und nicht weniger oder mehr? Warum wird gerade an dieser „Grenze“ halt gemacht und an keiner anderen? Nun, darüber entscheidet der Preis des Produktes — er muß also gegeben sein. Aber weiter. Dieser Preis kann nur dann als der alleinige Faktor für die Festsetzung jener Grenze betrachtet werden, wenn die Preise der Produktionsmittel fest gegeben sind; im Sinne der Klassiker sind das die Preise des Kapitals — der Werkzeuge — und der Arbeit. Allein das ist noch nicht genug. Warum wird denn überhaupt gerade dieses landwirtschaftliche Produkt auf unserem Grundstücke erzeugt und nicht ein anderes? Darüber sagen die Klassiker nichts. Sie müssen also auch die Kulturart als gegeben annehmen. Will man das aber nicht, so kann man nur auf das Moment der Nachfrage, des Wertes rekurrieren. Dieses Moment entscheidet über die Wahl zwischen den verschiedenen Produktionsmöglichkeiten, dadurch indirekt über den Geldertrag — und damit über den Wert der Bodenleistungen. Ist die Kulturart fest gegeben, so muß es also auch der Wert und Preis der Bodenleistungen sein. Dann aber kommen wir zu dem etwas paradoxen Resultate, daß die klassische Grundrententheorie den Wert und Preis der Bodenleistungen, also das, was sie erklären soll, bereits voraussetzt. Und wirklich verhält es sich so. Die Grundrententheorie der Klassiker ist also nicht nur überwunden, sie ist überhaupt keine Theorie der Grundrente. Es gelingt ihr nur scheinbar, den Preis der Bodenleistungen, dessen Dasein die klassische Preistheorie desavouiert, wegzuerklären, wie wir das ausführten, tatsächlich muß sie ihn als gegeben annehmen. Was übrig bleibt, ist eine Selbstverständlichkeit. Gewiß ist

diese Theorie unter allen ihren Voraussetzungen „richtig“; aber diese letzteren nehmen ihr jeden Erkenntniswert.

Aus diesen beiden Gruppen von Gründen also wenden wir uns von ihr ab. Nach einer anderen Richtung hin bleibt ihr eine gewisse Bedeutung für die Erklärung mancher Störungsmomente, auf die wir schon hinwiesen. Gewiß funktioniert der „Markt der Bodenleistungen“ nicht so glatt wie der anderer Waren; und die Betrachtungsweise, daß der Landeigentümer in gewissem Sinne nehmen muß, was er eben erhält, weil er sein Angebot nur schwer alterieren kann, ist nicht ohne Berechtigung. Aber diese Bedeutung ist gering. Ferner findet sich das im Prinzipie auch bei anderen Gütern, wofür der zweckmäßige Ausdruck „quasi-rent“ geprägt wurde. Allein das Wesen der Sache liegt nicht in diesen Momenten, und wir können mit Beruhigung sagen — und dabei das Bewußtsein haben, nur gesunder wissenschaftlicher Entwicklung zu dienen, und von jeder Zerstörungssucht oder Pietätlosigkeit frei zu sein —, daß die Rolle der klassischen Grundrententheorie ausgespielt ist und ihr die Zukunft nicht gehört.

Das sieht man deutlich in der Literatur. Man kann behaupten, daß die Entwicklung der Grundrententheorie eine wirklich sehr „gesunde“ ist. Ganz von selbst gewinnt der von uns vertretene Gedanke in systematischen Darstellungen an Boden, auch wenn ihre Verfasser durchaus nicht die bewußte Absicht haben, die Klassiker in diesem Punkte zu bekämpfen. Ein Theoretiker nach dem anderen erklärt, daß die Existenz „rentenlosen“ Landes, ja selbst das Gesetz vom abnehmenden Ertrage für das Bestehen einer Grundrente nicht wesentlich sei, daß der Preis des Bodens ebenso oder ebensowenig „in den Preis seiner Produkte ein-trete“, als der von Arbeit und Werkzeugen usw. Stück für Stück der klassischen Theorie wird aufgegeben, langsam und ohne Lärm verändern sich die Grundlage und das ganze Aussehen der Theorie durch die unentrinnbare Macht der fortschreitenden Erkenntnis. Freilich gilt das nur für bessere Darstellungen; solcher, die diesen Fortschritt nicht mit-

machen, gibt es immer noch genug. Das schönste Beispiel eines Durchringens zu der neuen Theorie der Grundrente bei loyalstem Bestreben, die Klassiker zu schonen, zeigt uns das Werk Prof. Marshalls. Zunächst formuliert er die klassische Theorie und betont er ihre Richtigkeit. Aber diese Formulierung drückt sie zu einer Selbstverständlichkeit herab, namentlich zeigt sie klar, daß nur das Plus über die Grenzkosten der betreffenden Kulturart — immer unter den Voraussetzungen der Klassiker — nicht in den Preis des Produktes eintritt, wohl aber das Plus gegenüber anderen Kulturarten. Was heißt das aber anderes, als daß jener Wert und Preis des betrachteten Grundstückes, der ihm in anderen Verwendungen zukäme, sehr wohl ein Kostenelement und einen Bestandteil des Grenzpreises auch der tatsächlich eingeschlagenen Verwendung bildet? Daß dieser Wert und Preis gegeben sein muß, wenn das Raisonement der Klassiker anwendbar sein soll? Und führt das nicht zu unserer Auffassung, ist das nicht einfach unsere Theorie? So verändert sich Marshalls Auffassung sozusagen unter seinen Händen, ohne daß den Klassikern prinzipiell Unrecht gegeben wird, — nur widerstrebend, aber um so bedeutsamer. Und wir können nicht umhin, das zu bewundern: So — mit dieser Klarheit und Tiefe einerseits und mit dieser Schonung des Bestehenden andererseits — sollte jede Neuerung vor sich gehen. Aber das Resultat ist in diesem Falle dasselbe: Alles Festhalten klassischen Rüstzeuges, alles Ausbauen und Verteidigen klassischer Gedanken kann nur dem oberflächlichen Beobachter die Neuheit der leitenden Gedanken bei Marshall verdecken.

Man kann demnach als eines der sichersten Ergebnisse der Zurechnungstheorie die Konstruktion einer neuen Grundrententheorie bezeichnen. Es wäre wirklich verfehlt, die klassische heute noch festhalten zu wollen — und bald wird es niemand mehr tun.

IV. Kapitel.

Über den dritten statischen Einkommenszweig.

§ 1. Man kann es als allgemeine Ansicht bezeichnen, daß es drei statische Einkommenszweige gibt. Eine Meinungsverschiedenheit besteht höchstens noch bezüglich eines vierten, des Unternehmergewinnes, der, manchen Theorien zufolge, neben jenen dreien stehen müßte. Nun, der dritte Einkommenszweig wird „Zins“ genannt. Aber er kann nicht so einfach definiert werden wie die andern zwei: Wollte man ihn als einen Preis betrachten, so würde man möglicherweise in Verlegenheit sein, zu sagen als Preis wofür er gelten solle; denn darauf sind verschiedene Antworten möglich, in viel höherem Maße verschiedene als bei den andern beiden Einkommenszweigen. Beim Zinse herrscht sicherlich die wenigste Übereinstimmung, und man ist allgemein überzeugt, hier das schwierigste Problem der Verteilungstheorie vor sich zu haben. Jene, welche diese Überzeugung nicht hatten, haben klägliche Mißerfolge erlitten. Wir haben nicht die Absicht, eine Dogmengeschichte und -kritik zu liefern, wollen aber allerdings aus dem Geleisteten gelegentlich so viel wie möglich zu lernen suchen und in dieser Absicht einiges über andere Zinstheorien sagen, was auch zu deren besserem Verständnisse beitragen soll. Jetzt aber liegen uns die Tatsachen und das Problem selbst am Herzen.

Natürlich wäre der Kapitalzins wie alles andere, das sich in unserem Systeme zeigt (wenn anders er das tut, was wir noch keineswegs sicher sagen können, da wir uns

das Urteil, ob er ein statischer Einkommenszweig ist, vorbehalten), von allen andern Elementen desselben bestimmt, so wie er auf alle zurückwirkt. Das, was man im allgemeinen unter Zins versteht und wovon wir in diesem Momente sprechen, ohne noch festzusetzen, was wir darunter verstehen und ob wir diesen Ausdruck überhaupt verwenden wollen, wäre natürlich von anderer Größe, als es ist und spielte eine andere Rolle, nicht nur im Wirtschafts-, sondern auch im ganzen sozialen Leben, wenn die übrigen Elemente andere wären. Klar, daß, wenn die Bevölkerung mehr oder weniger Energie hätte, als sie tatsächlich hat, wenn die Technik auf einer andern Stufe stünde, wenn die Verhältnisse der äußeren Natur andere wären, der Zins anders stünde. Mit allen diesen Dingen und vielen andern noch steht er in Beziehungen, welche eben durch unser System uns vor Augen gestellt werden sollen. Die Art dieser Beziehungen zu untersuchen, ist sicherlich interessant und notwendig und zweifellos kann, von verschiedenen Seiten betrachtet, die Zinerscheinung einen verschiedenen Anblick gewähren. Es kann dann für besondere Zwecke eine Betrachtungs- und Ausdrucksweise bequem und brauchbar sein, welche sich in mancher Beziehung als unvollständig oder auch als falsch erweist.

Aber das darf uns nicht abhalten, wenn wir nach dem Wesen der Erscheinung fragen, uns lediglich an ihre Grundlage in ihrer einfachsten Form zu halten und nach einer präzisen und kurzen Formel zu suchen, wodurch ja der Erkenntnis der Kompliziertheit und Lebensfülle der Erscheinungen kein Abbruch geschieht. Ganz im Gegenteil, sie kann dadurch nur gefördert werden. Wollten wir uns hier nicht darauf einlassen, so müßten wir uns die gleiche Entsagung auch bei Lohn und Rente auferlegen, wo man dasselbe ganz wörtlich wiederholen könnte. Auch dort verkennen wir die zahllosen Beziehungen nicht, die man aufhellen muß, wenn man die Sache wirklich „verstehen“ will, und doch halten wir es für erlaubt und nützlich, zunächst das „Wesen“ der Dinge so kurz und einfach wie möglich darzulegen. Wer zu sehr auf alles Interessante

achtet, das es auf seinem Wege gibt, kommt nie an das Ziel. Und das gilt nur zu sehr von manchen modernen Zinstheoretikern, welche schließlich dahin gelangen, auf eine klare Zinstheorie überhaupt zu verzichten¹.

Unsere Aufgabe ist die folgende: Wir haben zu sehen, welche Elemente unseres Systemes von jenen, welche zur Erklärung von Einkommensbildungen verwerten können, wir noch nicht „vergeben“ haben. Sodann, ob sich aus denselben in ähnlicher Weise wie bei Lohn und Rente etwas ergibt, was als Grundlage der Zinerscheinung gelten kann. Vermögen wir ein Bild zu konstruieren, das auf die Wirklichkeit paßt, so ist alles in Ordnung, und wir haben eine feste Grundlage gewonnen, um in jene komplizierten Relationen einzugehen. Wenn nicht, so haben wir wenigstens das negative Resultat, daß der Zins kein statisches Einkommen sei. So gestaltet sich denn die Sache wiederum verhältnismäßig einfach, und es wird ungleich leichter sein, unsere Ansicht über das Problem darzulegen, als dieselbe zu verteidigen gegen alle die Bedenken und Einwürfe, denen sie begegnen mag. Das erstere ist mit wenigen Worten getan: Jene Elemente unseres Systemes, die hier in Betracht kommen können, sind vor allem — und nur davon wollen wir zunächst sprechen — Werkzeuge und Rohstoffe. Ihre Werte und Preise haben wir bereits allgemein erörtert, und so hat es denn gar keine Schwierigkeit zu begreifen, wie die Besitzer derselben in den Besitz einer Geldsumme oder von Genußgütern gelangen, und wie wir bei Arbeit und Boden von einem Preise der Boden- und Arbeitsleistung sprachen und Lohn wie Rente als solche Preise bezeichneten, so werden wir unbedenklich auch hier von einem Preise der Leistungen von Werkzeugen und Rohstoffen sprechen.

Aber die Schwierigkeit, die in dieser Darlegung fehlt.

¹ Eine der Klarheit durchaus hinderliche Häufung von Erklärungsversuchen muß geradezu als Charakteristikon des gegenwärtigen Stadiums der Zinstheorie bezeichnet werden.

kommt sofort heran, wenn man einen Schritt weiter geht. Es ist jene allbekannte, an der schon viele Zinstheorien scheiterten: Nach der Ernte hat man sowohl das Getreide wie den Boden, nach dem Arbeitstage sowohl seine Arbeitskraft wie den Lohn, aber bei Werkzeugen und Rohstoffen ist es anders. Da hat man nach einem Produktionsprozesse oder jedenfalls nach einer Anzahl von solchen, welche gering ist im Verhältnisse zu denen, die Boden und Arbeitskraft überdauern, wohl die Produkte, aber nicht mehr die Rohstoffe und Werkzeuge selbst, und es ist klar, daß das für die Wert- und Preisbildung die Folge hat, daß der Erlös jenes Teiles der Produkte, um welchen man mit Hilfe der Werkzeuge mehr erzielt als ohne dieselben, gerade so groß ist wie Wert und Preis der letzteren selbst, daß sich also ein Plus, welches ein ständiges Einkommen darstellen würde, auf dessen Wiederkehr man rechnen könnte, nicht ergibt. Von diesem Sachverhalte überzeugt man sich leicht, wenn man den Gedankengang irgendeines Vertreters der Produktivitätstheorie überblickt, und es wurde das von v. Boehm-Bawerk so eindringlich und überzeugend hervorgehoben, daß Weiteres über diesen Punkt überflüssig scheinen könnte. Immerhin wollen wir ganz kurz den Gedankengang jener Theoretiker schildern, wobei wir uns der Bequemlichkeit halber der psychologischen Ausdrucksweise bedienen wollen.

In einer Anzahl von Produktionsprozessen werde ein Werkzeug bis zur Wertlosigkeit vernützt. Ohne dasselbe hätte man ebenfalls eine gewisse Menge von Produkten erzielt, mit demselben aber wurde mehr gewonnen. Nun kann man nicht sagen, daß das Werkzeug dieses Plus, das ihm ganz begreiflicherweise „zugerechnet“ wird, hervorgebracht habe, wie der Kirschbaum die Kirschen. Der Unterschied gegenüber diesem Falle ist eben, daß der Kirschbaum noch vorhanden ist und wieder Früchte tragen wird. Ebensowenig aber kann man die Produkte dem Werkzeuge physisch vergleichen. Es sind ja Dinge verschiedener Art, die ganz inkommensurabel sind. Ein solcher Vergleich wäre nur möglich, wenn die Dinge gleichartig wären, wenn

z. B. eine Maschine wieder zur Erzeugung von Maschinen gleicher Art verwendet würde. Das einzige, was vergleichbar, zugleich das einzige, was für die Ökonomie interessant ist, ist der Wert. Nun aber ist es klar, daß der Wert des Werkzeuges (unter gewissen Reserven, die uns hier nicht interessieren) gleich ist der Summe der Werte seiner einzelnen Leistungen und daß, da der Wert jeder solchen Leistung gleich ist dem Werte der ihr zuzurechnenden Produkte sich auf diesem Wege gar nie ein „Überschuß“ ergeben kann, der konsumiert werden könnte, ohne den Vermögensbestand des Werkzeugbesitzers zu alterieren.

Wir stehen nicht an, diese Konsequenz zu ziehen: entweder man nennt das, was wir abgeleitet haben, nämlich den Preis der Leistungen des Werkzeuges nicht „Zins“, das heißt man erkennt nicht an, daß darin die reinwirtschaftliche Grundlage dessen liege, was eben im allgemeinen als Zins bezeichnet wird. Dann ergibt sich, daß das statische System den Zins nicht erklärt, daß derselbe kein statischer Einkommenszweig sei, daß eine ganz stationäre Volkswirtschaft keine anderen Einkommen als Lohn und Rente kennen würde, ein Resultat, das von großer Tragweite wäre. Oder man nennt jeden Preis den „Zins“, dann kann der Besitzer des Werkzeuges entweder nichts von demselben konsumieren oder aber wird er sein Vermögen aufbrauchen. Man kann das letztere auch so ausdrücken, daß in diesem Falle der Zins kein Reineinkommen darstelle. Die terminologische Frage, was man Zins nennen wolle, wäre natürlich gleichgültig; man bemerke aber, daß es sich nicht darum handelt, sondern vielmehr um die sehr wesentliche Frage, ob man es hier mit der reinökonomischen Grundlage dieses wichtigen Einkommenszweiges zu tun hat oder nicht. Wir glauben, uns für die zweite Alternative entscheiden zu sollen, nicht bloß deshalb, weil die erste der Schwierigkeit des Reinertragsproblems begegnet, um das man ganz unmöglich herumkommen kann, sondern weil wir auch durch das direkte Studium der Zinerscheinung dazu veranlaßt werden, wie

wir später andeuten wollen. Erstens also haben wir hier kein bleibendes Einkommen, und das Bild der immerfließenden Quelle paßt hier nicht. Wollte man es trotzdem anwenden, so müßte man sich darüber klar sein, daß es sich um eine Fiktion handelt, die ihre Existenzberechtigung erst beweisen muß, sehr leicht auf Abwege führen kann und vor allem gerade das interessanteste und schwierigste Problem zu überspringen, zu umgehen, gleichsam zu verdecken scheint. Über diese Fiktion, ihre Berechtigung und ihre Mängel werden wir noch sprechen, hier aber haben wir es mit den Tatsachen zu tun und können nur an dem Gesagten festhalten. Zweitens ist jener Preis nicht der „Zins“.

Die beiden Punkte fallen nicht zusammen. Wir haben kein bleibendes Einkommen, aber immerhin findet ein Güterzufluß zu den Besitzern der Werkzeuge in unserem Systeme statt, und das könnten wir im Einklange mit manchen Einkommensdefinitionen immerhin ein Einkommen nennen; aber dieses Einkommen ist nicht der „Zins“, nicht bloß deshalb, weil der Zins konstant zu fließen scheint, sondern auch aus anderen Gründen.

Diese Auffassung scheint aus verschiedenen Gründen sicherlich befremdend und bedarf sehr der näheren Darlegung. Wenn es uns auch gelänge, den Leser zu ihrer Annahme zu bewegen, so wäre das Problem des Zinses damit nicht gelöst, sondern unser System würde uns nur sozusagen an den Fuß des Berges bringen. Aber es ist so schwer, auf etwas zu verzichten, in dessen Besitz man bereits zu sein glaubte, daß uns die Aufgabe obliegt, zweifellos zu zeigen, daß die Sache wirklich so steht.

Vor allem: Beschränken wir unser System nicht auf ein zu enges Gebiet, wenn wir auf die Erklärung des Zinses verzichten, ist das nicht ein Beweis, daß unsere Abgrenzung eben unzumutbar ist? Darauf sei sofort entgegnet: Wir beschränken es nicht willkürlich, nicht aus Laune oder Pedanterie und um irgendeinem aprioristischen Einteilungsgrunde treu zu bleiben; wir schließen den Zins nicht aus, sondern er fügt sich nicht ein. Wir tun ja nur das folgende:

Wir betrachten die Methode und die Resultate unserer Disziplin und suchen sie korrekt zu formulieren, ihr Wesen herauszuarbeiten. Wenn wir das tun, so sehen wir eben, daß jene Gedankenkreise, welche heute den Inhalt der reinen Ökonomie bilden, im Wesen statischen Charakters sind und daß dieselben, in ihrer reinen Form dargestellt, die Zinserscheinung nicht erklären. Wir werden zu zeigen haben, daß nur bei Heranziehung gewisser Hilfsmittel eine solche Erklärung oder der Schein einer solchen möglich ist und werden diese Hilfsmittel untersuchen müssen. Es ist sehr wichtig, dieselben plastisch von unserem Systeme abzuheben. Ist weiter unsere Auffassung richtig, dann kann sich die Zinstheorie im Rahmen der Statik nicht ausleben. Und in der Tat liegt unserer Ansicht nach hier die Ursache aller Zweifel bezüglich des Zinsproblems und der Tatsache, daß alle Zinstheorien so unleugbar unbefriedigend sind. Wird das zugegeben, dann haben wir der Zinstheorie den größten Dienst erwiesen, der überhaupt möglich ist, zur Erkenntnis ihres wahren Gebietes und ihrer wahren Natur beigetragen und haben dann Hoffnung, endlich doch dieses Phänomen verstehen zu können. Daß unser System dann in noch ungünstigerem Lichte erscheint als bisher, darf uns davon nicht abhalten: Es ist ja unser Zweck, dasselbe von allen Seiten zu beleuchten; dabei ergibt sich dann von selbst, wie und wo wir weiterzuarbeiten haben.

Kehren wir zu unserem Argumente zurück: Wie sehr wir recht haben, sehen wir aus allen Produktivitätstheorien. Man kann sie nochmals dahin charakterisieren, daß sie zuerst korrekt und vielfach mit einem Aufwande von Argumenten, der gar nicht notwendig wäre, die Tatsache ableiten, daß Werkzeuge Wert und Preis haben. Wenn sie dabei gegen die sozialistischen Angriffe auf den Zins reagieren, so rennen sie offene Türen ein: Eine Diskussion der Behauptung, daß das Kapital ein nützliches Hilfsmittel der Produktion sei, ist sicherlich überflüssig. Aber damit hat man ja, wie wir ausführten, für den Zins nichts bewiesen, wenigstens an sich nicht; man könnte eher sagen,

man habe sein Nichtvorhandensein bewiesen. Was zu erklären ist, ist jenes „Plus“, ist ein dauernder Reinertrag. An diese Aufgabe, die also über den bloßen Nachweis der sogenannten Produktivität hinausgeht, tritt man mit verschiedenen Hilfsmitteln heran. Das einfachste derselben ist, den Tatbestand überhaupt zu verwischen und zu erklären, daß nunmehr schon alles getan sei. Davon wollen wir nicht weiter sprechen, die anderen Hilfsmittel aber müssen untersucht werden, wenigstens in aller Kürze und zwar zu dem doppelten Zwecke, um zu sehen, ob sie statisch sind, das heißt, in unser System eingeführt, sich mit seiner sonstigen Gestalt vertragen und sodann um zu sehen, ob sie zutreffend sind, d. h. die Zinerscheinung wirklich erklären.

Vorher jedoch müssen wenigstens einige der vielen Schwierigkeiten unseres Themas dem Leser weiter vorgeführt werden. Zunächst wollen wir etwas über das unseres Erachtens fundamentale Problem des „Kapitalersatzes“ und sodann auch einiges über das Zinsphänomen selbst sagen. Dann sollen jene Bemerkungen über mehrere der wichtigsten Zinstheorien und endlich solche über die Richtung folgen, in der wir die Lösung des Zinsproblems suchen zu müssen glauben. Vollständig kann das Gebotene in keiner Richtung sein; seine Mängel können niemand mehr bewußt sein, als mir. Nur schwer habe ich mich entschlossen, die wenigen Gesichtspunkte darzubieten, die man im Folgenden finden wird. Aber ich konnte nicht anders verfahren. Sie seien der Nachsicht des Lesers empfohlen. Ich kann nur sagen, daß meine Auffassung mir selbst eine ganz überraschende Aufklärung geboten hat und ich fest überzeugt bin, einer neuen befriedigenden Theorie die Wege zu bahnen.

§ 2. In den Darstellungen der Zinstheorie pflegt man dem folgenden Gedankengange zu begegnen: Der Besitzer von produzierten Produktionsmitteln vermietet dieselben an den Produzenten, mag derselbe nun Arbeiter oder Unternehmer sein. Von dem Erlöse legt er einen Teil zurück.

der ihm dazu dienen soll, sich andere Produktionsmittel dieser Art zu verschaffen, wenn die alten abgenutzt und wertlos geworden sind; auch eine Risikoprämie wird in der Regel noch beiseite gelegt. Der Rest stellt dann sein als „Einkommen“ dar. Nur ein kleiner Teil der Theoretiker nimmt das Vorhandensein eines solchen Restes als selbstverständlich an, die meisten suchen diese Tatsache zu erklären, aber wie immer das sein mag, immer ist man der Ansicht, daß man einen ganz natürlichen Vorgang beschreibe, über dessen Tatsächlichkeit gar kein Zweifel sein könne. Wenn man sagt, daß die Besitzer von produzierten Produktionsmitteln dauernd, ohne jede zeitliche Grenze, von ihrem Einkommen leben und ihren Vermögensstand unter unseren Voraussetzungen zwar nicht vermehren, aber unversehrt erhalten können, so glaubt man, damit eine banale aber unbestreitbare Tatsache ausgedrückt zu haben. Zwischen den Theoretikern bestehen die größten Meinungsverschiedenheiten bezüglich der Erklärung dieses Einkommens, aber darüber sind sie alle einig, daß man den Zins ganz neben Lohn und Rente stellen kann. Jene, welche für jeden Einkommenszweig eine spezielle Erklärung haben, haben eine solche natürlich auch für den Zins, sodaß darin keine Besonderheit liegt und jene, welche alle Einkommen in prinzipiell derselben Weise erklären, dehnen ihre Erklärung auch auf den Zins aus, behandeln ihn ganz so wie Lohn und Rente. Als Beispiele für die letztere Gruppe sei auf die Darstellungen von Walras und v. Wieser verwiesen, bei denen sich das ganz verfolgen läßt. J. B. Clark gehört ebenfalls in diese Gruppe, aber mit einer interessanten Besonderheit, die uns veranlaßt, auf ihn speziell zu sprechen zu kommen. v. Boehm-Bawerk stützt die Erklärung des Zinses allerdings auf besondere Momente, betrachtet ihn aber doch als ein Einkommen wie alle anderen. In der Tat scheint das ganz auf die Tatsachen zu passen. Der Zins ist ein so ständiges, dauerndes Einkommen, in mancher Beziehung viel mehr gesichert als z. B. der Lohn, und eine scharfumgrenzte wirtschaftliche Klasse scheint dauernd von

ihm zu leben. So scheint unsere Auffassung also in eklatantem Konflikte mit der Wirklichkeit zu stehen und es geradezu unabweisbare Pflicht des Ökonomen zu sein, nach einer statischen Erklärung des Zinses zu suchen. Unsere volle Antwort können wir nicht geben, aber wir werden den Hauptinhalt derselben anzudeuten suchen. Zunächst jedoch erscheint uns das folgende wichtig: Vorab bemerken wir, daß wir mit Rücksicht auf die Untersuchungen v. Boehm-Bawerks das Reinertragsproblem nicht in seiner Gänze aufrollen wollen, da uns das durch dieselben überflüssig geworden zu sein scheint; wir wollen vielmehr hauptsächlich nur jene Punkte behandeln, die wir denselben hinzuzufügen haben und setzen seine grundlegende Arbeit als genau bekannt voraus. Dem Leser, bei dem diese Voraussetzung nicht erfüllt ist, kann unsere Darstellung nicht das sagen, was sie soll, muß sie außerdem als unvollständig erscheinen.

Nun, v. Boehm-Bawerk hat das Reinertragsproblem vollkommen herausgearbeitet und nachgewiesen, daß sich die Zinerscheinung nicht als selbstverständlich aus der Produktivität ergebe. Aber den Kapitalersatz, in den wir der Kürze halber die Risikoprämie einbeziehen wollen, da von ihr soweit dasselbe gilt, nimmt auch er als selbstverständlich an. Das erste, was wir zu sagen haben, ist nun, daß das nicht selbstverständlich ist; vor allem wollen wir das ganz populär klar machen: Würde man den Ökonomen, der so vorgeht, fragen, warum er das tut, so würde er sicher und nicht ohne Erstaunen über die Frage antworten, daß ja sonst der Kapitalist sein Kapital aufbrauchen würde. Darauf ist nun zu entgegnen, daß es ganz vernünftig sein mag, das nicht zu tun und daß der Ökonom gut rate, wenn er davon abredet, aber daß das kein Grund sei, der hier eine Rolle spielen kann, da es sich nicht um Ratschläge, sondern um Tatsachenbeschreibungen handelt. Und da ist es durchaus nicht so klar, daß immer so gehandelt wird oder auch nur, daß es in allen Fällen geboten sei. In einer vorübergehenden Notlage wird es ganz vernünftig sein, mit-

unter mehr zu verbrauchen, auch hat ein Individuum von seinem Standpunkte durchaus Recht (populär gesprochen), wenn es etwa mit Rücksicht auf einen unabwendbaren baldigen Tod mehr aufbraucht. In anderen Lagen z. B. mit Rücksicht auf sinkenden Zinsfuß oder ein Alter mit in manchen Beziehungen größeren Bedürfnissen und geringerer Erwerbsfähigkeit, wird man wiederum den Rat erteilen müssen, nicht das ganze Einkommen aufzubrechen. Darauf läßt sich allerdings entgegenen, daß man an normale Zustände denke und jene Veränderungen der individuellen oder sozialen Situation außer Betracht lasse. Das wollen wir zugeben. Es sei also möglich, die Art und Schnelligkeit der Abnutzung der Werkzeuge ganz genau vorher- und von allem Unvorhergesehenen abzusehen; aber selbst dann denken die Menschen nicht an eine unbegrenzt entfernte Zukunft, und wenn sie auch mit Rücksicht auf die Unbestimmtheit der Länge der Periode, für die sie vorsorgen wollen, sich veranlaßt sehen können, ihre Werkzeuge immer wieder auszubessern und zu ersetzen, so ist das doch nichts Notwendiges, Unabänderliches und vor allem nichts Selbstverständliches.

Wenn man das behauptet, denkt man immer an den Rentner, dem sozusagen von selbst eine ganz bestimmte Summe als Einkommen zufließt, aber mit ihm haben wir es ja nicht allein zu tun. Wir werden später seinen Fall berühren. Bei den Produktivmitteln ist die Sache nicht so klar. Ein neues Werkzeug muß das alte ersetzen und dieses neue Werkzeug entsteht nicht von selbst. Gesetzt, der Besitzer des alten hatte sich aus irgendeinem Grunde entschlossen, ein etwas besseres zu erzeugen oder zu erwerben an Stelle des alten. Ist nun dieser Vorgang ein so wesentlich anderer als der frühererwähnte? Man wird sagen, daß der Mann hier etwas von seinem Einkommen hinzusetze; aber was geschieht in den beiden Fällen? Er hat eine Geldsumme oder Produkte. Diese will er so ausgeben, daß ein Nutzenmaximum entsteht, so wie es seiner Ansicht nach am vorteilhaftesten ist, wobei wir in diesem Aus-

drucke, was aber hier nicht wesentlich ist, auch unegoistische Momente einschließen. Er überblickt also seine gegenwärtigen und künftigen Wünsche und wird sein Geld nach Verhältnis ihrer Intensität auf ihre Befriedigung verwenden. Die Geldsumme, die er hat, ist ja eine homogene Menge, seinen Entschlüssen ist nicht eine unübersteigliche Barriere gesetzt auf der Grenze des Einkommens. Wieviel er zur Reparatur oder zum Ersatze oder zu einer Neuschaffung verwenden will, das steht bei ihm. Eine Geldeinheit seinen gegenwärtigen Bedürfnissen zu entziehen, involviert ein gleichgroßes Opfer für ihn, mag er dieselbe nun auf eine Reparatur oder eine Verbesserung verwenden. Ganz dieselben Momente bestimmen ihn in beiden Fällen: Er wird wahrscheinlich das tun, was er immer tut, weil das seiner Anlage und seinen Verhältnissen entspricht. Will er seine Verhältnisse gleich erhalten, so wird er eben nur jene Geldeinheiten opfern, die zum Ersatze nötig sind, aber die Willensanstrengung, die das voraussetzt, ist dieselbe, ob er dasselbe Geld zum Ersatze oder zur Verbesserung verwendet. Nach Durchführung der Verbesserung wird er mehr, wenn er eine Verschlechterung eintreten läßt, weniger und wenn er gerade den Ersatz vornimmt, gleich viel Bedürfnisse befriedigen können. Diese Fälle sind nur graduell verschieden, in jedem geschieht dasselbe. Nun aber ist man sich darüber einig, daß solche Verbesserungen und Neuschaffungen im Rahmen der Statik nicht oder nur in so verschwindendem Umfange behandelt werden können, daß man sie besser wegläßt, und da der Ersatz der Werkzeuge damit wesensgleich ist, so ist auch er kein statischer Prozeß und das war es, auf was wir hinauswollten.

Um zu demselben Resultate nunmehr vom Standpunkte der exakten Wissenschaft zu kommen: Wenn man einen dritten Einkommenszweig dieser Art, mag man ihn nennen, wie man will, neben Lohn und Rente stellen will, so muß man ihn aus einer ebensolchen bleibenden Quelle ableiten wie diese. Entweder muß man also darauf verzichten oder man muß einen dritten Produktionsfaktor kreieren, der sich

genau so verhält wie Arbeit und Boden. Sofern das nicht anderes ist als ein methodologisches Hilfsmittel, ist dagegen nichts einzuwenden, aber man darf nicht vergessen, daß darin dann keine Aussage über Tatsachen liegen darf, sondern sich bewußt bleiben, eine Konstruktion geschaffen zu haben, deren Resultate sich erst an den Tatsachen bewähren müssen. Gewiß kann es Gründe geben, die eine solche Fiktion rechtfertigen und wir werden davon noch sprechen, aber man muß sich hüten, diesen Produktionsfaktor als eine Realität zu betrachten, wie Arbeit und Boden und ferner darf man nicht vergessen, daß man das getan hat, weil man unseren dritten Einkommenszweig neben die anderen beiden stellen wollte. Das könnte nun an sich ebenfalls eine erlaubte wissenschaftliche Hilfskonstruktion sein, die sich als fruchtbar erweisen könnte. Durch den Anschein aber, durch eine flüchtige Beobachtung der Tatsachen ist eine solche Nebeneinanderstellung noch nicht gerechtfertigt und insofern geradezu alle Theoretiker ausnahmslos die Erfahrungstatsache einer ständigen Einkommensquelle Zins zu beobachten glaubten, so liegt darin ein Vorurteil, ein Fehler. Tatsache ist nur, daß die Werkzeuge verbraucht werden und nun die Produkte vorhanden sind; werden sie ersetzt, so ist zu erklären, warum das geschieht. Selbstverständlich wäre das Vorhandensein eines bleibenden Werkzeugvorrates nur in zwei Fällen: erstens dann, wenn die Werkzeuge ebenso dauernd wären wie Boden und Arbeitskraft und zweitens dann, wenn sie sich wirklich von selbst wiedererzeugten, nicht in jenem figurlichen Sinne, in dem das manche Ökonomen behaupten, sondern tatsächlich physisch, wie etwa organische Wesen. Der Kapitalersatz ist also nicht eine letzte Tatsache, sondern ein Problem und das nicht erkannt zu haben, ist ein Fehler von, wie wir sehen werden, großer Tragweite, ein ebenso großer, wie die Verkennung des Reinertragproblemes überhaupt.

Die Fragestellung des letzteren verliert natürlich nicht ihre Bedeutung. Immer ist der Wert der Produkte gleich

dem der Produktionsmittel und daß dem Besitzer des letzteren mehr zufällt, ist noch immer der Kernpunkt des Zinsproblemes; aber es erscheint nunmehr in etwas anderem Lichte. Jedenfalls haben wir vom Rohertrage auszugehen, er ist das einzige, was gegeben ist, und in unserem Systeme ist er gleich dem Werte des Werkzeuges, dem er zuzurechnen ist. Der Werkzeugvorrat ist aber ein gegebener, und wir können den Ersatz nicht mit den Mitteln unseres Systemes behandeln. Man bemerke also, daß unsere statische Wirtschaft keine „stationäre“ ist. Die letztere müßte einen solchen Ersatz vornehmen, die statische Wirtschaft tut das nicht. Sie gilt also nur für einen Augenblick. Wir sehen hier, wie sehr wirklichkeitsfremd sie ist und es ist ja auch nicht anders möglich: Die Wirklichkeit ist ja voll Leben und Bewegung.

Wir sagten, daß es eine Fiktion involviere, vom Selbstersatz der Werkzeuge zu sprechen: Es ist das eine Fiktion ganz gleichen Wesens wie jene, die darin liegt, daß die Werkzeuge einen Zins tragen, wie der Kirschbaum Kirschen. Diese Fiktion ist in derselben Weise wirklichkeitsfremd, aber vielleicht für manche Zwecke ebensowenig unbrauchbar, wie die erstere. Es wäre zu weit gegangen, beide einfach verwerfen zu wollen: Nur als Tatsachenaussagen sind sie „falsch“. Die Werkzeuge werden verbraucht, man erzeugt andere, die allerdings in kurzen Zeiträumen im großen und ganzen den verbrauchten ähnlich sind und in den Besitz derselben Personen kommen. Aber notwendig ist das nicht, und nur für einen Moment ist es annähernd richtig, der so kurz ist, daß man ruhig für denselben an der Identität der Werkzeuge festhalten kann.

Der Kern des kritischen Werkes v. Boehm-Bawerks war also die Herausarbeitung des Reinertragsproblemes. Wir haben diesem Werke, durch das das Thema unendlich viel gewonnen hat und das auch die Grundlage unserer Auffassung bildet, nun noch ein anderes Moment hinzuzufügen, das Problem des Kapitalersatzes, das auch von v. Boehm-Bawerk noch nicht genügend herausgearbeitet

wurde. Es ist jedoch ebenso essentiell zur Beurteilung der Sache wie das des Reinertrages. Nur durch das Verständnis dieser beiden Punkte hindurch führt der Weg zur Erkenntnis der Zinerscheinung.

§ 3. Unser System sagt uns also nur, daß die produzierten Produktionsmittel Wert und Preis haben, und daß ihre Besitzer sich dafür andere Güter verschaffen können. Welche Güter sie sich verschaffen, was sie mit diesem ihrem „Einkommen“ anfangen, das hängt von ihrer Anlage usw. ab. Nun haben wir etwas näher die Frage zu erörtern, welche wir bereits verneinten, nämlich ob wir in diesen Preisen den Zins zu sehen haben? Es wäre immerhin möglich, daß wir vor dem stehen, was der Zinerscheinung zugrunde liegt, daß jene Preise der Werkzeuge jenes Element in der Zinerscheinung darstellen, welches wir von unserem Standpunkte aus zur Erklärung derselben beitragen können. Wie wir uns bei Lohn und Rente zu fragen hatten, ob das, was wir aus unserem exaktem Systeme ableiten, wirklich dasjenige ist, was reinwirtschaftlich genommen jenen Einkommenszweigen zugrunde liegt, so haben wir uns auch hier eine ähnliche Frage zu stellen.

Mehr als irgendwo ist hier eine solche Untersuchung nötig; sie unterlassen zu haben, ist der größte Fehler der meisten Zinstheorien. Jede theoretische Ableitung muß ja stets an den Tatsachen verifiziert werden, da es in ihrer Natur liegt, daß sie möglicherweise, obgleich an sich „richtig“, nicht das Gewünschte leistet. Wenn auch im gewissen Sinne ein den Regeln der Logik entsprechender Vorgang „unfehlbar“ ist, so kann sich ein Fehler doch sehr leicht gerade an dem Punkte einschleichen, wo behauptet wird, daß ein bestimmtes exaktes Resultat einer bestimmten Erscheinung der Wirklichkeit entspricht. Die Zinstheorie gibt uns viele Beispiele für die Wichtigkeit dieses Grundsatzes: Die Tatsache der Produktivität, die Tatsache des „waiting“, des Verschiedenschätzen von Gegenwarts- und Zukunftsgütern usw. — das alles ist nicht nur zweifellos

richtig, sondern auch sehr plausibel, aber ob der Zins daraus fließt, ist eine andere Frage und diese ist mit dem Nachweise solcher Tatsachen an sich noch nicht gelöst.

Wir haben nun nach dem Wesen der Zinerscheinung zu fragen. Allerdings sagten wir bereits, daß wir keine vollständige Zinstheorie geben können; einiges aber müssen wir in dieser Hinsicht tun, um jeden Zweifel darüber zu verschweigen, ob das Wesen der Zinerscheinung überhaupt in der Richtung zu suchen sei, die mit den Worten „Preisbildung der Werkzeuge“ charakterisiert ist.

An der Schwelle dieser Erörterungen wollen wir uns noch eines anderen Grundsatzes erinnern, nämlich, daß es unsere Aufgabe ist, die Tatsachen zu analysieren, ohne uns vom Sprachgebrauche und äußerlichen Ähnlichkeiten zwischen verschiedenen Dingen irreführen zu lassen, nicht aber, „Begriffe zu bearbeiten“. Die unheilvolle Methode, wirtschaftliche Erscheinungen mittelst Analysierung des Sprachgebrauches erfassen zu wollen, hat zu einer ganzen Reihe von Verirrungen geführt. Über die Kläglichkeit dieser Methode ist außerdem gar kein Wort zu verlieren. Ein gutes Beispiel nun für die Abwege, auf die sie führt, ist die Zinstheorie. Es ist nämlich nichts klarer, als daß ganz verschiedene Erscheinungen mit dem Namen „Zins“ bezeichnet werden. Vor allem haben Mietzins und Darlehenszins unmittelbar nicht das geringste miteinander gemein. Die Miete ist ein partieller Kauf, der Austausch gewisser Leistungen eines dauerbaren Gutes gegen andere Güter. Es ist auf den ersten Blick gar nicht einzusehen, warum so verschiedene Dinge überhaupt denselben Namen haben. Wer unbeeinflusst an diese Erscheinungen herantritt, dem würde gar nicht einfallen, sie gleich zu bezeichnen. Wollte man das tun, so müßte man jeden Kaufpreis Zins nennen. Eine Erklärung bietet vielleicht die juristische Auffassung der Sache. Die Juristen haben den Darlehenszins per analogiam des Mietzinses konstruiert, teils, weil das für ihre Zwecke ganz praktisch war, teils auch, weil die juristische Analyse immer an Verdrehung der Tatbestände

das Möglichste leistete. Man muß sich allgemein gesprochen vor Annahme juristischer Auffassungen hüten, da dieselben außerhalb der Zwecke des Rechtes meist völlig wertlos sind. Wären Beispiele nötig, so könnte man sehr gut auf den Eigentumsbegriff hinweisen.

Wenn wir vom Zinsphänomen sprechen, haben wir also von nun an nur den „Darlehenszins“ im Auge, wobei wir allerdings sagen müssen, daß uns viel mehr als logische Gründe die Betrachtungen der Tatsachen zu der Vermutung veranlassen, daß hier das Wesen des Zinsphänomens zu suchen ist. Aber auch der Darlehenszins ist wirtschaftlich keineswegs eine einheitliche Erscheinung. Auch das ist nahezu eine Selbstverständlichkeit, und der Rechtsform und dem Sprachgebrauche zuliebe sich verpflichtet zu fühlen, eine einzige auf alle diese Erscheinungen passende Formel zu finden, ist geradezu thöricht. Welche Ähnlichkeit besteht denn zwischen dem Vorgange, den wir beobachten, wenn eine neue Industrie ins Leben gerufen werden soll, und dem Falle des Wucherers, der irgendeinem verschuldeten Individuum hohe „Zinsen“ abpreßt — also, der üblichen Terminologie zufolge, obgleich sie nicht ganz passend scheint, zwischen Produktiv- und Konsumtivdarlehen? Lediglich der, das in beiden Fällen dieselbe oder eine ähnliche Rechtsform und ähnliche Redewendungen gebraucht werden. In beiden Fällen sagt man, daß „Kredit gegeben“ wird, aber ganz abgesehen von einem sehr wesentlichen, von dem wesentlichen Unterschiede, auf den wir noch zu sprechen kommen, begründet schon die Tatsache der völlig verschiedenen Verwendung des Darlehens eine völlig verschiedene Natur des Geschäftes. Vom Leihen an verschuldete Lebemänner oder in Notlage befindliche arme Leute jeder Art könnte wahrlich die Kapitalistenklasse nicht leben; auch von den Staatsanleihen nicht und wenn wir die Größe und Wichtigkeit der Zinserscheinung, ihre zentrale Stellung im Geschäftsverkehre, im Wesen der Industrie, betrachten, so werden wir gewiß am besten tun, uns mit derartigen Kleinigkeiten nicht zu befassen. So

haben wir denn herausgeschält, was unseres Erachtens den Kern der Zinserscheinung bildet: Es ist das, was wir den „industriellen Zins“ nennen könnten. Wie gesagt können wir dieses hochinteressante Phänomen hier nicht erschöpfend erklären, aber ehe wir daran gehen, einige Bemerkungen darüber zu machen, wollen wir einiges andere erörtern, das auch nach derselben Richtung hinliegt. Was wir festhalten wollen ist vor allem, daß jedenfalls der Preis der Leistungen der Werkzeuge nicht der Zins ist.

Und noch etwas sei hier im Vorbeigehen bemerkt, daß nämlich von unserm Standpunkte das kanonistische Zinsverbot in ganz anderm Lichte erscheint. Nicht die Zinserscheinung, welche zum Leben der industriellen Entwicklung gehört, hat die Kirche verboten. Diese hatte damals nur geringe Bedeutung. Sie verbot nur etwas, was damit gar nicht zusammenhängt, die Bewucherung des Notleidenden, der eines Konsumtionsdarlehns bedarf.

§ 4. Unsere Ansicht ist also, daß es von vornherein verfehlt ist, eine Zinstheorie im Rahmen der Statik aufbauen zu wollen. Man kann so gar nie zu einer vollen und gesunden Erkenntnis des Phänomens kommen und was die einzelnen Zinstheorien, die jenen Versuch unternehmen, Gutes enthalten, kann immer nur ein Teil der Wahrheit, ein Ausblick auf einen ihnen unerreichbaren Gipfel sein. Um diese richtigen Elemente handelt es sich uns hauptsächlich hier, und wir glauben von unserm Standpunkte einiges zum bessern Verständnisse mancher Theorien beitragen zu können. Außerdem wollen wir hier jene Kunstgriffe untersuchen, mit denen man trotzdem einen Zins dort heraus erklärte, wo keiner zu finden ist. Gewiß jedoch können wir den einzelnen Autoren nicht gerecht werden, da eine Dogmengeschichte hier zu weit führen würde.

Am allernächsten liegt natürlich eine Produktivitäts- und eine Nutzungstheorie. Man wünscht eine Erklärung für die offenbar dauernde Einkommensart „Zins“. Nach Analogie von Arbeit und Boden muß auch für diese eine dauernde

Quelle vorhanden sein. Außer den Genußgütern gibt es aber auf unserem Untersuchungsgebiete neben Arbeit und Boden — diese beiden aber sind schon vergeben — nur noch die „produzierten Produktionsmittel“, die schon aus andern Gründen als ein für allemal gegeben angenommen wurden. Diese läßt man nun Nutzungen tragen oder Produkte hervorbringen — es ist das eigentlich im Wesen ganz dasselbe, da die Nutzungen ja nur im Hervorbringen von Produkten bestehen — und glaubt damit seine Aufgabe gelöst zu haben. Wir haben aber nunmehr den von v. Boehm-Bawerk dagegen angeführten Gründen, welche wir ebenfalls für richtig halten, neue hinzuzufügen, nämlich erstens den, daß jene Theorien von der Annahme starten, daß der Zins ein statischer Einkommenszweig sei, eine Annahme, welche wir als ein Vorurteil erweisen zu können glauben; weiters den, daß sie voraussetzen, daß im Mietzinse und überhaupt in den Werkzeugen das Wesen der Zinerscheinung zu suchen sei; und auch die letztere Voraussetzung halten wir für den Tatsachen nicht entsprechend. Besonderes Gewicht legen wir auf die erstere: In ihr scheint uns nämlich die Erklärung dafür zu liegen, daß man sich mit so unvollkommenen Erklärungsversuchen zufrieden gab. Dieselben haben etwas Verzweifeltes an sich: Würde man ihre Autoren zur Rede stellen, dürfte man die Antwort erhalten: „Aber es muß ja so sein, wo soll der Zins denn sonst herkommen?“ Einmal in der Sackgasse des statischen Vorurteils, gab es keinen befriedigenden Ausweg mehr, und daher kommt es, daß tüchtige Theoretiker die offenbarsten logischen Verstöße, wie sie v. Boehm-Bawerk nachgewiesen hat, begiengen; stände die Sache nicht so, so wäre es ganz unverständlich, warum gerade die Zinstheorie so zahllose Mißerfolge aufweist; die Wurzel des Übels liegt an der Schwelle des Gedankenganges, über die jeder ahnungslos eintritt, um dann aus dem Irrwege nicht mehr hinauszufinden.

Die neueste Produktivitätstheorie ist die Professor Clark's. Anfänglich nahm ich an, daß infolge der v. Boehm-Bawerk'schen Einwendungen und meiner eigenen Bedenken dieselbe ebenso abzulehnen sei, wie alle andern. Wieder-

holtes Studium des Problemes hat mich aber veranlaßt, meine Ansicht darüber etwas zu modifizieren: Wir haben bereits über den Clarkschen Kapitalbegriff gesprochen und anerkannt, daß diese Fiktion eine gewisse Berechtigung habe, ihr auch ein gewisser Nutzen nicht abgesprochen werden könne. Wollte man nun annehmen, daß dieser „Fond von Produktivkraft“ eine stete Quelle von Erträgen darstelle, ebenso wie Arbeit und Boden, ohne sich dabei aufzuzehren, nun, dann könnte man sicherlich von einem Zinse in der statischen Wirtschaft sprechen. Dabei wäre nur zweierlei zu beachten, erstens, daß das alles eine Fiktion ist und man darin keine Erklärung des Zinses suchen darf, und zweitens, daß dieser Fond nichts, gar nichts mit „Werkzeugen“ zu tun hat — sonst wäre die Sache falsch. Das klingt ganz abenteuerlich, und wir muten der theoretischen Opferfreudigkeit des Lesers viel zu, wenn wir verlangen, daß er uns hier folge. Allein, lassen wir uns nicht leichtlin abschrecken, sondern fragen wir lieber, ob eine derartige Fiktion nicht einen Sinn haben könnte. Und sie hat Sinn. In ihr liegt nämlich das einzige Mittel, um von einem Zinse in der Statik sprechen zu können. Wenn das erwünscht — und das ist es sicher —, wenn aber zugleich unser Standpunkt richtig ist, so kann man nur in folgender Weise verfahren: Man scheidet das Zinsproblem aus der Statik aus und löst es außerhalb derselben irgendwie. Dann aber nimmt man gestützt auf die Tatsache der weitgehenden Regelmäßigkeit und Stetigkeit des Zinseinkommens eine solche dauernde Quelle derselben in der Statik an und stellt den Zins einfach neben die Rente und den Lohn, was für manche Zwecke praktisch sein kann und wobei man nur darauf achten muß, nichts zu sagen, was mit jener Lösung kollidieren könnte und vor allem, den fiktiven Charakter der Sache nicht zu vergessen. Vom Standpunkte der Statik heißt das, daß man Wirtschaftssubjekte, die nach den Gesetzen derselben kein Einkommen haben, doch mit einem solchen ausstattet, ihnen gleichsam regelmäßig eine bestimmte Geldsumme schenkt. Und wenn wir diesen Weg auch nicht

betreten wollen, so können wir doch nicht leugnen, daß er keineswegs sinnlos ist. Freilich hat das Prof. Clark nicht gemeint. Von seiner Theorie, so wie sie ist, können wir aber nur sagen, daß sie einen Einkommenszweig konstruiert, der nicht existiert, aber allerdings auch, daß diese Konstruktion, etwas anders aufgefaßt, nicht einfach abzulehnen ist. Doch können wir uns darauf nicht näher einlassen.

Aber die Erörterungen Professor Clark's haben noch andere Verdienste, auf die wir bald kommen werden. Wir gehen nun zu einer anderen Theorie über, nämlich zu der Jevons'. Von ihm wurde der Zins auf den Besitz von Genußgütern begründet, wie bekannt. Zu diesem Zwecke definiert er geradezu das Kapital als Genußgütervorrat und gerade dieser Schritt führt uns zu einem tiefern Verständnisse seiner Theorie. Wie kommt er dazu, das Kapital so zu definieren? Er tut das nur zu dem Zwecke seiner Zinstheorie. Auch er geht offenbar von einem statischen Systeme aus und man kann sich vorstellen, daß sein Gedankengang vielleicht ein ganz ähnlicher war, als der jener Theoretiker, welche wir bereits betrachteten. Auch er tritt durch jene verhängnisvolle Pforte an das Problem heran und meint, im Systeme einen Platz für den Zins unbedingt finden zu müssen. Arbeit und Boden können ihn nicht tragen und so bleiben nur noch die Werkzeuge und dann die Genußgüter im Systeme übrig. Jevons' Verdienst ist es nun, erkannt zu haben, daß der Mietzins kein Zins sei. Er sah, daß sicherlich die produzierten Produktionsmittel als solche keinen Zins tragen, daß eben, wie wir sagten, Überlassung ihrer Nutzungen ein partieller Kauf sei, der sich vom Genußgüterkaufe durch nichts Wesentliches unterscheide. Nun aber suchte er nach einer anderen Quelle des Zinses. Sein Blick fiel auf die einzige noch vorhandene Art von Elementen, auf die Genußgüter, und da lag denn gar nichts näher, als der Gedanke, daß in ihnen die Lösung des Rätsels liegen müsse, daß ferner im Momente der Zeit des nähern die Erklärung zu finden sei, weil sie sich ja nur dadurch von Produktivmitteln unterscheiden.

Mit welchem Rechte erlauben wir uns, Jevons hier diesen Gedankengang zu imputieren, der möglicherweise nicht der seine war? Wir müssen es tun. Wir glauben, daß man eine Theorie nicht eher versteht, bis man das Gefühl hat, die Gedanken ihres Schöpfers förmlich zu sehen. Dieses Gefühl gewährt eine lebhaftere Befriedigung, aber außerdem hat dieses Bemühen auch eine sehr praktische Bedeutung: Es gibt uns nämlich ein Mittel zur Beurteilung der betreffenden Theorie an die Hand. Wenn wir Jevons richtig nachgefühlt haben, so ist eines sicher, nämlich daß seine Theorie nicht unmittelbar der Beobachtung von Tatsachen entsprang. Wohl beruhte sie mittelbar darauf, da unser ganzes System darauf beruht, aber er ist nicht so zu seiner Zinstheorie gekommen, daß er das Wirtschaftsleben betrachtend sich etwa gedacht hätte, infolge seines Besitzes an fertigen Genußgütern erlange der Kapitalist seinen Zins. Ich glaube auch nicht, daß er die psychologische Tatsache der Unterschätzung der Zukunft zuerst betrachtet und bei ihrer Betrachtung dann auf einen Zusammenhang mit der Zinerscheinung gekommen sei; sondern vielmehr, daß er zuerst sozusagen mittelst einer Art von „Eliminationsmethode“ zu jener Gruppe von Elementen kam, die eben übrig blieb, nachdem er bezüglich aller anderen die Frage, ob der Zins aus ihnen fließe, verneint hatte. Und dann eben suchte er nach Gründen, welche jene logischen Notwendigkeiten materiell rechtfertigen sollten. Gegen eine solche Theorie aber werden alle Vermutungen sprechen. Wir z. B. werden von vornherein geneigt sein, ihren Obersatz, nämlich die Notwendigkeit einer statischen Erklärung, in Abrede zu stellen, und in diesem Falle schon von allem Anfange an diese Theorie in Zweifel ziehen. Nicht aber die Gründe, mit denen Jevons sie gestützt hat: Diese sind vielmehr ganz evidentermaßen richtig. Wir vermissen nur den Nachweis, daß die Zinerscheinung auf diesen Tatsachen beruhe.

Es scheint uns das auch gar nicht der Fall zu sein. Selbst jedoch, wenn es der Fall wäre, so wäre diese Theorie keine statische. Und hier kommen wir auf eins der früher

erwähnten Verdienste Clark's, nämlich nachgewiesen zu haben, daß im statischen Zustande weder „waiting“ noch die Unterschätzung künftiger Bedürfnisbefriedigung eine Rolle spielen könne und zwar aus dem folgenden Grunde: Ist eine bestimmte Menge von „Kapital“ gegeben und wird kein neues gebildet, — was allerdings nach unserer Auffassung auch involviert, daß das alte nicht ersetzt wird, — da kann nichts anderes geschehen, als in der besten der bekannten Weisen eben den Produktionsprozeß durchzuführen; und das wird auch geschehen, mag man immerhin gegenwärtige Bedürfnisbefriedigung höher schätzen als die zukünftige — und das tut man ja sicher, das bestreiten wir nicht. Eine Bedeutung kann das nicht haben, da man unter allen Umständen die Güter bereits hat oder auf die Beendigung des Produktionsprozesses warten muß.

Ganz ähnliche Bemerkungen ergeben sich bezüglich der Abstinenztheorie. Auch sie ist eines jener Hilfsmittel, welche es uns ermöglichen sollen, trotz allem aus unserm Systeme noch eine Zinstheorie zu gewinnen. Sie wurzelt offenbar in der Theorie der „produktiven Dienste“, hat also einen etwas andern Ausgangspunkt als die bisher besprochenen. Der hervorragendste unter ihren Vertretern, Senior, läßt uns das ganz deutlich erkennen. Um für die drei Einkommenszweige drei ebenso dauernde Quellen zu finden, stellt er neben Arbeit und Boden als dritten Produktionsfaktor die Abstinenz. Daß heißt nun gar nichts anderes, als „Werkzeuge“ ohne eine bestimmte Form — auch das ist nur „aufgehäuften Produktivkraft“ mit dem einzigen Unterschiede gegenüber der Produktivitätstheorie, daß diese Produktivkraft nicht in Arbeits- und Bodenleistungen, sondern in einem Faktor sui generis besteht. Für die Beurteilung dieses Hilfsmittels ist nun wiederum keineswegs entscheidend, ob es etwas wie Abstinenz wirklich gibt oder nicht. Das ist ganz sicher der Fall, und die Bemühungen der Vertreter dieser Theorie, die Existenz dieses Momentes zu beweisen, sind ganz überflüssig: Niemand wird sie bestreiten. Die Frage ist nur, ob sie mit dem Zinse etwas zu tun hat. Das

ist, wie wir uns herauszuarbeiten bemühen, immer der entscheidende Punkt bei allen diesen Theorien. Sie beruhen tatsächlich nicht unmittelbar auf Tatsachenbeobachtung, sondern verdanken ihre Entstehung unseren wissenschaftlichen Bedürfnissen. Auch Senior hat gewiß keinen Zusammenhang zwischen Abstinenz und Zins bei der Betrachtung des Getriebes des wirtschaftlichen Lebens entdeckt. Das gieng schon deshalb nicht, weil ein so verborgener Zusammenhang sich nicht aus der Beobachtung unmittelbar ergibt. Wir fordern das auch keineswegs, sondern erkennen an, daß, nachdem wir einmal von der Wirklichkeit ausgehend unser abstraktes System gebaut haben, uns dasselbe sehr wohl nun weiter auch selbständig, das heißt ohne daß eine neue Beobachtung herangezogen werden müßte, manche interessanten Resultate geben kann. Nur darf man dabei zweierlei nicht vergessen: Vor allem, daß der hier diskutierte Gedankengang eine ganz neue Tatsache von außen her hereinzieht und ganz offenbar lediglich zum Zwecke der Erklärung des Zinses in unser System einführt. Das geht nicht so ohne weiteres, sondern macht eine Reihe von Reserven und Vorsichtsmaßregeln nötig, wenn die Historiker nicht Recht haben sollen mit ihrem Vorwurfe haltloser Spekulation. Eine solche Tatsache muß an sich sehr sicher gestellt sein und auch in ihrem Zusammenhange mit den übrigen Elementen unseres Systems sehr genau untersucht werden. Das tut nun die Abstinenztheorie nicht. Trotzdem verurteilen wir ein solches Vorgehen nicht a limine. Es kann ja doch zu gesunden Resultaten führen, in der richtigen Hand wenigstens, und jede Methode, die das tut, hat ihre Berechtigung; aber von vornherein liegt für uns nicht der geringste Grund vor, anzunehmen, daß die herangezogene Tatsache das gewünschte Resultat liefert. In allen Fällen aber ist dann stets noch — und selbst dann, wenn wir aus unsern sichersten und direkt auf den Tatsachen beruhenden Grundlagen unseres Systemes Schlüsse ziehen — eine Verifizierung der Resultate nötig, eben jener Nachweis, von dem wir oben sprachen. Und diese Verifizierung vermissen wir. Das ist

nun unser Haupteinwurf gegen die Abstinenztheorie. Nur eine Theorie, die jenen Anforderungen genügt, welche wir hier kurz zu skizzieren uns bemühen, ist wirklich korrekt, wirklich wissenschaftlich und wird von jenen Einwendungen der Gegner der Theorie nicht getroffen.

Senior und seine Nachfolger gingen also von der Annahme aus, daß dem regelmäßig fließenden Zinse eine dauernde Quelle entsprechen müsse. Und diese zunächst ganz gestaltlose Ursache, die einem Kleiderstocke gleicht, wurde dann mit dem Momente der Abstinenz umhüllt. Was sonst noch dazu gesagt werden mag, ist „Spekulation“. Das also zusammen mit den Einwendungen v. Boehm-Bawerk's und dem Nachweise Clark's, daß es in der Statik kein „waiting“ geben oder doch, daß dasselbe keinen Einfluß haben könne — das sind die „Entscheidungsgründe“ für das Todesurteil der Abstinenztheorie.

§ 5. Es obliegt uns noch, zu der weitaus bedeutendsten Schöpfung auf dem Gebiete der Zinstheorie Stellung zu nehmen, zu der Theorie v. Boehm-Bawerk's. Denn wenn wir auch alle andern Zinstheorien abgelehnt haben, so ergibt sich immer noch die Frage, wie wir zu dieser stehen. Auch bei ihr ist für uns eine vollständige Würdigung unmöglich, ebenso wie eine auf den Grund gehende Analyse. Wir fragen lediglich darnach, worin ihr Wesen besteht, was ihre Voraussetzungen sind und was wir auf unserm Wege aus ihr gewinnen können. Auch können wir hier kein abschließendes Urteil über sie gewinnen, aus welchem Grunde wird sie gleich zeigen. Es ergeben sich nur auf einigen Punkten unseres Weges manche Ausblicke auf verschiedene Seiten dieses theoretischen Baues, die wir kurz skizzieren wollen, aber wir kommen nicht ganz zu ihm hin und dringen nicht in sein Inneres ein.

v. Boehm-Bawerk erkennt die Tatsache, daß das auf dem Zurechnungsprobleme fußende System die Zinerscheinung nicht erklärt, vollkommen an, allerdings nur in der Form, daß er sagt, die Produktivitätstheorie ergebe keinen

Zins. Sein Problem ist es, die Zinerscheinung trotzdem zu erklären; wir können jedoch nicht genau sagen, ob er seine Erklärung selbst als „statisch“ bezeichnen würde oder nicht. Das hängt damit zusammen, daß er auf den Unterschied zwischen Statik und Dynamik keinen großen Wert legt. Soweit sich auch bei ihm nicht alle Elemente auf einmal von Grund aus ändern können, betrachtet er eine Art stationären Zustandes, der sich zwar immer wiederholt, aber nicht völlig die Merkmale unseres statischen Zustandes wiedergibt.

Er geht also von der Zinerscheinung aus und definiert den Zins als das Agio der Gegenwarts- gegenüber den Zukunftsgütern, und sein Problem ist nun, die Ursachen dieses Agios zu untersuchen. Deren gibt es drei: Verschiedenheit der Deckung des Bedarfes eines Wirtschaftssubjektes in Gegenwart und Zukunft, die psychologische Tatsache der höhern Schätzung von Gegenwartsgütern, von gegenwärtigen Genüssen, gegenüber zukünftigen und eine Tatsache produktionstechnischer Natur, nämlich die überproportionell höhere Produktivität längerer Produktionsperioden gegenüber kürzeren. Das ist alles, worauf sich unsere Bemerkungen beziehen werden, so wünschenswert es auch ist, daß diesem theoretischen Gebäude endlich einmal wirklich eine Kritik von der Gründlichkeit und Tiefe wird, die es verdient.

Der Ausgangspunkt der Theorie ist jedenfalls die Tatsache des Zinseinkommens und von dort her ist auch Boehm's Kapitalstheorie zu verstehen. Bei allen Zinstheorien beobachten wir das. Während man sich bei Rente und Lohn fragt, wie Boden und Arbeit zu ihrer Entlohnung kommen, also hier von der Seite des Produktionsfaktors zu dem Einkommen, das es abwirft, vorschreitet, so geschieht beim Zinse immer das Gegenteil. Man sieht den Zins und fragt sich, woher er kommt. Das ist an sich nur naturgemäß und zeigt ganz deutlich, daß das Problem des Zinses ein schon methodologisch ganz anderes ist, als das von Lohn und Rente und diesen nur durch Kunstgriffe und Hilfsmittel analog gestaltet werden kann. Das zeigt uns auch, wie sehr wir gegenüber allen Kapitalstheorien auf unserer Hut sein

müssen, wie sehr wir hier auf dem Boden der theoretischen Konstruktion und nicht auf dem der Tatsachen stehen.

Aber v. Boehm-Bawerk scheint einen Schritt weiter auf dem Gebiete der Tatsachen zu tun, als die übrigen Theoretiker und einen Moment später als sie das theoretische Gerüste zu betreten. Seine Aufstellung nämlich, daß der Zins jenes Agio sei, scheint Tatsachenbeobachtung darzustellen, wie seine Bemerkung anzudeuten scheint, daß seine Theorie, ganz einfach ausgedrückt, an Selbstverständlichkeit grenze. Und doch ist jener Satz nur in einem bestimmten Sinne selbstverständlich, in einem andern enthält er schon eine Theorie. Ganz sicher richtig ist er nämlich nur dann, wenn wir vom Gelde sprechen. Nur das Konsumtvdarlehen kann in Güter irgendwelcher Art gegeben werden — und dieses interessiert uns nicht aus dem früher angeführten Grunde —, bei jedem andern Darlehen, das heißt also, bei dem Darlehen für eine industrielle Tätigkeit, besteht es weder in Genußgütern zur Konsumtion des Entlehners noch in Produktivmitteln, die bereits vorhanden wären. Es besteht vielmehr aller Regel nach in Geld und jedenfalls nur in Dingen, für die man andere kaufen will. Man pflegt nun so ganz ohne weiteres anzunehmen, daß man das Moment des Geldes, das man bezeichnenderweise eine „Hülle“, einen „Mantel“ der Erscheinungen nennt, einfach weglassen könne. Es ist ganz klar, daß das sehr oft möglich ist, aber jedesmal muß das nachgewiesen werden, wenn man nicht Gefahr laufen will, auf einmal zu bemerken, daß das Geld unter Umständen noch eine andere Rolle in der Theorie zu spielen vermag, als die eines Wertmessers und bequemen Ausdruckes und daß man diese Rolle übersehen habe. Populär gesprochen also ist der Zins gewiß ein Agio von gegenwärtigem Geld über künftiges Geld. So stellt er sich auf dem Geldmarkte unmittelbar dar. Sagt man aber, er sei ein Agio von gegenwärtigen Genußgütern, dann liegt darin erst noch ein Beweisthema, eine bestimmte Theorie. Nicht daß Gegenwartsgüter sozusagen ein psychologisches Agio haben, steht dabei in Frage, wohl aber, daß dasselbe jenes des Geldes erklärt.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen fragen wir nach dem weitem Vorgehen von Boehm-Bawerk's. Das erste, was bei der Betrachtung seiner drei Gründe auffällt, ist ihre völlige Verschiedenheit, und wenn wir uns dessen erinnern, was wir über die Verschiedenheit der unter dem Namen „Zins“ zusammengefaßten Erscheinungen sagten, so wird uns das auch weiter nicht wundernehmen. Der erste Grund hat bei Boehm-Bawerk keine prinzipielle Bedeutung, da er nur die Konsumtivdarlehen des Notleidenden betrifft. In einem etwas anderen Sinne kann dieser Grund dennoch sehr wichtig werden, aber hier interessiert er uns nicht weiter. Die andern beiden Gründe bedeuten die Einführungen zweier neuen Tatsachen in unser System, zweier neuer Hypothesen. Was für uns an denselben vor allem wichtig ist, ist nun, daß sie nicht statisch sind. Die erste, die Unterschätzung zukünftiger Genüsse kann im statischen Zustande nicht in der gewünschten Weise wirksam werden, wie wir bei der Diskussion der Theorie Jevons' sahen. Hat sie überhaupt eine Bedeutung, was wir durchaus nicht entscheiden wollen, da das ganz außerhalb des Rahmens der Aufgabe liegt, die jetzt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, so kann diese Bedeutung nur auf dem Gebiete der Dynamik liegen.

Aber ebenso verhält es sich mit dem dritten Grunde. Derselbe wurde von verschiedenen Seiten angegriffen, auch vielfach mit dem „Werkzeuge“ der Produktivitätstheorie verwechselt. Uns scheinen die erhobenen Einwendungen im allgemeinen nicht stichhaltig, wenn wir auch über den folgenden Punkt nicht ganz im Klaren sind: Wenn auch die überproportionelle Produktivität etwas ganz anderes ist als die gewöhnliche, auf ganz andere Momente Gewicht legt, wird einem Werkzeuge nicht trotzdem das Ganze des Wertes seiner Produkte zugerechnet werden, so daß es einen Überschuß nicht ergeben kann, mit andern Worten, trifft derselbe Einwand, der gegenüber der gewöhnlichen Produktivitätstheorie so schlagend ist, nicht auch diesen dritten Grund? Und ferner ist es wirklich ganz sicher, daß das Wesen des Kapitalphänomens nur hierin zu suchen ist? Aber

das wollen wir nicht untersuchen, doch etwas anderes muß hervorgehoben werden. Werden „zeitraubende Produktionsumwege“ eingeschlagen, so kann man im Zweifel sein, ob das innerhalb des statischen Systemes möglich ist. Dasselbe bietet dazu jedenfalls nur das Moment des Sparens dar; daß uns dasselbe aber nicht geeignet erscheint, die ihm zugewiesene Rolle zu erfüllen, haben wir bereits gesagt. Aber ferner, wenn die neue Produktionsmethode durchgeführt ist, so hat sich im Systeme alles verändert, selbst die Natur und die Menschen sind in ihren Beziehungen zueinander nicht dieselben geblieben, die ganze Anlage, das ganze Leben der Menschen wird durch die nunmehr andern Verhältnisse geändert, die Rolle von Boden und Arbeit verschiebt sich, die Organisation der Volkswirtschaft wird eine andere, neue Tendenzen werden zutage treten und vor allem, infolge dieser Umstände wird nun ein weiterer Fortschritt sich vollziehen usw., in immersteigender Skala. Vielleicht nun ist die diskutierte Theorie ein ganz vorzügliches Mittel, gewisse Vorgänge der Dynamik exakt zu erfassen, statisch ist sie jedenfalls nicht, das zeigt schon der Umstand, daß sie auf den Zeitablauf, auf lange Perioden, Gewicht legt.

Wenn wir aber sagten, daß wir in dem Momente der produzierten Produktionsmittel nicht den Schlüssel für die Zinerscheinung sehen können, so müssen wir doch betonen, daß das, wie wir es meinten, an sich noch nicht gegen die Theorie von Boehm-Bawerk's spricht, da diese, wie der Leser sieht, die Sache wesentlich anders behandelt, als jene anderen Theorien. Wir kommen noch kurz darauf zurück.

Nun, was hat es für Konsequenzen, daß diese Theorie „nicht statisch“ ist? Man könnte sagen, daß das ja irrelevant sei, wenn sie nur das Gewünschte leiste. Und doch ist dieses Moment sehr wichtig: Wir können den Zins nicht innerhalb unseres Systems in seiner einfachsten Form erklären. Gehen wir aber darüber hinaus, dann stehen wir mitten in Entwicklung und Bewegung, wie angeführt. Wenn wir trotzdem an mehr oder weniger stationären Verhältnissen festhalten wollen, so liegt darin eine neue Stufe der Ab-



straktion, ein Schritt weiter weg von der Wirklichkeit. Doch aber müssen wir das. Denn andernfalls würde sich eine ganze Reihe neuer Probleme, die gegen das große Thema der Entwicklung zu liegen, in unseren Weg drängen, wie wir sahen. Und das würde es unmöglich machen, irgendwelche klaren Bewegungsgesetze abzuleiten. Bei Lohn und Rente ist die Sache völlig anders. Da können wir unsere Betrachtung ganz gut durchführen. So ist es denn unmöglich, den Zins neben Lohn und Rente zu stellen und seine Bewegungsgesetze jenen der letzteren unmittelbar zu koordinieren. Vielleicht erklärt sich daraus das Unbefriedigende an allen Versuchen, das zu tun, und die vielen Einwürfe, die gegen Ricardo's diesbezügliche Formeln erhoben wurden. Dieser Sachverhalt kann uns von unserem Standpunkte aus nicht befremden und wir glauben, ihn als eine Bestätigung der Richtigkeit desselben betrachten zu können. Nicht in Folge unserer Willkür, ganz von selbst vielmehr fällt die Zinerscheinung aus unserem Systeme heraus, welches gleichwohl der Ausdruck jener Methode ist, die wir einschlagen müssen. Da haben wir keine Wahl. Eine solche steht uns höchstens in der Beziehung offen, daß wir mit Hilfe von Fiktionen und weiteren Annahmen den Zins doch in unser System pressen könnten. Wir sind aber der Ansicht, daß diese Methode uns die Einsicht in sein Wesen und den Ausblick auf sehr wichtige Probleme verbarrikiert und daß sie höchstens ein provisorisches Palliativmittel darstellt, das einer vollkommeneren Betrachtung zu weichen bestimmt ist, die im Rahmen der Statik nicht möglich scheint. Den Zins aus derselben auszuschließen, ist dann die andere Möglichkeit und in dem Momente, wo wir sehen, daß wir auf diesem Wege zu einer wirklich befriedigenden Theorie kommen können, haben jene Kunstgriffe ihre Existenzberechtigung verloren.

Wir wollen nun die Umriss dieser neuen umfassenden Theorie andeuten, wobei wir nochmals auf v. Boehm-Bawerk's Lehre zurückkommen werden.

Prolegomena zu einer dynamischen Theorie des Zinses.

I. Zu unbefriedigend ist unser Resultat. Wir können uns der Pflicht nicht entziehen, den Weg wenigstens anzudeuten, der unserer Ansicht nach zum Wesen der Zinerscheinung führt, denn eine Zinstheorie, die auf Leugnung des Zinses überhaupt hinausläuft, würde in fatalem Sinne neu sein. Wir hoben aber bereits hervor, daß wir eine vollständige Zinstheorie nicht geben können und glauben genug gesagt zu haben, um zu begründen, warum nicht. Nur den Nachweis, daß die Zinerscheinung sich im reinen statischen Systeme nicht zeigt, wünschen wir als ein endgültiges Resultat betrachtet zu sehen, für das wir entstehen und das diskutiert werden mag. Was wir nun sagen wollen hingegen, dient nur dazu, um zu zeigen, daß wir weiter wissen und uns über das wirkliche Wesen der Zinerscheinung nicht im Unklaren sind. Einerseits können wir im Rahmen dieser Untersuchung keine Zinstheorie geben, die sich da ja doch nicht ausleben könnte und viel mehr Raum in Anspruch nehmen würde, als die Proportionen dieser Arbeit ihr zuweisen, und andererseits wollen wir es auch gar nicht, da wir es hier mit dem Wesen des statischen Systems zu tun haben und unsere Aufgabe im Momente aufhört, wo der Nachweis erbracht ist, daß es sich hier nicht um eine statische Erscheinung handle. Wenn wir uns trotzdem nicht allein berechtigt, sondern auch verpflichtet glauben, über neue Grundlagen für die Behandlung eines großen Problems einige kurze Bemerkungen zu machen, so bitten wir den Leser, bedenken zu wollen, daß dieselben naturgemäß inhaltlich und formell mangelhaft sein müssen, daß sich eine Menge Einwendungen, Fragen und Zweifel ergeben, die ich hier notwendig unerörtert lassen muß. Eine Kritik meiner Bemerkungen müßte das berücksichtigen. Namentlich kann ich mir nicht verhehlen, daß manche derselben oberflächlich und andere sogar als offenbar falsch erscheinen können. Daher mein Wunsch, dieselben, wenn möglich, von einer eventuellen Kontroverse auszunehmen, die ja später einmal über eine vollständigere Exposition meiner Theorie eröffnet werden kann.

Die negative Seite der Sache habe ich bereits erörtert. Sie steht hier im Vordergrund. Wenn man zugibt, daß sich aus unserem Systeme in seiner einfachsten und allein korrekten Form ohne weiteres ein Zins nicht ergibt und ferner, daß ich die Ursache des so unleugbar unbefriedigenden Charakters aller statischen Zinstheorien zutreffend herausgearbeitet habe, wenn man einsieht, daß und warum das Problem des Zinses in der Statik so eigentümlich verkrüppelte Formen zeigt und daß seine Lösung in der „Dynamik“ gesucht werden muß, weil der statische Apparat den Ausblick gerade auf das Wesen der Sache verbarrikadiert — dann ist alles erreicht, was ich hier erreichen will. Das Folgende soll nur diesen Eindruck noch verstärken und zugleich

zeigen, wie ich über das Weitere denke. Es genügt mir, wenn es dazu ausreicht, dem Leser eine vorläufige Vorstellung zu geben von den Elementen einer befriedigenden Lösung des Problems und ihn zu überzeugen, daß wenigstens etwas Wahres an denselben ist.

Unsere negativen Resultate waren die folgenden zwei: Erstens erkannten wir, daß sich trotz des gegenteiligen Anscheines das Kapital, wie immer es definiert werden mag, weder dauernd erhält noch automatisch ersetzt. Dieser Anschein beruht auf den scheinbaren Tatsachen, daß der „Kapitalist“ sein „Kapital“ behält, wenn er dessen „Zins“ verausgabt, und daß der Besitzer von Produktionsmitteln sich häufig oder selbst meist nach dem Verbräuche desselben ohne weiteres wieder in den Besitz von ähnlichen setzt und ehe das nicht geschehen ist, nicht von „Ertrag“ spricht. Aber wir erkannten darin keinen selbstverständlichen Vorgang, sondern ein Problem, unseres Erachtens aus zwei Gründen: Erstens weil sich das Kapital, woraus immer es bestehen mag, eben nicht von selbst ersetzt — was eine sehr banale Wahrheit ist — und sich auch nur im Falle des „Rentners“ von selbst zu erhalten scheint, ein Fall, auf den wir noch kommen, der aber, obgleich er den Anstoß zu jener vermeintlichen Beobachtung gab, doch nur einen kleinen Teil der Erscheinung des Zinses verkörpert, und zweitens aus dem Grunde, weil Ersatz von Kapital ein mit der Neuschaffung von solchem wesensgleicher Vorgang ist. Das letztere Moment lehrte uns auch, daß der Kapitalersatz kein statischer Vorgang sein kann, da es die Neuschaffung sicher nicht ist. Daraus ergab sich, daß man von einem Kapitale als einer dauernden Einkommensquelle trotz allem widersprechenden Anscheine wenigstens immer dann, wenn man konkrete Güter darunter versteht, nur in einem fiktiven Sinne sprechen kann und darum wiederum, daß es ein verhängnisvoller Fehler ist, dem Geldkapitale der alltäglichen Erfahrung einfach einen Werkzeugvorrat zu substituieren und von dem letzteren aussagen, was für das erstere zu gelten scheint. Daß beide zu scheiden seien, hat nur Clark erkannt, aber auch er nicht in entsprechender Weise.

Unser zweites negatives Resultat war, daß weder im Momente des Produktionsmittelvorrates noch in anderen Momenten, welche seine Stelle vertreten und unseres Erachtens nur infolge der Erkenntnis seiner Unzulänglichkeit für diese Rolle herangezogen wurden, die Erklärung des Zinses zu suchen sei, daß hierin weder das Wesen des Kapitalphänomens noch die Quelle für diesen Einkommenszweig liege. Daraus folgt für uns aber, daß der Zins kein statischer Einkommenszweig sei und der Versuch, ihn mit statischen Mitteln ableiten zu wollen, nur zu radikal falschen Resultaten führen könne.

Fügen wir jetzt noch hinzu, wie unseres Erachtens produzierte Güter — ob Produktiv- oder Genußgüter, macht keinen Unterschied —

ein Reineinkommen abwerfen können, dessen Existenz vielleicht manches beigetragen haben mag, um die Ökonomen irrezuleiten. Wer Werkzeuge oder Genußgüter verleiht, besonders jener, der daraus ein Geschäft macht, kann sehr wohl „Einkommen“ daraus erzielen, aber nur in folgender Weise: Vor allem wird ein solches Individuum einen Zwischenhandelsgewinn, den Gewinn des Detailisten, erzielen können. Derselbe würde eine Art von „Friktionseinkommen“ darstellen, das theoretisch ohne große Bedeutung ist. Sodann wird die Arbeit, die er dabei leistet, ihm ein Einkommen abwerfen und dabei kann sich leicht der Anschein ergeben, daß es von den vermieteten Gütern stamme. Endlich kann der Vermieter auch Monopolist sein und aus diesem Umstande entsprechenden Gewinn ziehen. Nun ist es völlig klar, daß alle diese Einkommen nichts mit dem Zinse zu tun haben, schon deshalb nicht, weil sie auch bei jedem Verkaufe möglich sind. Immerhin aber mögen sie das Vorurteil, daß der Zins aus solchen Quellen stamme, gestützt haben und es schien uns wichtig, diesen Punkt klarzustellen.

Nun zu unseren Prolegomena für eine dynamische Theorie des Zinses.

II. Wir fragten uns also vor allem, als wir an die Zinerscheinung herantraten, ob unser System eine Erklärung derselben liefere. Wir kamen zu unserer verneinenden Antwort und haben nun zwei Wege. Wir können uns das Zinsphänomen näher besehen und aus den Tatsachen eine Theorie desselben bauen, da unser System, auf andere Tatsachen beruhend, dieselbe nicht gibt, oder wir können durch Einführung neuer Hypothesen künstlich bewirken, daß die Zinerscheinung sich trotzdem aus den Tatsachen unseres Systemes ergebe. Trotz der prinzipiellen Möglichkeit des letztern Weges werden wir den erstern vorziehen, da nur er uns wirkliche Erkenntnis zu geben vermag. Dann aber müssen wir uns klar werden, wo wir das Phänomen zu suchen haben. Wir haben bereits gesagt, daß die Ökonomen ganz wesensverschiedene Dinge unter diesem Titel behandelten und haben den Mietzins und den Zins für das Konsumtividarlehen bereits abgetrennt. Nun haben wir noch einen Schritt in dieser Richtung zu tun. Es besteht noch weiter ein charakteristischer Unterschied zwischen jenen Darlehen, welche zum Zwecke der Produktion aufgenommen werden; und hier nähern wir uns einem ganz entscheidenden Punkte. Zunächst freilich haben wir etwas zu sagen, was gar keine Bedenken ausgesetzt ist, nämlich, daß auch Produktividarlehen aufgenommen werden können, um den bestehenden Wirtschaftsbetrieb, der z. B. durch einen plötzlichen Unglücksfall bedroht ist, aufrecht zu erhalten. Zwischen diesen Darlehen und jenen, welche neuen Unternehmungen und neuen Verbesserungen dienen, besteht eine nicht unerhebliche Differenz. Jene erstern könnten eigentlich und in



gewissem Sinne zu jenen Konsumtividarlehen gerechnet werden, und so große soziale und wirtschaftliche Bedeutung sie auch im Leben haben mögen, hier, wo wir es nur mit der Grundlage und dem Wesen der großen Erscheinungen zu tun haben, müssen wir uns beeilen, sie abzuscheiden, da alles Beiwerk, alles nicht ganz Wesentliche nur dazu dient, die großen Formen zu trüben. Daß die von dieser Seite ausgehende Nachfrage nach Darlehen auf den Zinsfuß nicht ohne Einfluß ist, gerade so wie auch die Nachfrage nach Konsumtividarlehen, ist ganz selbstverständlich. Wir wollen uns mit solchen Dingen nicht aufhalten, so sehr wir uns bewußt sind, wie gefährlich solche nebensächliche Einwendungen einer Theorie oft werden können. Das Essentielle ist der Zins für Darlehen, die zur Schaffung neuer Industrien, neuer Organisationsformen, neuer Techniken, neuer Genußgüter verwendet werden, und damit ist die eine Hälfte des entscheidenden Punktes ausgesprochen.

Zur andern kommen wir jetzt. Es besteht auch ein wesentlicher Unterschied — und das ist nun weniger leicht einzusehen und vielen Mißverständnissen und Einwürfen offen — zwischen den Darlehen je nach dem Umstande, wo sie herkommen, wo der Darlehensgeber sie hernimmt. Leihet ein Bauer seinem Nachbar einen Sack Samengutes, so ist das kaum etwas anderes, ich meine, die wirtschaftliche Natur des Vorganges und seine wirtschaftlichen Wirkungen sind kaum andere, als wenn er ihm eine Quantität Genußgüter leiht. Der Vorgang hat kein besonderes Interesse und wenn der Bauer auch, was aber keineswegs sicher und in Fällen gleich unserm Beispiele wohl auch gar nicht die Regel ist, mehr zurückbekommt, als er gab, so werden wir das zwar Zins nennen dem gewöhnlichen Sprachgebrauche zufolge, aber unschwer einsehen, welcher großer Unterschied besteht zwischen diesem Falle und der Erscheinung, mit der wir uns hier beschäftigen. Selbst dann, wenn der Darlehensnehmer das erhaltene Saatgut auf einem Neubruche verwendet, so daß dadurch etwas Neues geschaffen wird, müßte noch kaum notwendig ein Zins entstehen. Leihet im allgemeinen jemand aus seinem Gütervorrate irgendetwas aus, so hat das in der Regel noch keine besonders interessanten Konsequenzen. Ein Element unseres Systemes vergrößert, ein anderes verringert sich, gewiß, aber kein Neues entsteht. Etwas anders ist es schon, wenn wie gesagt, etwas Neues geschaffen wird. Damit tritt die Sache schon aus dem statischen Systeme heraus, und ganz neue Bildungen entstehen. Aber der Darlehensgeber braucht nicht immer aus seinem Gütervorrate auszuleihen, es kann auch ein anderer Weg eingeschlagen werden. Zunächst leiht er wohl in Geld. Das würde nun nichts Wesentliches ändern, aber wesentlich anders wird die Sache, wenn er dieses Geld selbst schafft z. B. Banknoten emittiert oder einen offenen Kredit erschumpeter, Nationalökonomie. 27

öffnet. Beide Geschäftsformen haben natürlich nicht immer diesen Charakter. Die Banknote kann metallisch und anders gedeckt, der Buchkredit kann einfach auf das aktive Vermögen des Darlehensgebers gestützt sein, aber das muß nicht der Fall sein, und gerade jene Fälle, wo es nicht zutrifft, interessieren uns vorzüglich.

Nun aus allen den Einwendungen, welche man gegen den Gedankengang, in den einzulenken wir im Begriffe stehen, vorbringen könnte, müssen wir zwei unbedingt hervorheben, wenn auch in aller Kürze. Zunächst kann man über die Bedeutung jener Art des Kredites, von der wir hier sprechen, sehr im Zweifel sein. In „normalen“, das heißt, ruhigen Zeiten existiert sie vielleicht mitunter kaum und inwiefern sie in Zeiten von „Aufschwung“, Spekulation usw. vorwiegt, darüber kann man sehr verschiedener Ansicht sein. Auf diese Erscheinung, die nach Ansicht unserer Vorgänger nur einen vielleicht verschwindend kleinen Teil der Zinerscheinung deckt, wollen wir eine umfassende Theorie bauen, noch dazu auf eine Erscheinung, die vielen als abnormal erscheint? Hier kann nur kurz entgegnet werden: Nachdem wir die Einsicht gewonnen hatten, daß wir von unserem Systeme aus in die Zinerscheinung nicht eindringen könnten, beschlossen wir, durch unmittelbare Tatsachenbeobachtung die Grundlagen zu einer Zinstheorie zu gewinnen. Und Schritt für Schritt führte uns die Analyse der Tatsachen nolens volens zum Geldmarkte. Wenn man die Fakten untersucht, so kommt man schließlich, alles Unwesentliche abscheidend, dazu, zu erkennen, daß im Geldmarkte das Herz der Sache pulsiert. Wohl weiß ich, daß man, wenn man diesen Satz hört, sofort an eine Menge Flachheiten und Mißgriffe des praktischen Lebens erinnert wird und daß manche vortrefflichen Theoretiker allein durch diesen Satz schon veranlaßt werden können, nicht weiter zu lesen. Und nicht möglich ist es mir, hier vollständig befriedigend zu zeigen, daß das, was ich meine, etwas Neues ist, das sehr wohl eine Prüfung verdient. Doch weiter! Angenommen nun, es sei richtig, daß wir etwa in Lombard Street das Herz oder „eins der Herzen“ des Zinsphänomens gefunden haben, so werden wir dann zu generalisieren suchen und andere benachbarte Erscheinungen heran- und so immer weitere Kreise ziehen. Aber es ist verfehlt, schon a priori und noch dazu aus gar keinem anderen Grunde als wegen der Rechts- und Redeform ein bestimmtes Gebiet von Tatsachen als das der Zinerscheinung abzugrenzen, auf das nun eine und dieselbe Formel wohl oder übel passen muß. Das ist eins jener Vorgehen der Theoretiker, auf das alle historischen Einwürfe so schlagend passen, daß manche Leute es einfach unbegreiflich finden, wie man sich noch weiter mit Theorie befassen kann. Nicht in primitiven Verhältnissen, von denen man ja doch eigentlich nichts weiß und die uns, wenn wir von der Annahme starten, unsere Erscheinungen dort finden zu müssen, ganz

radikal irre führen können, sondern in unsern Erfahrungen, in wirklich verlässlicher Beobachtung müssen wir die Bausteine für unsere Erkenntnis finden, und hier wiederum haben wir die typischsten, formenreichsten, lebensvollsten Erscheinungen heraus zu greifen, um zu beobachten und erst aus dieser Beobachtung dann, wenn wir das Wesentliche daran erkannt zu haben glauben, können wir isolieren und dann tritt Robinson in seine Rechte. Aber treffen wir auf eine Erscheinung, die unser exaktes System nicht von selbst darbietet, so dürfen wir nicht darnach bei Robinson suchen wollen; und mag also auch die Erscheinung, die wir als besonders interessant hervorheben, zunächst auch nur einen kleinen Umfang haben, so glauben wir uns doch berechtigt, daran anzuknüpfen. Wir glauben ferner, daß gerade diese Erscheinung sich als das treibende Rad herausstellt, auf das alle ähnlichen Erscheinungen zurückzuführen sind.

Der andere Einwurf, den wir zu gewärtigen haben, ist der, daß wir mit etwas ganz Unwirklichem, mit einem Kredite, dem nichts in der Güterwelt entspricht, arbeiten und in Gefahr sind, demselben materielle Existenz zu vindizieren. Das sieht so aus. Tatsächlich tun wir es nicht. Wir sprechen von etwas wirklich Existierendem, aber von einem Vorgange, nicht einem materiellen Dinge. Wir machen uns nicht Mac Leods Begriff zu eigen, wenn wir auch darauf hinweisen möchten, daß Gedankengänge, wie die unserer Theorie, uns, wie wir glauben, verstehen lassen, was Mac Leod zur Aufstellung seines Begriffes veranlaßte, und daß wir glauben, daß in seiner Theorie ein sehr gesunder Kern liege, daß er vielleicht zu unserer Theorie des Zinses eine ähnliche Stellung hat wie zur Grenznutzentheorie, die er ja auch vorausgeahnt hat.

Nur den Kredit der Art, von der wir hier sprechen, betrachten wir als das Wesen der Kreditscheinung und alle anderen Arten derselben scheiden wir ab. Manche der letzteren könnten auch im statischen Systeme vorkommen; es könnte zur Organisation etwa gerechnet werden, daß ein bestimmter Schuldenbestand eines Teiles der Wirtschaftssubjekte und ein gewisser Forderungsbestand eines andern Teiles ein- für allemal vorhanden ist. Darüber ließen sich aber nur Gemeinplätze sagen. Es kann auch Banken geben im statischen Systeme, welche eine ein- für allemal bestimmte Menge Banknoten zirkulieren lassen, und Kreditinstitute, welche das Bindeglied zwischen Schuldner und Gläubiger bilden könnten. Aber auch das bietet wenig Interessantes. Das beweist unter anderm die entsetzliche Banalität dessen, was unter dem Titel Kredittheorie im Systeme unserer Wissenschaft figuriert. Wir verlieren gar nichts, wenn wir auf all das verzichten, und von diesem Standpunkte ist es wirklich gleichgültig, ob unser System eine hochentwickelte, wenn nur statische, oder eine primitive Wirtschaft repräsentiert. Beides kann es gleich gut, aber

das Interessanteste, das einzig Interessante am Kredite liegt in der Dynamik, liegt in jenem Teile der Erscheinung, von dem wir hier sprechen, und der in der Tat ja eigentlich etwas anderes ist als jene anderen Kreditformen und wirtschaftlich so andere Konsequenzen hat, daß das formale Moment des Leihens daneben ganz verschwindet. Die Neuschaffung von Kredit ist das Essentielle. Wenn z. B. die Noten emittierende Bank, statt eine Industrie zu „patronisieren“, sie gleich selbst schaffen würde, so wäre das wesentliche Moment ganz dasselbe, obgleich vom Leihen keine Rede sein könnte.

III. In der Entwicklung und im Kredite also liegt die Quelle des Zinsphänomens, dort ist seine Erklärung zu suchen.

Ein enger Zusammenhang besteht zwischen beiden Momenten. Im statischen Gleichgewichte ist die Produktion und ihre ganze Organisation einem bestimmten Zustande der Nachfrage und der Kaufkraft angepaßt. Führt irgendein Umstand dazu, daß ein neues Unternehmen oder eine neue Organisation, z. B. ein Trust, geschaffen werden soll, so ist dazu — populär gesprochen — „Geld“ nötig. Der Kredit nun bietet es dar, wie, das zu untersuchen, würde uns zu weit führen. Umgekehrt: Wird neue Kaufkraft geschaffen — man verzeihe den oberflächlich scheinenden Ausdruck — so kann, wenn die Wirtschaft im Gleichgewichte war und sonst kein außerordentlicher Anlaß, etwa Kriegsbedarf usw. vorliegt, dieselbe — den Fall ausgenommen, daß sie unter alle Wirtschaftsobjekte in solchen Proportionen verteilt sind, daß alle Preise gleichmäßig steigen — nur zu Neuschöpfungen verwandt werden und bildet den größten Ansporn dazu, aus dem Gleichgewichtszustande herauszutreten und ungewöhnliche Anstrengungen zu machen. Hier liegt ein weiterer entscheidender Punkt, das Moment des „effort“.

Die Produktionsmittel entstehen und vergehen. Auf diesen Satz haben wir soviel Gewicht gelegt. Nun geben wir ihm einen weiteren und teilweise anderen Sinn. Es treten neue an die Stelle der alten. Aber nicht gleichartige. Sondern bessere, den alten Zwecken besser dienende, sodann zahlreichere, endlich solche, die neuen Zwecken dienen.

Und so wird der produktive Vorrat ein anderer. Wir sahen bisher jedoch nur einen Grund dieses Prozesses, nämlich den produktiven Verbrauch des bisherigen Vorrates. Es gibt aber noch einen anderen; dadurch, daß Produktionsmittel geschaffen werden, welche den bisherigen Zwecken besser dienen und dadurch, daß andere Zwecke hervortreten, wird der bestehende Vorrat entwertet, noch ehe er physisch untergeht. Das gilt z. B. besonders von alten Maschinen, welche an sich noch ganz gebrauchsfähig sein mögen. Es gilt aber auch von alten Fabriken, von alten Organisationsformen und Geschäftsmethoden, von Patenten und Monopolstellungen anderer Art. Neue



Gründungen, geschaffen mit Mitteln, die früher geradezu nicht vorhanden waren, tauchen vom Standpunkte des statischen Systemes, das die vorhandenen Möglichkeiten nicht berücksichtigt, gleichsam aus dem Nichts auf und drängen das Alte ins Nichts zurück.

Man sagt — und der Praktiker tut das, wie der Theoretiker —, daß sich das „Kapital“ erhält. Man behauptet das in verschiedenem Sinne, teils denkt man an eine Geldforderung, welche sich immer gleich zu bleiben scheint durch allen Wandel der wirtschaftlichen Verhältnisse, teils denkt man an Werkzeuge usw., die stets ausgebessert respektive ersetzt werden sollen.

Aber ist das wahr? Unsere Antwort wird verneinend lauten. Jene Behauptung beruht auf einer Täuschung. Wohl ist immer „Kapital“ vorhanden, aber es ist nicht immer dasselbe. Wir haben nichts dagegen, daß man die Sache für manche Zwecke so betrachten mag. Aber uns interessiert hier gerade die Veränderung: Es ist immer neues „Kapital“ vorhanden. Zu jener Täuschung trägt besonders der Umstand bei, daß man zu sehen glaubt, daß die neuen Werkzeuge an die Stelle der alten und besonders in den Besitz desselben Wirtschaftssubjektes treten, das nach wie vor von „seinem Kapitale“ schlechthin spricht, sogar davon, daß es dasselbe aus einer Anlage herausgezogen und irgendwo anders „investiert“ habe.

Aber ist denn das so ganz richtig? Ist denn die Klasse der „Kapitalisten“ ein Kreis individuell bestimmter Personen und deren Erben? Sehen wir näher zu und scheidet wir zu diesem Zwecke die verschiedenen Fälle. Jemand besitzt Werkzeuge, die er produktiv benützt und die dabei zugrunde gehen. In aller Regel sehen wir allerdings, daß dieselben so glatt ersetzt werden, daß man oft geradezu sagt, sie ersetzen sich. Wir sahen aber bereits, daß das nicht richtig ist. Er muß Anstrengungen machen, um sie zu ersetzen, und oft wird er das nicht tun. Oft auch wird er sie durch andere ersetzen.

Es besitzt jemand ein Unternehmen, z. B. eine Omnibusunternehmung. Nehmen wir an, daß infolge der Erbauung einer elektrischen Tramway niemand mehr die Omnibusse benütze. Was geschieht dann? Kann er sein „Kapital herausziehen“, wie ein Feldherr seine Truppen aus der Schlachtlinie? Offenbar nicht; wohl hat er noch den Fahrpark und die Pferde, aber beide sind, wenn es nicht eine neue Verwendungsgelegenheit gibt, die sich übrigens gerade in diesem Momente neu eröffnen müßte, da im statischen Systeme kein Raum dafür ist, entwertet. Gewiß kann er sie verkaufen, aber er wird nicht jene Summe lösen, mit der er früher seine Unternehmung anschlug. Was ist geschehen? Sein Kapital oder ein Teil desselben geht unter, die Pferde werden z. B. dem Fleischer verkauft und die Wagen irgendwie vernützt, ohne ausgebessert oder ersetzt zu werden, und was er gelöst

hat, repräsentiert nur diesen letzteren Wert. Hier ist Kapital verschwunden, spurlos verschwunden. Und ein solcher Fall ist nicht etwa eine Ausnahme, ein einzelnes Unglück, er ist ein Typus des regelmäßigen Vorganges. Voraussicht kann das ewiß abschwächen. Unser Mann wird eben, wenn er von Tramwayplänen hört, sich darnach richten. Aber was kann er tun? Nur seine „Produktionsmittel“ sich abnützen lassen, ohne sie zu ersetzen — nur jenen Prozeß aus einem akuten zu einem langsamen machen. Die Volkswirtschaft ist nicht ärmer geworden. Aber was hätte es für einen Sinn zu sagen, daß das „Kapital“ „dasselbe geblieben“ sei? Nur der Umstand, daß vorher Kapital vorhanden war und nun Kapital vorhanden ist, kann einen solchen Anschein erwecken. Variieren wir ein wenig unser Beispiel. Unser Mann gründe selbst die Tramway. Nichts Wesentliches hat sich geändert. Wir müssen den Vorgang Wort für Wort gleich beschreiben. Und doch wird er sagen, er habe „sein Kapital“ nun „anders investiert“. Trotzdem ist nichts klarer, als das sein altes zugrunde gegangen ist, und er sich ein neues geschaffen hat. Hat er für das Geld, das er aus dem Verkaufe der Omnibusse und Pferde löste, die Tramway gebaut, dann ist nun „sein Kapital“ geringer, als es früher war, ehe die notwendige Entwertung jener Dinge eintrat. Aber insoweit er etwas Erlöst hat, könnte man von einem „Übergange des Kapitals“ des Mannes sprechen, doch nur in dem Sinne als man, wenn jemand Äpfel gegen Nüsse tauscht, von einem „Übergange seines Besitzes“ zu Nüssen reden kann. Prosperiert dann die Tramway, so kann unser Unternehmer wieder auf dieselbe Geldsumme kommen, die er früh hatte. Und hat er diese Prosperität vorausgesehen, so wird er sofort die Tramway ebenso hoch anschlagen. Dann rücken beide Prozesse so nahe aneinander, daß sie schwer zu scheiden sind. Dennoch müssen wir sie scharf trennen, erkennen, daß sie entgegengesetzte Vorgänge darstellen. Der wirkliche Vorgang wird übrigens in aller Regel anders sein: Der Mann wird Kredit nehmen und aus diesem heraus die Tramway schaffen, sein früheres „Kapital“ aber zugrunde gehen lassen. Dann haben seine beiden Vermögen, das alte und das neuerschaffene, so wenig miteinander zu tun, wie wenn sie verschiedenen Personen gehörten. Und beide Prozesse — das Zugrundegehen und Neuentstehen — sind unmöglich im statischen Systeme, sind dynamisch. Prof. Clark behandelt folgenden Fall: Das „Kapital“, das früher im Walfischfange investiert war, habe sich der Baumwollindustrie zugewandt. Nun, wir müßten sagen, daß es zugrunde gegangen sei. Mir ist der Fall nicht näher bekannt. Wenn aber die Kapitalisten, die ihr Kapital im Walfischfange investiert hatten, wirklich nichts verloren haben und wir dieselben Leute im Besitze von „cotton mills“ desselben Wertes, wie die Schiffe hatten, finden, so kann das

nur so geschehen sein, daß sie, als sie sahen, daß ein Verbleiben bei ihrer „Anlage“ den Ruin zur Folge haben müßte, stimuliert durch die Besorgnis davor, einen neuen produktiven effort machten, nämlich mit Hilfe von Kredit sich neue Unternehmungen schufen. Es liegen zwei Prozesse vor, ein Zugrundegehen und eine wirtschaftliche Wiederverstehung. Betrug ihr Vermögen in Geld vor — wie nachher wirklich dieselbe Summe — was äußerst unwahrscheinlich ist —, so ist das reiner Zufall. Nur wenn die Industrie des Walfischfanges fortbestanden hätte, hätten sie ihre Anteile daran gegen Anteile an anderen Industrien vertauschen können. Das aber wäre ein Vorgang ohne jedes Interesse.

Im allgemeinen aber gelingt es dem Besitzer einer Unternehmung nicht, sich wirtschaftlich unversehrt nach einem anderen Industriezweige hinüberzuretten, wenn es mit derselben aus dem hier besprochenen Grunde abwärts geht. Wir beobachten täglich, daß die Stellung, Bedeutung von Unternehmungen und mithin das „Kapital“, das in Geld kalkulierte Vermögen ihrer Eigentümer, alteriert wird durch das Entstehen neuer. Alte Firmen, die einst den Markt beherrschten, sinken zur Bedeutungslosigkeit herab, und ihre Besitzer hören schließlich auf, zu der obersten wirtschaftlichen Klasse zu gehören. Es ist ein altes Wort, daß große Vermögen nur bis zur „dritten Hand“ gehen. Sicherlich hat das viele Ursachen und vielleicht vornehmlich andere. Auch ist das ja zwar oft gesagt, aber nie exakt untersucht worden. Möglich aber, daß eine davon immerhin hier zu suchen ist — Probleme, welche tief in das Wirtschaftsleben führen und die wir uns versagen müssen, näher zu prüfen.

Ein anderer Fall — und vielleicht der, der zum Glauben an die Dauerbarkeit des Kapitals besonders Anlaß gegeben hat — ist der des Besitzes von Forderungen. Ein Rententitel — ist er nicht immer derselbe? Ganz unzweifelhaft nicht. Wohl ist das Papier das gleiche und die Rechtsform, wirtschaftlich wird eine und dieselbe Forderung in kurzer Zeit zu etwas anderem. Die Bedeutung einer und derselben Summe ändert sich schnell für Schuldner wie für Gläubiger. Nicht nur kann man nicht dasselbe, nicht ebensoviel in zwei verschiedenen Zeitpunkten für sie erhalten. Das ist hier nebensächlich. Selbst wenn das der Fall wäre, bliebe noch die Tatsache, daß nun die gesamte Güterversorgung eine andere — bessere oder schlechtere — ist als früher, daß die Menschen andere geworden sind, daß derselbe Standard of life nun anders gewertet wird, wie früher; kurz, die Sache ist wirtschaftlich zu einer anderen geworden, und da wir es nicht mit der Rechtsform, sondern mit dem wirtschaftlichen Wesen derselben zu tun haben, so kommen wir der Wirklichkeit näher, wenn wir mehr auf die Veränderung, als wenn wir auf die Konstanz Gewicht legen.

Auch diese Art von „Kapital“ ist nicht unbedingt beweglich. Das ist so ersichtlich, daß man tatsächlich darüber staunen müßte, daß es so sehr übersehen wird, wenn es nicht eine Erklärung dafür gäbe; dieselbe ist methodisch außerordentlich interessant. Im Gleichgewichte müssen alle möglichen Anlagen *ceteris paribus* denselben Ertrag liefern, weil sonst eben eine Tendenz bestünde, diesen Zustand herbeizuführen. Wollen also zwei Individuen ihre Anlagen aus irgendeinem Grunde tauschen, so kann das gleichsam *al pari* geschehen, d. h. beide können, wenn man es so ausdrücken will, ihr Kapital unverfehrt aus einer Anlage in die andere hinüberführen. In dem dynamischen Zustande ist das nicht so ohne weiteres möglich. Man überträgt nun das, was für die eine Gruppe von Problemen richtig ist, auf eine andere, ohne sich viel Gedanken zu machen. Und doch liegt es auf der Hand, daß man, wenn Unterschiede in dem Ertrage eintreten, für die bessere Anlage durch Kapitaleinbuße bezahlen muß. Ein Teil des Geldkapitales — der Nominalbetrag ist ganz gleichgültig — verschwindet da einfach. Auch auf dem entwickeltesten Geldmarkte der Welt ist nichts gewöhnlicher, als daß auch „gute“ Wertpapiere unverkäuflich sind — und das bedeutet nichts anderes, als daß da von absoluter Beweglichkeit keine Rede sein kann.

Völlig beweglich sind nur zwei Dinge. Die statische Kapitalfiktion, bei der die Beweglichkeit das methodische Mittel ist, die Verteilung dieser Produktivkraft auf die Erzeugung gerade dieser und keiner anderen Werkzeuge zu erklären, und sodann jener Kredit im engsten Sinne, jene Kaufkraft, die willkürlich geschaffen werden kann — sie kann jeder Art von Produktion dienen, solange sie nur potentiell vorhanden ist. Und darauf ist der Satz von der Beweglichkeit des „Kapitales“ zu beschränken.

IV. Nun, in diesen Dingen, wie gesagt, in der Schaffung neuen Kredites für neue Industrien, tritt der Zins zutage. Wie das des näheren geschieht, wollen wir nicht erörtern. Dazu sind die Vorbedingungen hier nicht gegeben. Mit dem Gesagten ist noch keine vollständige Zinstheorie gegeben. Es sollte nur dazu dienen, die Wurzeln des Problems klarzulegen, die Behandlung, welche endlich völlig befriedigende Resultate zeitigen soll, mit der bisherigen zu kontrastieren, die Mängel der letzteren und die Ursachen ihrer Mißerfolge an den Tag zu bringen. Eine Reihe von Problemen, von deren Natur der Leser nun eine Vorstellung haben dürfte, hat die Theorie bisher gleichsam verkleistert. Und nicht ganz ohne Recht, da ihre Methoden auf die Zinserscheinung nicht anwendbar waren. Wäre man sich bewußt gewesen, daß man mit Hilfe künstlicher Annahmen von anderer, weitergehender Art, als die sonst für unsere Theorie nötigen, sich um jene Probleme herumdrücke, die man nicht lösen könne, so wäre nichts zu erinnern. Der Fehler liegt darin, daß man

ihre Scheinerklärungen, ihre Hilfsannahmen für bare Münze nahm und Schlüsse daraus zog, die radikal verfehlt waren. Wenn was wir sagten, richtig ist, so hat die theoretische Behandlung die Zinserscheinung bis zur Unkenntlichkeit entstellt und schließlich auf Momente basiert, die mit ihr nichts zu tun haben. Beim Niederreißen dieses Gerüsts zeigen sich andere Erscheinungen, neue Probleme. Ein vollständiger Neubau ist nötig. Aber hier kann nicht daran gegangen werden. Nur wenige Bemerkungen mögen noch der Sache gewidmet sein, die ich in nicht zu ferner Zeit befriedigender darstellen zu können hoffe.

Für die Erklärung des Zinses sind also jene Neuschöpfungen entscheidend. Und zwar in doppelter Hinsicht. Erstens nämlich dadurch, daß sie neue Werterscheinungen hervorbringen, einen „Gewinn“ abwerfen, den es im statischen Zustande nicht geben könnte. Dieser „Gewinn“ ist nicht ganz Zins. Aber aus ihm entwickelt sich derselbe irgendwie. Zweitens bewirken jene Neuschöpfungen und die Ausdehnung des Kredites jene Entwertung vorhandener Werkzeuge und vorhandener Geldforderungen. Und auch diese Tatsache ist sehr wichtig.

Dabei aber lassen wir es bewenden, um nur noch einige hier naheliegende Punkte zu berühren.

Wir haben auf ein Moment unter anderen Gewicht gelegt, welches sich der Produktivitätstheorie zu nähern scheint. Aber wir verwerten dieses Moment ganz anders: Um neue Produktionsgüter, geschaffen mit neuen Mitteln, handelt es sich um uns. Und nicht von ihnen unmittelbar, sondern aus dem Kredite kommt der Zins. Auch sind wir dem besprochenen Einwurfe gegen die Produktivitätstheorie deshalb nicht ausgesetzt, weil jene Gleichheit der Werte der Produkte und der Produktionsmittel von uns ruhig zugegeben werden kann. In der Schaffung der letzteren selbst liegt die Quelle des Zinses.

Aber haben die anderen als Zins bezeichneten Erscheinungen gar keine Beziehung zu jener, in der wir den „eigentlichen“ Zins sehen? Manche derselben in der Tat nicht, wie wir ausführten. Aber dennoch gehen wir nicht bezüglich aller soweit. Die Nachfrage nach anderen Produktivdarlehen als solchen für Neuschöpfungen, dann nach Konsumtivdarlehen übt natürlich einen Einfluß. Das wurde auch bereits gestreift. Umgekehrt werden solche Darlehen von den hier besprochenen berührt und die Zinsrate beider wird sicher in einem Zusammenhange stehen. Das ändert aber nichts an unserer prinzipiellen Darlegung und ist eine sozusagen sekundäre Erscheinung. Man könnte diese zwei anderen Zinsformen abgeleitete nennen, wenn das nicht leicht mißverstanden werden könnte. Sicherlich ist die Rentabilität von Neuschöpfungen das für „den Zinsfuß“ entscheidende Moment.

Aber derselbe ist keine so einheitliche Erscheinung, wie man annimmt. Man geht da viel zu unvorsichtig vor. Wenn die Rate des Wucherens, der jungen Leuten leiht, höher ist als etwa eine Bankrate, so schiebt man das einfach auf Momente der Friktion, Notlage, außerökonomische Momente, wie Notwendigkeit der Geheimhaltung usw. Aber man fragt sich nie, ob überhaupt eine Tendenz zur Gleichheit besteht. Wir werden das verneinen und höchstens einen entfernten Zusammenhang zwischen diesen verschiedenen Erscheinungen finden. Hier haben wir ein Beispiel wirklich haltlosen Theoretisierens vor uns. Namentlich begreift man üblicherweise viel zu viel unter dem Momente der „Friktion“. Man sollte nie a priori etwas als solche bezeichnen, sondern immer nachweisen, daß man das kann. Darauf kommen wir noch bei der Besprechung der Theorie des Unternehmergewinnes. An dieser Stelle wollten wir nur den Leser darüber beruhigen, daß wir jene Zusammenhänge keineswegs übersehen oder leugnen.

Der Zins hat eine deutliche Beziehung zum Fortschritte — verzeihe man den Gebrauch dieses vagen Terminus. Das ist sogar eine höchst wichtige und interessante Seite der Sache, außerdem einer der von der Theorie vernachlässigten Punkte, einer jener Punkte, die nur in der Dynamik voll berücksichtigt werden können. Aber haben wir nicht die Entgegnung zu fürchten, daß gerade in sinkenden Wirtschaften der Zins am höchsten stehe? Zum Teile ist das richtig, ohne aber etwas gegen uns zu beweisen. Auch in sinkenden Wirtschaften wird Kapital neu geschaffen, sei es auch nur zum Ersatz von altem. Und diese Schöpfungen gehen unter den ungünstigen Verhältnissen besonders schwer vor sich. Deshalb ist es ganz verständlich, daß da der Zins bedeutend ist. Zum anderen Teile aber könnten wir eben, wenn wir Raum und Muße genug hätten, nachweisen, daß jene Erscheinung überhaupt nicht „Zins“ in unserem Sinne ist, sondern einerseits Risikoprämie und andererseits „Wucherzins“ für Überlassung vorhandener Güter. Auch diesen Punkt mußten wir erwähnen, um zu zeigen, daß unsere Auffassung nicht leichtsinnig auf den Sand gebaut und den einfachsten Einwendungen ausgesetzt ist. Aber weiter wollen wir nicht auf ihn eingehen.

Ebenso deutlich ist die Beziehung des Zinsphänomens zu den Geldverhältnissen. Und für uns ist dieselbe sogar von grundlegender Bedeutung. Betrachtet man die Vorgänge des Wirtschaftslebens, so liegt sie auch nahe genug. Trotzdem sahen unsere Vorgänger fast stets davon ab, betrachteten es sogar, wie schon gesagt, als eine der ersten Forderungen für eine gedeihliche Untersuchung der Sache, das Phänomen seines „Geldschleiers“ zu entkleiden. Nach unserer Ansicht würde sich jedoch ergeben, daß ein Teil seines Wesens in jener weggeworfenen Hülle zurückblieb. Uns scheint ein wesentlicher Grund für dieses Vorgehen in dem Mangel einer befriedigenden Geld-



theorie zu liegen, welcher den Wunsch wachrief, den Weg der Theorie von den da liegenden Schwierigkeiten und Unklarheiten frei zu erhalten. Das dürfte nicht möglich sein und einen Teil des Phänomens der Erklärung entziehen. Es ist vielmehr durchaus angemessen, von einem „Geldkapitale“ auszugehen, und zwar keineswegs von einem einfach in Werteinheiten ausgedrückten Vorrat von Produktionsmitteln, sondern von einem Besitze an Kaufkraft, der durch Schaffung neuer Geldzeichen oder durch andere Kreditformen vermehrt werden kann. Dieses Kapital hat keine materielle Existenz, außer in dem Falle, daß es in Metallgeld vollen Wertes besteht. Aber doch eine sehr reelle Rolle im Wirtschaftsleben. Es ist das, was wir am ehesten mit dem Namen „Kapital“ bezeichnen möchten¹. Nun, diese Auffassung kann sehr bedenklich erscheinen. Ist es nicht eine Oberflächlichkeit, daran den Zins knüpfen zu wollen? Allein, das tun wir ja nicht so ohne weiteres. Wir verzichten nicht auf eine tiefere Analyse und glauben die Versicherung geben zu können — hier allerdings nicht mehr als die Versicherung —, daß wir den Tatsachen besser Rechnung tragen als jene Theorien, die dieses Kapital als Ausgangspunkt verschmähen. Die Beobachtungen, die uns dazu veranlassen, können wir hier nicht vorführen, so daß das Argument nicht nur durch seine skizzenhafte Kürze leidet, sondern auch seiner Stützen entbehrt. Das Verständnis der Zinserscheinung erfordert umfassende Studien der Marktvorgänge verschiedenster Art und kann nicht ohne weiteres abstrakt behandelt werden. Die Abstraktion ergibt sich dann erst aus der Tatsachenuntersuchung. Wir entsiehen uns derselben nicht, unsere Theorie ist das Resultat einer solchen, aber hier können wir sie nicht führen.

Ein anderer Einwand könnte vielleicht der sein, daß wir darnach streben, den Kredit zu einem Gute zu machen, wie etwa Mac Leod, ein Luftgebäude zu errichten, dessen Tragbalken populäre Mißverständnisse und unklare Gedanken sind. Das alles erwähnen wir hier nur, um zu zeigen, daß uns diese Bedenken wohl vor Augen standen, und den Leser zu veranlassen, nicht leichthin anzunehmen, daß wir elementare, sofort in die Augen fallende Fehler begehen.

V. Wir sagten, daß wir uns eines Urteiles über die Theorie v. Boehm-Bawerk's enthalten, da dasselbe von der Statik aus nicht gewonnen werden kann, und daß diese Theorie sich in der Dynamik vielleicht bewähre. Auch hier wollen wir keine Würdigung derselben

¹ So nähern wir uns sehr dem einen der beiden Kapitalbegriffe Menger's. Aber es besteht ein großer Unterschied zwischen den Wegen, auf denen wir dazu gelangten: Er durch Bearbeitung des Sprachgebrauches, ohne weiter etwas daran zu knüpfen, wir durch Analyse der Erscheinungen und mit Hinblick auf bestimmte theoretische Ziele.

geben, sondern nur auf einen wesentlichen Berührungspunkt unserer Theorie mit jener hinweisen. Wir legen soviel Gewicht auf das Moment der Entwicklung. Nun, vielleicht besteht dieselbe ganz oder zu einem Teile in dem Einschlagen von gewinnbringenden Produktionsumwegen. Wir verweilen mehr als v. Boehm-Bawerk bei den Umständen, die zum Fortschritte veranlassen, bei der Art, wie er eingeleitet wird. Ferner sprachen wir nicht bloß, ja auch nicht vornehmlich von der Erzeugung von Genußgütern zu Zwecken gleich denen des früheren Zustandes der Wirtschaft, sondern von Produktion mit neuen Mitteln zu neuen Zwecken in einem neuen Zustande, wobei die Neuschaffung, Neugestaltung von Industrien und geschäftlichen Kombinationen („Gründungen“) besonders betont wurde. Und in diesem neuen Zustande, den der Unternehmer vorausieht und herbeiführt, scheint uns der Zins begründet. Ein Boehm's Theorie ganz fremdes Moment ist dann das des Kredites in unserem Sinne. Aber vielleicht sind das alles nur Ergänzungen, die mit derselben nicht unverträglich sind. Nur eine volle Darstellung kann das zeigen, hier wollten wir nur auf jenen bestimmten Punkt hinweisen.

Auch das Gesetz des zunehmenden Ertrages spielt in unsere Betrachtung hinein, in einer leicht ersichtlichen Weise, ähnlich wie v. Boehm-Bawerk's „dritter Grund“. Hoffentlich wird man nicht glauben, daß wir beide Dinge verwechseln. Aber ein Moment der Entwicklung liegt sicherlich auch darin, daß jenes Gesetz wirksam wird. Sein Platz ist lediglich in der Dynamik.

Eine letzte Beziehung, die wir berühren müssen, ist die zwischen Zins und Unternehmervergewinn. Es wurde schon gesagt, daß beide aus derselben Quelle kommen und wenn nicht gleichen, so doch ähnlichen Ursprung haben. Wie sich das verhält, kann nicht auseinandergesetzt werden. Aber beachte der Leser das interessante Ergebnis, daß wir uns der früher in der englischen Literatur so häufigen einheitlichen Auffassung beider nähern, daß wir wieder an einem Punkte sind, wo es möglich ist, Altmeister Ricardo besser verstehen zu lernen. Denn sicher liegt darin ein sehr gesunder Kern und ein Resultat richtiger Beobachtung. Man betrachtet es zwar allgemein als einen Fortschritt, die heute übliche Scheidung durchgeführt zu haben, und wird uns vielleicht vorwerfen, für einen Rückschritt zu plaidieren. Nun, zu einem Teile tun wir das. Liegt in jener Scheidung wirklich eine so wertvolle Erkenntnis? In mancher Beziehung gewiß. Beide Dinge fallen nicht zusammen und ihre Bewegungsgesetze sind nicht die gleichen. Aber man gieng viel zu weit, als man sie vollständig auseinanderriß und den Zins neben Lohn und Rente stellte. Damit begieng man jenen Fehler, der auf unserem Gebiete so häufig ist: Jedem Schimmer einer neuen Erkenntnis wird mit einer an Vandalismus grenzenden Energie Geltung verschafft, ohne die geringste Rücksicht darauf, daß im Leben

wie in der Wissenschaft fast ebenso so selten etwas ganz Falsches, wie etwas ganz Richtiges gesagt wird, daß nahezu jeder Auffassung irgendeine Beobachtung entspricht, irgendeine Berechtigung zukommt. Nun, das Wahre an jener einheitlichen Auffassung des Profites ist jetzt nicht schwer zu sehen. Nach unserer Erörterung ist es klar, daß der Zins dem Unternehmergewinne ungleich näher steht als dem Lohn und der Rente, daß zwischen ihnen Relationen bestehen, die gegenüber den letzteren fehlen und die helles Licht auf beide Erscheinungen werfen. Und wenn es auch nicht möglich ist, auf diese Probleme, die zum Teile ganz neue sind, einzugehen, so war es doch wichtig, auf diese Beziehung hinzuweisen, da auch das dazu beiträgt, unsere Auffassung von der Zinerscheinung zu beleuchten und die Richtung, in der sich unser Versuch, das Problem zu lösen, bewegen soll, anzudeuten.

Zurückzukehren zu einer alten Auffassung bedeutet nicht immer einen Rückschritt; sehr oft hat dieselbe eine Ursprünglichkeit und Lebenswahrheit, die bei der weiteren Analyse sozusagen auf dem Wege verloren geht. Aber abgesehen davon ist die alte Auffassung, wenn wieder aufgenommen nach einer langen Zeit, nicht mehr dieselbe. Die Arbeit jener weiteren Analyse ist nicht verloren. Wir sagen ja auch in unserem Falle, daß sie ihre Verdienste hat; und kehrt man bereichert durch das, was sie bot, nun wiederum zur alten zurück, so sagt uns diese nun viel mehr, bedeutet sie auch etwas anderes als früher. Es ist ziemlich schwer, den richtigen Mittelweg zu finden zwischen der Anerkennung der Verdienste früherer Gedankenarbeit und der Kontinuität der Wissenschaft einerseits und der vollen Würdigung des besseren Neuen andererseits. Fehlt man bei uns vielfach in der ersten Hinsicht, so hat, wie wir bereits zu bemerken Gelegenheit hatten, eine Reaktion dagegen wiederum zu viel nach der andern Richtung getan, teilweise nicht aus tieferer Erkenntnis, sondern lediglich infolge geringen Verständnisses für die modernen Errungenschaften unserer Disziplin. Wir suchen uns von beidem fern zu halten, wobei es uns ja auf Gerechtigkeit gegen Personen im Sinne des Dogmenhistorikers nicht ankommt — wir lieben es nicht, Worte zu klauben und „Stellen“ unter die Lupe zu nehmen, und so könnten wir nicht genau sagen, wieweit sich unsere Auffassung etwa der Ricardo's nähert. Das interessiert uns auch nicht weiter, und wir begnügen uns mit jenem Hinweise: Gewiß hat Ricardo ja seinen Profit neben Lohn und Rente gestellt; sehr weit also geht die Analogie nicht.

Aber auf eine moderne Theorie des Zinses, welche sich mit der unsern in bemerkenswerter Weise berühren dürfte, wollen wir noch zu sprechen kommen: Es ist die v. Philippovich's. Dieselbe zerfällt in zwei Teile. Der erste, der allerdings fast den ganzen Raum

einnimmt, der dem Zinsprobleme gewidmet ist, ist eine Produktivitätstheorie und kommt in diesem Zusammenhange nicht mehr in Betracht. Dann aber folgt die Bemerkung, „die Produktivität allein sei nicht entscheidend.“ Es scheine dem Autor wesentlich, die Entstehung des Zinses nicht von der des Unternehmereinkommens zu trennen. Es ist schwer, die Tragweite dieser kurzen Bemerkung zu verstehen, und sicherlich liest man leicht darüber hinweg. Sie gestattet ferner verschiedene Auffassungen, z. B. eine solche im Sinne der Ausbeutungstheorie. Aber ich meine, daß hier an etwas Ähnliches gedacht wird wie in unserer Darlegung. In der Tat, zu Ende gedacht heißt jene Bemerkung nicht mehr und nicht weniger, als daß der Zins kein „statisches Einkommen sei, und die Erwähnung des Unternehmers deutet ungefähr in unserer Richtung. Und dann gewinnt auch die vorhergehende Produktivitätstheorie eine andere Bedeutung, die sich vielleicht in unserem Sinne auslegen ließe und jedenfalls die Theorie v. Philippovich's von den übrigen Produktivitätstheorien wesentlich unterscheidet. Solche Anklänge, in denen das, was wir für die richtige Erkenntnis halten, durchschimmert, könnten wir mehrere anführen, doch würde das zu weit führen.

Zuviel haben wir schon über ein Problem gesprochen, das wir hier ja doch nicht lösen können. Wir wollten es aber nicht bei jenem einfach negativen Resultate, das unser statisches System ergibt, bewenden lassen, um so mehr, als auch dieses Resultat seinen vollen Sinn erst durch das Weitere erhält, und haben lieber lose Bausteine als gar nichts geboten.

Die einfache Folge unserer Auffassung des Zinsphänomens ist, daß unsere Methode, Bewegungsgesetze zu gewinnen, welche wir im Folgenden kennen lernen werden, auf diesen Einkommenszweig nicht anwendbar ist. Ganz andere Bewegungsgesetze herrschen hier als bei Lohn und Rente, und vielleicht ist es diese Erkenntnis, welche bewirkt, daß man sich bei den vorhandenen Lösungsversuchen so durchaus nicht beruhigen kann. Hier wird die neue Theorie neue Aufschlüsse zu geben haben und ihren Wert zeigen müssen. Eines der zu erwartenden Resultate können wir jetzt schon andeuten, nämlich die Widerlegung des Satzes, daß der Zins ohne bestimmte Grenze abzunehmen und sich der Null zu nähern strebe. Beim Unternehmergewinne kommen wir auf denselben Punkt zu sprechen, und da in dieser Beziehung für den letzteren genau das Gleiche gilt, so sei für diesen Punkt auf das Folgende verwiesen.



V. Kapitel.

Über die Theorie des Unternehmergewinnes.

§ 1. Wie schon bemerkt, befinden wir uns im allgemeinen nicht auf kontroverser Boden, wenn wir den Unternehmergewinn¹ aus dem statischen Systeme ausscheiden. Wir können daher hier viel kürzer sein. Auch da wollen wir das Problem nicht lösen, sondern nur auf einige Mängel der bisherigen Theorien hinweisen und einige Bemerkungen machen, die teils für unser System von Bedeutung sind, teils mit dem über den Zins Gesagten im Zusammenhang stehen.

Was zunächst den ersten Punkt betrifft, so ist die Einstimmigkeit darüber, daß das Unternehmereinkommen sich nicht im statischen Zustande der Wirtschaft zeige, keine völlige. In der Tat, der Unternehmergewinn zeigt sich so regelmäßig, daß das Bestreben, ihn unter die Einkommenszweige der Statik einzureihen, in ähnlicher Weise begreiflich ist, wie derselbe Wunsch beim Zinse. Hierher gehört nun jene Theorie, welche am vollständigsten von Mataja dargestellt worden ist und welche als Rententheorie des Unternehmergewinns bezeichnet werden kann. Derselbe wird nämlich als eine Differentialrente der einzelnen Unternehmungen gegenüber der am ungünstigsten arbeitenden aufgefaßt. In anderer Weise haben z. B. Walker und von Mangoldt die Sache gefaßt, indem sie den Unternehmergewinn auf

¹ Ich setze voraus, daß der Unterschied zwischen „Unternehmereinkommen“ und „Unternehmergewinn“ als Einkommen des Unternehmers als solchen bekannt ist.

höhere persönliche Tüchtigkeit des Unternehmers zurückführten, sei es gegenüber anderen Unternehmern — die hier dann als ohne Gewinn arbeitend angenommen werden — sei es gegenüber den Arbeitern. Diese letztere Theorie, welche darauf hinausläuft zu sagen, daß der Arbeiter nur deshalb nicht Unternehmer sei, weil ihm die Tüchtigkeit dazu fehle, gehört zu jenen, welche man nur schleunigst aufgeben muß, wenn man auch nur versuchen will, die Position der Theorie gegenüber den zahlreichen Angriffen verschiedenster Art zu halten. Denn hier sind sie alle berechtigt: Historische, politische und vor allem auch eine Menge theoretischer.

Die Auffassung des Unternehmergewinnes als eine Rente der Person gegenüber andern Unternehmern ist natürlich etwas ganz anderes, und wir können sie, als einen Spezialfall wenigstens, mit der Matajas vereinigen. Die Theorie dieser Form ist sehr häufig. Uns veranlassen zwei Umstände, sie abzulehnen. Erstens der, daß sie nichts erklärt. Natürlich ist das Einkommen des Unternehmers das, was in seinen Händen zurückbleibt, und dieses „etwas“ kann ebenso natürlich als ein Überschuß über den Ertrag einer Unternehmung dargestellt werden, welche keinen Gewinn macht. Aber was hat man davon? Höchstens die Erkenntnis, daß der Unternehmergewinn kein Preis ist, wie Lohn oder Grundrente. Das ist ja etwas, aber wenig. Unsere zweite Einwendung ist, daß dieser Unternehmergewinn entweder mit Lohn oder mit Grundrente oder mit dem Preise der produzierten Produktionsmittel kollidiert. Denn worin soll jener differentielle Vorteil bestehen, der die „Rente“ zur Folge hat? Es gibt viele solche Umstände; aber immer wird deren wirtschaftliches Resultat von einer jener andern Kategorien absorbiert: Wenn der Unternehmer selbst besonders tüchtig ist, etwa als Techniker, so ist sein Einkommen daraus eben als Unternehmerlohn zu bezeichnen. Das ist kein Überschuß, der einer besonderen Erklärung bedürfte, sondern ebenso einfach zu verstehen ist, wie der Umstand, daß ein Chauffeur einen höheren Lohn bekommt als ein Dockarbeiter, und das wiederum bedarf ebenso wenig



eines neuen Prinzipes, um erklärt zu werden, wie der verschiedene Preis zweier verschiedener Genußgüter. Und eine Unternehmertätigkeit im eigentlichen Sinne des Wortes kann sich im statischen Zustande, in dem die Unternehmung vorhanden ist und alle Konjunkturen feststehen, nicht äußern. Dieses Moment weist vielmehr über die Grenzen der Statik hinaus. Liegt ferner die Unternehmung günstiger, so ist der „Überschuß“ Grundrente, verfügt sie über besondere Rohstoffe oder Maschinen, so äußert sich das in deren Wert und Preis, liegt ein Monopol vor, so findet das seine anderweitige Erklärung. Was bleibt da für den Unternehmergewinn?

Etwas mehr Inhalt scheint jene Theorie zu haben, welche dasselbe Moment in etwas anderer Weise verwertet, welche nämlich ausgeht von einem Gesetze des abnehmenden Produktionsertrages — innerhalb der einzelnen Unternehmung. Der Produzent produziert solange, oder besser gesagt soviel, bis ein weiterer Zuwachs keinen „Gewinn“ mehr bringen würde, und was erzeugt wird, ehe diese Grenze erreicht wird, liefert einen „Überschuß“. Das ist richtig unter gewissen Voraussetzungen, die wir mit Rücksicht auf die geringe Bedeutung des Argumentes für uns übergehen. Aber dieser Überschuß hängt ja nicht in der Luft. Wir haben zwei Möglichkeiten: Entweder man nimmt als Grenze jenen Punkt an, an dem der Preis, der für die Einheit des Produktes erlöst werden kann, gleich ist dem Preise, der für die dazu nötigen Rohstoffe, exklusive Boden und Arbeitsleistungen, gegeben wurde. Dann ist ein Überschuß gewiß vorhanden, aber derselbe ist Rohertrag, der nichts über ein schließliches Einkommen sagt. Oder man rechnet Lohn und Grundrente in die Grenzkosten ein und wohl noch gar den Zins (Kapitalersatz ist ja für die Theoretiker ganz allgemein etwas Selbstverständliches), dann ist die Existenz des Überschusses mehr als zweifelhaft. Mit demselben Rechte könnte man auch noch den Unternehmergewinn in die Grenzkosten einrechnen und mittelst desselben formalen Raisonnements auch dann noch einen Überschuß herausfinden.

§ 2. Eine andere Theorie bezeichnet den Unternehmergewinn als den Erfolg der eigentlichen Unternehmertätigkeit, als welche meist das Zusammenbringen der Produktionsfaktoren zueinander bezeichnet wird. Darin liegt ein richtiges Element, aber dasselbe kann sich, wie gesagt, in der Statik nicht zur Geltung bringen. In die letztere pflegt man nun dasselbe dadurch einzuführen, daß man hier von einem „Lohn“ spricht, der mit dem, was wir „Unternehmerlohn“ nennen¹, nicht zu verwechseln ist. Nun, diese Auffassung ist ganz schief. Diese „Unternehmerleistungen“ werden nicht unter dem Einflusse von Angebot und Nachfrage entlohnt, in dem Sinne wie andere Arten von Arbeit. Was der Unternehmer bekommt, steht keineswegs eindeutig fest und mag größer oder kleiner sein, als der „Wert“ seiner Leistungen für irgend jemand. Außerdem kann das deshalb kein Preis sein, weil keine Wertfunktionen für diese „Ware“ vorhanden sind — höchstens für den Unternehmer selbst, aber wer steht ihm als der andere Kontrahent gegenüber? Jede andere Antwort als „niemand“ beruht auf einer Fiktion. Moralisch könnte man — so unannehmbar uns das persönlich scheint — von einer „Belohnung“ sprechen, die dieser Gewinn darstellt, aber nicht wirtschaftlich von einem „Lohne“. Davon sprachen wir schon bei der Lohntheorie. In diesem Sinne wäre aber diese Theorie eine „soziale Rechtfertigung“, also überhaupt keine wissenschaftliche Theorie.

Das Moment des Risikos wurde ebenfalls, teils allein, teils in Verbindung mit anderen Momenten herangezogen; aber nur, wenn man die Übernahme des Risikos als einen „Dienst“ auffaßt, der entlohnt werden müßte, was aus demselben Grunde nicht angeht wie von einem „Lohne“ der Unternehmertätigkeit zu sprechen, könnte es da ein ständiges Einkommen geben. Andernfalls würden ja den „guten Risiken“ „schlechte“ gegenüberstehen und Gewinn und Verlust sich ungefähr balancieren.

¹ und worunter wir Lohn für technische oder kommerzielle Leistung verstehen, welche jeder angestellte Direktor leisten könnte.

Diese Theorien sind methodologisch sehr lehrreich und zwar aus folgendem Grunde: Die Momente, auf denen sie basieren, sind nicht geradezu falsch, aber sie erklären die Erscheinung nicht, die sie erklären sollen. Es sind vage Behauptungen, die richtig oder falsch sein können, und deren Richtigkeit oder Falschheit für die Erscheinung, über die wir etwas zu erfahren wünschen, belanglos ist. Der Umstand, der uns das in diesem Falle so recht vor Augen führt, ist, daß diese kleinen Ursachen ja doch nicht geeignet sein können, eine so großartige Erscheinung zu erklären. Nehmen wir aber an, die Diskrepanz zwischen „Tragbalken“ und „Belastung“ wäre weniger groß. Vielleicht könnten wir dann verführt sein, diese Theorie ebenso hinzunehmen wie das ihre Autoren taten. Zu welcher Fülle falscher Schlüsse könnte das führen, die sich gleichwohl immer durch irgendwelche Tatsachen belegen ließen! Wahrlich, solange die Nationalökonomien glauben, ein wissenschaftliches Problem gelöst zu haben, wenn sie auf eine Frage nur überhaupt etwas zu antworten wissen, mag dasselbe auch gar keinen Bezug auf das zu Erklärende haben, und nie die Verpflichtung fühlen, Ausgangspunkte und Resultate zu verifizieren, solange kann man ihren Gegnern nicht völlig Unrecht geben.

Kehren wir zu unseren Theorien zurück und wählen wir als Folie für das, was wir zu sagen wünschen, eine weitere, die vielleicht häufigste die „Friktionstheorie“. Dieselbe besagt bekanntlich, daß es keinen Unternehmergewinn gäbe, wenn alle Wirtschaftsprozesse glatt ablaufen würden. Da das aber nicht der Fall ist und die Konkurrenz nie durchgreifend wirken kann, so ergeben sich da und dort Überschüsse, welche in den Händen des Unternehmers zurückbleiben. Diese Theorie sagt garnichts Falsches, und doch ist sie nicht zu brauchen und zwar wesentlich deshalb, weil man durch sie meist in wenigen Worten eine Erscheinung abtut, an deren Größe und Bedeutung man vernünftigerweise doch nicht zweifeln kann. Nicht ohne Erstaunen wird der Laie finden, daß in den Lehrbüchern der Ökonomie so außerordentlich wenig über diesen Einkommens-

zweig zu finden ist. Wohl können sich die meisten Autoren gar nicht genug tun in breiter Darlegung aller guten Eigenschaften, die ein Unternehmer haben muß, oder in einer Darstellung der sozialpolitischen Seite der Sache. Aber auf die Frage: Wie geht denn des Näheren diese Einkommensbildung vor sich, wie entstehen Unternehmungen einerseits und die Paläste der oberen Zehntausend andererseits? — auf diese Frage findet man eigentlich keine Antwort, als etwa diese „Friktion“. Und doch braucht man diese Antwort ja nur zu analysieren, um ihre Unzulänglichkeit zu erkennen. Daraus, daß sich jemand irrt, oder daß er aus Nachlässigkeit oder sonst aus einem Grunde nicht entsprechend wirtschaftlich handelt, daraus sollen gerade die größten Einkommen entstehen? Freilich ist man ja auf solche ganz kleine Momente nicht beschränkt. Erfindungen und dergleichen sind ja etwas wichtiger. Ferner haben wir da den Spekulationsgewinn. Aber derselbe erscheint im Systeme der Ökonomie entweder als eine Gabe des Glückes, die ganz vereinzelt vorkomme, oder als ein verhältnismäßig beschränkter Verdienst aus Arbitragen u. dergl. Wie armselig sind diese Elemente! Sie werden nicht besser durch das Anhängen einiger sozialpolitischer und moralischer Betrachtungen über das Börsenspiel, und positiv falsch wird die Sache, sobald man dazu kommt, aus der freien Konkurrenz die Tendenz zur Eliminierung des Unternehmergewinnes abzuleiten.

Aber ehe wir diesen Punkt diskutieren, wollen wir noch etwas anderes erörtern. Nämlich die instruktive Frage: Wie müßte der Tatbestand beschaffen sein, wenn wir ein Recht haben sollen, über diesen Einkommenszweig einfach mit der Erklärung hinweg zu gehen, daß es sich um Friktionseinkommen handle? Das liegt in derselben Richtung wie die allgemeine methodologische Frage: Wann darf man etwas vernachlässigen? Denn das Wesen der Friktionstheorie ist gar nichts anderes, als die Behauptung, daß man das mit dem Unternehmergewinne tun dürfe. Nicht notwendig dazu ist eine Tendenz zur Eliminierung und dieselbe wäre

auch gar nicht ausreichend. Das Essentielle ist vielmehr, daß es sich um Größen handelt, von denen man nachweisen kann, daß sie, jede für sich genommen, so klein sind im Verhältnisse zu den andern, mit denen man es zu tun hat, daß man sie vernünftigerweise unbeachtet lassen kann, und daß sie ferner, vom Standpunkte der Untersuchung wiederum, mit der man es zu tun hat, den Charakter der Zufälligkeit haben, so daß es wahrscheinlich ist, daß sie sich balancieren. Der Ton liegt vor allem darauf, daß das unbeachtet Gelassene das Resultat nicht merklich beeinflussen darf. Daß uns in jedem einzelnen Falle die Pflicht obliegt, nachzuweisen, daß das nicht der Fall ist, bedarf gar keiner Begründung. Die Sachen stehen nun in unserem Falle sicherlich anders, die Marge des Unternehmers ist viel größer, sie ist konstant größer, ohne eine allgemeine Tendenz zum Sinken zu zeigen, und daraus folgt, daß die Friktionstheorie nicht ausreichen kann. Wir haben hier wiederum einen Beitrag zum Verständnisse der „Statik“. Wir sehen nämlich, was das Resultat ist, wenn man sich bemüht, dynamische Probleme in der Statik zu behandeln. Denn das ist hier geschehen. Diese Theorien gewinnen ein so hippokratisches Aussehen, man fühlt sich gedrängt, die Bedeutung der Dinge zu verringern, für die man keine ausreichende Erklärung hat, und eine Besserung ist nicht anders möglich als dadurch, daß man die Sache auf ganz neue Grundlagen stellt — vom Apparate der Statik, der hier zur „Zwangsjacke“ wird, befreit.

Nun zur angeblichen Tatsache, daß der Unternehmergewinn eine Tendenz zum Verschwinden habe. Ich glaube, keinen Widerspruch befürchten zu müssen, wenn ich wiederhole, daß im allgemeinen das durchaus nicht der Fall ist, daß es Perioden gibt, wo es so aussieht, aber andere, wo das gerade Gegenteil richtig ist. Und auch theoretisch ist es klar, daß ein solches Verschwinden nur unter den beiden Voraussetzungen anzunehmen wäre, die wir nun anführen wollen. Dieselben gelten auch für den Zins, und

wir haben dort auf das Gegenwärtige verwiesen. Daß das nicht dazu ausreicht, uns einer Vermengung beider Einkommenszweige zu beschuldigen, bedarf kaum der Hervorhebung. Wann also könnten der Unternehmergewinn und der Zins in Wirklichkeit verschwinden? Erstens, wenn die Entwicklung plötzlich stehen bliebe; denn weitere Entwicklung würde Unternehmern und Kapitalisten neuen Zins und Gewinn zuführen. Aber das ist noch nicht ausreichend. Es müßten gleichwohl Unternehmungen derselben Art und Branche weiter gegründet werden, wie sie gegenwärtig bestehen, damit durch ihre Konkurrenz jenes Plus verschwinde. Das Gekünstelte und Widerspruchsvolle an diesen Voraussetzungen ist klar. Es ist das keineswegs die Annahme eines statischen Zustandes, es ist ein teilweises Stehenbleiben verbunden mit einer teilweisen Fortentwicklung von einer bestimmten Art, wie sie sicherlich nie besteht.

Warum der Theoretiker aber keinen Unternehmergewinn dauernd anerkennen will, hat ersichtlich nur den Grund, daß er ihn im statischen Systeme nicht erklären kann. Die statischen Voraussetzungen schließen ihn aus. Wünscht man nun, um das Bild mehr zu beleben, die Person des Unternehmers demselben zu erhalten, so kommt ein „entrepreneur faisant ni benefice ni perte“ heraus wie bei Walras. Die meisten Theoretiker drücken nun nicht deutlich aus, daß dieser Unternehmer nur eine Fiktion aus methodologischen Gründen ist, oder vielmehr sie erkennen es nicht klar. Es scheint mir aber ganz unzweifelhaft zu sein. Hier hat man wieder einmal eine für bestimmte Zwecke praktische Konstruktion, unterstützt natürlich noch durch mangelhafte Beobachtungen, einfach in die Wirklichkeit versetzt, wo sie sich dann übel bewährt. Nur das dürfte die Quelle der Friktionstheorie und der tiefere Grund für die Behauptung sein, daß der Unternehmergewinn eine Tendenz zum Verschwinden habe.

Eine der Theorien des Unternehmergewinnes nun gibt ebenfalls das Resultat, daß derselbe eine bleibende Erscheinung und seine Rate naturgemäß eine ungleiche ist,

weder nach Null noch nach einer Ausgleichung strebt. Es ist das die erwähnte „Rententheorie“ desselben, und Mataja hat das zutreffend hervorgehoben. Soweit hat dieselbe einen großen Vorzug vor den anderen. Aber schon der nächste Schluß, den man aus ihr ziehen könnte, wäre falsch; nämlich der, daß eine Steuer auf den Unternehmergeinn auf den Unternehmer fallen müßte, ohne daß eine Überwälzungsmöglichkeit bestände. Man behauptet das oft von Differenzialrenten. Und es ist für dieselben annähernd wahr. Nicht aber für den Unternehmergeinn, wie man sich überzeugt, wenn man bedenkt, daß die Erschwerung der Unternehmerfunktion, die darin liegt, zu einer Verringerung der Produktion und so zu einem Steigen der Preise, mithin doch zu einer teilweisen Überwälzung in größerem oder geringerem Maße führt. Gar nie ist jener Satz ganz wahr. Aber für den Unternehmergeinn selbst nicht in jener Annäherung.

Sodann drückt diese Theorie die Dauerbarkeit des Unternehmergewinnes nicht ganz entsprechend aus. Wohl bleibt er, wohl zeigt er sich immer, aber nicht immerwährend an den individuellen Unternehmungen, denen er vielmehr im Laufe der Entwicklung entgleitet. Die Entwicklung ist für ihn das entscheidende Moment, nur von ihr aus ist er zu verstehen. Und sie fehlt ganz in diesem Gedankengange.

Die Entwicklung nur und die Bewegung zeigt diese so wichtige Erscheinung voll und ganz, aus der sich meines Erachtens zum großen Teile die Vermögensbildung erklärt. Und auch hier tauchen nun Probleme auf, für die das Geleistete nichts bietet und auf die wir hier hinweisen wollten.

Sicherlich haben Zins und Unternehmergeinn miteinander mehr zu tun als mit Lohn und Rente. Dieses Resultat wenigstens können wir auch auf Grund unserer so unvollständigen Darlegungen mit Beruhigung aussprechen. Die Einkommenszweige zerfallen also in zwei vorläufig deutlich unterschiedene Gruppen, die in ganz verschiedener



Weise zu erklären sind. Freilich wäre es schön, wenn das nicht der Fall wäre. Wieviel würde die Statik und die Nationalökonomie überhaupt gewinnen, wenn man auch für Zins und Gewinn dauernde Quellen wie Arbeit und Boden, also z. B. Abstinenz und einen besonderen „Unternehmerdienst“ annehmen könnte! Wie klar und einfach wäre dann die ökonomische Theorie der Verteilung! Man kann die Ökonomen nicht tadeln, die es versuchen; aber es geht eben nicht. Prinzipiell wären ja solche Konstruktionen möglich, aber wirkliche Einsicht böten sie nicht. Sie würden Probleme nicht lösen, sondern nur verdecken. Und so muß denn ein anderer Weg eingeschlagen werden. Vielleicht führt er einmal zu jener Klarheit und Einheit. Vorher aber ist ein hartes Stück Arbeit zu leisten.



Vierter Teil.
Die Variationsmethode.

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100

1

2

3



I. Kapitel¹.

Allgemeiner Teil.

§ 1. Wir haben die Aufgabe, unser System zu beschreiben, soweit gelöst, als es innerhalb des Rahmens dieser Arbeit nötig und möglich ist, und ferner auch einige notwendige Ergänzungen gestreift. Aber bevor wir daran gehen, uns ein abschließendes Urteil über seinen Erkenntniswert zu bilden, wollen wir noch einen wichtigen Schritt weiter tun, wollen wir es sozusagen arbeiten sehen.

Die Betrachtung des Systemes im Gleichgewichte lehrt uns — populär gesprochen —, was seine einzelnen Elemente, was namentlich die statischen Einkommen „sind“ und sodann ihre eindeutige Bestimmtheit. Über ihre konkrete Größe erfahren wir freilich nichts, aber wir erhalten eine Aufklärung über ihre Natur. Das Allernächste, was wir nun weiter zu erfahren wünschen, sind die Bewegungsgesetze jener Größen. Es ist das das zweite große Problem, die zweite Gruppe von Resultaten der exakten Ökonomie. Nicht nur ist das die praktisch interessanteste Frage, wenigstens sogleich nach jener, ob die Preise und Einkommen etwas „Willkürliches“ oder „Notwendiges“ seien,

¹ Namentlich die §§ 3, 4 und 5 dieses Kapitels, welche ein äußerst trockenes Thema der Technik der Theorie behandeln und die erkenntnistheoretischen Grundlagen eines großen Teiles auch des ökonomischen Raisonnements des „Praktikers“ in wichtigen Fragen klarlegen sollen, sind zwar sehr wichtig, aber auch ermüdend. Sie können eventuell überschlagen werden.



sondern unsere bisherigen Resultate müssen sich auch bewähren, verifizieren, dadurch, daß die Bewegungsgesetze, die sie liefern, mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Wir erkannten, daß dieselben zum Teile nichts anderes seien, als die Folge von Annahmen, die wir selbst konstruierten, daß sie also insoweit die Schöpfungen unserer Willkür seien, Schemen, welche wir uns zurechtzimmern, weil wir erwarten, daß sie die Vorgänge der Wirklichkeit praktisch wiedergeben werden. In diesem Falle liegt ihre ganze Bedeutung, all der Sinn, den sie haben, lediglich in den Regeln, die sie für die relativen Änderungen unserer Elemente ergeben; dieserwegen allein wurden sie konstruiert. Endlich ist ein vollständiges Verstehen unseres Systems nicht möglich, wenn man nicht beobachtet, wie der Gleichgewichtszustand sich herstellt, wie die Tendenzen, die ihn herbeiführen, wirken. Dabei tritt uns dann die Eigenart und der Wert unseres Systemes ganz klar vor Augen und alle seine Voraussetzungen und Grenzen kommen uns viel lebhafter zum Bewußtsein, wie wenn wir sie bei Betrachtung des Gleichgewichtszustandes lediglich anführen. Dort können sie vielfach überflüssig scheinen, hier stoßen wir gleichsam an sie an, wenn wir uns freier zu bewegen suchen, als sie es gestatten, und ihre Notwendigkeit und Bedeutung wird viel lebendiger begriffen.

Alles das veranlaßt uns nun, uns dem Probleme der Variationen unserer Elemente zuzuwenden. Wiederum werden wir auf die methodologische Seite der Sache besonderes Gewicht legen, uns bemühen, das Wesen dessen, was wir tun, und was wir damit erreichen, scharf herauszuarbeiten, den reinökonomischen Beitrag zu diesen Fragen gesondert von allen Beimengungen, mit denen vermischt er in der Literatur zu erscheinen pflegt, darzulegen. Viel wichtiger ist es uns, zu zeigen, was die reine Theorie da tut und tun kann, als in die einzelnen Sätze in allem Detail einzugehen, diesen Zweig unserer Disziplin abzugrenzen und zu charakterisieren, als ihn zu erschöpfen und weiterzubilden, das „Unterholz“, das seine Formen verhüllt, wegzuräumen, als diese aus-



zubauen. Den meisten Lesern wird die ganze Materie in dieser Art neu sein, und speziell das deutsche Publikum muß mit ihr erst bekannt werden. Aber sowohl die ältere, wie die moderne Ökonomie hat sich mit diesen Fragen schon ziemlich eingehend befaßt, soviel auch noch zu tun bleibt. Unserem Zwecke nun dienen wir besser, wenn wir bei den Grundlagen und Prinzipienfragen länger verweilen, als wenn wir die einzelnen Resultate ableiten. Das Wichtigste ist, die eindeutige Bestimmtheit der Variationen zu zeigen und einen Betrag zum Verständnisse unseres Systemes zu liefern, was unter anderem auch wieder auf das methodische Hilfsmittel der „Statik“ führen wird. Darin liegt unsere Hauptaufgabe. Die konkreten Resultate, die wir vorführen, haben dem gegenüber nur den Charakter von Beispielen, die wir mehr oder weniger ausarbeiten, ohne ganz adäquate Behandlung anzustreben, woran uns auch der Umstand hindert, daß dazu, wie wir sehen werden, die Hilfe der höheren Mathematik unentbehrlich ist und wir dieselbe aus diesem Buche tunlichst ausschließen wollen. Ich hoffe, bald Gelegenheit zu haben, das in dieser Beziehung hier Fehlende nachzutragen. Nur die Notwendigkeit dieser Art der Behandlung selbst werden wir zu zeigen versuchen, und hoffen, daß dem nicht mathematisch geschulten Leser das Verständnis dessen, womit sich die mathematische Ökonomie beschäftigt, dadurch erleichtert und so eine Verständigung verschiedener Forschungsrichtungen gefördert wird.

Zwei ganz verschiedenen Fragen begegnen wir, wenn wir einen Schritt über die Erklärung des Bestehenden hinaus tun oder besser, eine Frage, die zwei ganz verschiedene Bedeutungen hat. Sie lautet: Wie ändern sich Preise und Einkommen absolut und relativ zu einander? Nun, darauf antwortet eine ganze Literatur, und wir stehen vor sehr aktuellen Problemen. Aber wir haben zwei verschiedene Dinge auseinanderzuhalten. Erstens kann gefragt sein nach der tatsächlichen Entwicklung. Werden die Waren teurer oder billiger, steigt oder fällt Lohn, Zins oder Rente und wie gestaltet sich ihr tatsächliches Verhältnis zu ein-



ander, verglichen mit der Vergangenheit? Und zweitens: Gegeben irgendein Zustand der Volkswirtschaft im Gleichgewichte und eine bestimmte Störungsursache; wie werden sich die Preise und Einkommen ändern?

Die tiefe Kluft zwischen beiden Problemen ist ersichtlich. Und in erster Annäherung kann man sofort sagen, daß nur das letztere unseren Methoden zugänglich sein kann. Es läßt sich das ganz ebenso zeigen, wie die analoge Behauptung, daß wir nie einen konkreten Zustand der Wirtschaft erklären können, und ist etwas Ähnliches wie die Unterscheidung zwischen den ökonomischer Erklärung unzugänglichen „systembestimmenden“ Tatsachen und den rein ökonomischen Quantitäten — wir wollen der Kürze halber den letzteren Satz nicht wieder korrigieren, wie es eigentlich nötig wäre. Die konkreten Bewegungen sind von konkreten Daten abhängig, unser formales Raisonement kann für sich allein sie nicht verständlich machen. Es kann nur, wenn konkrete Daten gegeben sind, bestimmte Folgen derselben vorher sagen. Sagt man, der Lohn steige *ceteris paribus*, wenn die Nachfrage steigt, so kann uns die Theorie nichts darüber sagen, ob die Nachfrage z. B. in Zukunft steigen und was die konkrete Ursache dieser Erscheinung sein wird. Das liegt auf der Hand. Und sofort sehen wir auch, daß bei Betrachtung der individuellen Erscheinungen das Moment der Entwicklung besonderes Interesse gewinnt und daß für dasselbe immer andere Dinge, als rein ökonomische bestimmend sind. Man sieht wiederum, wie sehr unser System entwicklungslos ist. Wir müssen uns also auf das zweite der unterschiedenen Probleme beschränken.

Aber es wäre doch nicht ganz richtig, den Gegensatz zwischen den beiden dahin auszudrücken, daß beim ersteren nach individuellen Tatsachen und beim letzteren nach den Gesetzen, welche dieselben beherrschen, gefragt wird. Auch beim ersteren wünscht man Generalisationen zu gewinnen, große Tendenzen zu entdecken. Der Satz, daß die Bevölkerung sich über den Nahrungsmittelspielraum hinaus zu vermehren strebe, ein Satz, der in diesem Zusammenhange

sehr wichtig ist, gibt ein Beispiel. Wir sahen, daß derselbe nicht zu den Sätzen unserer Theorie gehört, von ihnen wesentlich verschieden ist — ein „Gesetz“ ist er aber dennoch. So ergibt sich, daß wir keineswegs auch nur das abstrakte Variationsproblem völlig beherrschen und schließlich ist das nicht mehr als selbstverständlich.

Keineswegs fehlt jede Beziehung zwischen beiden Problemen. Man kann gewiß versuchen, einen bestimmten Zustand der Volkswirtschaft aus einem anderen, gegebenen reinökonomisch zu erklären oder aus einem gegebenen auf einen künftigen zu schließen. Das muß sogar unser Endziel sein. Wir müssen so weit kommen, daß wir, wenn uns genügend Daten zur Verfügung stehen, jene Operationen ausführen können. Ja man kann sagen, daß immer, wenn eine Behauptung über Bewegungstendenzen der Verteilung usw. ausgesprochen wird, eben das geschieht. Wenn man den ökonomischen Teil des Gedankenganges dabei fortläßt, so tut man es nur, weil man ihn als selbstverständlich betrachtet. Hier sind wir an einem wichtigen Punkte. Jene ganze Literatur, von der wir sprachen beschäftigt sich mit dem ersten Probleme: Man untersucht entweder die Fakten historisch oder statistisch oder befaßt sich auch mit den Gesetzen, die sich aus der Betrachtung der systembestimmenden Tatsachen ergeben mögen. Nur so glaubt man Resultate bezüglich konkreter Tatsachen gewinnen zu können, und was die reine Theorie zu sagen vermag, hält man lediglich für Gemeinplätze. Dieser Umstand und dann jene Beziehung zwischen beiden Problemen, auf die wir hinwiesen, erklärt es, daß man sie nicht scharf trennte. Für die meisten Zwecke wäre das auch weder praktisch noch möglich. Aber das ist es, was wir hier tun wollen.

Diese Vermengung charakterisiert auch die ältere und den weitaus größten Teil der modernen Theorie. Manche Darstellungen begnügen sich überhaupt mit der Erörterung des Wesens der reinökonomischen Quantitäten und Vorgänge und gehen auf eine genaue Untersuchung der Variationen, welche eine Störungsursache hervorruft, nicht ein. Wo das

aber geschieht, sieht man leicht, daß der Autor das Gefühl hat, daß die reinökonomische Theorie darüber nicht genügend Interessantes zu sagen vermag, und sich deshalb beeilt, neue Momente heranzuziehen. Das ist durchaus begreiflich. Daß ein Preis sich ändert, wenn Angebot und Nachfrage sich ändern, scheint wirklich zu klar, um besonders betont zu werden. Aber das darf uns nicht über die Tatsache täuschen, daß derartige das einzige ist, was unser System aus sich selbst uns geben kann. Und das hat die wichtige Konsequenz, daß wir, als Theoretiker, bezüglich jener anderen Momente nicht kompetent sind. Dieselben gehören der Domäne der Soziologen, Biologen usw. zu, wie wir an einer früheren Stelle zeigten. Wir können höchstens die reinökonomischen Konsequenzen dieser Momente ableiten, also das, was so uninteressant scheint. Für uns sind alle solche neuen Tatsachen gleich — sie kommen nur in ihrer Eigenschaft als „Störungsursache“ in Betracht und jene Dinge, über die wir uns zu äußern als Ökonomen das Recht haben, gestalten sich gleich, was immer jene Störungsursache sein mag. Darüber hinaus sind wir Dilettanten oder Vertreter anderer Disziplinen als der unseren, und das macht sich meines Erachtens in den Resultaten auch sehr fühlbar.

Alle typischen Systeme unserer Wissenschaft — das klassische, das sozialistische usw. — haben zu dem Probleme der „Variationen“ Stellung genommen, namentlich zu seiner praktisch bedeutungsvollsten Spielart, zu der Frage der Tendenzen der Einkommensverteilung. Nun, was sie darüber sagen, ist nicht reinökonomisch, sondern beruht durchaus auf außerökonomischen Momenten. Da das auch für jene Resultate gilt, welche zu den meisten Kontroversen Anlaß gegeben haben, so scheint es mir wesentlich, das zu betonen. Vor allem würde die Diskussion dieser Dinge sehr gefördert, wenn man endlich einsähe, um welche Fragen es sich eigentlich handelt. Das trüge sehr zur „Lokalisierung“ des Krieges bei und würde exakte Lösungen anbahnen. Sodann gewänne die ökonomische Theorie viel, wenn man sie von Kontroversen befreite, die sie im Grunde gar nicht betreffen

und zeigte, daß sie tatsächlich einen neutralen Faktor darstellt, der weder für noch gegen eine der streitenden Tagesparteien spricht — wenigstens an sich nicht. Freilich, wenn die Theorie dadurch an allgemeiner Anerkennung gewinnen kann, so verliert sie wiederum sehr viel an aktuellem Interesse. Nicht nur der Politiker wird sich von einer Waffe abwenden, deren Unbrauchbarkeit er erkannt hat, auch der Forscher wird sich fragen, ob denn das, was übrig bleibt, überhaupt noch einen Erkenntniswert hat. Hier verhält es sich ebenso, wie an manchen anderen Punkten, welche wir bereits erwähnten. Sicherheit und Korrektheit kosten uns viel, und doch müssen wir sie anstreben, sollten wir auch an einem Todesurteil für unsere Disziplin schreiben: Unumgänglich ist das um der gesunden Entwicklung der Sozialwissenschaften willen.

Müssen wir aber einerseits unsere Theorie in ganz reiner Gestalt betrachten und rücksichtslos auf ihren Wert prüfen, so ist es andererseits auch unsere Aufgabe, sorgfältig darzustellen, was sie leisten kann. Es kann sich zeigen, daß jene Gemeinplätze, näher betrachtet und weiter entwickelt, vielleicht doch etwas mehr bedeuten, als die Mehrzahl der Nationalökonomien glaubt. Inwieweit können wir also zum mindesten unser zweites Problem lösen und ist diese Lösung von Interesse, wert, daß man sich damit befasse? Erst in der neuesten Zeit hat man dasselbe reinökonomisch zu behandeln begonnen und streng isoliert. Darin liegt ein großer Fortschritt. Bei den Klassikern und ihren Nachfolgern, sowie in der sogenannten „deskriptiven“ Literatur und in der Diskussion von praktischen Tagesfragen finden sich wohl Ansätze dazu, die aber nicht nur, wie gesagt, sofort von fremden Elementen überwuchert werden, sondern auch an sich wenig wertvoll sind. Teilweise kommt das von den Mängeln der älteren Theorie und teilweise daher, weil man, wie man einerseits jene beiden Probleme, die zu scheiden sind, zusammenwarf, so andererseits einen wichtigen Zusammenhang vernachlässigte: Man hat — es tritt das besonders bei Erörterung der Bewegungsgesetze

der Einkommen zutage — die Sache nicht von den Grundlagen der Theorie aus, sondern viel oberflächlicher behandelt, wie wenn das ganz selbständige Probleme wären. Aus der Preistheorie heraus müssen sich unsere Resultate ergeben und nicht bloß aus flüchtigen Behauptungen, welche jeden Zusammenhang mit ihr verloren haben.

In drei Punkten also unterscheiden wir uns hier von der Mehrzahl der Ökonomen: In der Abscheidung des reinökonomischen Problemes von anderen, in einer besseren theoretischen Grundlage und endlich darin, daß unsere Betrachtung wirklich unmittelbar auf derselben beruht. Würdigt man das entsprechend, so sieht man meines Erachtens, daß sich alle ja so bekannten Einwendungen gegen die Ökonomie, die früher gewiß teilweise berechtigt waren, verflüchtigen. Unsere Stellung bezüglich sozialpolitischer und anderer Urteile ist dieselbe wie im Vorhergehenden, und wir wollen das bezüglich dieser und auch anderer hier in Betracht kommender Dinge Gesagte nicht wiederholen. Scheint es endlich — und das ist nur natürlich — daß die frühere Betrachtungsweise weitergeführt und besonders mehr Resultate geliefert habe, so wird zu unterscheiden sein, ob die letzteren reinökonomischer Natur waren oder nicht. Und nur wenn das erstere der Fall ist, müssen wir deren Unrichtigkeit beweisen oder die Überlegenheit der älteren Behandlung anerkennen.

Verzichtet man also auf eine materiell mehr bietende Erklärung durch Heranziehung neuer Tatsachen und beschränkt man sich auf eine sozusagen mehr formale, so gibt es nur einen Weg, den man einschlagen kann. Was man dabei zu tun hat, welche Maßregeln notwendig sind, läßt sich allgemein und klar angeben und muß von jedermann beobachtet werden, wenn er nicht leicht nachweisbare Fehler begehen will. Wir haben da einen erfreulich exakten Boden unter den Füßen. Dieser Weg ist das, was wir Variationsmethode genannt haben, und mit dieser wollen wir uns näher bekannt machen. Ihre wissenschaftliche Bedeutung ist, ganz abgesehen vom eventuellen Werte



ihrer Resultate, eine große. Mit Rücksicht darauf, daß sie eine der ersten exakten Leistungen auf dem Gebiete des menschlichen Handelns darstellt — und jedenfalls den ersten längeren exakten Gedankengang — kommt ihr im Gebiete der „Geisteswissenschaften“ eine ähnliche Bedeutung zu, wie der Semmeringbahn auf dem der Technik. So verdient sie wohl, daß man sie kennen lerne, zeigt sie uns doch den ersten Schimmer eines neuen wissenschaftlichen Tages.

§ 2. Die Variationsmethode besteht in folgendem Vorgange: Unser System befinde sich im Gleichgewichte, wobei, wie wir sahen, alle seine Elemente eindeutig bestimmt sind. Man vergrößert oder verkleinert nun eines derselben um eine kleine Größe. Dann beobachtet man, was geschieht. Alle anderen Elemente werden sich ebenfalls ändern, nicht in gleichem Maße, manche, die meisten sogar, nur unmerklich, aber dennoch alle. Daß eines oder das andere gleich bleibe, ist zwar nicht völlig unmöglich, würde aber, wenn keine äußere Macht das verursacht, wovon wir ebenso absehen wie von neuen Eingriffen oder nicht wirtschaftlichen Gegeneinflüssen gegen unsere betrachtete Störung, nur einen ebenso unwahrscheinlichen, wie prinzipiell bedeutungslosen Zufall darstellen. Denn wenn, wie wir sahen, alle Elemente durcheinander bestimmt sind, so kann, nachdem eines sich geändert hat, nicht mehr derselbe Zustand unser Nutzenmaximum liefern und somit nicht mehr der Gleichgewichtszustand sein. Es ist ja leicht ersichtlich, daß dann nicht mehr alle Bedürfnisse gleich befriedigt, daß die Grenznutzenverhältnisse infolge der Änderung einer der Mengen, die sie bestimmen, nicht mehr gleich sind und daß daher im Sinne unserer Annahmen eine Tendenz zur Änderung besteht. Und die Beobachtung dieser Änderungen nun gibt uns eben die Bewegungsgesetze, die wir suchen, sie gibt uns alles, was die reine Ökonomie für diese Probleme zu leisten vermag. Die Variationen erfolgen als Reaktion gegen die Störung des Gleichgewichtes und führen einen neuen Gleichgewichtszustand, der ebenso eindeutig bestimmt ist,

wie der frühere, herbei, und man kann unser Vorgehen auch dahin ausdrücken, daß wir den neuen Gleichgewichtszustand zu finden und mit dem früheren zu vergleichen haben, woraus sich dann unsere Resultate ergeben.

Das ist die Grundlage, die Methode in ihrer einfachsten Gestalt. Ehe wir weitergehen, verweilen wir etwas dabei, um einige notwendige Bemerkungen hinzuzufügen. Die Methode ist nichts anderes, als eine Ausarbeitung der bekannten Preisbildungsgesetze oder, wie man populär, aber wenig korrekt sagen kann, der Gesetze von Angebot und Nachfrage. Aus diesem einfachen, ja dürftigen Ausgangspunkte holt sie alles heraus, was da herauszubolen ist. Wie sich die Preise gestalten, wenn sich etwas im Systeme ändert, das legt sie erschöpfend dar, soweit das allgemein möglich ist. Die ältere Betrachtung hat da nichts Besonderes ergeben, wie wir sahen, und es fragt sich, ob das vervollkommnete Instrument mehr aus dem System herauszupressen vermag. Was immer vorfällt, wird erfaßt unter dem Gesichtspunkte der Änderung eines Elementes unseres Systemes. Nie kann eine reinökonomische Wirkung anders auftreten als durch das Medium der Preise, und die Grundlage ihrer Bewegungsgesetze ist eben durch die Angebots- und Nachfragefunktion experimentell gegeben. Allerdings kennen wir deren genaue Gestalt nicht, aber wir kennen gewisse Eigenschaften derselben, und unsere Methode zieht systematisch alle jene Schlüsse aus ihnen, die möglich sind. Da wir nun das Gebiet des Reinökonomischen definitionsmäßig auf das beschränkt haben, was in der Tauschrelation enthalten ist, so ergibt sich nicht nur als notwendige, sondern als selbstverständliche Folge, daß unsere Methode das einzige ist, was die Theorie hier bietet.

Wir haben auf drei Punkte hingewiesen, welche unsere Art, die Sache zu behandeln, von der früheren oder besser von der allgemein üblichen unterscheiden, und die unseres Erachtens einen Fortschritt darstellen. Nun haben wir noch einen weiteren zu erwähnen. Erwägt man die reinökonomischen Folgen einer Veränderung irgendeiner Menge

eines Gutes im Systeme, so sind immer eine ganze Reihe von Wirkungen zu beachten, welche sich teilweise entgegenarbeiten. Hat man z. B. festgestellt, daß der Lohn steigen müsse, wenn die Arbeitsmenge verringert wird, so ist das ein ziemlich dürftiges Resultat. Aber das ist ja nicht alles. Es werden auch gewisse andere Preise steigen, nämlich die jener Güter, welche die Arbeiter nun erwerben. Das wirkt auch auf die anderen Einkommen. Und von diesen aus wiederum auf noch andere Preise. Die Tatsache der Lohnsteigerung an sich ferner wirkt auf die anderen Einkommen ganz direkt, wie ja leicht ersichtlich. Diese Dinge nun sind nicht so einfach, obgleich reinökonomisch, und ein Urteil darüber ist kein Gemeinplatz. Es handelt sich da nicht bloß um die Tatsachen dieser Variationen an sich, sondern um deren Vergleich untereinander. Nur so kann man zu einem Urteil kommen, das einigen Wert hat und für diesen Zweck kommt alles auf das „wieviel“ an. Was nützt es dem Arbeiter, wenn sein Lohn steigt, aber gleichzeitig auch die Preise seiner Lebensmittel in die Höhe gehen? Oder: gewinnt er ebensoviel oder mehr oder weniger, als die anderen Wirtschaftssubjekte verlieren? Das ist das punctum saliens, können wir darüber nichts sagen, so haben wir überhaupt nichts gesagt.

Gewöhnlich nun arbeitet man bei der Diskussion solcher Fragen, wenn man sich sie überhaupt stellt, mit „Argumenten“. Nirgends tritt das mehr hervor, als in dem Streite um die Schutzzölle. Der Schutzzöllner glaubt, alles getan zu haben, wenn er sagt, daß der Preis einer Ware steigen müsse, um irgendeine Industrie am Leben zu erhalten. Der Freihändler glaubt seinerseits, ihn widerlegt zu haben, wenn er auf die Nachteile hinweist, die dem Konsumenten daraus erwachsen. Wir werden später sehen, daß man diese Argumente überhaupt nie nebeneinanderstellen darf, da sie ganz verschiedene Dinge im Auge haben. Hier haben wir es nur mit dem Reinökonomischen und Statischen an der Sache zu tun. Dabei aber ist die relative Größe beider Momente von entscheidender Wichtigkeit. Die „Argumente“ sind fast

immer an sich richtig, nur stellen sie einen zu kleinen Ausschnitt aus den Tatsachen dar und übersehen alles andere. Wenn man sie noch so zweifelsfrei beweist, so hat man für das ganze Problem nichts gewonnen. Die Beispiele für derartige ganz fruchtlose Streitigkeiten sind zahllos. Jedes ökonomische Lehrbuch weist solche auf. Darin scheint mir eine wesentliche Ursache des geringen Vertrauens auf ökonomische Argumente zu liegen, das wir gegenwärtig so allgemein beobachten. Sich ganz widersprechende Beweisführungen können plausibel gemacht werden — zeigt das nicht klar, wie wertlos die Momente sind, auf denen sie beruhen? Von vollständig gleichen Grundlagen und mit vollständig gleichem Rechte kann man zu diametral entgegengesetzten „praktischen Standpunkten“ kommen — ergibt sich daraus nicht, daß man es mit wertlosen Spekulationen zu tun hat? Diesen Schluß zieht man tatsächlich vielfach. Man könnte aber noch etwas anderes tun, das nämlich, auf das wir hier hinweisen wollen, die Argumente näher zu prüfen und vor allem quantitativ zu formulieren.

Allerdings kann das dann noch nicht zu praktischen Resultaten ohne weiteres ausreichen, da für die Praxis, wie wir nicht müde werden zu betonen, auch noch ganz andere Dinge — und vielleicht vornehmlich andere — als die ökonomischen Gesetze in Betracht kommen. Aber immerhin können die letzteren mehr ergeben, als jene vagen Behauptungen, die meist mehr der Plattform als der Erkenntnis dienen. Für die quantitative Betrachtungsweise plaidieren wir hier, für die exakteste, die einzig wirklich exakte Form des Gedankenganges, für die Mathematik. Vor allem sind die Dinge, die zu beachten sind, so kompliziert, daß man sie mit Worten nur sehr schwer und gar nie ganz korrekt ausdrücken kann. Außerdem aber sind die Grundlagen so außerordentlich klar, und die Schwierigkeit besteht eben in einer vollständigen und korrekten Ableitung aus verhältnismäßig sehr einfachen Daten. Das ist nun gerade eine Aufgabe von der Art, für die die mathematische Analyse geschaffen ist, wo sie ihre Erfolge errang. Hier wird sie



unentbehrlich, sobald man einigermaßen tiefer geht und hier führt sie auch zu manchen Resultaten, welche nur durch sie geboten werden können. Unser System an sich kann ohne ihre Hilfe expliziert werden, aber nur der Mathematiker kann alles das mit vollständiger Sicherheit und Korrektheit gewinnen, was sich weiter ergibt. Wir wollen einiges davon kennen lernen unserem Grundsätze zufolge, nicht durch aprioristische Gründe, sondern aus unserer Arbeit heraus die Methodenfragen zu lösen. Auch auf einen anderen Vorteil der mathematischen Behandlung müssen wir hinweisen. Nur sie hebt alle Voraussetzungen und Bedingtheiten des Gedankenganges ganz klar hervor, so daß es fast unmöglich ist, sie zu übersehen. Das letztere ist außerordentlich häufig in den gewöhnlichen Diskussionen. Sagt jemand, daß der Preis infolge eines Schutzzolles in einem bestimmten Falle steigen und jemand anderer, daß er infolge der der Industrie gegebenen Anregungen fallen müsse, so übersieht man meist, daß sich beide Behauptungen überhaupt nicht widersprechen, da sie ganz andere Dinge im Auge, ganz andere Voraussetzungen haben. Aber auch in Fällen, wo das nicht so in die Augen springt, ist es wichtig, auf dieses Moment hinzuweisen. Fast jede Behauptung ist unter gewissen Voraussetzungen richtig, wie wir das auch sonst sahen. Diese klarzustellen, ist zu ihrem Verständnisse und ihrer Würdigung ganz essentiell. Nur bei der mathematischen Behandlung geschieht das nun systematisch: Was unser Gleichungssystem voraussetzt, steht klar vor unseren Augen. Wenn wir weitere Annahmen machen, z. B. Konstantbleiben gewisser Elemente, so kann das nicht unserer Aufmerksamkeit entgehen. Und das ist gerade für die Materie, von der wir hier sprechen, von der größten Wichtigkeit. Wo alles darauf ankommt, aus wenigen Daten das größte Erkenntnisrendement zu ziehen, hat die Methode des Vorgehens eine überragende Bedeutung, eine weit größere als bei anderen Problemen, wo es mehr auf Tatsachensammlung ankommt. Das führt uns nun dazu, gewisse Voraussetzungen unserer Methode sorgfältig zu erörtern, welche ihr Wesen

und ihre Grenzen beleuchten und uns wiederum einen Beitrag zum Verständnisse unseres statischen Systemes geben werden.

§ 3. Wir betrachten Preisvariationen. Wie sich dieselben gestalten, hängt von der Gestalt der Angebots- und der Nachfragekurve ab oder, korrekter, der beiden Nachfragekurven, aus denen wir den Preis erklärten. An dieser Gestalt müssen wir also festhalten. Denn täten wir das nicht, so könnten wir über die Variationen gar nichts aussagen. Werden die Wertfunktionen andere, so sind wir eines unentbehrlichen Datums beraubt. Und zwar könnten wir dann, wie gesagt, gar nichts behaupten, nicht etwa bloß nichts Exaktes. Ich meine damit das Folgende: Man könnte glauben, daß, wenn sich die Nachfragefunktion ändert — sagen wir z. B., wenn die Menschen plötzlich den Gebrauch eines bestimmten Gutes aufgeben, weil sich die Mode ändert —, wir dann zwar nicht unsere Methode anwenden, aber doch im allgemeinen sagen könnten, was geschieht. Das ist nicht immer möglich. Denn in einem solchen Falle ändert sich das ganze Wertsystem der Volkswirtschaft, neue Erscheinungen tauchen auf, von denen wir nichts wußten, und der neue Zustand ist im wahrsten Sinne des Wortes „unberechenbar“. Will man trotzdem etwas behaupten, so liegt darin ein weiterer — und sehr bedenklicher — Schritt auf der Bahn der Abstraktion und von der Wirklichkeit weg.

Das Gleichbleiben der Wertfunktionen, d. h. also der menschlichen Natur, der Geschmacksrichtungen usw. ist demnach wesentlich. Hier erst verstehen wir vollkommen, warum wir darauf ein solches Gewicht legten: Die Demonstrierung der Grundprinzipien des Systemes wäre an sich wohl auch ohne diese Voraussetzung möglich. Aber das führt einen Schritt weiter. Damit die Wertfunktionen gleich bleiben können, dürfen sich die Mengen nicht um viel ändern. Wir sahen ja bereits, welche Schwierigkeiten in der Annahme einer kontinuierlichen Wertfunktion für jedes Gut und jedes Individuum liegen. Dieselbe gilt nicht ohne

weiteres von $0-\infty$, wenn wir auch für gewisse Zwecke diese Annahme machen. Ganz korrekterweise gilt sie nur immer für kleine Intervalle. Hätte man viel mehr oder viel weniger von einem Gute als man tatsächlich hat, würde die ganze Wirtschaft anders ablaufen. Neue Verwendungen würden auftreten oder manche wegfallen, so daß die Wertfunktion nicht dieselbe bliebe. Und das würde auch auf alle anderen Wertfunktionen wirken, zunächst auf die der komplementären, weiters auf die der rivalisierenden und endlich auch auf die aller Güter. Genau genommen gilt ja das Wertsystem und überhaupt alles, was es auf unserem Untersuchungsgebiete gibt, nur für eine ganz bestimmte Menge von Gütern jeder Art. Ferner nur für eine bestimmte Art zu wirtschaften, wozu auch ganz bestimmte Tauschakte gehören, deren Resultat schon, in der Weise, die wir darlegten, in der Wertfunktion der Preisgüter erscheint. Eigentlich darf sich gar nichts von allem dem ändern, und würde durch eine „Störungsursache“ z. B. bewirkt, daß eine Gütermenge, die A bisher gegen eine andere des B einzutauschen pflegte, nun zu etwas anderen verwendet wird, so sind die Folgen nicht zu überblicken. Denken wir nur daran, daß die Störungsursache ein Prohibitivzoll sei, der A und B, die dies- und jenseits einer Grenze wohnen, am Tausche hindere. Die beiden können nun versuchen, eine andere Tauschgelegenheit zu finden — etwa im Inlande: — dieselbe wird aber sicher nicht ebenso vorteilhaft sein, wenn wir glatte Wirksamkeit unserer Gesetze annehmen, was wir hier tun müssen. Sie können die bisher ausgetauschten Güter selbst konsumieren. Es könnte aber auch sein, daß dieselben für sie wertlos würden. Die Tauschenden können ferner durch die Störung gleichsam „aufgepult“ werden und etwas ganz Neues, woran bisher niemand dachte, mit den Gütern anfangen. In allen diesen Fällen, welche alle gleich möglich sind, wird — obgleich das in dem zuletzt angeführt besonders klar ist — unser ganzes System verändert, und wir sind außerstande, etwas wirklich Beachtenswertes auszusagen.

Wir mußten diesen Tatbestand so scharf herausheben, um den Hintergrund für das Folgende zu gewinnen, um das Wesen unserer Methode sich gut abheben zu lassen. Obgleich das nämlich so ist — und es ist gut, sich das immer gegenwärtig zu halten —, so gibt es doch zwei Trostgründe. Zwei Umstände ermöglichen es uns, dennoch weiter vorzudringen. Erstens das Moment, auf dem die Infinitesimalmethode beruht: Kleine Änderungen können wir doch berücksichtigen und hierin eben liegt das Wesen, der Wert, aber auch die Grenze unserer Methode. Sie ist essentiell eine Form der Infinitesimalmethode. Betrachten wir das etwas näher. Dem Laien scheint es immer bedenklich, daß gewisse Urteile für „unendlich kleine“ Größen wahr sein sollen, die für erhebliche Größen unzweifelhaft falsch oder unmöglich sind. Er benützt sogar sehr häufig eine entgegengesetzte Methode; was nicht ganz klar für das Kleine scheint, wird vergrößert, um die Sache mehr in das Licht zu rücken. Und den ersten Eindruck der Infinitesimalmethode auf ihn kann man nicht besser als durch den Ausdruck „Schwindel“ charakterisieren. Manche Professoren der Mathematik nehmen dieses bekannte Gefühl zum Ausgangspunkte ihrer Darlegungen und sagen an der Stelle, wo der Übergang vom „Endlichen“ zum „Unendlichkleinen“ stattfindet: „Jetzt wollen wir uns einen kleinen Schwindel erlauben.“ Das ist didaktisch äußerst zweckmäßig und dient dazu, das Willkürliche, nicht ganz streng Logische des Vorganges, seine Hilfsmittelnatur, hervorzuheben. Nun, unsere Aufgabe kann es nicht sein, die Infinitesimalmethode näher zu besprechen und wir haben uns auch der Kürze halber erlaubt, mit Rücksicht auf sie eine nicht ganz korrekte Ausdrucksweise zu verwenden. Das für uns Wichtige ist, daß unsere Variationsmethode hierher gehört. Wir können keine irgendwie erheblichen Änderungen in der Größe der ökonomischen Quantitäten behandeln, wohl aber solche, die im Verhältnisse zu den Daten des Problem es klein sind.

Wie groß können die Änderungen sein, wenn unsere Methode anwendbar sein soll? Das machen wir uns am

besten klar, wenn wir uns vergegenwärtigen, warum die Änderungen klein sein müssen. Wir antworteten auf diese letztere Frage: damit sich das Wertsystem nicht ändere. Wann ist das nun der Fall? Ersichtlicher Weise dann, wenn die Mengenänderung so klein ist, daß das betroffene Individuum dadurch nicht veranlaßt wird, seine Produktions- und Konsumkombination wesentlich zu ändern. Alle Güter verwendet es dann wie bisher und zu denselben Zwecken wie bisher. Nur jene Änderungen nimmt es vor, die innerhalb der Grundlinien seines Wirtschaftens möglich sind. Unterläßt jemand z. B. seine gewohnte tägliche Leibesübung aus irgendeinem Grunde ganz, so wird er zu anderen Dingen mehr Zeit und Kraft haben. Er wird sich auch anders — schlechter, aber vielleicht auch besser — fühlen. Das kann nun zum Anstoße werden, seine ganze Lebenseinteilung zu ändern, Dinge zu tun oder zu unterlassen, die er sonst immer tat oder an die er nie dachte. Schränkt er aber seine Übung etwas ein, so werden zwar auch Wirkungen eintreten aber ganz andere: seine Gesundheit wird ungefähr dieselbe bleiben; der Kraftüberschuß und die — sagen wir — fünf Minuten, die er gewinnt, werden anders verwendet, aber wahrscheinlich nur einer jener Beschäftigungen zugewandt, denen er schon bisher oblag. Er wird einige Zeilen mehr an seinem Buche schreiben, aber er wird kein neues beginnen. Und jene Beschäftigung, die diesen Zuwachs erfährt, wird wohl etwas gefördert, aber nicht so, daß sie zu wesentlich anderen Resultaten führen könnte. Wird ein gewisser Zoll auf einen Tauschakt gelegt, so werden die Parteien weitertauschen, wenn er nicht prohibitiv ist, aber vielleicht etwas geringere Mengen. Dann erübrigen sie z. B. von den Gütern, die sie bisher austauschten, etwas, das aber nicht ausreicht, große neue Erscheinungen hervorzurufen, sondern eben benachbarten Verwendungen zugeführt wird. Wir beantworten also die Frage, wie groß unsere Änderung sein darf, nicht absolut, sondern nur durch eine Regel: sie darf nicht so groß sein, daß die Wertfunktionen versagen würden. Die konkrete Größe ist von Fall zu Fall verschieden. Bei

manchen Gütern wird eine Einheit schon zu groß sein. So z. B. bei Maschinen: hier müssen wir uns des Mittels der Unterscheidung von „Güterelementen“ bedienen, das wir Professor Clark verdanken. Auch je nach der Frage, die man gerade behandelt, gestaltet sich das verschieden: betrachtet man das Individuum, so ist natürlich eine andere Größe „sehr klein“, wie wenn man die ganze Volkswirtschaft untersucht. „Sehr klein“ ist ja ein ganz relativer Begriff.

Das beleuchtet nun wiederum das Wesen der „Statik“. Wir begreifen nun lebendiger, warum diese Konstruktion so nötig ist. Unser Resultat, daß wir nur kleine Veränderungen behandeln können, heißt nichts anderes, als daß wir uns innerhalb der Grenzen der Statik halten müssen, weil unsere Methode außerhalb derselben versagt und jene Annahmen, die uns unsere Sätze geben, dann wegfallen müssen. Nur innerhalb derselben stehen wir auf festem Boden, gewinnen wir gesicherte Resultate. Und Theorien, welche mit unserer Konstruktion unvereinbar sind, wie z. B. die Zinstheorie v. Boehm-Bawerks, müssen ganz anders betrachtet, ganz anders beurteilt werden, haben auch ganz andere Voraussetzungen, so daß man sie nicht ohne weiteres neben die statischen stellen kann.

Unsere Methode ist also essentiell statisch, was nicht immer erkannt wurde. Wir sehen nun, warum wir auch das zweite jener beiden Probleme, die wir bezüglich der Bewegungen, die in den Elementen unseres Systemes vor sich gehen, unterscheiden, nicht vollständig lösen können, wenigstens nicht mit statischen Mitteln. Das ist eine sehr ernste Einschränkung des Gebietes der reinen Ökonomie. Auf die großen Veränderungen ist unser Interesse gerichtet, namentlich auf einige große Entwicklungstendenzen, und hier, wo es uns so ganz klar wird, daß wir dazu nichts zu sagen, daß wir damit nichts zu tun haben können, drängt sich wiederum die Frage auf, was unsere reine Theorie denn wert sei. Ihre Resultate werden der Wirklichkeit erträglich nahe kommen, wenn man kurze Zeitperioden betrachtet. Darin liegt zu einem Teil ein Trost. In der Tat, die

„systembestimmenden Tatsachen“ ändern sich im allgemeinen nicht schnell. Sie können für kurze Perioden als konstant aufgefaßt werden, ohne daß man fürchten müßte, zu weit von der Wirklichkeit abzukommen. Auch das Leben und die Gewohnheiten der Menschen beharren verhältnismäßig zähe und nur, wenn man die Betrachtung derselben auf einen längeren Zeitraum ausdehnt, erkennt man, daß sie im Fluße einer steten Veränderung sind. So kann man denn von einem bestimmten Zustande der Wirtschaft aus bei Eintritt einer nicht zu großen oder vehementen Störungsursache im allgemeinen mit Beruhigung deren wirtschaftliche Folgen voraussagen und erwarten, daß dieselben in der nächsten Zukunft sich auch wirklich erkennen lassen werden.

Aber nur in der nächsten Zukunft. Denn sehr bald überflutet sie der Strom der Entwicklung. Aber zum anderen Teile macht uns das auf ein wichtiges Charakteristikon des statischen Zustandes aufmerksam, auf das wir erst jetzt ausdrücklich zu sprechen kommen. Wir haben bereits das Gleichnis von der Momentphotographie gebraucht. Nun haben wir weiterzugehen. Nicht nur ist unser theoretisches Bild der Wirklichkeit von dem Zustande derselben in einem Momente abstrahiert, es ist auch nur brauchbar für einen Moment. Wohl würde uns, um bei unserem gegenwärtigen Thema zu bleiben, streng genommen nichts hindern, einen beliebig langen Zeitraum zu betrachten. Aber unser Bild würde dann zu wirklichkeitsfremd werden. Was nützt es uns zu sagen, daß infolge einer Störungsursache die Preise fortschreitend z. B. steigen werden, wenn andere Störungen diese Wirkung nicht nur verdecken sondern völlig aufheben?

Nicht deshalb, weil wir es methodisch nicht könnten, müssen wir auf die Betrachtung großer Zeiträume verzichten, sondern deshalb, weil in solchen, wenn man eine Wirtschaftsepoche sozusagen sub specie aeternitatis ansieht — und bei den Problemen, die dann in den Vordergrund treten —, ganz andere Dinge interessant werden, als unsere

rein ökonomischen Resultate. Beispiele sollen später angeführt werden. Nicht bloß deshalb ist unser System entwicklungslos, weil in dasselbe keine Tendenz zur Entwicklung aufgenommen ist und weil überdies eine Entwicklung die Daten, die wir nicht entbehren können, zertümmern würde, sondern auch, weil die Wirkungen, die reinökonomisch und zwar statisch sich erklären lassen, neben viel großartigeren jedes Interesse verlieren. Wohl könnten wir ja auch hier sagen, daß wir von diesen anderen Dingen absehen — logisch wäre das nicht bedenklicher als das gleiche Vorgehen, wenn für einen „Augenblick“ gemeint — aber hier täten wir das mit weniger Recht und könnten den bekannten Einwendungen eine Berechtigung nicht aberkennen.

Das hat die Folge, daß wir einem Argumente gegenüber, das an die Entwicklung appelliert, vollständig machtlos sind. Wir können höchstens sagen, daß, wie ihm die Zukunft, so uns die Gegenwart gehöre und daß, wenn wir nichts gegen dasselbe, so dasselbe nichts gegen uns beweisen könne, daß ein Streit überflüssig ist. Schon das klar einzusehen, ist nicht wertlos. Die Argumente für den Schutzzoll z. B. sind fast alle „dynamischen“ Charakters, weisen auf Entwicklungsmöglichkeiten hin. Diejenigen für Freihandel sind zum Teile statisch, betonen den unmittelbaren „Schaden“ eines Eingriffes in den Gleichgewichtszustand. Nun, soweit zwischen den Argumenten für beide dieser Unterschied besteht, kann man sie unmöglich gegeneinander exakt abwägen und die Diskussion wird resultatlos sein, spezielle Fälle ausgenommen: ich denke nur an die Diskussion der Prinzipienfrage.

Hier mag noch bemerkt werden, daß es uns mit Rücksicht auf die Tatsache, daß unser System strenggenommen ohnehin nur für kurze Perioden gilt, nicht nötig erscheint, die so gekünstelte Annahme einer sich völlig stationär erneuernden Bevölkerung und ähnliches zu machen, wovon früher gesprochen wurde. Und ferner können wir tatsächlich die individuell gleichen Werkzeuge festhalten und sie als

unzerstörbar fingieren. Das kommt der Wirklichkeit viel näher, als die anderen Fiktionen, die im entgegengesetzten Falle notwendig werden, und hat kaum einen Nachteil.

§ 4. Die gezeigten Grenzen sind sehr enge. Können wir wirklich nicht darüber hinauskommen? Das führt uns auf den zweiten Punkt. Zu groß dürfen die Änderungen tatsächlich nicht sein, wenn unsere Methode irgendeinen Wert haben soll. Ändern sich die Güterquantitäten, die wir im Besitze eines Individuums sehen, so, daß dasselbe z. B. dem Hungertode preisgegeben wird, so können wir nicht sagen, was geschieht. Wollten wir unsere Methode da dennoch formal anwenden, so wäre das lediglich Spielerei. Auskunft, Erkenntnis erhielten wir keine. Die Grenze des „Existenzminimums“ deutet, ziemlich roh allerdings, einen solchen Punkt an, über den wir unter keinen Umständen hinausgehen können; Veränderungen, die ein Individuum in eine andere Klasse bringen, seinen *standard of life* ändern, gehören ebenfalls hierher. Da reißen unsere Ankerketten. Aber im übrigen sind wir nicht ganz streng an unsere Forderungen gebunden. Wir haben also zuerst gezeigt, wie unser System strenggenommen jede Veränderung ausschließt. Wir haben sodann trotzdem unsere Methode in einer Form entwickelt, die jedermann als theoretisch einwandfrei anerkennen muß, wenn er nicht die Infinitesimalmethode ablehnen will. Nun wollen wir noch einen dritten Schritt tun, nämlich die Frage erörtern, ob wir nicht noch weiter gehen können.

Sicherlich können wir, wenn wir das tun, es nicht ebenso begründen, nicht ebenso verteidigen, wie das Bisherige; und deshalb wollen wir es auch streng davon scheiden, mehr als das sonst geschieht, damit ein Einwurf, der uns nun treffen mag, nicht auch gegen das Frühere erhoben werde. Aber an sich ist es nur natürlich zu versuchen, etwas weiter zu kommen. Schon bei einer früheren Gelegenheit haben wir darauf hingewiesen, daß die Geltung unserer Resultate oft weiter reicht, als die ihrer Voraussetzungen.

Richtiger ist es zu sagen, daß die letzteren selbst doch wahrer, der Wirklichkeit näher sind, als ihre Kritiker oft annehmen und als es bei ihrer ganz korrekten Formulierung scheint. Die Dinge ändern sich, aber doch nicht so sehr und vor allem nicht so schnell, sind in mancher Beziehung konstanter als man glaubt. Und haben wir bisher sorgfältig alle Grenzen und Bedingtheiten herausgearbeitet, welche für unsere Methode gelten, so ist es hier wiederum gut, kühn vorzugehen, nicht ängstlich um sich zu spähen, sondern etwas zu wagen. Bewährt sich ein Resultat nicht ganz, so bewährt es sich vielleicht zum Teile, bewährt es sich aber selbst gar nicht, so müssen wir es zwar fallen lassen, werden aber unseren Versuch selbst nicht verdammen und ihn ruhig nach anderer Richtung wiederholen. Wie weit man da gehen darf, dafür gibt es keine Regel, wissenschaftliche Befähigung, eine Art Takt, vermag allein das Richtige zu erkennen. Wir selbst wollen keineswegs hier in diese Bahnen einlenken. Für uns ist es wichtiger das Vorhandene zu sichten, die einzelnen Stufen der Abstraktion voneinander zu scheiden, als viele konkrete Detailresultate zu gewinnen. Wir wollen die Gegner beruhigen, nicht aber sie gleich wieder nervös machen. Freilich ist es keckes Vorgehen und nicht Diskussion der Voraussetzungen und korrekte Formulierung der Grundlagen, die vornehmlich neue Resultate liefert. Doch genüge es uns hier auf die Möglichkeit hinzuweisen.

Was zunächst den ersten Punkt, die Größe der Variationen betrifft, so sind wir — und das gilt sowohl für unsere Methode in ihrer einfachen Gestalt, wie für die weiteren Hilfsmittel, zu denen wir gleich kommen werden — ungeachtet der eben erwähnten Grenzen sicherlich nicht auf unendlich kleine Größen im Sinne der Mathematik beschränkt. Korrekt ist unser Vorgehen allerdings nur dann vollständig, wenn man das Wertsystem als unverändert durch die Variationen einer Menge annehmen kann. Aber man kann dasselbe Wertsystem theoretisch auch dann festhalten, wenn es sich ein wenig, aber unmerklich ändert.



Und schließlich auch dann, wenn es sich nicht zuviel, wenn auch merklich ändert. Handelt es sich z. B. um einen wenig bedeutenden Artikel, so kann man mit unserer Methode, besonders wenn man die Volkswirtschaft als Ganzes im Auge hat und von der Wirkung auf besonders dabei beteiligte Individuen absieht, auch die Wirkung seines völligen Fortfallens, also etwa die einer Modeänderung oder eines Prohibitivzolles — für einen nicht im Inlande erzeugten Artikel — untersuchen. Die Resultate werden nicht notwendig unbrauchbar sein. Freilich aber darf man nicht vergessen, daß man sich mehr erlaubt, als strenggenommen zulässig ist, und daß es quaestio facti jedes einzelnen Falles ist, welchen Wert das Resultat hat. Man muß sich klar sein, daß dasselbe anderen Stammes ist als eines, das mit unserer Methode in ihrer korrekten Form gewonnen wurde. Und eine Verifikation ist hier noch viel mehr und auch in einem noch anderen Sinne nötig, als sonst.

Ähnlich steht es mit dem Momente der Zeitperiode. Tatsächlich haben die Autoren, die sich mit unserer Methode befaßten, zwischen langen und kurzen Perioden unterschieden und kein Bedenken getragen, auch Schlüsse bezüglich der ersteren zu ziehen. Es liegt uns ferne, das zu verwerfen. Wir wollen nur die Verschiedenheit der Natur der Resultate in beiden Fällen hervorheben. Die kurze Periode ist statisch. Die Natur der Resultate ist uns bekannt. Bei Betrachtung einer langen Periode kommt noch eine Voraussetzung hinzu, nämlich die, daß sich „alle anderen Umstände“ nicht so ändern, daß die Resultate alle Bedeutung verlieren. Diese Voraussetzung ist oft erfüllt, mitunter mehr als man glaubt. Es wird oft möglich sein, eine bestimmte Erscheinung auf rein ökonomischem Wege zu erklären, welche eine ziemlich lange Zeit, mehrere Jahre etwa, oder selbst Jahrzehnte, von der Basis, von der die Erklärung ausgeht, abliegt. Aber man muß sich immer fragen, ob sie nicht durch neue „dynamische“ Ursachen herbeigeführt ist, ob wenigstens dieselben Grundlagen der Wirtschaft noch fortbestehen. Ist das letztere der Fall, dann tut es nichts zur Sache, wenn

unsere Resultate in der von anderen Momenten getrübbten Wirklichkeit nicht rein zutage treten. Hier fehlt der „Praktiker“ oft: wenn nicht das eintritt, was die Theorie vorhersagte, so lehnt er sie einfach als falsch ab. Das ist ungerechtfertigt. Unsere Gesetze wirken dann dennoch und das konkrete Resultat wäre ein anderes, wenn sie es nicht tun würden. Wenn wir die Diskrepanz befriedigt erklären können, so haben wir unsere Theorie gerechtfertigt. Nehmen wir ein Beispiel: Man hat konstatiert, daß die Erhöhung des österreichischen Kaffeezolles den Preis des Kaffees nicht gehoben habe und daraus seine Bedeutungslosigkeit gefolgert. Natürlich mit Unrecht. Denn es ist nichts klarer, als daß derselbe eben sehr gesunken wäre — oder besser viel mehr gesunken wäre — wenn dieser Zoll nicht vorhanden gewesen wäre, mit Rücksicht auf die große Zunahme der Kaffeeproduktion. Hier kann man das Resultat der Theorie ganz rechtfertigen und die Differenz des Preises im Inlande gegenüber dem des Weltmarktes gibt ein erträgliches Maß für die Wirkung des Zolles.

Bei manchen amerikanischen Zöllen ist die Sache anders: Auch da ist das Resultat der Theorie nicht „falsch“. Aber dieselben haben einen Anstoß zu Entwicklungen gegeben, welche die Sachlage so veränderten, daß man oft geradezu sagen kann — ein Beispiel wäre z. B. Schafwolle — daß durch den Zoll die Produzenten gewonnen haben und die Konsumenten auch. Das ist aber etwas anderes, die Wirkung des Zolles verschwindet in der Entwicklung, aber eben nur diese macht es möglich, daß er sich nicht fühlbar macht. Wären alle Produktionsverhältnisse beim alten geblieben — und überall außerhalb Amerikas wäre das mehr oder weniger der Fall gewesen, — so hätte man seine Wirkung sehr wohl nachweisen können. Aber ist die Theorie auch nicht „falsch“, so kann man mit einigem Rechte sagen, daß sie in solchen Fällen bedeutungslos wird. So liegen Wahrheit und Falschheit hier dicht nebeneinander und die Richtigkeit der einzelnen Parteiargumente läßt sich nicht allgemein, sondern nur von Fall zu Fall untersuchen.

Immer ist es sehr wichtig, die „Statik“ von der „Dynamik“ zu scheiden, und es würde das viel zu einer Klärung der Diskussion beitragen. Wie gesagt, dieser Unterschied fällt mit dem zwischen der Betrachtung kurzer und langer Perioden ungefähr zusammen, und dieser wieder mit der Konstanz und der Änderung der Wertfunktionen. Wir sprechen hier von „langer Periode“ in einem Sinne, der nicht mit A. Smith' und seiner Nachfolger Ausdruck „in the long run“ zu verwechseln ist. Der letztere Ausdruck dient nur als eine Klausel, um „Reibungswiderstände“ auszuschließen.

So haben wir also die Grundlagen unserer Methode erörtert. Aber in dieser Gestalt könnten wir mit ihr außer ganz einfachen Fällen — z. B. dem des Tausches zwischen zwei Wirtschaftssubjekten — nur noch die Eindeutigkeit der eintretenden Veränderungen behandeln. Dieselbe ist nicht schwer nachzuweisen. Setzt man an Stelle irgendeines Elementes des Systemes ein anderes ein, das von ihm etwas, aber nicht allzuviel verschieden ist, so wird das Gleichgewicht, wie wir sahen, gestört. Aber wir haben nun wiederum ebensoviele Gleichungen wie Unbekannte und so ist auch die neue Größe aller Elemente eindeutig bestimmt, steht auch hier ein bestimmter Gleichgewichtszustand fest. Das läßt sich mathematisch leicht zeigen, ist aber auch ohne solchen Apparat ohne Weiteres einzusehen. In demselben Sinne wie früher werden wir hier „normale“, „natürliche“, „notwendige“ Werte unserer Elemente finden, woraus sich auch die eindeutige Bestimmtheit der Variationen selbst ergibt.

Aber das ist auch so ziemlich alles. Zu weiteren Aussagen gelangen wir nicht. Das ist auch nicht befremdend. Alle die Wirkungen und Rückwirkungen, die sich zeigen, sind zahllos und mangels näherer Daten über die Gestalt unserer Funktionen läßt sich ihre relative Bedeutung nicht feststellen. Nehmen wir an, es werde eine Steuer auf einen Artikel gelegt. Sein Preis steige um ihren vollen Betrag. Nun wird die Nachfrage sinken, mithin auch jene nach den Produktionsmitteln des betreffenden Gutes. Daher auch das

Einkommen der Besitzer der letzteren und die von ihnen im allgemeinen ausgehende Nachfrage usf. Die Produzenten verlieren an den zum neuen Preise verkauften Stücken nichts. Ja es käme sogar ein Gewinn in Betracht, der vom Steigen des Geldwertes kommt, welcher infolge der Verringerung des Einkommens vieler Leute zu erwarten ist. Aber sie verkaufen weniger. Nun ist ferner zu berücksichtigen, daß möglicherweise der Staat oder jene, an die die Steuersumme kommt, eine Nachfrage entfalten; ferner daß jene Konsumenten, welche jetzt auf den Artikel verzichten, Geld übrig haben; daß andererseits jene, welche den Artikel trotz der Preiserhöhung weiterkaufen, die dazu nötigen Mittel anderen Bedürfnissen entziehen müssen. Und jede dieser Wirkungen wirkt wieder in leicht ersichtlicher Weise weiter.

Bedenkt man das, so wird man sich so recht bewußt, daß die betrachteten Veränderungen nur klein sein dürfen. Denn jede größere wird unfehlbar neue dynamische Erscheinungen hervorrufen. Es sind das ja alles eigentlich dynamische Veränderungen der Produktions- und Lebensweise der ganzen Volkswirtschaft, und deren Struktur bleibt nur dann im Wesentlichen erhalten, wenn sie verhältnismäßig klein sind.

§ 5. Aber weiters eröffnet sich unmittelbar ein Weg, dem Probleme beizukommen. Eine ganze Reihe von Vereinfachungen ist ganz ohne weiteres und andere sind mit einigen Reserven möglich. Wohl gehen wir dabei weiter auf der Bahn der Abstraktion, aber man wird sehen, daß das Ganze unbedenklich geschehen kann.

Vor allem wird man das Problem nicht unnötig komplizieren durch Betrachtung zu vieler Güter. Die Behandlung gestaltet sich wesentlich einfacher, wenn man nur zwei oder drei einbezieht, ohne daß man in Gefahr wäre, etwas Wesentliches zu übersehen. Namentlich ist es vorteilhaft, nicht zu viele Produktionsgüter bei einem und demselben Genußgute zu betrachten. Tatsächlich ist ja deren meist

eine ganze Anzahl. Behandelt man aber nur das allgemeine und nicht ein spezielles Problem, so hindert uns nichts, dieselben auf drei, Arbeit, Boden und Kapital — im Sinne v. Boehm-Bawerks — zu reduzieren, und wenn man nicht gerade die Wechselwirkungen und die Verschiebungen, die unter diesen dreien vor sich gehen, untersucht, so kann man es sich wohl auch erlauben nur eines und sogar noch weiters anzunehmen, daß dieses eine zu nichts anderem verwendet werde, als zur Produktion eben des betrachteten Gutes. Das ist sehr bequem und, wo es zulässig ist, im Interesse der Einfachheit der Resultate sehr wünschenswert.

Eine solche Vereinfachung braucht nichts Bedenkliches zu haben, und man würde Unrecht tun, wollte man sie als Karikatur der Wirklichkeit a limine ablehnen. Gewisse allgemeine Sätze lassen sich gerade so sehr gut demonstrieren, und wer für abstrakte Wissenschaft überhaupt Verständnis hat, wird einsehen, daß gerade solche, sozusagen technische Vereinfachungen der Anwendung der Theorie auf die Wirklichkeit gar nicht im Wege stehen.

Sodann fällt von selbst auf, daß nicht alle Wirkungen und Gegenwirkungen von gleicher Bedeutung, daß sozusagen nur jene in der Nachbarschaft des Punktes, wo die Störung eintritt, wichtig sind. Nachdem man also auf die Allgemeinheit derselben einmal hingewiesen hat, kann man sich auf einen Teil derselben beschränken, wobei man sich ja vorbehalten kann, je nach der Natur des Zweckes, den man verfolgt, seine Grenzen weiter oder enger zu ziehen. Wie nahe das liegt, sieht man nicht so sehr an dem allgemeinen, sondern besser an einem speziellen Probleme. Untersucht man z. B. die Wirkungen einer Preisbewegung von Stecknadeln, so kann man füglich von jenen absehen, die sie für den Preis etwa des Weines hat. Aus irgendeinem Grunde kann gerade diese Relation besonders interessant sein, liegt aber ein solcher nicht vor, so kann man den Weinpreis ruhig als konstant annehmen. Und nicht bloß den Preis des Weines, sondern auch den der großen Mehrzahl aller anderen Waren. Dieses Absehen von weiter abliegenden Wirkungen, dieses

Konstantannahmen von Größen, die sich streng genommen verändern, stellt ein weiteres methodisches Hilfsmittel dar. Der Rechtstitel, aus dem das geschieht, ist die Ansicht, daß man dabei nur Größen vernachlässige, welche selbst gegenüber den kleinen, mit denen wir es hier zu tun haben, „unendlich klein“ sind. Es muß daher gefordert werden, daß man stets nachweise, daß das der Fall ist. Das geschieht nun nicht immer; vielmehr ist es eine sehr gebräuchliche Methode, bei Untersuchung der Wirkungen einer Störungsursache einfach alle Preise mit Ausnahme desjenigen des betrachteten Gutes als konstant anzunehmen, ausdrücklich oder, viel häufiger noch, stillschweigend. Das ist nichts anderes, als die hier diskutierte Vereinfachung in größter Dosis.

Sicher ist das nicht notwendig unzulässig. Unbedeutendere Artikel, wie Champagner z. B., lassen sich so ganz gut behandeln. Ist der betrachtete Artikel aber z. B. Getreide oder Arbeit, dann muß die Wirkung auf die anderen Preise berücksichtigt werden, sonst wird das Resultat nicht bloß unvollständig, sondern falsch werden. Unvollständig würde es, weil die entfernteren Wirkungen bei solchen Waren keineswegs „Größen höherer Ordnung“ sondern, vielleicht ebensowichtig sind, wie die unmittelbaren. Diese Unvollständigkeit hindert znm mindesten unmittelbare Anwendung der Resultate auf die Wirklichkeit. Falsch aber würde dasselbe, weil eine Veränderung in dem Preise so wichtiger Güter die ganze Volkswirtschaft alteriert und ihre Wirkung durch starke Gegenwirkungen teilweise aufgehoben wird. Um ein Beispiel anzuführen: Eine Veränderung im Preise des Brotes wirkt auf alle kleinen Einkommen erheblich. Infolge eines Steigens desselben müßte die Nachfrage nach anderen Gütern sinken und zwar so stark, daß man das nicht übersehen kann. Tut man es doch, so sieht man nur einen Teil des Problemes. Aber das ließe sich ja verteidigen, wäre eben eine abstrakte Betrachtung gewisser Erscheinungen. Jedoch treten Gegenwirkungen auf, welche die Preiserhöhung direkt aufzuheben tendieren. Eine

solche, die oft beobachtet wurde, ist eine Lohnsteigerung. Durch dieselbe wird die Preissteigerung des Brotes zum Teile illusorisch, und insoweit ist unser Resultat dann falsch.

Ein Gut aus der Menge jener, deren Wert als konstant angenommen zu werden pflegt, bedarf einer besonderen Betrachtung, weil es sich überall eindringt — das Geld. Der Grenznutzen des Geldes kann im allgemeinen nicht als konstant betrachtet werden. Jede vorkommende Störung unseres Systemes alteriert ihn. Das ist ja leicht ersichtlich: Steigt der Preis eines Gutes bei gleichbleibendem Einkommen, so muß offenbar der Grenznutzen des Geldes steigen, wenn die Konsumtion fortgesetzt, fallen, wenn sie aufgegeben wird, und umgekehrt, wenn der Preis eines Gutes fällt. Er ist ein Produkt des jeweiligen wirtschaftlichen Milieus und muß bei jeder Veränderung desselben in Mitleidenschaft gezogen werden. Wir brauchen das kaum näher auseinanderzusetzen. Zugleich sieht man, daß die Bewegung des Geldwertes eine sehr wichtige Erscheinung ist. Sie spiegelt die Veränderung wieder, welche die Störungsursache in der Lage jedes Wirtschaftssubjektes hervorgerufen hat und auch im gewissen Sinne das Verhalten des letzteren. Was das Wirtschaftssubjekt bezüglich jenes Gutes tut, dessen Preis sich geändert hat, ob es also seine Nachfrage einschränkt und um wieviel und wie das wiederum auf die Produktion des Gutes wirkt — das ist nur ein Teil des Problems. Und zum andern Teile kommt man eben durch das Medium des veränderten Geldwertes. Aber auch zum Verständnisse des Verhaltens des Wirtschaftssubjektes zu dem Gute, in dem die Veränderung eintritt, ist Rücksicht auf den Geldwert nötig. Denn die Nachfragefunktion bezieht sich ja auf Geld, und zu jedem ihrer Punkte gehört wie ein verschiedener Grenznutzen des betreffenden Gutes, so ein verschiedener des Geldes. Strenggenommen ist in ihr schon die Variation des letzteren enthalten, und sie wäre eine andere als sie ist¹, wenn er konstant wäre. So darf

¹ Wie früher schon angedeutet wurde.

man also auch nicht bei Betrachtung der Wirkungen von Umständen der hier besprochenen Art dieses Moment übersehen. Besonders bei jenen Gütern wird das deutlich, deren Preise unmittelbar die Einkommen bilden. Steigt z. B. der Lohn, so fällt unvermeidlich der Grenznutzen des Geldes für den Arbeiter, und eben das bedeutet die Ausdehnung seiner Nachfrage auf weniger wichtige Genußgüter. Die Diskussion der Lohnsteigerung kann unmöglich darüber hinweggehen. Es handelt sich um einen essentiellen Teil des Problem.

Andererseits aber ist es klar, daß Konstanz des Geldwertes für viele unserer Diskussionen äußerst nötig ist. Bleiben wir zunächst bei dem eben erwähnten Beispiele: Bekommt der Arbeiter mehr Lohn, so kann man, wenn man unser Moment nicht berücksichtigt, sehr klar sagen, was geschieht. Er wird mehr arbeiten. Das kann man nicht mehr so einfach behaupten, wenn man anerkennt, daß er nun das Geld weniger schätzt. Die Wirkung der Lohn-erhöhung ist ganz unbestimmt, und es mag sein, daß der Arbeiter sich nun weniger anstrengen, eine kürzere Zeit der Arbeit und mehr Zeit der Ruhe widmen wird. Mittels des Geldwertes reduzieren wir alle Größen, mit denen wir es zu tun haben, auf gleichen Nenner und ermöglichen so einen Vergleich derselben. Ist der Nenner konstant, so ist alles unendlich einfacher, als wenn er sich ändert. Namentlich wird der Vergleich der beiden Gleichgewichtszustände, um den es sich bei unserer Methode handelt, erheblich erschwert, wenn wir so korrekt sind, anzunehmen, daß bei Übergang von einem zum anderen, wie alles andere, so auch der Geldwert sich änderte. So wird denn sowohl in der wissenschaftlichen wie in der außerwissenschaftlichen Diskussion fast immer ausdrücklich oder stillschweigend Konstanz des Geldwertes angenommen. Müssen wir auf die so erzielten Resultate verzichten? Nicht ganz, obgleich es sicher ist, daß durch dieses Vorgehen oft interessante Erscheinungen — und gerade verborgene, die herauszuarbeiten einer der größten Dienste wäre, die die Wissenschaft der Praxis zu

leisten vermag — verdeckt werden. Auch hier nämlich werden wir zugeben, daß bei kleinen Änderungen und kurzen Zeitperioden der begangene Fehler so klein ist, daß man ihn eben begehen darf. Muß man für ein Genußgut etwas mehr zahlen, so wird die Wertschätzung einer Geldeinheit dadurch nicht merklich alteriert. Ich schätze eine Geldeinheit nicht wesentlich mehr als bisher, weil jetzt eine Zigarre etwas mehr kostet als früher und die Klarheit und Einfachheit des Resultates ist wichtiger, als der Vorteil, der aus der Berücksichtigung dieses „mehr“ erwachsen würde. Allerdings liegt die Sache anders bei den meisten Massenartikeln und für das Budget des Arbeiters. Aber immerhin gibt es eine große Zahl von Fällen, wo die vereinfachte Betrachtungsweise ausreicht.

Auch die Kürze der betrachteten Periode kann sie zulässig erscheinen lassen und zwar mitunter selbst dann, wenn die zu untersuchende Veränderung nicht „klein“ ist. Der Grenznutzen des Geldes für jedes Wirtschaftssubjekt ist das Resultat langer Erfahrung und geht ihm nach und nach „in Fleisch und Blut“ über. Ganz unbewußt und gewohnheitsmäßig wendet es ihn an. Er ist das Barometer und der Regulator seiner Wirtschaft. Und so ändert er sich nicht leicht und nicht schnell. Werden auch seine Verhältnisse andere, so wird es doch versuchen, mit demselben weiter zu wirtschaften, wozu auch soziale und andere nicht wirtschaftliche Rücksichten mitwirken. Freilich kann das nicht lange so fortgehen. Aber wenn die Änderung nicht zu groß ist, so wird eine erhebliche Zeit vergehen, ehe unser Wirtschaftssubjekt sein ganzes Denken und Fühlen ändert — was ja mit Variierung des Geldwertes gleichbedeutend ist. Dinge, die ihm zur zweiten Natur geworden sind, müßte es aufgeben, festgewurzelten Gewohnheiten entsagen. Oft wird es vorziehen, zugrunde zu gehen, als „rechnen zu lernen“. Dieser Ausdruck „rechnen lernen“, dem man so oft besonders bei der Erörterung der wirtschaftlichen Lage von Klassen begegnet, die einen sehr schwer — und nur mit Schmerzen — zu ändernden standard

of life haben, wie etwa der grundbesitzende Adel in Ländern geringerer Kultur, drückt vortrefflich aus, wie unsicher tastend und widerwillig man sich einen neuen Grenznutzen seines Geldes konstruiert. Solange nun weder Untergang noch Assimilierung an das neue Milieu erfolgt ist — und in der Praxis ist der Spielraum für diesen unhaltbaren Zustand ziemlich groß —, solange läßt sich unsere Annahme verteidigen.

Auch andere Vereinfachungen noch werden vorgenommen, müssen vorgenommen werden. So wird, wenn z. B. der Preis eines Gutes steigt und infolgedessen die Nachfrage nach demselben sinkt, die Produktion desselben eingeschränkt und manche Produktionsmittel überflüssig werden. Was geschieht damit? Wohl können sie zur Erzeugung jener Dinge verwendet werden, denen sich die Nachfrage jener Leute zuwendet, welche nun nicht mehr das erwähnte Gut kaufen wollen. Aber erstens braucht es solche Leute nicht zu geben: Wenn auch die Nachfrage nach demselben eingeschränkt wird, so ist sein Preis doch höher und es braucht daher nicht notwendig „Kaufkraft frei zu werden“, wie man das ausdrücken könnte. Und zweitens berechtigt uns nichts anzunehmen, daß die eventuell freigewordene Nachfrage gerade soviel Produktionsmittel, nicht mehr und nicht weniger, in Anspruch nimmt, als beschäftigungslos werden. In ähnlicher Weise ist die Gleichung zwischen Einnahme und Ausgabe für jedes Wirtschaftssubjekt gestört. Die eine Summe übersteigt die andere. Nur infolge eines Zufalles könnte sie weiter bestehen. Im allgemeinen werden dieselben nun mehr ersparen können oder ihrem Sparfonde eine Summe entnehmen müssen. Endlich muß die Gleichheit zwischen Nachfrage- und Angebotpreis neu etabliert werden. Allen diesen Schwierigkeiten gegenüber hat man die Wahl, sie entweder anzuerkennen oder den gordischen Knoten durch die Annahme zu zerhauen, daß jene Gleichheiten bestehen. Und nur bei kleinen Änderungen geht das an.

Nicht nur die populäre, sondern auch die wissenschaftliche Diskussion übersieht diese Dinge meist. Und sie sind

zu spezieller Natur, als daß beim Leser Interesse für ein näheres Eingehen vorausgesetzt werden könnte. Sei es also genug, darauf hingewiesen zu haben.

Das wäre im Wesentlichen, was an allgemeinen Sätzen über unsere Methode zu sagen ist. Durch speziellere Annahmen nun, über die Natur der Störungsursache, deren Wirkungen betrachtet werden sollen, läßt sie sich sehr ergiebig ausgestalten, wobei sich auch noch nach Art des einzelnen Falles besondere Hilfsmittel ergeben. Die allgemeine Erörterung derselben wäre zu trocken und unverständlich und wir wollen daher lieber das Wichtigste davon an den konkreten Beispielen zeigen, zu denen wir nun kommen.

Zu lange habe ich vielleicht bei den Grundlagen unserer Methode verweilt. Ich tat es, weil ich der Überzeugung bin, daß es sich hier um die theoretischen — vielleicht sagt mancher lieber erkenntnistheoretischen — Grundlagen der wichtigsten, meist diskutierten Resultate der Nationalökonomie handelt. Wer mit Verständnis dem eben Vorgeführten gefolgt ist, wird bemerken, daß sich ihm daraus die Umrisse der üblichen Behandlungsweise abheben. In der Tat, was ich die Variationsmethode nannte, ist nichts anderes, als der exakte Ausdruck dessen, was überall dort geschieht, wo etwa zwei Politiker über Schutzzoll und Freihandel streiten, soweit sie sich ökonomischer Argumente bedienen. Ich wollte hier dasselbe tun, was zu tun auch sonst mein Streben ist, nämlich zeigen, was das Wesen und was die Voraussetzungen des ökonomischen Raisonnements eigentlich sind. Alle jene Vereinfachungen, über deren Bedeutung wir uns klar zu werden suchten, werden in der populärsten Diskussion vorgenommen, allerdings unbewußt und oft ohne Rücksicht auf die Grenzen, die den Resultaten dann gezogen sind. Auch die wissenschaftlichen Argumentationen erscheinen, meine ich, nun in einem schärferen Lichte. Trägt das Gesagte dazu bei, Verschiedenartiges

besser zu sondern und die Relativität und begrenzte Geltung fast jeder der gewöhnlich so allgemein gefaßten Behauptungen mehr zu beachten, als es mir zu geschehen scheint, so ist mein Zweck erreicht und die Zeit des Lesers nicht verloren.

Und wie ich zur Kritik der üblichen Theorie beigetragen zu haben glaube, so ist wohl auch ein besseres Verständnis dessen angebahnt, womit sich die abstrakten Untersuchungen mathematischer Art beschäftigen, gezeigt, daß ihre klaren Formen auch praktische Vorteile haben und uns manches vor Augen stellen, was sonst leicht der Aufmerksamkeit entschlüpft. Wir glauben nicht, zu viel gesagt zu haben. Begründeter wäre der entgegengesetzte Vorwurf. Aber es handelt sich darum, den Mittelweg zu finden zwischen ermüdendem Detail und der üblichen Sorglosigkeit.

Überblicken wir das Gesagte, so können wir es etwa so resümieren: Will man über die Variationen, die auf unserem Gebiete eintreten können, mit den Mitteln der Ökonomie auch nur etwas sagen, so darf man sich bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft nicht von den statischen Annahmen entfernen. Sonst erhält man keine exakten Resultate. Dann aber sind eine Reihe von Voraussetzungen zu machen, die nur in gewissen Fällen mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Sie sorgfältig zu diskutieren, ist kein jeu d'esprit, sondern zwingende Notwendigkeit. Niemand, auch der Historiker nicht, verzichtet darauf, etwas Ökonomisches für oder wider den Freihandel zu sagen. Stets aber, wenn er das tut, treibt er ökonomische Theorie und kann deren Grundsätze nicht ungestraft ignorieren. Und es zeigt sich, daß man sich da auf gefährlichem Boden bewegt und keinen Schritt ohne vorsichtige Zurückhaltung machen kann.

So sehr viel ist es nicht, was unsere Methode bietet. Und doch ist es alles, was an allgemeinen Wahrheiten gewonnen werden kann. Die Versuche mehr zu gewinnen sind zahlreich, von den Klassikern bis auf die Gegenwart. Aber ihr Wert ist ein zweifelhafter oder doch sehr bedingter. Dennoch — wenn unsere Methode nicht allzuviel bietet, so bietet sie doch viel mehr als nichts.

Nun wollen wir die Sache an Beispielen nochmals diskutieren. Der methodische Vorgang ist immer derselbe und es handelt sich nur darum, „die konkrete Störungsursache“ so zu adjustieren, daß sie sich in unser Schema — Veränderung der Größe eines oder mehrerer Elemente unseres Systemes — bringen läßt. Bei manchen geht das ohne Weiteres. So bei den praktisch wichtigsten und meist behandelten, als da sind: Auflage einer Steuer, Einführung eines Zolles, Alterierung des normalen Preises eines Gutes durch Festsetzung einer Taxe, Vernichtung einer Gütermenge durch einen Unglücksfall oder absichtlich u. dgl. Auch einzelne Kostenelemente, z. B. Transportkosten, Brokeragen, Kommissionen usw. lassen sich so behandeln. Nicht als ob das Wesen aller dieser Dinge dadurch erschöpfend erfaßt wäre. Vielmehr liegt in unserem Vorgehen eine Formalisierung, bei der wichtige Momente verloren gehen, so namentlich alle sozialen, historischen, politischen und andere Gesichtspunkte. Aber wohl wird das Reinwirtschaftliche an der Sache dadurch scharf ausgedrückt und in eine handliche Form gebracht. Bei anderen Störungsursachen geht das jedoch nicht so leicht. Ein Beispiel ist die Theorie des Einflusses der Einführung von Maschinen. An sich ist das eine dynamische Erscheinung, aber gewisse Wirkungen derselben lassen sich dennoch im Rahmen der Statik erörtern. Nur erhebt sich die Frage, welche Elemente man denn als dadurch unmittelbar alteriert betrachten soll. Eigentlich ist das bei keinen der Fall und es ist Frage der Zweckmäßigkeit, wie man das zu entscheiden hat. Hier liegt dann ein methodischer Kunstgriff vor, eine Fiktion, die sich an ihren Früchten zu bewähren hat. Eine eigentlich andere Erscheinung wird künstlich als eine Variation eines Elementes aufgefaßt. Bisher geschah das noch nicht, doch scheint uns darin eine wertvolle Erweiterung des Anwendungsgebietes unserer Methode zu liegen.



II. Kapitel.

Beispiele.

§ 1. Wie eine auf eine bestimmte Ware gelegte Steuer — welche nach dem Gesagten als klein angenommen werden muß — sich auf die einzelnen beteiligten Wirtschaftssubjekte verteilt und welches alle ihre Wirkungen sind, ist ein viel diskutiertes Problem. Zur vollständigen Würdigung der Steuer reicht das, was die Theorie bieten kann, sicherlich nicht aus. In der Praxis spielt die budgetäre Notwendigkeit, spielen soziale und politische Momente eine so große Rolle, daß unsere Resultate daneben vielleicht unbedeutend erscheinen. Auch ist die Art und Richtung des Einflusses einer Steuer in den konkreten Fällen meist ziemlich klar und kleine Fehler, die eine theoretisch unvollkommene Untersuchung zur Folge haben kann, werden oft, wenn es zur praktischen Anwendung kommt, ganz von selbst korrigiert. So machen die Korrekturen des Theoretikers oft einen geradezu kleinlichen Eindruck. Aber wenn man überhaupt Theorie treiben will, so muß man es auch so korrekt wie möglich tun. Und dazu ist unsere Methode mit ihrer Strenge unentbehrlich.

Der einfachste Fall ist der eines isolierten Wirtschaftssubjektes, das nur ein bestimmtes Gut mit Produktionsmitteln, die zu nichts anderem verwendet werden können, für seinen Bedarf erzeugt. Hier sind keine weiteren Vereinfachungen nötig. „Die Angebotskurve“ werde lediglich

durch die Funktion der Arbeitsmühe gebildet¹. Unser Mann produziert soviel, daß der Grenznutzen des Gutes gleich dem „Grenzleide“ der Arbeit ist. Nun werde ihm von irgendeiner äußeren Macht aufgelegt, künftig eine bestimmte Menge seines Produktes in jeder Produktionsperiode abzuliefern. Was geschieht? Er wird nun so viel produzieren, daß der Grenznutzen der Menge des Gutes, die ihm bleibt, gleich ist dem Grenzleide dieser Menge plus der abzuliefernden. Das ist die exakte Antwort. Ist Angebot- und Nachfragefunktion gegeben, so ist die alte wie die neue Produktmenge eindeutig bestimmt und wir haben auch einen exakten Ausdruck für den „Schaden“, den unser Subjekt erleidet. Wir können, wenn wir jene Daten besitzen, sehen, daß er im allgemeinen — Grenzfälle ausgenommen — etwas mehr produzieren wird als bisher, aber nicht notwendig um den ganzen Betrag der Steuer mehr, so daß er denselben teils seinem Konsumte entzieht, teils aber produziert. Letzteres Moment gibt uns den exakten Ausdruck der Theorie von der Steuerproduktion, in der also ein richtiger Kern liegt, was manche Kritiker verkannten. Würden die Produktionsmittel jenes Gutes auch noch zur Produktion eines anderen verwendet, so wäre das Resultat nicht so einfach. Man müßte die Wirkung der Produktion einer größeren Menge des besteuerten Gutes auf die des unbesteuerten berücksichtigen. Eine weitere Komplikation würde es darstellen, wenn die beiden Güter nicht nur der Produktion nach sondern auch bezüglich der Konsumtion in einem Zusammenhang stünden, sich ergänzten oder ersetzten. In unserem einfachen Falle hätte das keine Schwierigkeit, aber wir können das, besonders da sich nichts Wesentliches daraus ergibt, übergehen oder dem Leser überlassen. Wir sehen, daß gewisse Resultate sich ganz allgemeingiltig an einem sehr vereinfachten Schema demonstrieren lassen, dabei so-

¹ Hier haben wir einen Fall, wo wir den Gedankengang der Kostentheorie — wenigstens zur Hälfte — sehr gut gebrauchen können.

gar eine Klarheit gewinnen, die sonst unerreichbar wäre. Und das rechtfertigt dasselbe wohl.

Auch die allgemeine Antwort auf die Frage, wovon die Wirkungen einer Steuer abhängen, können wir geben: Sie hängen von der Gestalt oder wie man sagen kann, der Elastizität der Nachfrage- und Angebotsfunktionen ab. Diese Resultate sind exakter und korrekter, als die übliche „dialektische“ Behandlung sie hervorbringt. Aber besondere Entdeckungen enthalten sie nicht. Ihre Bedeutung liegt in etwas anderem. Ihre offenbare Richtigkeit nämlich verbürgt uns die Richtigkeit oder besser Brauchbarkeit unserer Grundlagen, verifiziert dieselben. Die Resultate sind ja, meines Erachtens, überhaupt das einzige wirklich verlässliche Kriterium für den Wert der letzteren. Nun, gerade die Selbstverständlichkeit der Resultate ist geeignet, uns über die Grundlagen zu beruhigen. An den Tatsachen, welche die Fallgesetze beschreiben sollen, zweifelt ja auch niemand. Aber deren Übereinstimmung mit der Erfahrung ist von größter erkenntnistheoretischer Bedeutung.

So ist es auch in unserem Falle. Und weiters, erst die Diskussion der Variationen lehrt uns unser System vollständig verstehen, rückt sein Wesen und seine Grenzen ins Licht. Manche Behauptungen über dasselbe wären unmöglich gewesen, wenn man immer auf diese Grenzen geachtet hätte. Doch läßt sich noch sehr erheblich mehr gewinnen. Das wollen wir nun an einem komplizierteren Falle zeigen und so zugleich auch einen Schritt weiter in unserer Darlegung gehen.

Nehmen wir an, es würden in einer Volkswirtschaft zwei Arten von Genußgütern produziert. Nur zwei, der Einfachheit halber. Beide haben einen Gleichgewichtspreis und sind in eindeutig bestimmter Menge vorhanden. Wir betrachten die Preise — die irgendwelche Geldpreise sein sollen — als Funktionen der produzierten Mengen. Diese Funktionen sind nicht gewöhnliche Nachfragefunktionen, welche sich auf einzelne Individuen beziehen, sondern Gesamtfunktionen, welche allerdings in analoger Weise gewonnen sind:

Wir fragen uns, welches die Gleichgewichtspreise wären, wenn wir die Menge variieren lassen. Das können wir allerdings nicht zwischen beliebig weiten Grenzen, wie früher ausgeführt, sondern nur in verhältnismäßig engen. Und ähnlich konstruieren wir für verschiedene Mengen einer Kostenpreisfunktion. „Kosten“ soll hier nichts anderes bedeuten, als die Auslage in Geld, welche für die Produktion der einzelnen Teilmengen zu machen ist. Der Marktpreis ist dann gegeben durch die Gleichheit des Nachfrage- und des Kostenpreises für beide Güter. Als Geld diene ein drittes Gut, dessen Grenznutzen konstant sei und das, einmal vorhanden, keine Produktionskosten verursache. Das heißt nichts anderes, als daß dieses „Geld“ lediglich ein Wertmaß sein solle. Seine Rolle als Tauschmittel, welche zu Wertänderungen führt, werde durch unsere — nur kleinen — Veränderungen nicht tangiert.

Nun werde auf eines der beiden Güter eine Steuer gelegt. Dieselbe kann verschiedener Art sein. Als Beispiel nehmen wir eine solche auf die Einheit des Gutes an.

Faßt man nun beide Güter als völlig unabhängig voneinander — sowohl nach der Konsumtions-, wie nach der Produktionsseite — auf, so läßt sich bezüglich des besteuerten dasselbe nachweisen, was wir früher erörterten. Im allgemeinen werden Käufer, wie Verkäufer geschädigt, in welchem Maße hängt von der Elastizität der beiden Funktionen ab. Doch gibt es zwei Grenzfälle — völlige Inelastizität des Angebots oder der Nachfrage —, in denen die Steuer nur die Käufer oder nur die Verkäufer trifft.

Diese Theorie kommt der Wirklichkeit nur dann ausreichend nahe, wenn jene Unabhängigkeit eine vollständige ist. Ganz kann das nie der Fall sein, aber angenähert trifft es wenigstens dann zu, wenn das besteuerte Gut gegenüber der Menge des anderen nur unbedeutend ist. Sonst würden seine Preis- und Mengenänderungen immer auch auf das andere wirken, auch wenn an sich der Konsum beider keinen Zusammenhang hätte und die Produktionsmittel verschiedene wären.

of life haben, wie etwa der grundbesitzende Adel in Ländern geringerer Kultur, drückt vortrefflich aus, wie unsicher tastend und widerwillig man sich einen neuen Grenznutzen seines Geldes konstruiert. Solange nun weder Untergang noch Assimilierung an das neue Milieu erfolgt ist — und in der Praxis ist der Spielraum für diesen unhaltbaren Zustand ziemlich groß —, solange läßt sich unsere Annahme verteidigen.

Auch andere Vereinfachungen noch werden vorgenommen, müssen vorgenommen werden. So wird, wenn z. B. der Preis eines Gutes steigt und infolgedessen die Nachfrage nach demselben sinkt, die Produktion desselben eingeschränkt und manche Produktionsmittel überflüssig werden. Was geschieht damit? Wohl können sie zur Erzeugung jener Dinge verwendet werden, denen sich die Nachfrage jener Leute zuwendet, welche nun nicht mehr das erwähnte Gut kaufen wollen. Aber erstens braucht es solche Leute nicht zu geben: Wenn auch die Nachfrage nach demselben eingeschränkt wird, so ist sein Preis doch höher und es braucht daher nicht notwendig „Kaufkraft frei zu werden“, wie man das ausdrücken könnte. Und zweitens berechtigt uns nichts anzunehmen, daß die eventuell freigewordene Nachfrage gerade so viel Produktionsmittel, nicht mehr und nicht weniger, in Anspruch nimmt, als beschäftigungslos werden. In ähnlicher Weise ist die Gleichung zwischen Einnahme und Ausgabe für jedes Wirtschaftssubjekt gestört. Die eine Summe übersteigt die andere. Nur infolge eines Zufalles könnte sie weiter bestehen. Im allgemeinen werden dieselben nun mehr ersparen können oder ihrem Sparfonde eine Summe entnehmen müssen. Endlich muß die Gleichheit zwischen Nachfrage- und Angebotpreis neu etabliert werden. Alle diese Schwierigkeiten gegenüber hat man die Wahl, sie entweder anzuerkennen oder den gordischen Knoten durch die Annahme zu zerhauen, daß jene Gleichheiten bestehen. Und nur bei kleinen Änderungen geht das an.

Nicht nur die populäre, sondern auch die wissenschaftliche Diskussion übersieht diese Dinge meist. Und sie sind

zu spezieller Natur, als daß beim Leser Interesse für ein näheres Eingehen vorausgesetzt werden könnte. Sei es also genug, darauf hingewiesen zu haben.

Das wäre im Wesentlichen, was an allgemeinen Sätzen über unsere Methode zu sagen ist. Durch speziellere Annahmen nun, über die Natur der Störungsursache, deren Wirkungen betrachtet werden sollen, läßt sie sich sehr ergiebig ausgestalten, wobei sich auch noch nach Art des einzelnen Falles besondere Hilfsmittel ergeben. Die allgemeine Erörterung derselben wäre zu trocken und unverständlich und wir wollen daher lieber das Wichtigste davon an den konkreten Beispielen zeigen, zu denen wir nun kommen.

Zu lange habe ich vielleicht bei den Grundlagen unserer Methode verweilt. Ich tat es, weil ich der Überzeugung bin, daß es sich hier um die theoretischen — vielleicht sagt mancher lieber erkenntnistheoretischen — Grundlagen der wichtigsten, meist diskutierten Resultate der Nationalökonomie handelt. Wer mit Verständnis dem eben Vorgeführten gefolgt ist, wird bemerken, daß sich ihm daraus die Umriss der üblichen Behandlungsweise abheben. In der Tat, was ich die Variationsmethode nannte, ist nichts anderes, als der exakte Ausdruck dessen, was überall dort geschieht, wo etwa zwei Politiker über Schutzzoll und Freihandel streiten, soweit sie sich ökonomischer Argumente bedienen. Ich wollte hier dasselbe tun, was zu tun auch sonst mein Streben ist, nämlich zeigen, was das Wesen und was die Voraussetzungen des ökonomischen Raisonnements eigentlich sind. Alle jene Vereinfachungen, über deren Bedeutung wir uns klar zu werden suchten, werden in der populärsten Diskussion vorgenommen, allerdings unbewußt und oft ohne Rücksicht auf die Grenzen, die den Resultaten dann gezogen sind. Auch die wissenschaftlichen Argumentationen erscheinen, meine ich, nun in einem schärferen Lichte. Trägt das Gesagte dazu bei, Verschiedenartiges

besser zu sondern und die Relativität und begrenzte Geltung fast jeder der gewöhnlich so allgemein gefaßten Behauptungen mehr zu beachten, als es mir zu geschehen scheint, so ist mein Zweck erreicht und die Zeit des Lesers nicht verloren.

Und wie ich zur Kritik der üblichen Theorie beigetragen zu haben glaube, so ist wohl auch ein besseres Verständnis dessen angebahnt, womit sich die abstrakten Untersuchungen mathematischer Art beschäftigen, gezeigt, daß ihre klaren Formen auch praktische Vorteile haben und uns manches vor Augen stellen, was sonst leicht der Aufmerksamkeit entschlüpft. Wir glauben nicht, zu viel gesagt zu haben. Begründeter wäre der entgegengesetzte Vorwurf. Aber es handelt sich darum, den Mittelweg zu finden zwischen ermüdendem Detail und der üblichen Sorglosigkeit.

Überblicken wir das Gesagte, so können wir es etwa so resümieren: Will man über die Variationen, die auf unserem Gebiete eintreten können, mit den Mitteln der Ökonomie auch nur etwas sagen, so darf man sich bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft nicht von den statischen Annahmen entfernen. Sonst erhält man keine exakten Resultate. Dann aber sind eine Reihe von Voraussetzungen zu machen, die nur in gewissen Fällen mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Sie sorgfältig zu diskutieren, ist kein jeu d'esprit, sondern zwingende Notwendigkeit. Niemand, auch der Historiker nicht, verzichtet darauf, etwas Ökonomisches für oder wider den Freihandel zu sagen. Stets aber, wenn er das tut, treibt er ökonomische Theorie und kann deren Grundsätze nicht ungestraft ignorieren. Und es zeigt sich, daß man sich da auf gefährlichem Boden bewegt und keinen Schritt ohne vorsichtige Zurückhaltung machen kann.

So sehr viel ist es nicht, was unsere Methode bietet. Und doch ist es alles, was an allgemeinen Wahrheiten gewonnen werden kann. Die Versuche mehr zu gewinnen sind zahlreich, von den Klassikern bis auf die Gegenwart. Aber ihr Wert ist ein zweifelhafter oder doch sehr bedingter. Dennoch — wenn unsere Methode nicht allzuviel bietet, so bietet sie doch viel mehr als nichts.

Nun wollen wir die Sache an Beispielen nochmals diskutieren. Der methodische Vorgang ist immer derselbe und es handelt sich nur darum, „die konkrete Störungsursache“ so zu adjustieren, daß sie sich in unser Schema — Veränderung der Größe eines oder mehrerer Elemente unseres Systemes — bringen läßt. Bei manchen geht das ohne Weiteres. So bei den praktisch wichtigsten und meist behandelten, als da sind: Auflage einer Steuer, Einführung eines Zolles, Alterierung des normalen Preises eines Gutes durch Festsetzung einer Taxe, Vernichtung einer Gütermenge durch einen Unglücksfall oder absichtlich u. dgl. Auch einzelne Kostenelemente, z. B. Transportkosten, Brokeragen, Kommissionen usw. lassen sich so behandeln. Nicht als ob das Wesen aller dieser Dinge dadurch erschöpfend erfaßt wäre. Vielmehr liegt in unserem Vorgehen eine Formalisierung, bei der wichtige Momente verloren gehen, so namentlich alle sozialen, historischen, politischen und andere Gesichtspunkte. Aber wohl wird das Reinwirtschaftliche an der Sache dadurch scharf ausgedrückt und in eine handliche Form gebracht. Bei anderen Störungsursachen geht das jedoch nicht so leicht. Ein Beispiel ist die Theorie des Einflusses der Einführung von Maschinen. An sich ist das eine dynamische Erscheinung, aber gewisse Wirkungen derselben lassen sich dennoch im Rahmen der Statik erörtern. Nur erhebt sich die Frage, welche Elemente man denn als dadurch unmittelbar alteriert betrachten soll. Eigentlich ist das bei keinen der Fall und es ist Frage der Zweckmäßigkeit, wie man das zu entscheiden hat. Hier liegt dann ein methodischer Kunstgriff vor, eine Fiktion, die sich an ihren Früchten zu bewähren hat. Eine eigentlich andere Erscheinung wird künstlich als eine Variation eines Elementes aufgefaßt. Bisher geschah das noch nicht, doch scheint uns darin eine wertvolle Erweiterung des Anwendungsgebietes unserer Methode zu liegen.



II. Kapitel.

Beispiele.

§ 1. Wie eine auf eine bestimmte Ware gelegte Steuer — welche nach dem Gesagten als klein angenommen werden muß — sich auf die einzelnen beteiligten Wirtschaftssubjekte verteilt und welches alle ihre Wirkungen sind, ist ein viel diskutiertes Problem. Zur vollständigen Würdigung der Steuer reicht das, was die Theorie bieten kann, sicherlich nicht aus. In der Praxis spielt die budgetäre Notwendigkeit, spielen soziale und politische Momente eine so große Rolle, daß unsere Resultate daneben vielleicht unbedeutend erscheinen. Auch ist die Art und Richtung des Einflusses einer Steuer in den konkreten Fällen meist ziemlich klar und kleine Fehler, die eine theoretisch unvollkommene Untersuchung zur Folge haben kann, werden oft, wenn es zur praktischen Anwendung kommt, ganz von selbst korrigiert. So machen die Korrekturen des Theoretikers oft einen geradezu kleinlichen Eindruck. Aber wenn man überhaupt Theorie treiben will, so muß man es auch so korrekt wie möglich tun. Und dazu ist unsere Methode mit ihrer Strenge unentbehrlich.

Der einfachste Fall ist der eines isolierten Wirtschaftssubjektes, das nur ein bestimmtes Gut mit Produktionsmitteln, die zu nichts anderem verwendet werden können, für seinen Bedarf erzeugt. Hier sind keine weiteren Vereinfachungen nötig. „Die Angebotskurve“ werde lediglich

durch die Funktion der Arbeitsmühe gebildet¹. Unser Mann produziert soviel, daß der Grenznutzen des Gutes gleich dem „Grenzleide“ der Arbeit ist. Nun werde ihm von irgendeiner äußeren Macht aufgelegt, künftig eine bestimmte Menge seines Produktes in jeder Produktionsperiode abzuliefern. Was geschieht? Er wird nun so viel produzieren, daß der Grenznutzen der Menge des Gutes, die ihm bleibt, gleich ist dem Grenzleide dieser Menge plus der abzuliefernden. Das ist die exakte Antwort. Ist Angebot- und Nachfragefunktion gegeben, so ist die alte wie die neue Produktmenge eindeutig bestimmt und wir haben auch einen exakten Ausdruck für den „Schaden“, den unser Subjekt erleidet. Wir können, wenn wir jene Daten besitzen, sehen, daß er im allgemeinen — Grenzfälle ausgenommen — etwas mehr produzieren wird als bisher, aber nicht notwendig um den ganzen Betrag der Steuer mehr, so daß er denselben teils seinem Konsume entzieht, teils aber produziert. Letzteres Moment gibt uns den exakten Ausdruck der Theorie von der Steuerproduktion, in der also ein richtiger Kern liegt, was manche Kritiker verkannten. Würden die Produktionsmittel jenes Gutes auch noch zur Produktion eines anderen verwendet, so wäre das Resultat nicht so einfach. Man müßte die Wirkung der Produktion einer größeren Menge des besteuerten Gutes auf die des unbesteuerten berücksichtigen. Eine weitere Komplikation würde es darstellen, wenn die beiden Güter nicht nur der Produktion nach sondern auch bezüglich der Konsumtion in einem Zusammenhange stünden, sich ergänzten oder ersetzten. In unserem einfachen Falle hätte das keine Schwierigkeit, aber wir können das, besonders da sich nichts Wesentliches daraus ergibt, übergehen oder dem Leser überlassen. Wir sehen, daß gewisse Resultate sich ganz allgemeingiltig an einem sehr vereinfachten Schema demonstrieren lassen, dabei so-

¹ Hier haben wir einen Fall, wo wir den Gedankengang der Kostentheorie — wenigstens zur Hälfte — sehr gut gebrauchen können.



gar eine Klarheit gewinnen, die sonst unerreichbar wäre. Und das rechtfertigt dasselbe wohl.

Auch die allgemeine Antwort auf die Frage, wovon die Wirkungen einer Steuer abhängen, können wir geben: Sie hängen von der Gestalt oder wie man sagen kann, der Elastizität der Nachfrage- und Angebotsfunktionen ab. Diese Resultate sind exakter und korrekter, als die übliche „dialektische“ Behandlung sie hervorbringt. Aber besondere Entdeckungen enthalten sie nicht. Ihre Bedeutung liegt in etwas anderem. Ihre offenbare Richtigkeit nämlich verbürgt uns die Richtigkeit oder besser Brauchbarkeit unserer Grundlagen, verifiziert dieselben. Die Resultate sind ja, meines Erachtens, überhaupt das einzige wirklich verlässliche Kriterium für den Wert der letzteren. Nun, gerade die Selbstverständlichkeit der Resultate ist geeignet, uns über die Grundlagen zu beruhigen. An den Tatsachen, welche die Fallgesetze beschreiben sollen, zweifelt ja auch niemand. Aber deren Übereinstimmung mit der Erfahrung ist von größter erkenntnistheoretischer Bedeutung.

So ist es auch in unserem Falle. Und weiters, erst die Diskussion der Variationen lehrt uns unser System vollständig verstehen, rückt sein Wesen und seine Grenzen ins Licht. Manche Behauptungen über dasselbe wären unmöglich gewesen, wenn man immer auf diese Grenzen geachtet hätte. Doch läßt sich noch sehr erheblich mehr gewinnen. Das wollen wir nun an einem komplizierteren Falle zeigen und so zugleich auch einen Schritt weiter in unserer Darlegung gehen.

Nehmen wir an, es würden in einer Volkswirtschaft zwei Arten von Genußgütern produziert. Nur zwei, der Einfachheit halber. Beide haben einen Gleichgewichtspreis und sind in eindeutig bestimmter Menge vorhanden. Wir betrachten die Preise — die irgendwelche Geldpreise sein sollen — als Funktionen der produzierten Mengen. Diese Funktionen sind nicht gewöhnliche Nachfragefunktionen, welche sich auf einzelne Individuen beziehen, sondern Gesamtfunktionen, welche allerdings in analoger Weise gewonnen sind:

Wir fragen uns, welches die Gleichgewichtspreise wären, wenn wir die Menge variieren lassen. Das können wir allerdings nicht zwischen beliebig weiten Grenzen, wie früher ausgeführt, sondern nur in verhältnismäßig engen. Und ähnlich konstruieren wir für verschiedene Mengen einer Kostenpreisfunktion. „Kosten“ soll hier nichts anderes bedeuten, als die Auslage in Geld, welche für die Produktion der einzelnen Teilmengen zu machen ist. Der Marktpreis ist dann gegeben durch die Gleichheit des Nachfrage- und des Kostenpreises für beide Güter. Als Geld diene ein drittes Gut, dessen Grenznutzen konstant sei und das, einmal vorhanden, keine Produktionskosten verursache. Das heißt nichts anderes, als daß dieses „Geld“ lediglich ein Wertmaß sein solle. Seine Rolle als Tauschmittel, welche zu Wertänderungen führt, werde durch unsere — nur kleinen — Veränderungen nicht tangiert.

Nun werde auf eines der beiden Güter eine Steuer gelegt. Dieselbe kann verschiedener Art sein. Als Beispiel nehmen wir eine solche auf die Einheit des Gutes an.

Faßt man nun beide Güter als völlig unabhängig voneinander — sowohl nach der Konsumtions-, wie nach der Produktionsseite — auf, so läßt sich bezüglich des besteuerten dasselbe nachweisen, was wir früher erörterten. Im allgemeinen werden Käufer, wie Verkäufer geschädigt, in welchem Maße hängt von der Elastizität der beiden Funktionen ab. Doch gibt es zwei Grenzfälle — völlige Inelastizität des Angebots oder der Nachfrage —, in denen die Steuer nur die Käufer oder nur die Verkäufer trifft.

Diese Theorie kommt der Wirklichkeit nur dann ausreichend nahe, wenn jene Unabhängigkeit eine vollständige ist. Ganz kann das nie der Fall sein, aber angenähert trifft es wenigstens dann zu, wenn das besteuerte Gut gegenüber der Menge des anderen nur unbedeutend ist. Sonst würden seine Preis- und Mengenänderungen immer auch auf das andere wirken, auch wenn an sich der Konsum beider keinen Zusammenhang hätte und die Produktionsmittel verschiedene wären.

Ein naheliegender Gedankengang führt zu einer vollkommeneren Betrachtungsweise. Die Nachfrage, die jemand nach einem Gute entfaltet, ist niemals von demselben allein, sondern von seinem gesamten Genußgüternvorrat abhängig. In der Sprache der psychologischen Richtung kann man das sehr überzeugend dartun, durch den Hinweis darauf, daß die Befriedigung, die jemand durch die Konsumtion eines Gutes erlangt, nie allein von diesem abhängt: Wie man ein Nahrungsmittel schätzt, gestaltet sich verschieden, je nachdem man noch andere besitzt oder nicht. Am klarsten ist das natürlich im Falle komplementärer Genußgüter: niemand schätzt Salz, wenn er nichts besitzt, was er salzen könnte und es ist wahrscheinlich, daß er umgekehrt, wenn er kein Salz besitzt, andere Nahrungsmittel weniger schätzen wird, wie wenn er welches besäße, da sie ihm nun weniger Genuß gewähren. Aber das trifft ganz allgemein zu, auch über diesen engeren Kreis hinaus: Wer eine schlechte Wohnung hat, gegen Kälte weniger geschützt ist, wird mehr Nahrung brauchen, als jemand — *ceteris paribus* —, der sein Wohnungsbedürfnis besser befriedigen kann. Einzelne Luxusartikel werden für den Armen wenig Wert haben und nur in dem zu ihnen stimmenden Milieu erwächst ein Bedürfnis danach. Ganz von selbst ergibt sich also, daß der Preis eines Gutes nicht Funktion der Menge desselben allein, sondern aller Güter ist und diese Auffassung, welche gegenwärtig immer üblicher wird, gestattet, alle Wechselwirkungen der Nachfragen der einzelnen Güter zu begreifen. Freilich würde das bei einer großen Anzahl von Gütern kompliziert sein —, in unserem Falle jedoch geht es sehr gut. Noch mehr umfaßt diese Betrachtungsweise, nämlich auch die Beziehung der Rivalität zwischen Gütern und endlich jene, welche unabhängig von all' dem zwischen allen Gütern besteht, insofern alle Käufe aus einem bestimmten Einkommen bezahlt werden müssen.

Ähnliches gilt auf Seite der Kosten. Komplementarität und Rivalität zwischen den einzelnen Kostengütern gibt es in analoger Weise auch hier. Jene allgemeinere Beziehung

die darin liegt, daß die Nachfrage nach jedem Gute mit der nach allen anderen zusammenhängt, wirkt allerdings für die Kostengüter nur durch das Medium der Genußgüter; dafür gibt es hier noch einige besondere Beziehungen. Einmal sind die Produktionskoeffizienten nicht konstant, vielmehr innerhalb gewisser Grenzen variabel und ein Moment für ihre Größe wird sicher der Bedarf an Produktionsmitteln für andere Produktionen sein. Sodann aber muß bemerkt werden, daß, wenn wir alle Produktionsmittel reduzieren auf Arbeit, Boden und Werkzeuge und Rohstoffe, diese drei für alle Produkte nötig sind und ihre Bewegung nach den einzelnen Verwendungen hin sozusagen durch ein einheitliches Niveaugesetz beherrscht wird, daher, in dieser Weise betrachtet, alle Güter miteinander produktionsverwandt sind, und keines unabhängig ist. Es ist ja klar, daß nicht jedem Gute seine Quantität an Arbeit, Boden und „Kapital“ von selbst und ohne Rücksicht auf andere Produkte zufließt, sondern die Gesamtheit der Produktionsmittel der Gesamtheit der Produkte. Wie in einem Reservoir, aus dem mehrere Röhren führen, die Verteilung der Wassermenge auf die Röhren nicht nur von der Dicke jeder einzelnen, sondern auch von der der anderen abhängt und ein einheitliches Niveau dieselbe beherrscht, so auch in unserem Falle. Dieses Niveaugesetz ist das des einheitlichen Grenznutzens der Produkte für jedes Individuum — nicht so ohne weiteres für die „Gesellschaft“ — oder des normalen, für jedes Produkt einheitlichen Preises auf dem Markte. Diese Analyse, die, ausgearbeitet, ziemlich tief führt, ist nur eine Entwicklung von früher gesagten Dingen unter einem etwas anderen Gesichtspunkte.

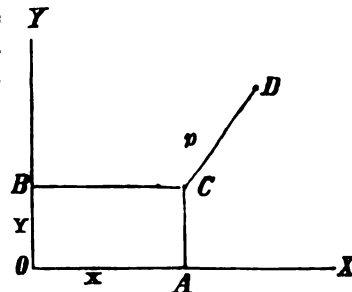
Sie ist nicht frei von Schwierigkeiten, so besonders mit Rücksicht auf das Moment der freien Beweglichkeit. Haben wir aber früher auf dieselben aufmerksam gemacht, so können wir hier dennoch auf sie bauen. Darin liegt kein Widerspruch. Im Gegenteile, wir wollen den Leser sogar darauf aufmerksam machen, daß unsere Stellung bei verschiedenen Problemen eine verschiedene ist und daß wir

Ein naheliegender Gedankengang führt zu einer vollkommeneren Betrachtungsweise. Die Nachfrage, die jemand nach einem Gute entfaltet, ist niemals von demselben allein, sondern von seinem gesamten Genußgüternvorrat abhängig. In der Sprache der psychologischen Richtung kann man das sehr überzeugend dartun, durch den Hinweis darauf, daß die Befriedigung, die jemand durch die Konsumtion eines Gutes erlangt, nie allein von diesem abhängt: Wie man ein Nahrungsmittel schätzt, gestaltet sich verschieden, je nachdem man noch andere besitzt oder nicht. Am klarsten ist das natürlich im Falle komplementärer Genußgüter: niemand schätzt Salz, wenn er nichts besitzt, was er salzen könnte und es ist wahrscheinlich, daß er umgekehrt, wenn er kein Salz besitzt, andere Nahrungsmittel weniger schätzen wird, wie wenn er welches besäße, da sie ihm nun weniger Genuß gewähren. Aber das trifft ganz allgemein zu, auch über diesen engeren Kreis hinaus: Wer eine schlechte Wohnung hat, gegen Kälte weniger geschützt ist, wird mehr Nahrung brauchen, als jemand — *ceteris paribus* —, der sein Wohnungsbedürfnis besser befriedigen kann. Einzelne Luxusartikel werden für den Armen wenig Wert haben und nur in dem zu ihnen stimmenden Milieu erwächst ein Bedürfnis danach. Ganz von selbst ergibt sich also, daß der Preis eines Gutes nicht Funktion der Menge desselben allein, sondern aller Güter ist und diese Auffassung, welche gegenwärtig immer üblicher wird, gestattet, alle Wechselwirkungen der Nachfragen der einzelnen Güter zu begreifen. Freilich würde das bei einer großen Anzahl von Gütern kompliziert sein —, in unserem Falle jedoch geht es sehr gut. Noch mehr umfaßt diese Betrachtungsweise, nämlich auch die Beziehung der Rivalität zwischen Gütern und endlich jene, welche unabhängig von all' dem zwischen allen Gütern besteht, insofern alle Käufe aus einem bestimmten Einkommen bezahlt werden müssen.

Ähnliches gilt auf Seite der Kosten. Komplementarität und Rivalität zwischen den einzelnen Kostengütern gibt es in analoger Weise auch hier. Jene allgemeinere Beziehung.

als unabhängig voneinander gedacht und daher können die Werte, welche der Nachfragepreis dieses Gutes annimmt, wenn man x und y immer andere und andere Werte beilegt, auf folgende Weise graphisch veranschaulicht werden. In der gewöhnlichen Koordinatenebene benutzt man in bekannter Weise das gewählte x und y zur Festlegung eines Punktes C , errichtet in demselben ein Perpendikel zur Koordinatenebene und trägt auf demselben den Wert der Maßzahl des Nachfragepreises auf, welcher den betreffenden Mengen x und y entspricht. So erhält man einen Punkt im Raume D . Bei mehrwertigen Funktionen würde man mehr als einen Punkt D finden, bei uns ergibt sich infolge der angenommenen Eindeutigkeit unserer Funktion nur einer. Der Inbegriff aller Lagen, die der Punkt D infolge aller möglichen Veränderungen von x und y annehmen kann — sein geometrischer Ort — ist eine Oberfläche.

Eine Änderung des Funktionswertes $f(x, y)$ kann auf dreierlei Weise veranlaßt werden:



1. dadurch, daß bei festem y nur x übergeht in x_1 ;
2. dadurch, daß bei festem x nur y übergeht in y_1 ;
3. dadurch, daß x und y gleichzeitig in x_1 und y_1 übergehen.

x_1 und y_1 sind dem früher Gesagten gemäß als nur wenig verschieden von x und y anzunehmen und können ausgedrückt werden durch die Gleichungen $x_1 = x + \Delta x$ und $y_1 = y + \Delta y$, wobei Δx und Δy respektive kleine Zuwächse bedeuten, welche natürlich auch negativ sein können.

Demgemäß müssen auch drei verschiedene Arten von Differenzen unterschieden werden:

$$f(x_1, y) - f(x, y), f(x, y_1) - f(x, y) \text{ und } f(x_1, y_1) - f(x, y).$$

In den beiden ersten Fällen handelt es sich um partielle Differenzierungen, im letzten um eine vollständige.

Unsere Betrachtungsweise des Preises als Funktion beider Mengen gestattet uns, die Wirkung jeder Störungsursache, auch wenn sie unmittelbar nur eins der Güter betrifft, auf Mengen und Preise beider zu erfassen. Da sich ferner die Mengen beider in unserem Falle ändern werden, so haben wir es mit einer vollständigen Differenziation zu tun. Dasselbe gilt natürlich auch für unsere anderen Funktionen, nämlich die andere Nachfragepreis- ($F[x, y]$) und die beiden entsprechenden Kostenpreisfunktionen, die wir mit $\varphi(x, y)$ und $\psi(x, y)$ bezeichnen wollen.

Im Gleichgewichte nun gelten die Gleichungen:

$$\begin{aligned} f(x, y) &= \varphi(x, y) \text{ und} \\ F(x, y) &= \psi(x, y). \end{aligned}$$

Nun werde dasselbe durch die Auflage einer Steuer auf die Einheit eines Gutes gestört. Das bewirkt nichts anderes, als daß die Kosten dieser Einheit um diesen Betrag — sei er a — erhöht werden. Das ist die Form, in der die exakte Ökonomie also eine solche Steuer zu erfassen gestattet. Es ist das nur eine der Anwendungen immer ein- und desselben Gedankenganges auf verschiedene Probleme oder besser immer nur eine nach Lage des Falles verschiedene Interpretation der Größen, mit denen er es zu tun hat.

Stets nur kann die reine Ökonomie solche Resultate für Lösung einer konkreten Frage beitragen, welche mit der Theorie von Angebot und Nachfrage zusammenhängen, und stets sagt sie im Prinzip dasselbe, mag es sich nun um Steuern, Transportkosten, Änderungen in der Größe anderer Kostenelemente, Zölle oder sonst etwas handeln. Im Grunde gibt es keine getrennten reinökonomischen Theorien dieser Dinge, sondern nur eine Theorie der Variationen, die alles das umfassen kann und nur in Nebenpunkten je nach den konkreten Daten des Problems verschieden gestaltet wird.

Haben wir diese eine Methode entwickelt, so erübrigt nur noch zu zeigen, wie man die verschiedenen Probleme, die uns die Wirklichkeit stellt, auffassen und „stilisieren“

muß, damit sie in unser Schema passen. Manche tun das besser, andere schlechter, bei manchen können wir ziemlich viel aussagen, bei anderen nur einen kleinen Beitrag leisten. Aber was bewirkt, daß jene Probleme so verschieden aussehen, was macht, daß Steuerlehre und Transporttheorie oder internationaler Handel oft ganz verschiedene Disziplinen bilden, das sind, wie noch kurz gezeigt werden wird, außerhalb der reinen Theorie liegende Momente.

Sicherlich sind die Wirkungen z. B. einer Steuer und eines Zolles ganz verschiedene und zu verschiedenen Zwecken werden beide aufgelegt. Das rein ökonomische Wesen dieser Wirkungen ist dasselbe. Das heißt nun natürlich nicht, daß wir die Unterschiede zwischen diesen Gebieten verwischen, ihre getrennte Behandlung verurteilen und etwa ihre Vermengung befürworten wollen. Die letztere wäre sehr unpraktisch. Nur um das Wesen, den ökonomischen Kern der Sache handelt es sich hier, nur darum, daß die methodologischen Unterschiede soweit keine wesentlichen sind. Haben wir das, was die Ökonomie denn eigentlich leisten kann, in das rechte Licht gerückt, dann steht es uns frei, für andere Zwecke diese Wesensgleichheit ganz zurücktreten zu lassen. Hier wie überall ist eine Unterscheidung verschiedener Klassen von Problemen und verschiedener Forschungszwecke dringend geboten und zum Verständnis unerlässlich.

Nun weiter. Durch die Steuer wird das Gleichgewicht gestört. Es muß sich aber, wie wir früher sahen, ein neuer Gleichgewichtszustand herstellen; in demselben werden wieder Gleichungen gelten, die denen, die wir früher hatten, analog sind, wiederum muß, wie wir auch an unserem einfachsten Falle sahen, Grenzerlös und Grenzkosten gleich sein.

Wir legen Wert darauf, uns Schritt für Schritt des Gedankenganges klarzulegen und einzuprägen, aber es muß wieder betont werden, daß wir nichts anderes tun, als was jeder tut — mehr oder weniger vollkommen, aber prinzipiell jeder — der sich, sei es als Forscher oder als den Inhalt seiner Zeitung diskutierender Hausvater, über wirtschaftliche

Verhältnisse dieser Art ein Urteil zu bilden sucht. Sagt jemand, daß ein Getreidezoll das Brot verteuere, so liegt in diesem Urteile in nuce unser ganzes exaktes Raisonnement. Die Korrekturen, die wir anbringen können, sind nicht unwesentlich, aber doch sind nicht sie es, was wir in erster Linie suchen, sondern die wissenschaftliche Natur des Gedankenganges selbst. Der neue Gleichgewichtszustand, der durch solche Gleichungen charakterisiert ist, wird andere Mengen und Preise aufweisen. Und diese wollen wir zunächst finden. Die neuen Gleichungen sind einfach:

$$f(x_1, y_1) = \varphi(x_1, y_1) + a \text{ und} \\ F(x_1, y_1) = \psi(x_1, y_1)$$

oder in anderer Form entsprechend unseren Definitionen von x_1 und y_1 :

$$f(x + \Delta x, y + \Delta y) = \varphi(x + \Delta x, y + \Delta y) + a \text{ und} \\ F(x + \Delta x, y + \Delta y) = \psi(x + \Delta x, y + \Delta y).$$

was ohne weiteres verständlich ist. Uns interessieren nun besonders die Δx und Δy , in denen sich die Veränderung den Mengen ausdrückt, und zwar nicht so sehr ihre Größen — da beide jedenfalls klein sind — als ihre Vorzeichen und dann der Preis. So wie die Gleichungen sind, würden sie uns nicht viel mehr geben, als die gewöhnliche Diskussion erzielen kann. Hier gibt uns aber die höhere Mathematik in der Entwicklung durch die Taylorsche Reihe ein Mittel zu einer wichtigen Umformung an die Hand. Diese Entwicklung stellt einen angenäherten Wert dar und es muß stets nachgewiesen werden, daß die Differenz gegenüber dem genauen — das „Restglied“ — ohne zu großen Fehler vernachlässigt werden kann. Wir brauchen aber eine solche Untersuchung hier nicht zu führen. Denn schon Δx und Δy sind klein im Verhältnisse zu x und y , noch kleiner also ihre höheren Potenzen und deshalb wollen wir dieselben vernachlässigen, wobei die Untersuchung des Restgliedes von selbst entfällt. So vereinfacht lautet die eine Entwicklung

$$f(x, y) + \left[\frac{\partial f(x, y)}{\partial x} \Delta x + \frac{\partial f(x, y)}{\partial y} \Delta y \right] = \\ \varphi(x, y) + \left[\frac{\partial \varphi(x, y)}{\partial x} \Delta x + \frac{\partial \varphi(x, y)}{\partial y} \Delta y \right] + a$$

und ganz analog die andere. Wir können nun weitere Vereinfachungen vornehmen. Vor allem wissen wir aus der Gleichung, die den alten Gleichgewichtszustand charakterisierte

$$f(x, y) = \varphi(x, y),$$

daß wir diese beiden Glieder wegstreichen können. Tut man das und stellt man außerdem die Glieder zweckmäßig, so hat man:

$$\Delta x \left[\frac{\partial f(x, y)}{\partial x} - \frac{\partial \varphi(x, y)}{\partial x} \right] = \frac{\partial \varphi(x, y)}{\partial y} - \frac{\partial f(x, y)}{\partial y} + a.$$

Ein ganz ebensolcher Ausdruck — nur natürlich ohne das Glied „+ a“ — ergibt sich für die zweite Gleichung.

So haben wir zwei Gleichungen zwischen Δx und Δy und es handelt sich nun darum, zu sehen, was die übrigen Glieder derselben — außer „+ a“ — bedeuten. Sehr elementar ist, was wir da sagen. Aber es handelt sich nur darum, dem Nichtmathematiker einen einfachen Fall so klar als möglich zu machen. Es ist das bisher nie geschehen. Und doch kann nur so ein weiterer Kreis für diese Methode gewonnen werden, wie es uns im Interesse des wissenschaftlichen Fortschrittes wünschenswert erscheint. Freilich kann demjenigen, dem die höhere Mathematik ganz ferne steht, auch das Gesagte noch nicht völlig klar sein. Aber doch erhält er ein ungefähres Bild von dem, was der mathematische Ökonom tut und ein Nachschlagen in einem Konversationslexikon würde vollständiges Verstehen dieses einfachen Falles ermöglichen. Wir glauben sogar, daß eine solche Darlegung bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge manchem ernstern Freunde der Theorie willkommen sein wird und halten uns so für ihren elementaren Charakter entschuldigt.

Fahren wir also fort: Die beiden Ausdrücke in der Klammer, was bedeuten sie? $\frac{\partial f(x, y)}{\partial x}$ gibt ein Verhältnis und zwar das Verhältnis der Veränderung des Preises zu der Veränderung der Menge des einen der Güter, deren Folge die erstere ist. Wenn die Menge des Gutes um ∂x zunimmt, so ändert sich der Preis um $\partial f(x, y)$. Aber wie, nimmt auch er zu oder nimmt er ab? Das lehrt uns die Gestalt der Kurve $f(x, y)$: Nimmt die Menge zu, so nimmt der Preis ab. Es liegt „Ungleichhändigkeit“ vor, und der Quotient $\frac{\partial f(x, y)}{\partial x}$ ist daher negativ: Er gibt uns die Rate der Abnahme des Preises bei zunehmender Menge oder die Elastizität jener Funktion, populär ausgedrückt, die Empfindlichkeit des Preises gegenüber einer Zunahme des Angebotes.

Dasselbe gilt, wie man leicht sieht, mutatis mutandis für den Ausdruck $\frac{\partial \varphi(x, y)}{\partial y}$, den wir als die Elastizität der Kostenpreiskurve interpretieren. Hier aber ergibt sich eine wichtige Bemerkung: Die Elastizität dieser Kurve heißt nichts anderes als die Rate der Zunahme des Kostenpreises und dieses wiederum heißt nichts anderes, als das Gesetz vom abnehmenden Ertrage, dessen exakten Ausdruck wir also hier gefunden haben.

Dabei ist es wiederum interessant zu sehen, daß es für denselben und das Operieren damit — an dieser Stelle und soweit — ganz gleichgültig ist, ob wir dabei an das physische Gesetz der Klassiker oder an die Kosten als Werterscheinung denken und wir verstehen so, daß auch das erstere sich als ein bis zu einem gewissen Umstande brauchbares Instrument erweisen konnte. Wir haben uns bekanntlich für die letztere Eventualität entschieden.

Und noch etwas: Integrieren wir unsere Funktion $\varphi(x, y)$, so erhalten wir eine andere, sei sie $\Phi(x, y)$, die eine Kurve gibt, deren Ordinaten uns die Gesamtkosten der

durch die Abszissen gegebenen Mengen veranschaulichen, und diese Kurve ist gar nichts anderes als das Bild des Gesetzes vom abnehmenden Ertrage in der Form, in der es üblicherweise erscheint: Sie zeigt uns, daß der Gesamtaufwand — wiederum: einerlei, soweit, aus welcher Ursache — überproportional steigt, wie uns das seit Ricardo, oder schon länger, immer wieder mit vielen Worten und Zahlenbeispielen, besonders in Tabellenform, umständlich klar gemacht wird. Unser $\frac{\partial f(x, y)}{\partial x}$ erscheint jetzt in der Form $\frac{\partial^2 \Phi(x, y)}{\partial^2 x}$ und hier haben wir den Ausdruck für den Inhalt jener Darstellungen. Das nur nebenbei.

Ähnlich können wir auch $f(x, y)$ integrieren. Diese Integralkurve, sei sie $\mathcal{F}(x, y)$, würde analog den „Gesamtnutzen“ der durch die Abszissen versinnlichteten Mengen geben und deren zweiter Differenzialquotient $\frac{\partial^2 \mathcal{F}(x, y)}{\partial^2 x}$

würde dann das Maß der Abnahme des Grenznutzens geben, so daß das Gossensche Gesetz und das Gesetz von den steigenden Kosten völlig koordiniert wären, freilich nur formal. Im Wesen sind sie eins, wenn man auch das letztere als Wertgesetz auffaßt — dann liegt keine Koordination sondern eben nur ein Gesetz vor. Sonst allerdings sind beide Gesetze koordiniert. Cf. Auspitz' und Liebens Betrachtungsweise¹. Aber um diese Begriffe „Gesamtnutzen“ und „Gesamtkosten“ liegen viele Schwierigkeiten, auf die wir hier nicht eingehen können.

Was aber bedeuten $\frac{\partial \varphi(x, y)}{\partial y}$ und $\frac{\partial f(x, y)}{\partial y}$? Wie leicht ersichtlich bringen sie zum Ausdrucke, wie Kosten- und Nachfragepreis des ersten Gutes sich ändern, wenn die Menge des zweiten sich ändert, also die Rate der Zu- und Abnahme von Kosten- und Nachfragepreis, seine Elastizität, in bezug auf die Menge des anderen Gutes. In diesen beiden Gliedern liegt also das Moment der Beziehungen

¹ Untersuchungen über die Theorie des Preises.

zwischen Angebot und Nachfrage der beiden Güter eingeschlossen, also Komplementarität, Rivalität und auch jene allgemeine Beziehung, welche so gut wie immer besteht.

Machen wir uns wieder die Betrachtungsweise vermittelst von Integralkurven zu eigen, so ergibt sich $\frac{\partial^2 \Phi(x, y)}{\partial x \partial y}$

und $\frac{\partial^2 F(x, y)}{\partial x \partial y}$. Wie man sieht, sind diese Ausdrücke zweidimensional. Sie stellen die Rate der Variation der Integralfunktionen in bezug auf die der Mengen beider Güter dar. Wieder kann nur im Vorbeigehen bemerkt werden, daß derartige Ausdrücke v. Boehm-Bawerk's „dritten Grund“ und das Variationsgesetz der Amerikaner kurz und klar zum Ausdruck bringen, ohne Tabellen, Zahlenbeispiele und lange Erörterungen.

Liegt nun eine solche Rate nicht vor, d. h., ist Nachfrage- oder Kostenpreis — oder beide — des einen Gutes unempfindlich gegen Veränderungen der Menge des anderen, so werden unsere Ausdrücke — als Differenzialquotienten von Konstanten — zu Null und wir haben dann unsere Gleichung in der Form:

$$\Delta x \left[\frac{\partial f(x, y)}{\partial x} - \frac{\partial \varphi(x, y)}{\partial x} \right] = a.$$

Damit nun sind wir bei der Diskussion unserer Gleichungen angelangt, welche die Art darstellt, wie wir aus denselben konkrete Resultate gewinnen. Und damit haben wir dann die Darstellung unserer Methode vollendet: Sind unsere Gleichungen sowohl für den alten wie für den neuen Gleichgewichtszustand aufgestellt und ihre Glieder gedeutet, dann erübrigt nur noch, uns dessen, was wir über sie wissen und was sich aus unseren Grundannahmen ergibt, zu erinnern, und dieses Deuten der einzelnen Größen und dieses Untersuchen der relativen Bedeutung, ihrer Vorzeichen usw. gibt uns in exakter und einwandfreier Form alles Reinökonomische an der Sache.

Betrachten wir einige einfache Fälle: Sind in unserer

letzten Gleichung auch die Kosten unelastisch, d. h. konstant, so wird $\frac{\partial \varphi(x, y)}{\partial x}$ zu Null und wir haben das Resultat:

$$a = \Delta x \cdot \frac{\partial f(x, y)}{\partial x},$$

was nichts anderes heißt, als daß in diesem Falle die Steuer ganz auf den „Käufer“ fällt: Es steigt der Preis um den ganzen Steuerbetrag. Damit ist allerdings die Wirkung der Steuer nicht erschöpft. Zu diesem höheren Preise wird weniger abgesetzt, so daß der „Verkäufer“ ebenfalls zu Schaden kommt. Aber an den dennoch abgesetzten Mengen verliert er nichts. Die exakte Methode hilft uns hier zwei verschiedene Arten von Wirkungen auseinanderzuhalten, nämlich Überwälzung und Konsumeinschränkung. Dieselben werden in der gewöhnlichen Diskussion nur allzuoft — wenn auch nicht immer — konfundiert, und so wird ein klarer Einblick in die Vorgänge der Wirklichkeit durch unsere Methode wesentlich erleichtert. Solche Konfundierungen finden wir in der Literatur eine ganze Reihe. Namentlich werden unmittelbare und fernere, statische und dynamische Wirkungen nicht hinlänglich auseinandergehalten.

Dasselbe gilt natürlich bei Inelastizität der Nachfrage. Seien nun Nachfrage und Angebot inelastisch. Da versagt, wie ersichtlich, unsere Gleichung. Das heißt nichts anderes, als daß es eine eindeutige Lösung nicht gibt. Es ist nicht schwer sich klarzumachen, warum das so ist. Inelastizität der Nachfrage bedeutet, daß ohne Rücksicht auf den Preis eine bestimmte Menge eines Gutes verlangt wird, ein Fall der innerhalb hinlänglich weiter Grenzen z. B. bei gewissen Luxusartikeln vorkommt. Wäre nun auch die Angebotsfunktion eines solchen Gutes konstant, so ließe sich vom Standpunkte der Theorie über die Wirkung einer Steuer nichts sagen. Dieselbe hinge von dem Resultate eines „Preiskampfes“ ab, der nicht an ihre Gesetze gebunden wäre. In der „Praxis“, wo so oft — oder meist — nicht strenge bis zur ökonomischen Grenze produziert wird und

unsere Funktionen nicht so glatt verwirklicht sind, kommt dieser Fall öfter vor, als man bei Betrachtung seiner theoretischen Voraussetzungen glauben sollte, und es mag hierin einer der Gründe dafür liegen, daß das theoretische Bild bei Steuerproblemen oft so sehr von den Tatsachen absticht. Ja, man mag im Zweifel darüber sein, ob man jemals — und namentlich beim Detailhandel — die Vorgänge mit theoretischen Mitteln ausreichend erfassen kann und ob der „Praktiker“ nicht ganz im Rechte ist, sich wenig um dieselben zu bemühen. Wie eine Steuer z. B. auf Luxuspferde oder -hunde oder gewisse Sorten von manchen Genußmitteln, z. B. Zigarren, wirkt, ist durchaus zweifelhaft. Vielleicht wird sie in aller Regel vom „Konsumenten“ getragen, auch wenn man das nach der Theorie nicht erwarten sollte. Dabei ist es dann wichtig, daß sie von demselben mit Rücksicht auf seine meist bedeutende Kaufkraft gar nicht sehr gefühlt wird. In diesen Umständen liegt eine Besonderheit der sog. Luxussteuern, die denselben, ganz abgesehen von sozialen und politischen Momenten, eine besondere Stellung anweist. Allerdings kommen da auch andere Umstände in Betracht, so das Fehlen völlig freier Konkurrenz bei manchen Luxusartikeln — man denke daran, daß hier oft der Ruf einer Firma eine noch größere Rolle spielt als sonst: ein Schmuckgegenstand, der aus dem Laden eines kleinen Goldschmiedes stammt, kann auch bei sonst gleicher Beschaffenheit zu Geschenkzwecken wesentlich weniger geeignet sein, als ein solcher, dessen Etui den Namen einer der großen und fashionablen Firmen trägt — aber es ist wichtig, darauf hinzuweisen, daß, abgesehen davon schon manche Erscheinungen der theoretischen Erfassung entschlüpfen können. Doch wollen wir diesen Gedankengang nicht weiter verfolgen, da wir ja keine vollständige Steuertheorie zu geben beabsichtigen. Sei es genug, darauf hingewiesen zu haben, daß unsere Methode selbst dort, wo sie versagt, uns wertvolle Dienste leistet, da sie den betreffenden Punkt scharf heraushebt und uns so die Stelle zeigt, wo eine andere Betrachtung als die ökonomische

einzusetzen hat, während man ohne sie über solche Lücken leicht hinwegleitet.

Das Gesagte läßt sich auch geometrisch darstellen, wobei es zweckmäßig ist, um eine Darstellung in der Ebene zu ermöglichen, den Preis und die Kosten wieder nur als Funktionen der Menge eines Gutes zu betrachten.

Etwas aber, worin unsere vollkommeneren Betrachtungsweise zu einem wichtigen neuen Resultate führt, ist das folgende. Im allgemeinen, und spezielle Fälle ausgenommen, kann man sagen, daß der Preis einer Ware nicht um den vollen Betrag einer auf dasselbe gelegten Steuer steigen kann. Wie wichtig der Nachweis für dieses Resultat ist, dessen wird man sich so recht bewußt, wenn man die populäre, aber auch einen Teil der wissenschaftlichen, namentlich aber jene Diskussion überblickt, welche in der Mitte zwischen beiden steht: Ich denke da an das Material und die Argumentationen von Enquêtes, Kommissionsberichten, Parlamentsreports usw.

Jenes Resultat ergibt sich ohne weiteres aus unserer vereinfachten Gleichung, wenn wir sie in die Form bringen

$$\Delta x \cdot \frac{\partial f(x, y)}{\partial x} = a + \Delta x \frac{\partial \varphi(x, y)}{\partial x},$$

in der auch die Momente, von denen die Verteilung der Steuerlast abhängt, so prägnant und konzise zum Ausdruck kommen, daß auch vom Gegner der Theorie, der ja doch mit wesentlich denselben Gedanken arbeiten muß, eine gewisse Anerkennung erwartet werden darf.

Aber eine wichtige Ausnahme von dieser Regel lehrt uns die vollständigere Form der Gleichung in der Form:

$$\Delta x \cdot \frac{\partial f(x, y)}{\partial x} = a + \Delta x \cdot \frac{\partial \varphi(x, y)}{\partial x} - \frac{\partial f(x, y)}{\partial y} + \frac{\partial \varphi(x, y)}{\partial y}.$$

Die linke Seite bedeutet den Preiszuwachs und ist positiv, da sowohl Δx als auch $\frac{\partial f(x, y)}{\partial x}$ essentiell negative Größen sind. Derselbe ist gleich dem Steuerbetrage a modifiziert

durch drei Glieder. $\Delta x \cdot \frac{\partial \varphi(x, y)}{\partial x}$ ist negativ, weil der zweite Faktor dieses Ausdruckes essentiell positiv ist, und drückt eben die oben vorgeführte Wahrheit aus, daß die Steuer nicht um ihren ganzen Betrag den Preis erhöhe, sowie das Moment, welches bestimmt, wieviel von der Steuer nicht im Preise erscheinen werde. Das nächste Glied ist essentiell negativ, hat aber auch ein negatives Vorzeichen, sodaß das durch dasselbe ausgedrückte Moment darauf hinwirkt, den Preis zu erhöhen und dem durch das zweite ausgedrückten entgegenarbeitet. Und dasselbe gilt von dem letzten Gliede, das essentiell positiv und mit positiven Vorzeichen versehen ist. Das schließliche Resultat hängt also von der relativen Größe einerseits des zweiten und andererseits der Summe des dritten und vierten Gliedes der rechten Seite unserer Gleichung ab. Darüber können wir nichts allgemeines sagen, und so ist die Möglichkeit dargetan — und der Grund für ihr Bestehen nachgewiesen —, daß eine Steuer auf eine mit einer anderen in jenen Beziehungen stehende Ware den Preis derselben um mehr als den Steuerbetrag erhöhen kann. Und zwar hängt das — rufen wir uns die Bedeutung unserer Ausdrücke ins Gedächtnis zurück — ab von der Rate der Zunahme der Kosten mit steigender Produktionsmenge und von dem Maße der Beziehungen zwischen beiden Waren.

Dieses Resultat ist nun sehr wichtig. Nicht als ob die Tatsache, daß eine Steuer auf sein Produkt einem Produzenten einen positiven Vorteil gewähren kann, neu wäre. Jeder Hausfrau ist das bekannt. Aber man wird das stets entweder auf eine monopolartige Stellung des Produzenten oder auf sonst einen Defekt im Mechanismus der freien Konkurrenz oder auf das „Gesetz vom zunehmenden Ertrage“ zurückzuführen geneigt sein. Tatsächlich kann jedes dieser Momente wirksam sein, auch geben wir zu, daß dieselben weit häufiger und praktisch wichtiger sind, als das in Rede stehende, und es ist stets quaestio facti, was jedesmal diese Erscheinung hervorruft. Aber das für uns Wichtige an der

Sache ist, daß auch vom Standpunkte der reinen Theorie sich eine solche Möglichkeit ergibt.

Das ist ein Resultat, dem kaum Selbstverständlichkeit vorgeworfen werden kann. Ich glaube nicht, daß man es ohne unsere Methode zu finden und zu begründen vermag. So haben wir hier einen Fall, in welchem uns die Mathematik etwas lehrt, was wir anders nicht erfahren können. Speziell die Bedeutung der Komplementarität und Rivalität in diesem Zusammenhange wurde durch sie erst entdeckt und ließe sich schwer ohne sie dartun.

Wir müssen es uns versagen, näher auf diese Dinge einzugehen, was uns weit über den Rahmen unserer Aufgabe hinausführen würde. Vielleicht reicht schon das Gesagte aus, dem Leser zu zeigen, daß hier ein fruchtbares Gebiet liegt, dessen Bearbeitung erst in den Anfängen steht, und daß es den Fortschritt der Wissenschaft nicht fördert, ganz achtlos oder mit kurzer Ablehnung daran vorüberzugehen. Ich glaube gezeigt zu haben, daß die Variationsmethode in der Tat der einzige Weg, das einzige Mittel ist, den rein-ökonomischen Momenten alles das abzugewinnen, was sie bieten können und eine ernste Mahnung folgt daraus, sich mit der höheren Mathematik vertraut zu machen. Sonst könnte es geschehen, daß der Fortschritt der ökonomischen Theorie völlig stockt und dieses Gebiet unfruchtbar erscheint lediglich durch Verschulden seiner Vertreter.

Der Fall des Monopoles, der schon von Cournot in im Ganzen klassischer Weise behandelt wurde, bietet sich besonders einer mathematischen Behandlung dar, welche durch Proff. Edgeworth und Marshall einen hohen Grad der Vollendung erhalten hat. Die Besteuerung von Monopolgewinnen hat gerade heute aus bekannten Gründen ein besonderes Interesse. Und doch, so eifrig die Frage diskutiert wird, kann man sagen, daß man sich im allgemeinen auch über die Elemente der Sache nicht im Klaren ist. So behauptet eine populäre Theorie, daß jede Steuer auf ein Monopolgut nur den Monopolisten treffen könne. In der Tat, was scheint klarer, als daß der Monopolist, der den

Preis so angestellt hat, daß sein Gewinn ein Maximum ist, auch nach Auflage der Steuer keinen Vorteil durch Änderung desselben erreichen kann, mithin die Steuer zu tragen haben wird. Dennoch ist das nicht allgemein wahr; und wenn ich an den mathematischen Beweis der entgegengesetzten Möglichkeit denke, so kann ich mir nicht vorstellen, wie man die letztere ohne Hilfe der höheren Analyse klarmachen sollte. Wie aktuell ist aber dieses Problem z. B. mit Rücksicht auf die über manche amerikanischen Trusts verhängten Strafen, welche ja hierher gehören! Übrigens auch der Nachweis, daß und warum in der Regel eine solche Steuer auf den Monopolisten fällt, ist nicht so einfach und seine exakte Form nicht ohne Interesse. Ebenso wichtig ist der Fall der beschränkten Konkurrenz, vielleicht sogar noch wichtiger. Wir müssen es uns jedoch versagen, darauf einzugehen. Ich hielt es für besser, mich bei der Vorführung eines exakten Gedankenganges und bei den allgemeinen Grundsätzen unserer Methode länger aufzuhalten und habe nun für Weiteres im Rahmen dieser Arbeit keinen Raum mehr.

Was für eine Steuer gilt, bewährt sich in ganz analoger Weise auch für eine Prämie; eine einfache Änderung von Vorzeichen gestattet uns, wie man leicht sieht, unseren Gedankengang auch auf diesen Fall auszudehnen.

Aber wir dürfen nicht vergessen, welchen Einschränkungen unser Resultat unterworfen ist, vor allem, daß es nur für kleine Steuern und kurze Perioden gilt. Bezüglich der ersteren Einschränkung hat Cournot empfohlen, eine große Steuer in kleine Teile zu zerlegen und so sukzessive auch für sie nachzuweisen, was zunächst nur für jeden einzelnen der letzteren gilt. Dieses Hilfsmittel räumt diese Schwierigkeit nicht hinweg und umgeht sie auch nicht. Denn es ermöglicht uns nicht, die Wirkung einer größeren Steuer, die ja immer auf einmal aufgelegt wird, zu erfassen. Es setzt voraus, daß eine kleine Steuer aufgelegt und sozusagen absorbiert wird und erst, wenn das Gleichgewicht wieder hergestellt ist, die Auflage einer ähnlichen, ebenso-

kleinen erfolgt. Da es klar ist, daß die Wirkung eines solchen Vorganges eine ganz andere sein müßte, als die Auflage der Steuer auf einmal, da ferner, wie früher ausgeführt, ein tieferer Eingriff in den Gleichgewichtszustand denselben fundamental ändern und Erscheinungen hervorrufen würde, die mit den Mitteln der Statik und vielleicht der Ökonomie überhaupt nicht dargestellt werden können, so müssen wir auf diese Ausdehnung unserer Methode verzichten. Daß wir dadurch ja nicht strikte auf das „Unendlichkleine“ beschränkt werden, wurde ebenfalls bereits hervorgehoben, aber es wird immer Frage des einzelnen Falles sein, ob unsere Methode etwas und wieviel sie für ihn leisten kann.

Dasselbe gilt von der Länge der betrachteten Zeitperiode. Prinzipiell können wir nur kurze Perioden betrachten. Freilich würde manche Voraussetzung, wie z. B. freie Beweglichkeit der Produktionsfaktoren im Untersuchungsgebiete besser auf längere passen. Aber trotzdem ist es uns im allgemeinen nicht möglich, über solche ohne Weiteres zu urteilen. Das wäre nun sehr schlimm. Manche Steuern, z. B. eine Häusersteuer, können nur einen Teil ihrer Wirkungen sofort äußern. Weitere Wirkungen, die etwa vom Übergange des Kapitals in andere Produktionszweige und von der Einschränkung oder Ausdehnung des Angebotes an Häusern abhängen, würden sich unserer Betrachtung entziehen. Und in der Tat sehen wir, daß in Diskussionen über die Häusersteuer regelmäßig ein dynamisches Moment, nämlich Zunahme der Nachfrage infolge Vermehrung der Bevölkerung hineingezogen wird. Nicht ohne Berechtigung sicherlich. Man kann dasselbe bei Beurteilung dieser Frage unmöglich außer Acht lassen. Aber das führt zu einer Unklarheit bezüglich der theoretischen Grundlagen, welche in allen Erörterungen darüber deutlich nachweisbar ist. Außerdem würde unsere Methode unanwendbar.

Aber es steht nicht ganz so. Perioden, welche lang genug sind, um uns alle reinwirtschaftlichen Wirkungen

Preis so anstellt, daß sein Gewinn ein Maximum ist, auch nach Auflage der Steuer keinen Vorteil durch Änderung desselben erreichen kann, mithin die Steuer zu tragen haben wird. Dennoch ist das nicht allgemein wahr; und wenn ich an den mathematischen Beweis der entgegengesetzten Möglichkeit denke, so kann ich mir nicht vorstellen, wie man die letztere ohne Hilfe der höheren Analyse klarmachen sollte. Wie aktuell ist aber dieses Problem z. B. mit Rücksicht auf die über manche amerikanischen Trusts verhängten Strafen, welche ja hierher gehören! Übrigens auch der Nachweis, daß und warum in der Regel eine solche Steuer auf den Monopolisten fällt, ist nicht so einfach und seine exakte Form nicht ohne Interesse. Ebenso wichtig ist der Fall der beschränkten Konkurrenz, vielleicht sogar noch wichtiger. Wir müssen es uns jedoch versagen, darauf einzugehen. Ich hielt es für besser, mich bei der Vorführung eines exakten Gedankenganges und bei den allgemeinen Grundsätzen unserer Methode länger aufzuhalten und habe nun für Weiteres im Rahmen dieser Arbeit keinen Raum mehr.

Was für eine Steuer gilt, bewährt sich in ganz analoger Weise auch für eine Prämie; eine einfache Änderung von Vorzeichen gestattet uns, wie man leicht sieht, unseren Gedankengang auch auf diesen Fall auszudehnen.

Aber wir dürfen nicht vergessen, welchen Einschränkungen unser Resultat unterworfen ist, vor allem, daß es nur für kleine Steuern und kurze Perioden gilt. Bezüglich der ersteren Einschränkung hat Cournot empfohlen, eine große Steuer in kleine Teile zu zerlegen und so sukzessive auch für sie nachzuweisen, was zunächst nur für jeden einzelnen der letzteren gilt. Dieses Hilfsmittel räumt diese Schwierigkeit nicht hinweg und umgeht sie auch nicht. Denn es ermöglicht uns nicht, die Wirkung einer größeren Steuer, die ja immer auf einmal aufgelegt wird, zu erfassen. Es setzt voraus, daß eine kleine Steuer aufgelegt und sozusagen absorbiert wird und erst, wenn das Gleichgewicht wieder hergestellt ist, die Auflage einer ähnlichen, ebenso-

kleinen erfolgt. Da es klar ist, daß die Wirkung eines solchen Vorganges eine ganz andere sein müßte, als die Auflage der Steuer auf einmal, da ferner, wie früher ausgeführt, ein tieferer Eingriff in den Gleichgewichtszustand denselben fundamental ändern und Erscheinungen hervorrufen würde, die mit den Mitteln der Statik und vielleicht der Ökonomie überhaupt nicht dargestellt werden können, so müssen wir auf diese Ausdehnung unserer Methode verzichten. Daß wir dadurch ja nicht strikte auf das „Unendlichkleine“ beschränkt werden, wurde ebenfalls bereits hervorgehoben, aber es wird immer Frage des einzelnen Falles sein, ob unsere Methode etwas und wieviel sie für ihn leisten kann.

Dasselbe gilt von der Länge der betrachteten Zeitperiode. Prinzipiell können wir nur kurze Perioden betrachten. Freilich würde manche Voraussetzung, wie z. B. freie Beweglichkeit der Produktionsfaktoren im Untersuchungsgebiete besser auf längere passen. Aber trotzdem ist es uns im allgemeinen nicht möglich, über solche ohne Weiteres zu urteilen. Das wäre nun sehr schlimm. Manche Steuern, z. B. eine Häusersteuer, können nur einen Teil ihrer Wirkungen sofort äußern. Weitere Wirkungen, die etwa vom Übergange des Kapitals in andere Produktionszweige und von der Einschränkung oder Ausdehnung des Angebotes an Häusern abhängen, würden sich unserer Betrachtung entziehen. Und in der Tat sehen wir, daß in Diskussionen über die Häusersteuer regelmäßig ein dynamisches Moment, nämlich Zunahme der Nachfrage infolge Vermehrung der Bevölkerung hineingezogen wird. Nicht ohne Berechtigung sicherlich. Man kann dasselbe bei Beurteilung dieser Frage unmöglich außer Acht lassen. Aber das führt zu einer Unklarheit bezüglich der theoretischen Grundlagen, welche in allen Erörterungen darüber deutlich nachweisbar ist. Außerdem würde unsere Methode unanwendbar.

Aber es steht nicht ganz so. Perioden, welche lang genug sind, um uns alle reinwirtschaftlichen Wirkungen

voll zu zeigen, sind oft nicht lang genug, um den dynamischen Momenten allzuviel Entwicklungsmöglichkeit zu gewähren. So werden wir in vielen Fällen von unserer Betrachtungsweise Gebrauch machen können, in denen ihre statischen Voraussetzungen nicht ganz zutreffen. Nur müssen wir uns dann stets bewußt bleiben, daß wir keinen ganz sicheren Grund unter den Füßen haben und dürfen uns nicht wundern, wenn unser Raisonement mitunter nicht mit den Fakten übereinstimmt.

Dagegen können wir unseren Fall unschwer auch auf andere Steuern, als solche von der eben besprochenen Art ausdehnen, indem wir Realsteuern jeder Form auf jene zurückführen und endlich sogar auf Personalsteuern. Es gibt uns das eine wichtige Auffassungsweise derselben an die Hand, deren Anwendbarkeit allerdings von Fall zu Fall eine verschiedene ist: Die Generalkosten einer Produktion werden durch eine Steuer auf eine Unternehmung vermehrt und können auf die Wareneinheit reduziert werden¹.

Keinesfalls ist es nötig, Steuern auf „Renten“ und „Surplus“ als einen Fall sui generis aufzufassen, wie es die Klassiker taten. Wie unsere Methode eine Fortbildung der Erkenntnis, eine Vermehrung unserer Einsicht ermöglicht und uns in den Stand setzt, manche Korrektur an der landläufigen Art, diese Fragen zu behandeln, anzubringen, so gibt sie uns auch einen festen Standpunkt gegenüber der Betrachtungsweise und den Resultaten der älteren Ökonomie. Eine der unseren ähnliche Methode oder besser, dieselbe Methode nur in unvollkommener Form hat die letztere nur auf die Besteuerung der Produkteinheit, etwa durch einen Zoll angewendet. Im übrigen operierte man mit allgemeinen Prinzipien und behandelte jeden Fall für sich. Unsere Methode stellt die ganze Steuertheorie, soweit sie rein

¹ Es ist interessant hervorzuheben, daß die exakte Steuertheorie, auf dem Momente von Angebot und Nachfrage basierend, von einer „spezifischen“ Steuer auf die Wareneinheit ausgeht, welche darnach von diesem Standpunkte aus als der Grundfall der Steuertheorie erscheint.

ökonomisch ist, auf eine einheitliche Grundlage. Wir könnten ihre Vorzüge nicht besser zeigen, als durch eine kurze Diskussion der klassischen Steuertheorie.

Auch darauf können wir aber hier nicht eingehen. Nehmen wir nur ein Beispiel, die Häusersteuer. Eine solche müßte nach den Klassikern immer auf den Grundherrn fallen, da entsprechend dem Gesetze der Profitrate und der Lohntheorie derselben, weder auf dem „building trade“ noch auf dem Lohne etwas davon haften bleiben kann. Das ist jedenfalls das große Prinzip; bei bereits fertigen Häusern müßte man ja wohl Ausnahmen anerkennen. Erkennt man nun die formalen Prinzipien, auf denen dieser Gedankengang beruht, als richtig an, so ist auch der letztere selbst ziemlich einwandfrei; nicht ganz freilich, denn die Gleichheit der Profitrate reicht nur dann zu dem Schlusse, der hier aus ihr gezogen wird, aus, wenn man den „building trade“ als unbedeutend gegenüber der Masse anderer Verwendungsmöglichkeiten des „Kapitales“ betrachten kann — anderenfalls würde eine Steuer auf denselben eben das Gesamtniveau der Profitrate beeinflussen und so sehr wohl ein Teil der Steuer auf ihn fallen. Aber wie oberflächlich und unbefriedigend ist diese Theorie, wie wenig paßt sie auf die Wirklichkeit! Unsere ermöglicht dagegen nicht nur eine vollkommenere und korrektere Darlegung der grundlegenden Prinzipien, sondern auch eine Berücksichtigung einer Unzahl feinerer Momente, so des Einflusses der Ausgestaltung der Verkehrsmittel auf die Wirkung einer Häusersteuer, eine Unterscheidung zwischen den verschiedenen Bedürfnissen, denen Wohnhäuser genügen, der „Rivalität“ zwischen verschiedenen Stadtteilen usw. Eine ganze Menge von sehr hübschen und theoretisch wie praktisch gleich interessanten Resultaten ergibt sich dabei. Am besten wurde das von Professor Edgeworth ausgearbeitet (Econ. Journal 1897). Die übliche Diskussion hingegen, die bekanntlich gegenwärtig sehr lebhaft geführt wird, sieht über diese Dinge so gut wie ganz hinweg. Eine ganze Anzahl von Korrekturen und Bereicherungen kann sie durch An-

voll zu zeigen, sind oft nicht lang genug, um den dynamischen Momenten allzuviel Entwicklungsmöglichkeit zu gewähren. So werden wir in vielen Fällen von unserer Betrachtungsweise Gebrauch machen können, in denen ihre statischen Voraussetzungen nicht ganz zutreffen. Nur müssen wir uns dann stets bewußt bleiben, daß wir keinen ganz sicheren Grund unter den Füßen haben und dürfen uns nicht wundern, wenn unser Raisonement mitunter nicht mit den Fakten übereinstimmt.

Dagegen können wir unseren Fall unschwer auch auf andere Steuern, als solche von der eben besprochenen Art ausdehnen, indem wir Realsteuern jeder Form auf jene zurückführen und endlich sogar auf Personalsteuern. Es gibt uns das eine wichtige Auffassungsweise derselben an die Hand, deren Anwendbarkeit allerdings von Fall zu Fall eine verschiedene ist: Die Generalkosten einer Produktion werden durch eine Steuer auf eine Unternehmung vermehrt und können auf die Wareneinheit reduziert werden¹.

Keinesfalls ist es nötig, Steuern auf „Renten“ und „Surplus“ als einen Fall sui generis aufzufassen, wie es die Klassiker taten. Wie unsere Methode eine Fortbildung der Erkenntnis, eine Vermehrung unserer Einsicht ermöglicht und uns in den Stand setzt, manche Korrektur an der landläufigen Art, diese Fragen zu behandeln, anzubringen, so gibt sie uns auch einen festen Standpunkt gegenüber der Betrachtungsweise und den Resultaten der älteren Ökonomie. Eine der unseren ähnliche Methode oder besser, dieselbe Methode nur in unvollkommener Form hat die letztere nur auf die Besteuerung der Produkteinheit, etwa durch einen Zoll angewendet. Im übrigen operierte man mit allgemeinen Prinzipien und behandelte jeden Fall für sich. Unsere Methode stellt die ganze Steuertheorie, soweit sie rein

¹ Es ist interessant hervorzuheben, daß die exakte Steuertheorie, auf dem Momente von Angebot und Nachfrage basierend, von einer „spezifischen“ Steuer auf die Wareneinheit ausgeht, welche darnach von diesem Standpunkte aus als der Grundfall der Steuertheorie erscheint.

ökonomisch ist, auf eine einheitliche Grundlage. Wir könnten ihre Vorzüge nicht besser zeigen, als durch eine kurze Diskussion der klassischen Steuertheorie.

Auch darauf können wir aber hier nicht eingehen. Nehmen wir nur ein Beispiel, die Häusersteuer. Eine solche müßte nach den Klassikern immer auf den Grundherrn fallen, da entsprechend dem Gesetze der Profitrate und der Lohntheorie derselben, weder auf dem „building trade“ noch auf dem Lohne etwas davon haften bleiben kann. Das ist jedenfalls das große Prinzip; bei bereits fertigen Häusern müßte man ja wohl Ausnahmen anerkennen. Erkennt man nun die formalen Prinzipien, auf denen dieser Gedankengang beruht, als richtig an, so ist auch der letztere selbst ziemlich einwandfrei; nicht ganz freilich, denn die Gleichheit der Profitrate reicht nur dann zu dem Schlusse, der hier aus ihr gezogen wird, aus, wenn man den „building trade“ als unbedeutend gegenüber der Masse anderer Verwendungsmöglichkeiten des „Kapitales“ betrachten kann — anderenfalls würde eine Steuer auf denselben eben das Gesamtniveau der Profitrate beeinflussen und so sehr wohl ein Teil der Steuer auf ihn fallen. Aber wie oberflächlich und unbefriedigend ist diese Theorie, wie wenig paßt sie auf die Wirklichkeit! Unsere ermöglicht dagegen nicht nur eine vollkommeneren und korrekteren Darlegung der grundlegenden Prinzipien, sondern auch eine Berücksichtigung einer Unzahl feinerer Momente, so des Einflusses der Ausgestaltung der Verkehrsmittel auf die Wirkung einer Häusersteuer, eine Unterscheidung zwischen den verschiedenen Bedürfnissen, denen Wohnhäuser genügen, der „Rivalität“ zwischen verschiedenen Stadtteilen usw. Eine ganze Menge von sehr hübschen und theoretisch wie praktisch gleich interessanten Resultaten ergibt sich dabei. Am besten wurde das von Professor Edgeworth ausgearbeitet (Econ. Journal 1897). Die übliche Diskussion hingegen, die bekanntlich gegenwärtig sehr lebhaft geführt wird, sieht über diese Dinge so gut wie ganz hinweg. Eine ganze Anzahl von Korrekturen und Bereicherungen kann sie durch An-

wendung unserer Methode erfahren. Diese Frage ist ein vortreffliches Beispiel, welch großen Unterschied das Moment der Methode für die Resultate haben kann. Die Daten sind ja dieselben für den Theoretiker wie für den Praktiker; und doch kann ein so verschiedenes Rendement aus ihnen erzielt werden. Bei jedem Schritte zeigt sich, wie wichtig eine sorgfältige Ausarbeitung und korrekte Handhabung der formalen Instrumente des Gedankenganges ist — wie wenig überflüssig also Betrachtungen der Art sind, wie sie der allgemeine Teil dieses Abschnittes brachte. Ich glaube nicht, daß jemand, der unsere Methode bei diesem Probleme an der Arbeit gesehen hat, ein verächtliches Urteil über sie fällen wird.

Noch sei eine weitere Anwendung unserer Methode auf diesem Gebiete angedeutet, nämlich die Theorie der Einkommensteuer. Gewiß bietet sich diese der Erfassung von unserem Standpunkte weniger leicht dar und unsere Beiträge sind hier weniger bedeutend als bei den eben erwähnten Problemen. Aber immerhin kann hier zweierlei getan werden. Einmal kann auf Grund der Bernoullischen Hypothese eine Theorie der progressiven Einkommensteuer, der Steuerprogression überhaupt, entwickelt werden. Sodann kann man aber das Geldeinkommen unserer Individuen gleichsam als ein Gut auffassen, das eine bestimmte Wert- und eine ebenso bestimmte Kostenfunktion habe. Dann ist es möglich, auf die Einkommensteuer ein ähnliches Raisonement anzuwenden und ähnliche Resultate bezüglich ihrer Wirkungen zu gewinnen, wie wir das bei unserem einfachsten Falle — in dem nur ein Gut produziert und konsumiert wurde — sahen; ja, darin dürfte die wichtigste praktische Anwendung dieses so wirklichkeitsfremd aussehenden Falles liegen. Es ist das bisher meines Wissens noch nicht geschehen; aber ich glaube wohl, daß es der Mühe lohnt und daß gewisse Vorgänge, die nicht jedermann so völlig klar sind, dadurch korrekt beschrieben werden können. Endlich kann man eine Einkommensteuer auch als Steuer auf die einzelnen Einkommenszweige auffassen.

Hier würden wir der Schwierigkeit begegnen, daß nur zwei derselben „statisch“ und mithin leicht zu behandeln sind. Immerhin ist auch das ein Weg zu verschiedenen, nicht uninteressanten Resultaten.

§ 2. Gehen wir nun zu einem zweiten Beispiele über, zur Theorie der Zölle. Auch hier wollen wir ganz kurz sein und nur zu erkenntnistheoretischen Zwecken einiges sagen; im übrigen aber wollen wir hier anders vorgehen, als beim ersten Beispiele. Haben wir dort vornehmlich darauf Wert gelegt, den konkreten Vorgang, mittelst dessen unsere Methode ihre Resultate gewinnt, zu exemplifizieren, so wollen wir hier, mit Rücksicht auf die Tatsache, auf die wir so viel Gewicht legen, die Tatsache nämlich, daß dieser Vorgang immer und überall, auf allen noch so verschiedenen Gebieten, im Wesen derselbe ist, nur einige Punkte erwähnen, welche geeignet sind, das, was die Theorie leisten kann, von dem, was sie nicht leisten kann, abzuheben und zu besserem Verständnisse des Wesens und Wertes ihrer Resultate beizutragen, auch die Theorie von manchen Mißverständnissen und Angriffen zu befreien, welchen sie ausgesetzt war und ist.

Vor allem: Alles kommt bei der Diskussion des Schutzzollproblems darauf an, die folgenden beiden Unterscheidungen durchzuführen. Erstens muß man das theoretische Problem vom praktischen scheiden. Was immer das Resultat der Theorie sein mag, nie kann es dazu reichen, für sich allein einen bestimmten Kurs der Handelspolitik zu empfehlen oder zu verdammen. Es liegt auf der Hand, daß die Momente, die die Theorie umfaßt, nur immer einen Teil der Sache bilden und durch andere Erwägungen in den Hintergrund gedrängt werden können. Das bestreitet doch ersichtlich die Theorie nicht. Und daher mag man eventuell den Politiker attackieren, der lediglich auf wirtschaftliche Momente Gewicht legt, aber es ist gewiß unbegründet, die Theorie aus diesem Grunde zu schmähen. Gegen sie können sich die Tiraden des Parteikampfes also

nicht richten, und soweit der Theoretiker Theoretiker bleibt, kann er nie Politiker sein.

Unterscheiden muß man zweitens zwischen dem statischen und dem dynamischen Probleme, zwischen dem, was man, wenn auch nicht ganz korrekt, „unmittelbare“ und „weitere“ Wirkungen nennt. Zum Teile fällt diese Unterscheidung mit der zwischen kurzen und langen Perioden zusammen, insofern als dynamische Momente meist einer gewissen Zeit bedürfen, um wirksam zu werden: Entwicklungen brauchen Zeit. Nun hat es gar keinen Sinn, beide Gruppen von Wirkungen gegeneinander gleichsam auszuspielen. Sie sind völlig verschieden voneinander und meist ganz inkommensurabel. Würde man das erkennen, so würde manche Kontroverse verstummen. Im Bewußtsein der Politiker spielen meist dynamische Momente die Hauptrolle, was aber streng von der Frage zu scheiden ist, ob auch die Parteien, auf die sie sich stützen, von solchen Überlegungen oder von der Rücksicht auf unmittelbare Vor- und Nachteile geleitet sind. Nun kann man gewiß behaupten, daß die Aspekte, die die Dynamik bietet, ungleich großartigere sind, als jene der Statik; die Zukunft der Nation, der Kampf der Rassen usw. sind gewiß Dinge, neben denen statische Argumente oft kleinlich und krämerhaft aussehen. Allein das ändert nichts daran, daß statische und dynamische Erwägungen voneinander unabhängig sind und, jede für sich, einen gesunden Sinn haben; ferner auch nichts daran, daß nur die statischen zurzeit exaktem Beweise zugänglich und das einzige sind, was strenge Wissenschaft heute zu bieten vermag. Man kann über sie lächeln — das kann nur zum Teile verübelt werden —, aber man kann diesen Sachverhalt nicht leugnen.

Sodann: Die Theorie tritt an das Problem der Wirkungen von Zöllen mit folgenden beiden Waffen heran. Erstens betrachtet sie jeden Zoll als eine auf Waren gelegte Steuer. Daraus folgt, daß das Problem methodologisch ganz dasselbe ist, wie das der Steuertheorie und Resultate von derselben Natur und Form gewonnen werden können.

Daraus folgt ferner, daß jeder andere Aspekt des Problem es der Theorie unzugänglich ist. Das zweite Instrument der Theorie ist die Annahme, daß zwischen verschiedenen Volkswirtschaften die Produktionsmittel nicht frei beweglich sind. Darin liegt das Merkmal, daß dieses Problem von dem der Steuer scheidet. Soweit freie Beweglichkeit dennoch besteht, unterscheiden sich diese Vorgänge nicht von denen innerhalb der Volkswirtschaft. Und soweit es auch hier keine völlig freie Beweglichkeit gibt, ist der Unterschied zwischen beiden ein noch geringerer — wir werden bald sehen, daß übrigens das letztere Moment eine wichtige Anwendung gestattet. — Infolge der nicht allzu großen Bedeutung jenes Unterschiedes fällt also das Thema der „internationalen Werte“ materiell mit dem der innerhalb der Volkswirtschaft bestehenden nahezu zusammen. Nur historisch ist es von der allgemeinen Preistheorie geschieden, weil zuerst für seine Zwecke eine Betrachtungsweise ausgearbeitet wurde, die von der damaligen Preistheorie verschieden war und der modernen näher steht. In der Tat kann die Theorie der internationalen Werte als ein Vorläufer der neueren Werttheorie betrachtet werden. Aber heute, wo diese Betrachtungsweise auch auf das allgemeine Problem angewendet wird, gibt es eigentlich keinen Grund zur Scheidung mehr — wenigstens vom Standpunkte der Wissenschaft.

Weiter: In der Weise, die wir an der Steuertheorie demonstrierten, kann nun auch eine Zolltheorie — besser wäre es vielleicht, von Theorien der Wirkungen von Steuern und Zöllen zu sprechen — gewonnen werden, die sich durch Einführung verschiedener Daten, der Rivalität und Komplementarität von Gütern, verschiedener Formen und Größen des Zolles und anderer Umstände, sehr vollständig und interessant und, soweit der Standpunkt der Theorie reicht, ebenso befriedigend wie korrekt gestalten läßt. Eine Reihe von Korrekturen an populären und auch wissenschaftlichen Behauptungen und eine ganze Anzahl von Resultaten, welche anders nicht gewonnen werden können, ergeben sich dabei, die von unleugbarem

Werte sind. Nur darf man bei ihrer Beurteilung nie ihren statischen Charakter und alles, was das im Einzelnen involviert, vergessen: Nicht oft genug kann das wiederholt werden.

Wir können nun nicht daran denken, auch nur einen Teil dieser Resultate hier vorzuführen. Immerhin wollen wir eins sagen. Es ergibt sich, daß im allgemeinen ein Zoll den Nutzgewinn beider Teile verringert. Aber das heißt ja nichts anderes, als daß jenes formale Nutzenmaximum auf dessen Charakter und Voraussetzungen wir so viel Gewicht legten, verringert, keineswegs auch schon, daß die Wohlfahrt beider Teile verringert wird. Es heißt das im Grunde nur etwas Selbstverständliches, nämlich, daß nun nicht mehr dieselben Tauschakte zu demselben Preise durchgeführt werden, wie bisher; das ist selbstverständlich, weil es unmittelbar aus der eindeutigen Bestimmtheit beider Zustände — desjenigen vor und desjenigen nach Auflegung des Zolles — folgt. Soweit ist der Satz durchaus unanfechtbar, aber auch ohne besonderes Interesse. Seine Bedeutung liegt darin, daß man über ihn hinüber zur Bestimmung dessen gelangt, „was nun geschieht,“ zur Bestimmung der neuen Preise und Absätze. Sodann gibt uns unsere Theorie eine Reihe von Ausnahmefällen für jene Regel. Manche von ihnen hat schon J. St. Mill erkannt, vollständig aber können sie nur mit Hilfe der höheren Mathematik gewonnen werden. Es ist möglich, daß der Zoll mitunter nur von einem Teile getragen wird, ja sogar, daß ein Teil einen Vorteil davon hat. Schon unsere allgemeine Regel ist nicht ohne Wert. Daß der Zoll im allgemeinen von beiden Teilen getragen wird, ist nicht selbstverständlich, wenn es auch klar genug zu sein scheint. Jene Ausnahmefälle ferner sind dem Praktiker ebenfalls wohlbekannt. Aber oft werden sie überschätzt, oft auch bestritten. Sie wirklich befriedigend zu beweisen, zugleich aber auf ihre wirkliche Bedeutung zu beschränken, ist nur mit Hilfe unserer Theorie möglich. Als ein Beispiel für ihren Wert sei das Schlagwort von der „Besteuerung des Ausländers“ angeführt, das in England

eine so große Rolle spielt. Unsere Theorie grenzt klar ab, was Wahres daran sein kann: Einmal trägt der Ausländer im allgemeinen einen Teil des Zolles. Und ferner ist es in einzelnen Fällen, deren Ausnahmecharakter aber im exakten Raisonement klar hervortritt, möglich, daß er die ganze Steuer trage und eventuell sogar mehr. Oder ein anderes Beispiel: Die Behauptung, daß schutzzollpolitische Maßregeln der Zerstörung von Maschinen usw. gleichkommen, hat ebenfalls viel Staub aufgewirbelt. Auf Grund der Theorie läßt sich die Sache ohne jedes unnötige Echauffement klarstellen: Insofern beide Maßregeln zu einer Einschränkung des Angebots führen, sind sie ähnlich; und insofern eine Einschränkung des Angebotes einem der Kontrahenten Vorteile bringen kann, die in der Regel, aber nicht notwendig kleiner sind, als der dadurch dem anderen erwachsende Schaden, sind sie beide in einem gewissen Sinne „vorteilhaft“ — aber das ist auch alles.

Berücksichtigt man noch den Gewinn der Staatskasse infolge von Zolleinnahmen — auch für das Wesen und die Wirkungen des Finanzzolles gilt natürlich unsere Theorie — und weiter die möglichen Rückwirkungen des Zolles auf den Inlandspreis der von einem fremden Staate belasteten Ware, sowie seine Wirkungen auf die Preise anderer Güter, so ergibt sich ein sehr kompliziertes Problem, das eine einfache Lösung nicht gestattet und einer korrekten Methode sehr bedarf. Im Ganzen können wir sagen, daß weder das Freihandelsargument auf unsere Regel noch das Schutzzollargument auf unsere Ausnahmen, welche durch die eben angedeuteten Komplikationen im allgemeinen an Kraft gewinnen, basiert werden kann: Die Antworten, die die Theorie erteilt, sind nach Lage des Falles sehr verschieden. Gewiß ist es möglich, sowohl für einzelne Interessentengruppen, wie auch für die gesamte Volkswirtschaft, durch entsprechende zollpolitische Maßnahmen Gewinne zu machen. Aber ob dieselben bedeutend genug sind, um die Wirkung von Retorsionsmaßregeln zu überwiegen, läßt sich nicht exakt sagen, da das von der Wichtig-

keit abhängt, die man gerade den in Frage stehenden Interessen und jenen, welche dabei leiden, zubilligt. Tatsächlich dürfte das Gesagte den Standpunkt der fortgeschrittensten Theoretiker wiedergeben, welche sich von kurzen und schnellfertigen Regeln über unsere Frage mehr und mehr abwenden.

Endlich: Wir können also den Satz aussprechen, daß die statische Theorie das Freihandelsargument nicht stützt oder doch nicht in entscheidender Weise. Unsere „allgemeine Regel“ scheint das zu tun, aber wenn man erstens ihre Voraussetzungen betrachtet, zweitens ihre Ausnahmen und drittens kompliziertere Fälle überhaupt, so kommt man zu der Erkenntnis, daß ihre praktische Bedeutung eine sehr geringe ist. So gibt uns unsere statische Theorie zwar viele wichtige Resultate, aber — und das ist angesichts der Kompliziertheit des Problems geradezu ein Beleg ihrer Richtigkeit und Lebenswahrheit — keine einfache allgemeine Antwort. Dazu kommt nun noch, daß die wichtigsten Argumente für und gegen Schutzzölle nicht statisch sind, sich somit heute noch der exakten Erfassung entziehen. Am deutlichsten sieht man das bei der Theorie des Erziehungszolles, aber auch für die meisten anderen gilt das. So namentlich auch für das Freihandelsargument; denn dieses beruht keineswegs auf jenen kleinen Bausteinen, die die statische Theorie dazu liefern kann, sondern in weit höherem Maße auf der Ansicht, daß freier Verkehr der wirtschaftlichen Entwicklung am meisten fromme. Alle diese Dinge bedürfen aber „langer Perioden“. Doch schließen wir. Wir müssen es uns versagen, auf die Diskussion einzelner Argumente einzugehen, so anziehend die Aufgabe ist, die Körnchen von Wahrheit zu sammeln, die in ihnen enthalten sind — man denke nur an das Schlagwort vom „Schutz der nationalen Arbeit!“ — und methodische und inhaltliche Irrtümer zu bekämpfen. Allein es muß uns genügen, jene Dinge gesagt zu haben, welche wir im Interesse der statischen Theorie sagen zu müssen glaubten und vor allem, betont zu haben, daß sie völlig ungeeignet ist zur Rolle einer politischen

Waffe im Streite großer Prinzipien. Kleinere, klar umschriebene Probleme mag sie ja lösen können.

§ 3. In ähnlicher Weise ergibt sich die Möglichkeit, eine reinökonomische, statische Theorie der Einkommensverschiebungen auszuarbeiten, welche desselben Wesens, desselben Wertes und denselben Einschränkungen unterworfen ist, wie die beiden eben skizzierten Theorien. Vor allem darf man sie nicht mit einer Theorie über die konkreten Tendenzen der Einkommensverteilung verwechseln, wie schon im allgemeinen Teile dieses Abschnittes ausgeführt wurde und zwar aus zwei Gründen: erstens können unsere Gesetze nur formale sein und über die konkreten Verhältnisse z. B. der Gegenwart nichts aussagen und zweitens kann man auch dann, wenn etwa die nötigen Daten gegeben wären, das Resultat nicht ohne weiteres in der Wirklichkeit vorfinden wollen, weil hier noch andere, dynamische, Momente wirksam sind, welche in unserem statischen Bilde fehlen. Trotzdem aber bleibt uns genug, um diesem Zweige unserer Theorie Interesse abgewinnen zu können.

Bewegungsgesetze der Einkommen in bezug aufeinander haben schon die Klassiker aufgestellt und man wird sagen müssen, daß das von ihnen Geleistete nahezu das Einzige ist, was wir auf diesem Gebiete besitzen. Trotz vieler Ansätze ist nämlich die moderne Theorie noch nicht zu einer systematischen Beantwortung dieser Frage vorgedrungen, und es gibt da noch sehr viel zu tun. Von unserem Standpunkte begegnen wir der Schwierigkeit, daß es nur zwei statische Einkommenszweige gibt, allein in den wenigen Bemerkungen, die hier folgen sollen, wird das nicht weiter störend hervortreten. Doch wollen wir deshalb nur von den Preisen der Produktionsmittel sprechen, wenn auch unseres Erachtens eine Gruppe derselben kein Reineinkommen darstellt.

Das erste, was wir sagen können, eine erste allgemeine Regel, ist, daß jede willkürliche Erhöhung des Preises eines der Produktionsmittel die Besitzer aller „schädigt“, einmal als Konsumenten und sodann im großen und ganzen auch

als Produzenten. Dieser Satz mag sehr anstößig klingen, ist aber ebenso wahr und ebenso unschuldig, wie unsere „allgemeine Regel“ im vorhergehenden Paragraphen. Ganz ähnlich wie dort, kommt das Hauptinteresse der Klarlegung aller Wirkungen und den Ausnahmefällen zu, und so wie dort läßt sich eine sehr vollständige Theorie dabei gewinnen. Eher wird man zugeben, daß eine Einschränkung der Menge eines der Produktionsfaktoren alle Glieder der Volkswirtschaft schädigt. Auch diese Regel hat Ausnahmen. Es kann vorkommen — das hängt von der Gestalt der Angebots- und Nachfragekurven ab —, daß die Einschränkung des Angebotes z. B. an Arbeit für alle Arbeiter in derselben Weise vorteilhaft ist, wie die Vernichtung eines Teiles des Vorrates an einem anderen Gute für deren Verkäufer. So läßt sich nachweisen, was so oft bestritten wird, daß ein Generalstrike nicht nur die Löhne nominell erhöhen kann, sondern auch den Anteil der Arbeiter — aller Arbeiter — an der Summe der vorhandenen Genußgüter.

Solcher Resultate — darunter viele sehr komplizierte — gibt es eine ganze Menge, und viel kann durch ihre Ausarbeitung für die Klarstellung mancher Diskussion geschehen. Allein eine allgemeine Antwort auf die Frage, welche Einkommen gemeinsam fallen und steigen und welche sich im Gegensatze zueinander bewegen, von der Bestimmtheit, wie sie die Klassiker gaben, liefert unsere Theorie nicht. Doch ist das nur ein Vorteil. Solche starre, feste Regeln gibt es nicht oder besser, man kann sie nur um den Preis der Hin- nahme von Voraussetzungen aufstellen, welche denn doch zu wenig mit der Wirklichkeit zu tun haben. Gerade der Umstand, daß unsere Theorie eine Menge spezieller Antworten gibt und sich bei verschiedenen Daten verschiedene Resultate herausstellen, zeugt für ihre Lebenswahrheit, für den großen Fortschritt, den sie gegenüber dem klassischen Systeme aufweist. Steigt z. B. der Preis eines Produktes infolge des Steigens der Nachfrage nach demselben, so wird diese Steigerung im allgemeinen allen seinen Produktions- mitteln zugute kommen. Dabei können wir das Verhältnis ihrer

dieselben in nähere Beziehung zu einzelnen Problemen zu bringen. So können wir den Einfluß von Differenzialtarifen, von „Diskrimination“, von Tarifkriegen usw. exakt untersuchen, soweit diese Dinge rein wirtschaftlich und soweit sie statisch zu erklären sind. Sicherlich reicht das nicht aus, um etwa die Tarifpolitik eines Staates oder selbst auch nur einer Unternehmung ganz zu verstehen. Soweit sie ferne liegende Zwecke im Auge hat, besonders eine Entwicklung fördern oder hindern soll, soweit sozialpolitische und andere außerwirtschaftliche Momente hineinwirken, wird man immer eine Diskrepanz zwischen Theorie und Tatsachen finden. Aber man wird sie meist befriedigend erklären und stets einen erheblichen Teil der Erscheinungen mit unseren Mitteln verstehen können — vielleicht einen größeren, als mancher deutsche Nationalökonom anzunehmen geneigt ist.

Besonders wichtige Dienste leistet uns die Theorie des Monopoles, da den meisten großen Transportunternehmungen eine monopolistische oder doch monopolähnliche Stellung zukommt. Man kann sagen, daß alle Fragen, welche in das Schema gebracht werden können: Preisbildung der Transportleistungen und Rückwirkung ihres Preises auf den der anderen Güter und deren Absatz sehr befriedigend beantwortet werden können. Nicht nur auf die wirklich zum Transport gelangenden Waren, auch auf alle anderen wirken die Frachttarife im Sinne unseres „Interdependenzsystemes“. Es muß einen Einfluß auf den Preis einer Ware haben, wenn sie, z. B. wegen zu hoher Tarife, am Erzeugungsorte verbraucht werden muß. Die Wirkung eines Tarifes ist nicht mit seinem Einflusse auf eine konkrete Ware erschöpft, vielmehr wirkt das auf alle Preise und Einkommen der Volkswirtschaft einerseits durch Erhöhung mancher Einkommen, andererseits durch Verringerung anderer. Alle diese Dinge werden durch unsere Methode klargemacht. Endlich können wir die Tarifeinnahmen zu den Erzeugungs- oder wenigstens den Betriebskosten der Transportunternehmungen ins Verhältnis setzen und diese Beziehungen untersuchen. Was aber bietet die übliche Transporttheorie?

gewisse Grundfragen betreffen, wie Wesen der Einkommen usw. Und die Hauptschwierigkeit liegt da, wie gesagt, meist mehr in der „Stilisierung“ der Tatsachen, sodaß sie in jenes Schema passen; die Auffindung der einzelnen Theoreme ist dann, wenn das gelungen ist, meist ganz einfach — in der Tat sind ja diese Theoreme für alle die verschiedenen Probleme im Wesen dieselben, was gegenüber der Verschiedenheit der Formen nicht genug betont werden kann. Es handelt sich darum, einen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus sich die Dinge so auffassen lassen, wie wir es brauchen. Je nach Lage des Falles vermag man so einen größeren oder einen geringeren Teil der Sache zu überblicken, werden die Resultate mehr oder weniger Wert haben. Immer aber ergibt sich auf diesem Wege alles, was „reinökonomisch“ und „statisch“ daran ist. Und es liegt da ein weites, fruchtbares Feld der Forschung, dessen Ausbeutung erst in den Anfängen steht. Man kann sagen, daß gegenwärtig selbst die elementarsten Grundsätze der Methode den meisten Ökonomen fremd sind, durchaus zum Nachteil dieses Kreises von Problemen; um so mehr liegt sie ihnen bei Fragen ferne, die nicht schon seit den Anfängen der Ökonomie behandelt wurden. Aber gerade solchen neuen Aufgaben muß die moderne Theorie sich gewachsen zeigen. Wir wollen uns auf die folgenden Bemerkungen beschränken. Ein wichtiger Teil der Wirtschaftslehre, der sich gleichsam ganz von selbst der Anwendung unserer Methode darbietet, ist das Transportwesen. Wie man leicht sieht, lassen sich die Wirkungen der Transportkosten auf Preis und Absatzfähigkeit der Waren ohne große Schwierigkeit ganz so auffassen wie die von Zöllen, so daß man dieses Problem auf das erste der von uns angeführten reduzieren kann — und darin liegt die ganze ökonomische Theorie des Transportes. In derselben Weise, wie im Falle von Steuern und Zöllen, führen wir die Tarifsätze in unser Gleichungssystem ein und beobachten, wie sich der Gleichgewichtszustand unter ihrem Einflusse ändert. Daten aus der Praxis helfen uns dazu, unseren Sätzen einen konkreten Inhalt zu geben und

dieselben in nähere Beziehung zu einzelnen Problemen zu bringen. So können wir den Einfluß von Differenzialtarifen, von „Diskrimination“, von Tarifkriegen usw. exakt untersuchen, soweit diese Dinge rein wirtschaftlich und soweit sie statisch zu erklären sind. Sicherlich reicht das nicht aus, um etwa die Tarifpolitik eines Staates oder selbst auch nur einer Unternehmung ganz zu verstehen. Soweit sie ferne liegende Zwecke im Auge hat, besonders eine Entwicklung fördern oder hindern soll, soweit sozialpolitische und andere außerwirtschaftliche Momente hineinwirken, wird man immer eine Diskrepanz zwischen Theorie und Tatsachen finden. Aber man wird sie meist befriedigend erklären und stets einen erheblichen Teil der Erscheinungen mit unseren Mitteln verstehen können — vielleicht einen größeren, als mancher deutsche Nationalökonom anzunehmen geneigt ist.

Besonders wichtige Dienste leistet uns die Theorie des Monopoles, da den meisten großen Transportunternehmungen eine monopolistische oder doch monopolähnliche Stellung zukommt. Man kann sagen, daß alle Fragen, welche in das Schema gebracht werden können: Preisbildung der Transportleistungen und Rückwirkung ihres Preises auf den der anderen Güter und deren Absatz sehr befriedigend beantwortet werden können. Nicht nur auf die wirklich zum Transport gelangenden Waren, auch auf alle anderen wirken die Frachttarife im Sinne unseres „Interdependenzsystemes“. Es muß einen Einfluß auf den Preis einer Ware haben, wenn sie, z. B. wegen zu hoher Tarife, am Erzeugungsorte verbraucht werden muß. Die Wirkung eines Tarifes ist nicht mit seinem Einflusse auf eine konkrete Ware erschöpft, vielmehr wirkt das auf alle Preise und Einkommen der Volkswirtschaft einerseits durch Erhöhung mancher Einkommen, andererseits durch Verringerung anderer. Alle diese Dinge werden durch unsere Methode klargemacht. Endlich können wir die Tarifeinnahmen zu den Erzeugungs- oder wenigstens den Betriebskosten der Transportunternehmungen ins Verhältnis setzen und diese Beziehungen untersuchen. Was aber bietet die übliche Transporttheorie?



Vor allem Gemeinplätze über die Wichtigkeit des Transportwesens, über den Einfluß seiner Fortschritte auf die Entwicklung der Völker. Wir hören, daß ohne dasselbe eine höhere Kulturstufe unmöglich sei, daß es das Moment der örtlichen Entfernung überwinde und die Märkte näher aneinander rücke, daß es ein wesentlicher Faktor in der Ausbildung einer Weltwirtschaft sei u. dgl. m. Man legt dar, daß der briefliche, telegraphische und telephonische Verkehr ein integrierendes Moment der Technik der modernen Wirtschaft und für dieselbe unentbehrlich sei. Die Eisenbahnen und Dampfschiffe haben neue Produktionskombinationen möglich gemacht und neue Konjunkturen geschaffen. Und für all das werden uns meist Daten gegeben, auch meist Überblicke über die historische Entwicklung. Welchen wissenschaftlichen Wert hat das? Jedermann weiß all' das ohnehin ganz gut und ich glaube, daß man dergleichen Ausführungen nicht ohne Enttäuschung zu lesen vermag. Deskriptive Untersuchungen dieses Gebietes haben sicherlich ihren Wert; ja sie sind unentbehrlich. Aber die allgemeinen Erörterungen der theoretischen Ökonomen bieten außerordentlich wenig Interessantes.

Sodann aber pflegt man Fragen der Verkehrspolitik zu erörtern. Eine Eisenbahnunternehmung ist ein für die ganze Volkswirtschaft sehr wichtiger Faktor, sie ist ferner an sich eine große Macht. Die Frage, wie sie von ihrem Einflusse Gebrauch macht und ob man sie den Händen Privater anvertrauen solle oder nicht, dann die Diskussion der Vor- und Nachteile des Staatsbetriebes beschäftigt die Ökonomen viel mehr, als theoretische Probleme. Die mit der Erscheinung der „Diskrimination“ zusammenhängenden volkswirtschaftspolitischen und rechtlichen Fragen u. ä., das ist es, was man hauptsächlich unter Transporttheorie versteht.

Gewiß sind dieselben sehr wichtig; gewiß ferner vermag die Theorie wenig dafür zu leisten; aber es sind eben weit mehr praktische als wissenschaftliche Fragen und es sind die Argumente von Parteien und Interessentengruppen, denen man auch in der wissenschaftlichen Literatur begegnet.



In ähnlicher Weise kann man jedes Kostenelement eines Gutes und endlich überhaupt jedes Gut herausgreifen, um stets in derselben Weise solche allgemeine Sätze, wie wir sie vorführten, über die Wirkungen kleiner Änderungen seiner Menge oder seines Preises zu gewinnen. Nichts anderes war das, was wir bei der Theorie der Einkommensverschiebungen taten, nichts anderes auch die Theorie des Transportes. Ähnliche Anwendungen gibt es viele, wenn sie auch von geringerer Bedeutung sind: Das tägliche Leben liefert sie uns in Fülle, und angesichts der relativen Kompliziertheit dieser Fragen und ihrer unleugbaren Wichtigkeit ist eine sorgfältige Ausarbeitung der Methode sicherlich nicht ohne Wert. Freilich kommt es für praktische Zwecke meist nur auf die konkreten Tatsachen an. Die Bedingungen, unter denen sich der Preis z. B. der Baumwolle ändert und welche Wirkungen das auf Absatz der Fabrikate und auf die beteiligten Industrien, endlich auf die ganze Volkswirtschaft hat, alles das kann nur auf Grund statistischen Materials jeder Art untersucht werden und der Praktiker wird sich in Geschäft und Politik an seine Erfahrung und nicht an die Theorie wenden; aber die Theorie selbst vermag aus geschäftlicher Erfahrung und Statistik neue Anregungen und Probleme, Daten für ihre abstrakten Schemen, zu gewinnen und wird sicherlich früher oder später imstande sein, ihr Gleichgewichtssystem und dessen Theoreme den Tatsachen anzunähern. Die Praxis des wirtschaftlichen Lebens, besonders die der Börsen hat zur Ausbildung einer ganzen Reihe von populären Theorien über Preisbewegungen usw. geführt, die, mögen sie auch noch so unvollkommen sein, doch den Niederschlag langer Erfahrung darstellen in ähnlicher Weise wie die Wetterregeln des Landmannes. Ohne sich viel Gedanken über die tieferen Zusammenhänge zu machen, weiß der erfahrene Börsenmann die Änderungen der Bankrate vorherzusagen und sich die Wechselwirkungen zwischen den Kursen der Börsenwerte zunutze zu machen. Der Geldmarktartikel jeder Zeitung enthält mehr Theorie — und mehr für die Theorie — als man glauben sollte.

Freilich erscheinen diese theoretischen Elemente nur rudimentär und zusammenhanglos, aber unser System gibt uns die Mittel an die Hand, sie zu prüfen und zu ordnen. Auch hier dürfen wir manches von der Zukunft erwarten, mag es auch weit zurückbleiben hinter den kühnen Hoffnungen, denen man sich in früherer Zeit hingab.

Die Steuer- und Zolltheorie oder besser, die Sätze, welche die Nationalökonomien zunächst im Anschlusse an und im Hinblick auf diese Fragen entwickelten, stellen also nur Spezialfälle eines Gedankenganges dar, der sehr weiter Anwendung fähig ist, insoferne einen allgemeinen Fall, als dabei nicht von einem bestimmten Gute die Rede und eine Änderung an den Produktionsverhältnissen am einfachsten durch eine Steuer oder einen Zoll zu veranschaulichen ist. Und dieser ganze weite Kreis von Problemen vermag von unserem Gleichgewichtssysteme aus eine wesentlich vervollkommnete Behandlung zu erfahren. Diese Basierung der exakten Steuertheorie auf eine korrekte wissenschaftliche Grundlage einerseits und ihre Verallgemeinerung andererseits, das sind Fortschritte, welche ich wohl der Aufmerksamkeit des Lesers empfehlen darf. Es ist ein tiefer Einblick in das Getriebe des Wirtschaftslebens, den uns unser System hier eröffnet.

Noch ein Beispiel einer etwas gewagteren Anwendung unserer Methode wollen wir anführen, allerdings nur ganz kurz, nämlich die Untersuchung der Wirkungen eines technischen Fortschrittes, also hauptsächlich, um das Schlagwort zu nennen, unter dem die betreffende Diskussion bekannt ist, der Wirkung der Einführung von Maschinen.

Im gewöhnlichen Leben finden wir bereits die beiden Ansichten vertreten, zwischen denen auch die Wissenschaft schwankt: Der Typus der einen ist das Zeitungsfeuilleton, das die Errungenschaften der Technik enthusiastisch feiert und alle denkbaren wohlthätigen Konsequenzen von denselben prophezeit; der Typus der anderen ist die Auffassung des Arbeiters, der die Maschinen verwünscht und gelegentlich zerstört. Von vornherein können wir gewiß sein, daß beide



Ansichten nicht unbegründet sind. Denn nur selten greift die Praxis des täglichen Lebens vollständig fehl: Was als Verirrung aussieht, ist oft ganz folgerichtig vom Standpunkte des Handelnden und der Urteilende vergißt nur zu leicht, daß auch sein Standpunkt ein subjektiver ist. Die Tatsache, daß eine „arbeitersparende“ Erfindung dem Konsumenten im großen und ganzen und zunächst vorteilhaft ist, ist ebenso unbestreitbar, als die andere, daß der Arbeiter in seiner Arbeitsgelegenheit und in seinem Lohne, ebenfalls im großen und ganzen und unmittelbar, Schaden leidet.

Die wissenschaftliche Diskussion des Themas zeigt die uns wohl bekannten Züge. Ohne die Frage in organischen Zusammenhang mit den Grundlagen der Theorie zu bringen, versuchte man mit allgemeinen Argumenten für die eine oder die andere Auffassung zu streiten und zu einer ebenso allgemeinen Antwort zu kommen, bis man sah, daß man nicht weiter komme und stets denselben Argumenten begegne, die ja doch niemand überzeugen, mögen sie auch nicht unbegründet sein. Dann wandte man sich ermüdet von der Theorie ab und verfiel in das andere Extrem — nämlich an ihr zu verzweifeln und sich mit dem Bewußtsein zu begnügen, ihre Wertlosigkeit erkannt zu haben. Immer dasselbe Schauspiel: Prätionen und Fehler, berechnete Angriffe — die aber wieder zu weit gehen und „das Kind mit dem Bade ausschütten“ — und dann jener Zustand, den man als Desorganisation der Diskussion bezeichnen könnte. Aber gibt es denn kein anderes Mittel, als radikale Verwerfung der Theorie? Gewiß, nämlich eine bessere Theorie. Wie können wir dazu gelangen?

Dazu zwei Bemerkungen: Einmal können — und müssen wir eigentlich — die Frage in die Dynamik verweisen. Ein Hauptgrund der Resultatlosigkeit der Kontroverse liegt gewiß im Nichtauseinanderhalten von „unmittelbaren“ und „weiteren“ Wirkungen, von kurzen und langen Perioden. Marx und seine Schüler haben vor allem auf erstere, die Kompensationstheorie hat besonders auf letztere Gewicht ge-

legt. Aber dann können wir auch versuchen, unsere neuen Maschinen in das statische System einzuführen. Prinzipiell ist das, wie hier nicht mehr ausgeführt zu werden braucht, unzulässig; aber wenn ihr Einfluß kein zu großer ist, so können wir es dennoch wagen. Auch geht es ohne Weiteres nicht; aber wir können uns mit verschiedenen Kunstgriffen helfen. Wir wollen die letzteren nur andeuten: Es wäre nicht ausreichend, einfach eine Zunahme des vorhandenen Werkzeugvorrates anzunehmen. Aber vielleicht ist es möglich, die Tatsache, daß durch diesen Zuwachs Arbeit „überflüssig“ wird, irgendwie zum Ausdruck zu bringen. Besser aber wäre vielleicht die Annahme, daß die Erwerber neuer Maschinen nun auf einmal in den Besitz einer bestimmten Menge von Arbeit gelangt seien. Hat man so — oder irgendwie — einmal die neuen Maschinen unserem Systeme eingepaßt, so wird uns die Variationsmethode in einer exakten und klaren Weise alle Wirkungen ihrer Einführung, soweit sie statische sind, automatisch ergeben — und dann wird sich eine Fülle interessanter und wirklich haltbarer Resultate einstellen. Und diese werden sich wohl auch unter Verhältnissen bewähren, die strenggenommen nicht „statisch“ genannt werden können.

So vermögen wir mit unserer Methode schließlich auch gegen die Probleme der Dynamik vorzudringen. Wie weit? Das ist stets quaestio facti. Nie können wir in den Kern derselben eindringen; die großen Entwicklungstendenzen gehen sicherlich an unserem Systeme vorüber, spielen auf anderen Bühnen. Nur wie ein Grollen fernen Donners vernehmen wir hier ihre Stimme. Aber, wie immer dem sein mag, eine große Menge praktischer Resultate und, was wichtiger ist als das, eine Reihe wertvoller Erkenntnisse vermag uns unsere Methode immerhin zu geben. Wohl müssen wir lernen, auf die Ansprüche der älteren Nationalökonomien zu verzichten, doch bleibt noch genug Wertvolles zurück. Für uns handelte es sich nur darum darzulegen, daß das so ist, und wir können in das Detail der Sache nicht eingehen. Sicher ist unsere Methode ein machtvolles Instrument zur



Meisterung der Tatsachen, das uns davor schützt, von diesen gemeistert zu werden, uns in ihnen zu verlieren. Wenn man einmal ihren Wert erkannt und ihre Lehren beherzigt haben wird, so wird die wissenschaftliche Diskussion auf ein höheres Niveau gehoben sein. Nur durch das Verständnis der Variationsmethode führt der Weg zu Sicherheit in der Lösung konkreter ökonomischer Probleme, zu jener Sicherheit, um die wir heute die Naturwissenschaften beneiden, — und auch der Weg zu Resultaten, die der allgemeinen Anerkennung würdig sind und sie finden werden.

•

•

•

•

•

•



Fünfter Teil.

Zusammenfassung dessen, was sich aus dem Vorhergehenden zur Beurteilung des Wesens, Erkenntniswertes und der Entwicklungsmöglichkeiten der theoretischen Ökonomie ergibt.

•
•
•
•
•
•
•

•



I. Kapitel.

Natur oder Wesen der exakten Ökonomie.

§ 1. Ich habe mich bestrebt, den wesentlichen Inhalt jenes Gebietes darzulegen, das man im allgemeinen unter theoretischer Nationalökonomie versteht. Wohl hat besonders in Deutschland dieser Terminus eine etwas weitere, überhaupt andere, Bedeutung gewonnen und man mag sagen, daß das Gebotene nur einen Teil derselben deckt, etwa das, was man als reine Verkehrstheorie bezeichnen könnte. Allein unsere Theoreme und jedenfalls die Grundlagen unseres Systemes gelten, wie wir uns herauszuarbeiten bemühten, im großen und ganzen und wenigstens im Wesen für jeden Zustand der Wirtschaft, besonders auch für die „verkehrslose“, „geschlossene“ oder „isolierte“. Außerdem sahen wir, daß alle anderen Bestandteile der Nationalökonomie entweder wertlos sind oder wesentlich anderen Gebieten angehören und andere Methoden erfordern. Deshalb halten wir uns für berechtigt, das Gesagte als den Kern der Ökonomie zu bezeichnen. Aber wir wollen darauf nicht bestehen; nenne man unsere Disziplin wie man wolle, entscheidend ist nur, daß sie eben eine in sich geschlossene, autonome Provinz des Reiches des Wissens ist. Lediglich aus Zweckmäßigkeitsgründen halten wir an dem alten Namen fest. Nicht was der moderne deutsche Soziologe, Sozialphilosoph oder selbst Nationalökonom als sein Gebiet abgrenzt, behandeln wir hier — wir geben auch kein Urteil über ihn und sein Forschen ab —, sondern eben jene alte

Nationalökonomie, welche er oft ad acta legen zu sollen meint, jene Nationalökonomie, welche man verachtet oder verteidigt, ohne eigentlich genau zu wissen, was von ihr zu halten ist.

Das letztere zu sagen oder, besser, unsere Resultate bezüglich dieser Frage nochmals zusammenzufassen, ist der Zweck dieses letzten Teiles unserer Arbeit. Er soll im Prinzipie nichts Neues mehr bringen, sondern nur das enthalten, was sich meines Erachtens aus dem Vorhergehenden ergibt — ein Endurteil über den Erkenntniswert unserer Disziplin. Dasselbe liegt in und ergibt sich aus dem Gesagten; und wenn wir hier etwas allgemeiner sprechen werden, so wolle man doch nicht vergessen, daß wir darum nicht weniger als bei unseren früheren Betrachtungen auf der praktischen wissenschaftlichen Arbeit, auf der Erfahrung, die sich aus ihr ergibt, und auf konkreten wissenschaftlichen Zielen fußen, nicht auf allgemeinen Obersätzen oder auf metaphysischen Spekulationen. Der Leser wird bald sehen, daß er in dieser Beziehung nichts zu befürchten hat: Unsere Absicht ist hauptsächlich nur, trocken und klar zu resumieren, und die Einfachheit und Nüchternheit unserer Ausführungen wird jeden Verdacht in dieser Richtung verscheuchen und, wie ich hoffe, den Eindruck völliger Ruhe und Verlässlichkeit machen. Gerne verzichte ich um diesen Preis auf schillernde Phrasen.

Eigentlich müßte ich ja das, was ich hier sagen will dem Urteile des Lesers überlassen. Im Grunde habe ich kein Recht, demselben vorzugreifen. Tatsächlich würde auch in keiner anderen exakten Disziplin ein solcher Anhang an die eigentliche Darstellung nötig sein, auch in Arbeiten nicht, welche mehr Gewicht auf erkenntnistheoretische Fragen legen, als es üblicherweise geschieht. Ziele und Methoden, Wert der Resultate — das ist dort alles, selbst heute, wo die Kritik auch vor den stolzesten wissenschaftlichen Gebäuden nicht Halt macht, viel zu klar, um einem weiteren Publikum gegenüber besonders auseinandergesetzt werden zu müssen: Dort sind es die Wenigen, welche



zweifeln, die Vielen vertrauen. Allein bei uns verhält es sich umgekehrt. Und wenn ich nicht selbst nun einiges sagen würde, um das, was ich für die Wahrheit halte, dem Gewirre von Parteimeinungen entgegenzuhalten, so wäre ich nichts weniger als beruhigt darüber, welches Endurteil über Wesen und Wert der theoretischen Ökonomie aus dem Gesagten geschöpft würde. Zu groß ist die Macht der Parteiphrasen über die Geister, zu wenig sind die letzteren daran gewöhnt, sich die Sache selbst und nicht ihren politischen oder philosophischen Theatermantel anzusehen. Nochmals also: Wie steht es um die kleine exakte Insel von Wissen, die wir hier der Aufmerksamkeit empfehlen? Was ist ihre Natur, ist sie eine Sandbank oder ein Felsen? Gibt es organisches Leben auf ihr oder nicht, ist sie fruchtbar oder unfruchtbar, als Kohlenstation oder sonstwie zu gebrauchen, was ist sie wert? Und wie verhält sie sich zum großen Festlande des übrigen exakten Wissens der Menschheit einerseits und zum Meere von Tatsachen um sie herum andererseits? Diese Fragen wollen wir denn kurz zu beantworten suchen. Allein dabei werden wir nicht vergessen dürfen, daß beim Leser die Entscheidung darüber liegt, was er davon halten will. Nur ganz kurz und fast nur andeutungsweise mögen also eine Anzahl mir wichtig scheinender Gesichtspunkte hervorgehoben werden, und im übrigen wollen wir uns von jedem Absolutismus fernhalten und nicht nur jedermann die Freiheit seiner Meinung notgedrungen zugestehen, sondern selbst hervorheben, daß man über viele Punkte verschiedener Meinung sein kann, ja sogar sein muß, ohne daß eine davon das Privilegium alleiniger Richtigkeit für sich in Anspruch nehmen könnte.

Aber außerdem werden wir noch etwas anderes hier zu erörtern oder doch zu streifen haben. Nicht nur, was man über das, was die Ökonomie heute bietet, denken sollte, ist so unklar, sondern auch und vielleicht noch mehr, was man für sie von der Zukunft zu hoffen habe. Nach welcher Richtung und wie ist weiterzuarbeiten? Gibt es überhaupt noch Neues zu entdecken oder ist das Wesentliche schon

geleistet? Und wo liegt dieses „Neue“, welche Wege führen dazu? Ist die heutige Grundlage unserer Disziplin entwicklungsfähig oder bereiten sich grundstürzende Änderungen vor, wie manche „Reformatoren“ meinen? Müssen andere Methoden gefunden werden, um weiter vorzudringen oder kann man mit den alten noch Erhebliches gewinnen? Auch diese Fragen sind schon im Vorhergehenden beantwortet und es erübrigt nur noch — ist allerdings auch noch nötig, — diese Antwort, die uns unsere bisherigen Ausführungen von selbst geben, zu formulieren. So werden sich also einige Ausblicke ergeben auf die große Frage „Was nun?“ und auf die nächste Zukunft unserer Wissenschaft. Nur kurz und unvollkommen kann das sein, was wir hier geben können. Und auch hier wird der Leser für sich zu entscheiden haben: Was es noch gibt auf unserem Felde, über das Geleistete hinaus, das läßt sich nur in beschränktem Maße präzise sagen. Und damit wollen wir uns begnügen. Das Weitere kann nur jeder fühlen, ahnen und seine Hoffnungen werden verschieden sein je nach seiner Kraft und seinen Neigungen. Die Ansicht, daß alles schon getan sei, ist ebenso bequem und oberflächlich, wie die, daß alles noch zu tun sei. Beides ist nicht ernst oder doch nicht wörtlich zu nehmen. Die Wahrheit liegt zwischen beiden Extremen, aber keineswegs für jedermann an derselben Stelle: Dem einen scheint das Geleistete vollkommener, dem anderen reformbedürftiger, je nach seiner Persönlichkeit und dem Standpunkte, den ihm seine konkrete Arbeit anweist. Wer auf den Neubrüchen arbeitet, hat weniger Blick für die kleineren Mängel des Details der Theorie, wer gerade das letztere ausarbeitet, oft wenig Verständnis für die Tätigkeit des anderen. Beide werden verschieden denken über die Richtung und die Mittel des weiteren Fortschrittes. Und jede dieser subjektiven Anschauungen hat ihre Berechtigung, und ein exakter Nachweis des Rechtes oder Unrechtes des einen oder des anderen ist unmöglich. Das hat jeder schließlich nur mit sich selbst auszumachen.

§ 2. Die Frage nach dem Wesen unseres exakten Systemes läßt sich nunmehr, auf Grund dessen, was wir bereits darüber sagten, sehr kurz und klar beantworten. Die reine statische Ökonomie ist nichts anderes als ein abstraktes Bild gewisser wirtschaftlicher Tatsachen, ein Schema, das zur Beschreibung derselben dienen soll. Es beruht auf gewissen Annahmen und ist insoweit ein Geschöpf unserer Willkür, ganz ebenso wie das jede andere exakte Wissenschaft ist. Sagt also der Historiker, daß unsere Theorie ein Gebilde unserer Phantasie sei, so hat er in einem Sinne Recht. Sicherlich, in der Welt der Erscheinungen selbst liegen an sich weder unsere „Annahmen“ noch unsere „Gesetze“. Aber daraus folgt noch keine Einwendung gegen dieselben. Denn das hindert nicht, daß sie auf die Tatsachen passen. Woher kommt das nun? Lediglich daher, daß wir bei Konstruktion unseres Schemas zwar willkürlich aber vernünftig vorgegangen sind, dasselbe eben mit Hinblick auf die Tatsachen entworfen haben. Um die Wendung eines tiefen Denkers zu gebrauchen: Der Schneider erzeugt allerdings den Rock und derselbe ist insofern ein Produkt seiner Willkür, als er ihn ja auch anders hätte zuschneiden können. Trotzdem werden wir erwarten, daß er paßt und uns, wenn das der Fall ist, durchaus nicht darüber wundern. Denn er wird ihn eben nach Maß machen. So werden auch wir unsere Souveränität nicht mißbrauchen, sondern solche Annahmen machen, welche uns von den Tatsachen aufgedrängt werden und von welchen wir vernünftigerweise annehmen können, daß sie von denselben nicht desavouiert werden werden. Trotzdem kann das stets geschehen und alles, was wir dem gegenüber tun können, ist, unsere grundlegenden Annahmen so zu wählen, daß wir dieser Eventualität mit Beruhigung entgegensehen können. Wir arbeiten, um bei unserem Bilde zu bleiben, nicht stets „nach Maß“, sondern wünschen, daß unser Schema auch auf Tatsachen paßt, welche wir nicht beobachtet haben. Aber wie der Schneider, der ein Lager fertiger Röcke hält, erwarten wir, daß unsere Ware einer hinreichenden Anzahl von Kunden

paßt. Und unsere Erwartung bestätigt sich im großen und ganzen. Der Schneider sagt dann, seine Röcke hätten „gepaßt“, wir sagen, unsere Sätze sind „allgemeingültig“.

Das letztere nun heißt nicht — und kaum brauchen wir das noch hervorzuheben —, daß sie irgendwelche, dem Universum vorgeschriebene „Gesetze“ seien oder gar, daß sie die Welt der Erscheinungen wie außerhalb derselben stehende, metaphysische Wesen regieren, sondern gar nichts anderes, als daß sie sich in erheblichem Maße, in so erheblichem Maße bewähren, daß sich ihre Aufstellung lohnt. Doch tun sie das nicht durchaus. Oft stoßen wir auf widersprechende Instanzen. Nun, solchen gegenüber ist großer Takt nötig. Bald wird man sie vernachlässigen, bald mit Hypothesen bändigen, bald andern Gebieten zuweisen und in unserer Theorie von ihnen abstrahieren; mitunter wird es sich aber empfehlen, ihnen gegenüber unsere sonstige Betrachtungsweise fallen zu lassen. Wie gesagt, hier richtig zu verfahren, ist schwierig und ein wesentliches Kriterium wissenschaftlicher Befähigung. Wir müssen die Tatsachen treu wiedergeben — das ist ja der ganze Zweck unseres Vorgehens —, aber wir dürfen uns doch von ihnen nicht meistern lassen. Wie ein Künstler sein Objekt sorgfältig beobachten muß, aber dennoch sich nicht im Detail verlieren darf, so müssen auch wir den beiden entgegengesetzten Forderungen genügen — und gleichzeitig dem Überwuchern der Einzeltatsachen, das die großen Linien verwischt, wehren und die Naturwahrheit nicht verleugnen, die Tatsachen sozusagen disziplinieren und doch sich ausleben lassen. Kaum jemand steuert ganz unbeschadet zwischen dieser Scylla und dieser Charybdis hindurch, und jedenfalls gibt es keine absoluten Regeln dafür. Es ist nun außerordentlich wichtig für das richtige Verständnis unserer und schließlich jeder Theorie, sich dieses arbiträren Charakters derselben bewußt zu bleiben und in ihr nicht den Ausdruck irgendwelcher „absoluter“ Wahrheiten zu suchen. Eine Beschreibungsmethode, nichts anderes ist sie und als solche muß sie beurteilt und schlecht und recht eingerichtet werden. Wenn man sagt, daß man

das „Wesentliche“ oder gar, daß man das „Notwendige“ in den theoretischen Gesetzen zum Ausdruck bringe und das „Zufällige“ vernachlässige, so heißt das nicht, daß zwischen den so bezeichneten Kategorien von Tatsachen ein wesentlicher Unterschied bestehe, daß die einen die Konsequenz großer Gesetze und die andern „nur“ Störungsursachen seien; es heißt das nicht einmal, daß die ersteren absolut „wichtiger“ seien als die letzteren oder daß diese eine Tendenz zum Verschwinden hätten; es liegt darin bloß eine Maßregel, die Darstellung zu vereinfachen und zu verhindern, daß sie hoffnungslos kompliziert werde. Hat man das einmal begriffen, weiß man insbesondere, daß nur der Zweck die Theorie heiligt, nur der Erfolg sie rechtfertigt, so fallen viele Einwendungen, freilich auch viele Präntensionen weg, die unsern Pfad sonst verbarrikadieren.

Allerdings gibt es einen Sinn, in dem man sagen kann, daß die Theorie absolut gültig, ja unfehlbar und selbst von Tatsachenbeobachtung unabhängig sei. Das ist haltbar von ihrer „logischen Richtigkeit“. Wie man gesagt hat, daß die Theorie des Lichtes „unabhängig“ sei von der Existenz irgendeiner ihr entsprechenden Erscheinung, ebenso könnte man das auch von der reinen Preistheorie behaupten. Aber es wäre eine große Täuschung zu glauben, daß man dadurch etwas für die Theorie gewonnen, ihr gleichsam eine höhere Weihe gegeben habe. Denn was heißt der Satz, wenn er richtig sein soll? Ersichtlich nichts anderes, als daß ein System irgendwie definierter Begriffe mittelst der Regeln der Logik eine Ableitung von gewissen Urteilen gestattet, gegen die vom Standpunkte eben dieser Regeln, wenn nur gegen sie nicht verstoßen wurde, nichts eingewendet werden kann. Das ist freilich wahr, sogar eine Selbstverständlichkeit, ein Truismus und gilt wie von jedem Begriffssysteme, so auch von dem der Ökonomie. Aber was nützt uns das? Nichts, gar nichts. Deshalb könnte ein solches System noch immer jeder Brauchbarkeit, ja jeden Sinnes entbehren. Sein Erkenntniswert kann ihm nur von dem Tatsachenvorrat kommen, der zu seiner Aufstellung Anlaß gegeben hat, nur

durch diesen ist es charakterisiert und nur von ihm aus zu verstehen.

Das ist alles, was wir hier über die Frage nach der Natur der theoretischen Ökonomie sagen wollen, über die Frage, was eigentlich die Ökonomen tun, wenn sie Theorie treiben. Man hat sich dieselbe meist in der Form gestellt, daß man fragte, ob die Theorie deduktiv oder induktiv sei. Die Antwort lautete auf das erstere und ein ganz erbitterter Streit über die Vor- und Nachteile der Deduktion war die Folge. Wir können den beteiligten Parteien nur unser Bedauern darüber aussprechen. Abgesehen davon, daß es nicht Aufgabe einer Spezialdisziplin sein kann, über eine logische Methode abzuurteilen — ebensogut hätte man über den „Modus Barbara“ streiten können —, ist die ganze Fragestellung verfehlt. Was heißt „einseitig deduktives Vorgehen“? Was soll uns eine Glorifizierung der Deduktion? Aber vor allem ist mir unverständlich, wie die Vertreter der Theorie denn zugeben konnten, daß die letztere lediglich deduktiv sei. Wollten sie damit sagen, daß die Theorie eine Deduktion aus gewissen ewigen, unabänderlichen Gesetzen darstelle, so träfe sie allerdings der Vorwurf haltlosester Spekulation, — wie der letztere in einem gewissen Zusammenhange mit dem deduktiven Vorgehen überhaupt steht, so wenig notwendig ein solcher Zusammenhang an sich auch ist. Doch lassen wir das und beantworten wir lieber kurz die Frage: In welchem Sinne ist unsere Theorie deduktiv? Nun, in demselben Sinne wie jede exakte Wissenschaft. sagen wir etwa wie die Astronomie. Dennoch kann es niemand beifallen, der letzteren ihren empirischen Charakter oder ihre Begründung in den Tatsachen abzusprechen. Wie verhält sich also die Sache? Unsere Ausgangspunkte sind sicherlich induziert. Darauf folgen sowohl weitere Induktionen wie auch Deduktionen, ohne daß ein unbefangener Beobachter darin etwas Anstößiges oder überhaupt Auffallendes sehen könnte. Das ist so einfach wie nur möglich. Was von unseren grundlegenden Annahmen zu halten ist, haben wir ebenfalls schon gesagt. Daß sie keine Forderungen



sind, braucht nicht mehr betont zu werden. Aber auch abgesehen davon können Hypothesen noch verschiedene Rollen spielen, namentlich die folgenden zwei: Eine Hypothese kann eine Aussage über Tatsachen sein, eine Vermutung über ein tatsächliches Geschehen ausdrücken oder sie kann eine formale Annahme sein, der an sich nichts in der Wirklichkeit zu entsprechen braucht, die aber zu gesunden Resultaten führen muß. Von der ersteren Art sind z. B. die Hypothesen der Geschichte, wie etwa die über das Entstehen der Städte; von der letztern die der exakten Wissenschaften, wie z. B. die Molekularhypothese. Beide Spielarten sind sowohl dem Wesen wie der wissenschaftlichen Rolle nach verschieden. Dem Wesen nach: Die einen sind Versuche, einen der Beobachtung nicht zugänglichen Tatbestand zu rekonstruieren und bedürfen der Verifizierung, die andern sind willkürliche Festsetzungen und brauchen an sich nicht „wahr“ zu sein, wenn sie nur das Gewünschte leisten. Der Rolle nach: Die ersteren stellen selbst schon Resultate dar und wollen uns ein Wissen vermitteln, das der Zweck ihrer Aufstellung ist; die letztern sind methodologische Hilfskonstruktionen, welche uns an sich nichts sagen, sondern nur zu andern Resultaten helfen sollen. Beide beruhen auf Tatsachen, sowohl die „historischen“, wie die „exakten“ Hypothesen, aber in ganz verschiedener Weise: Die einen beruhen auf einem Tatsachenmateriale — sonst stünde es schlimm um sie —, nur auf einem unvollständigen, das sie ergänzen sollen; auch zur Aufstellung der andern veranlassen uns Tatsachen — sonst würde „unser Rock nicht passen“ —, aber im Prinzip ist die Festsetzung dieser Hypothesen willkürlich und nicht notwendig vom Abhandensein von Gegeninstanzen abhängig. Die erstere Art von Hypothesen endlich kann Gegenstand ernster Meinungsverschiedenheiten sein, die letztere aber ist an sich indifferent, und nur ihre Zweckmäßigkeit kann diskutiert werden, nicht ihre „Richtigkeit“. Nun, nur von dieser Art sind unsere Hypothesen. Sie sind an sich durchaus unschuldig und involvieren nichts, woran man von irgendeinem Standpunkte prinzipiell Anstoß nehmen könnte.

Und hätten das Theoretiker und Gegner der Theorie immer erkannt, so wären unserer Disziplin viel unfruchtbare Diskussionen erspart geblieben.

Was der Historiker wirklich meint, wenn er der Theorie ihr „deduktives Vorgehen“ vorwirft und Tatsachenstudium verlangt, ist — Mißverständnisse seinerseits und Übergriffe der Theoretiker ausgenommen — nicht, daß die Theorie keine Tatsachen beachte, sondern vielmehr etwas anderes. Er meint, und vielleicht teilweise mit gutem Rechte, daß andere Tatsachen, als die von der Theorie beschriebenen, interessanter seien. Wenigstens ist das der wichtigste Inhalt der historischen Einwendungen, wenn auch nicht ihr einziger. Doch davon wollen wir hier nicht sprechen. Vielmehr soll an dieser Stelle nur das Verhältnis der Theorie zu ihrem eigenen Tatsachenmaterial angedeutet werden. Das kann mit wenig Worten geschehen: Daß jedes Theorem und jedes Resultat an den Tatsachen verifiziert werden muß, ist klar und wird, wenn auch in praxi oft, sehr oft vernachlässigt, im Prinzip von jedermann anerkannt. Ebenso klar ist, sollte man meinen, daß auch die Ausgangspunkte jedes theoretischen Gedankenganges nur Tatsachen sein können und daß nur aus Tatsachenbeobachtungen, wenn auch oft indirekt, alle ihre Resultate fließen. Woher kommt es, daß das nicht immer erkannt und noch seltener entsprechend betont wird? Das wäre schwer zu erklären. Aber sicher ist, daß dadurch den Gegnern der Theorie ihre Aufgabe ungebührlich erleichtert wurde. Jedoch ist das noch nicht alles. Auch in den theoretischen Gedankengang selbst spielen Tatsachenbeobachtungen richtunggebend, korrigierend, anregend und warnend hinein — und das wird am wenigsten begriffen. Hoffentlich ist es gelungen, im Früheren Beispiele dafür überzeugend anzuführen. Dieses Moment deckt eine viel engere Beziehung zwischen Theorie und „Deskription“ auf, als selbst unser Nachweis, daß beide im Grunde wesensgleich seien: Sie müssen auch in praxi stets Hand in Hand gehen. So wie man über die allereinfachsten Elemente ausgeht, werden neue Ausblicke in die Wirklichkeit nötig.



neue Daten unentbehrlich. Und wie die Theorie den Blick für die Tatsachen — unter aller Reserve sei es gesagt — zu schärfen vermag, so wirken diese bei jedem Schritte befruchtend auf die Theorie zurück: Die kleinste Beobachtung kann zu einer überraschenden Wendung führen. Endlich noch haben wir Punkte kennen gelernt, an denen die reine Theorie völlig versagt und wo sie das Feld ganz neuem Tatsachenstudium räumen muß. Um diesen Teil unseres Argumentes zu resumieren: An sich sieht das Gebäude der Theorie sehr unabhängig aus; aber dennoch beruht es ganz und gar auf Tatsachenbeobachtung; ja die Notwendigkeit und der Einfluß derselben reicht viel weiter, als im allgemeinen erkannt und zugegeben wird. Der entscheidende Punkt, auf den alles ankommt, liegt in der Scheidung zweier verschiedener Aspekte der Sache: Einerseits haben wir die prinzipielle Willkürlichkeit unserer Theorie, auf der ihr System, ihre Strenge und Exaktheit beruht und andererseits ihr Passen auf und Bedingtsein durch die Erscheinungen, welche allein ihr Inhalt und Wert geben. Hält man diese Momente auseinander und setzt man sie in das richtige Verhältnis zueinander, so ergibt sich eine klare Auffassung, welche die Schwierigkeiten und Zweifel, wie sie uns in der üblichen Diskussion dieser Fragen begegnen, erfolgreich überwindet.

Man könnte alles das von jeder exakten Disziplin sagen. In der Tat ist, wie wir schon früher sagten und wie sich nunmehr wohl zur Evidenz ergibt, die theoretische Ökonomie ihrem Wesen nach eine exakte Wissenschaft, wie etwa die reine Mechanik, mit der sie so oft verglichen wurde. Wir sehen nun, daß in diesem Vergleiche ein richtiges Moment liegt. Man könnte selbst sagen, daß alle exakten Disziplinen, die unsere eingeschlossen, nicht nur wesensgleich, sondern eigentlich nur ein- und dasselbe sind: ein- und dasselbe Gleichungssystem nämlich, immer dasselbe Gleichgewichtsproblem bildet den Kern aller — der einzige Unterschied liegt in der Interpretation der einzelnen Glieder der Gleichungen. Dabei sind wir uns wohl bewußt, daß auch

in den Einwendungen, die in den Kreisen der Ökonomen gegen solche Vergleiche erhoben wurden, ein gesunder Sinn liegt oder doch liegen kann. Teilweise beruhen diese Einwendungen allerdings auf Vorurteilen, aber zum Teile sind sie gewiß berechtigt, und eine mechanistische Auffassung z. B. des Wesens der Volkswirtschaft muß gewiß bedenklich, ja verfehlt und jedenfalls als veraltet erscheinen. Aber wir halten uns von den hier liegenden möglichen Fehlgriffen frei. Wir giengen von keinem derartigen Obersatze aus, sondern traten unbefangen an unsere Aufgaben heran, wobei sich lediglich nachher ergibt, daß auch das Gerüste der reinen Ökonomie ein Gleichungssystem von jener Art ist, wie wir es in andern exakten Disziplinen finden. Dann aber ziehen wir keinerlei materielle Schlüsse aus diesem Sachverhalte, weder solche sozialer oder politischer Natur noch überhaupt irgendwelche, erkennen vielmehr ausdrücklich an, daß dergleichen nicht möglich ist. Nur formal und methodologisch gilt jene Analogie und auch da nur für gewisse grundlegende Theoreme. Das kann nicht mehr bedenklich erscheinen als etwa die Behauptung, daß ähnliche logische Regeln sowohl für die Ökonomie wie für die Mechanik sich bewähren. Soweit meinen wir allerdings, daß unser Vergleich zur Beleuchtung des Wesens unserer Disziplin sehr gute Dienste leistet, und weiter gehen wir nicht.

Ich glaube, daß diese Auffassung wenig Raum für eine Kontroverse übrig läßt. Sehen wir uns diese letztere, so wie sie tatsächlich geführt wurde, ruhig an, so finden wir wiederum, wie gesagt, daß auf beiden Seiten Recht und Unrecht liegt. Einwürfe gegen die reine Theorie sucht man oft mit Hinweis auf die exakten Wissenschaften zu widerlegen. Aber wir beobachten, daß solche Argumente wenig Eindruck auf die Gegner machen. Teilweise nicht mit Recht. Über „Ökonomie im luftleeren Raume“ zu spotten, ist gewiß oberflächlich, so billig und wirksam es auch sein mag. Teilweise aber ist dieses Widerstreben berechtigt. Denn man hat sicherlich ein Recht zu fordern, daß die Methodenfragen unserer Wissenschaft an ihren Problemen und im Anschlusse



an ihre Ziele und nicht durch vage Analogien gelöst werden. Deshalb und auch aus dem Grunde, weil die mechanische Analogie entschieden mißbraucht werden kann und mißbraucht wurde, haben wir im allgemeinen auf derartige Argumente durchaus verzichtet und drücken uns auch hier, wo wir zum Zwecke der Klarstellung der Natur unseres Systemes doch von derselben Gebrauch machen, mit aller Reserve aus.

Eine weitere Bemerkung bietet sich hier dar. Es ist eine der Lieblingsbeschäftigungen der modernen Philosophen, den Wissensstoff der einzelnen Disziplinen, um ihren Ausdruck zu gebrauchen, zu einem architektonischen Ganzen zu vereinigen. Über den Wert oder Unwert derartiger Bestrebungen, welche jedenfalls an jeden, der ihnen obliegt, ungeheure Anforderungen stellen, erlauben wir uns hier kein Urteil. Aber sicherlich können wir verlangen, daß unserer Disziplin dabei keine Gewalt geschehe. Jenem Zwecke gelten nun gewisse allbekannte Einteilungen der einzelnen Wissenschaften in verschiedene Gruppen, namentlich die so moderne in „Natur- und Geisteswissenschaften“ und mehrere andere ähnliche. An sich sieht das ganz ungeschuldig aus, tatsächlich aber ist es nichts weniger als harmlos. Es verbirgt sich darin immer auch ein Urteil über das Wesen der einzelnen Disziplinen, das zur Aufstellung von aprioristischen Forderungen über deren Ziele und Methoden führen kann und wirklich geführt hat. Uns scheint nun hier ein Herd von Vorurteilen, Mißverständnissen und unwissenschaftlichen Tendenzen zu liegen, was umsomehr bedauert werden muß, als diese Kreise einen erheblichen Einfluß nicht nur auf die öffentliche Meinung, sondern bei uns — im Gegensatze zu anderen, selbstbewußteren Wissenschaften — auch auf die Fachgenossen haben. Unter dem Schutze von Autoritäten philosophischer Färbung und metaphysischen Schlagwörtern, wächst da in Deutschland ein ernstes Hindernis für den Fortschritt wahrer Erkenntnis auf dem Gebiete der Sozialwissenschaften heran. Aber abgesehen davon und angenommen, daß man jenen Be-

strebungen ganz unbefangene obliegen. kann der Nationalökonom von Fach dabei nur ein nervöses Gefühl haben, jenem ähnlich, das man empfindet, wenn man sich in einem Automobil befindet, dessen Steuerung einem Neulinge anvertraut ist. Man kann nur entschieden davor warnen, jenen schillernden Phrasen zu vertrauen und kann gar nicht nachdrücklich genug eine Art Monroedoktrin der Ökonomie predigen. Formulieren wir nur kurz und trocken die Auffassung, die sich aus konkreter Arbeit ergibt: Ihrem methodologischen und erkenntnistheoretischen Wesen nach wäre die reine Ökonomie eine „Naturwissenschaft“ und ihre Theoreme „Naturgesetze“ in dem im ersten Teile dieser Arbeit definierten Sinne. Diese Behauptung gilt ganz unabhängig von aprioristischen Erwägungen irgendwelcher Art. Noch immer könnte man zugeben, daß die Ökonomie in einem andern Sinne — inhaltlich — eine „Geisteswissenschaft“ und so weit andern Charakters sei, als ihre methodologischen Schwestern. Nur kommt dieser Umstand für die Behandlung ihrer Probleme nicht in Betracht. Wir, die wir nicht philosophieren oder politisieren wollen, hatten nirgends Anlaß — obgleich wir durchaus bereit gewesen wären, einem solchen sein Recht werden zu lassen —, der exakten Ökonomie deshalb eine Sonderstellung zuzuweisen. Nur ihre geringe Entwicklung und die Organisation des Wissenschaftsbetriebes bringt es mit sich, daß sie ausgeschlossen scheint aus dem Reiche der exakten Disziplinen.

§ 3. Soviele Bedenken ein Vergleich zweier Wissenschaften miteinander immer gegen sich hat — so sehr er immer „hinkend“ sein muß —, so läßt sich doch nicht leugnen, daß er manches zum Verständnisse ihres Wesens beitragen kann. Und gerade in dem Stadium unserer Erörterungen, in dem wir uns jetzt befinden, können wir uns dieses Hilfsmittels mit größerer Freiheit bedienen, als bei der Untersuchung konkreter Probleme und brauchen weniger als dort zu befürchten, daß es uns irreleiten kann. Auch sonst — abgesehen vom Zwecke der Analogie — trägt die



Betrachtung der Beziehungen unserer Wissenschaft mit andern dazu bei, uns über ihr Wesen aufzuklären und uns namentlich ihre Unabhängigkeit nochmals vor Augen zu führen. So wollen wir denn noch etwas bei diesen Dingen verweilen, soviel darüber bereits gesagt wurde und so trocken die Materie ist.

Abgeschreckt von den so vielen Angriffen ausgesetzten mechanischen Analogien, verfiel man auf die biologischen. Niemand geringerer als A. Marshall hat sie uns empfohlen und man findet sie heute in jedem Lehrbuche. Sofort muß betont werden, daß das nichts mit der ominösen organischen Staatsauffassung und dgl. zu tun hat, wenn auch solche Anschauungen sehr zur Popularität dieser Analogie beigetragen haben mögen. Es handelt sich hier nur um einen Vergleich, nicht um das Hereinziehen materieller Wahrheiten. Nun, wenn wir uns über die Bedeutung desselben klar werden wollen, müssen wir fragen, was sein Motiv war und was er leisten soll. Bei Marshall tritt das deutlich hervor. Der alleinige Grund, der ihn veranlaßt, der biologischen Analogie den Vorzug vor der mechanischen zu geben, war das Bestreben, das Moment der Entwicklung in unsere Disziplin hineinzubringen. Das mechanische Gleichgewichtssystem gibt einen Ruhezustand und bietet keine Analogien für die Erscheinungen des Fortschrittes usw. Das ist richtig. Leider aber sagt Marshall nicht das, sondern gibt nur das Motiv an, daß die Ökonomie eine „Wissenschaft des Lebens“ sei, ein Motiv, das viel zu allgemein ist, um wirklich brauchbar zu sein und in die Kategorie jener allgemeinen Schlagworte gehört, welche einer klaren Auffassung nur hinderlich sind. Wenn man freilich wie Marshall versucht, unser System so fortzubilden, daß es auch die Erscheinungen der Entwicklung erfassen soll, so bietet sich wirklich jene Analogie dar. Aber dieser Versuch hat meines Erachtens nicht die gewünschten Resultate gebracht, eher gezeigt, daß dieser Weg nicht sehr weit führt. Bei dieser Sachlage scheint es mir besser, einen wesentlichen Unterschied zwischen Statik und Dynamik anzuerkennen und zuzugeben,

daß das System der reinen Ökonomie, soweit es heute wirklich ausgearbeitet ist, essentiell entwicklungslos sei — worauf wir noch zurückkommen werden. Gerade der Umstand, der Marshall veranlaßt, der biologischen Analogie den Vorzug zu geben ist für uns ein Grund, die mechanische vorzuziehen. Demnach scheint uns die erstere — wohl-gemerkt, für die Statik — wenig glücklich zu sein und eher die Gefahr von Verwirrungen mit sich zu bringen. Wir möchten lieber die alte mechanische, in der sich trotz allem eine gesunde Erkenntnis manifestiert, dem Leser zur Aufmerksamkeit empfehlen; u. a. auch deshalb, weil sie uns den Gebrauch von exakten Methoden und die Vermeidung von Phrasen näherlegt. Wir fürchten — allerdings auch im Gegensatze zu Prof. Marshall — weniger den Mißbrauch strenger Denkformen, als ein Abirren von ihren Grundsätzen: Wenigstens in Deutschland dürfte gegenwärtig die letztere Gefahr die größere sein. Gegen die erstere haben schon andere genug gepredigt — wie mir scheint, mit nur allzuviel Erfolg.

Gewiß sind die Beziehungen der Biologie zu unserem Gebiete zahlreich. Das Wesen des wirtschaftlichen Handelns z. B. und das der menschlichen Motivationen zu ergründen, was, wie gesagt, wir nicht tun können, — das leistet sie. Und so werden ihre Resultate im wissenschaftlichen Weltbilde vielleicht nicht weit von den unseren stehen. Aber deshalb — und das ist nicht nur dem Laien sondern auch dem Fachgenossen oft nicht genügend klar — kann unsere Disziplin erkenntnistheoretisch noch immer der Biologie sehr fernstehen und weder von ihr Anregungen empfangen noch ihr solche geben können. Und so steht die Sache wirklich. Selbst die Erkenntnis, daß alles Handeln sich schließlich biologisch erklären lassen muß und so die Ökonomie in gewissem Sinne bestimmt ist, in der Biologie inhaltlich aufzugehen, ändert nichts an der Tatsache, daß, solange eine Behandlung der wirtschaftlichen Erscheinungen an sich und ohne in ihr innerstes Wesen einzugehen, uns mehr zu bieten vermag als ein solches Eingehen, solange also überhaupt

eine selbständige Disziplin der Ökonomie besteht, sie auch unabhängig ist und sich selbst genügt. Dann aber vermögen biologische Argumente uns für unsere Probleme recht wenig zu sagen und dann haben die beiden Gebiete nicht viel miteinander zu tun — wenigstens für jetzt und die nächste Zukunft. Freilich war den Gegnern unserer Auffassung ein solcher Stützpunkt willkommen, und man kann oft beobachten, wie gerne sich die Feinde exakter Methoden auf die Biologie zurückziehen. Auf seine wirklichen Verdienste geprüft aber erweist sich dieser Gedankengang als leer und das Resultat jedes ernstesten Eingehens kann heute meines Erachtens nur eine Enttäuschung sein.

Ein leicht ersichtlicher Zusammenhang besteht zwischen der Ökonomie und der Soziologie. Niemand kann von der Notwendigkeit dieser jungen Wissenschaft mehr überzeugt sein als der Ökonom, der nach Arbeitsteilung auf dem Gebiete der Sozialwissenschaften seufzt. Nicht ein Sammelbegriff für die letztern, sondern eine eigene Disziplin mit eigenen Zielen und Methoden ist sie und muß sie sein. Noch heute kann man oft Zweifel an ihrer Existenzberechtigung und wenig klare Ansichten über ihre Aufgabe hören. Aber wenn ihr Inhalt auch in nichts anderm bestünde, als dem, was wir ihr aus unserem Gebiete zuzuweisen haben, so würde das schon ausreichen. Wir haben gesehen, daß unter dem Titel „Nationalökonomie“ wichtige Themen behandelt werden, welche, wie gesagt, sich in derselben nicht ausleben können und andere Betrachtungsweisen erfordern, namentlich die Organisationslehre. Wiederum haben wir über die Beziehungen der Ökonomie zur Soziologie Ähnliches zu sagen wie über die zur Biologie. Der Umstand, daß auf diesem Nachbargebiete andere Methoden zur Anwendung kommen, bringt es mit sich, daß die Resultate wie das Begriffsarsenal desselben keine direkte Anwendung auf das unsere gestatten. Die Soziologie kann vieles leisten, was wir nicht bieten können und was uns doch interessiert. So kann sie z. B. das Wesen der Volkswirtschaft ergründen, während wir nur von einem „Untersuchungsgebiete“ sprechen,

das nur wenige Züge der ersteren trägt und bei Gefahr ernster Mißverständnisse nicht als deren naturgetreues Abbild betrachtet werden darf. Aber für unsere eigenen Resultate kann sie uns nichts bieten, so wenig wie wir für die ihren. Die Berührungspunkte zwischen beiden Disziplinen lassen sich leicht angeben: es sind gewisse Daten unseres Systemes besonders die gegebene Organisation der Wirtschaftssubjekte unseres Feldes. Aber dieses „Gegebensein“ heißt ja eben nichts anderes, als daß wir das betreffende Moment nicht näher erörtern wollen, sondern andern Disziplinen überlassen. In demselben Sinne sind die reinwirtschaftlichen Vorgänge, mit denen wir uns beschäftigen, etwas für die Soziologie Gegebenes, und es ist ein Irrtum zu glauben, daß sie uns Lehren über deren Behandlung erteilen könne, wie wir bei der Frage des Individualismus zu betonen Gelegenheit hatten. Man kann meines Erachtens nicht einmal sagen, daß die Soziologie neben unserer Wissenschaft stehe. Eher würde es dem Sachverhalte entsprechen, sie hinter dieselbe zu stellen. Drücken wir uns deutlicher aus: Die Sache liegt nicht so, daß man etwa sagen könnte, die Ökonomie beschäftige sich mit dem wirtschaftlichen und die Soziologie mit dem übrigen Handeln des Menschen. Vielmehr ist die erstere ein Gebiet sui generis, dessen Inhalt und Methoden nicht ohne weiteres neben die der letzteren gesetzt werden können, sondern anderen Wissenschaften näher stehen, deren materieller Inhalt nichts mit dem Wirtschaften gemein hat.

Aber trotzdem liegt es im eigensten Interesse der Ökonomie, die Soziologie willkommen zu heißen und für ihre Anerkennung, namentlich aber dafür einzutreten, daß sich alle jene „Ökonomen“, die tatsächlich Soziologen sind — und besonders in Deutschland sind das viele — auch wirklich als solche bezeichnen. Die Entwicklung der Soziologie und ihre allgemeine Einführung in die Organisation der Forschungs- und Lehrtätigkeit wird der Ökonomie die größten Dienste leisten und viel zur Klärung der Lage beitragen, freilich nur wenn man sie in den ruhigen Besitz

eines wohlumschriebenen Arbeitsfeldes gelangen läßt und nicht von der Ökonomie verlangt, zu einer Soziologie zu werden. Methodologisch und erkenntnistheoretisch jedenfalls haben beide Gebiete nichts miteinander gemein.

§ 4. Weiters haben wir zusammenzufassen, was wir früher über die Psychologie sagten und einiges andere hinzuzufügen. In den weitesten Kreisen und bei den verschiedensten Richtungen begegnen wir der Ansicht, daß die Ökonomie geradezu auf der Psychologie beruhe. Das kann zweierlei bedeuten. Zunächst kann es in dem Sinne gemeint sein, in welchem man sagen kann, daß alle Wissenschaften auf der Psychologie beruhen, insoferne sie Produkte der Psyche des Beobachters und Denkers sind. Nach dieser Auffassung wächst das Gebiet der Psychologie ins Ungemessene, sie wird nicht nur zur wichtigsten, sondern eigentlich zur einzigen Wissenschaft. In diesem Sinne gehört natürlich auch die Ökonomie dazu. Indessen wollen wir darauf nicht näher eingehen, so viele Anhänger diese Auffassung auch gegenwärtig unter den Psychologen haben mag. Denn nicht das ist es, was die Ökonomen meinen, ihnen handelt es sich um eine viel unmittelbarere Beziehung — nämlich um die psychologische Erklärung der wirtschaftlichen Handlungen.

Am schärfsten hat diesem Standpunkte wohl Gabriel Tarde Ausdruck gegeben¹, indem er die Ökonomie geradezu zu einem Zweige der Psychologie machte. Aber ganz allgemein wird — und wurde noch vielmehr, denn gegenwärtig macht sich eine Reaktion geltend — die Forderung nach „psychologischer Vertiefung“ unserer Disziplin erhoben. Man muß nun klar feststellen, was denn diese allgemeine Phrase bedeutet.

Wir begegnen dem Hinweise auf die Psychologie in zwei verschiedenen Zusammenhängen. Einmal im Anschlusse

¹ Wobei ihm zustatten kam, daß unser formales Schema sich ganz ungezwungen auch über die Grenzen der Ökonomie anwenden läßt, z. B. auf ethisches Handeln usw.

an die neuere Werttheorie. Darüber wurde bereits gesprochen. Wir bedürfen einer solchen Grundlegung nicht. Es beruht auf einer Täuschung, wenn man glaubt, unsere Resultate dadurch fester begründen zu können. Der Ausgangspunkt unserer Gedankengänge sind gewisse Annahmen über die Wertfunktionen, welche von psychologischer Begründung, sowohl von seiten der Willenstheorie, wie von seiten der Lehre von den Gefühlen ganz unabhängig sind. Namentlich sind dieselben nicht mit dem Weberschen Gesetze identisch, nicht von demselben abhängig und können von den Einwendungen gegen dasselbe nicht getroffen werden. Die wirtschaftlichen Tatsachen, nicht die psychologischen veranlassen uns zu ihrer Aufstellung. Ein Zusammenhang kann nichtsdestoweniger bestehen, aber derselbe ist nur von philosophischem Interesse. Für die ökonomischen Resultate an sich ist derselbe belanglos und es kann nie die Aufgabe des Ökonomen sein, auf diese Dinge einzugehen. Und es ist gut, daß dem so ist, sonst wäre es schlimm um unsere Disziplin bestellt.

Auch die Theorie der Motive des menschlichen Handelns, die Fragen von der Bedeutung von Egoismus und Altruismus spielen für uns keine Rolle. Die ganze Entwicklung unserer Disziplin tendiert, diese Erörterungen zu eliminieren.

Es steht also hier ganz ähnlich wie mit der Soziologie. Wir stellen unsere Annahmen ganz selbständig auf. In die Wissenschaft, der dieselben materiell angehören, einzugehen, ist überflüssig, würde der Mühe nicht lohnen. Wir haben uns an unsere Tatsachen an sich zu halten und können dieselben nicht in unbegrenzte Fernen verfolgen. Sicherlich mag einmal, auf einer anderen Stufe der Entwicklung, das ganze Wissensgebiet einheitlich konstruiert werden können. Aber gegenwärtig arbeitet jede Disziplin mit eigenen Methoden zu eigenen Zwecken und soweit tut das auch die Ökonomie. Möglich, daß wenn die Grenzen der Spezialwissenschaften vom Strom der Entwicklung durchbrochen sind, daß wir dann genötigt sind, unsere Auffassungsweise zugunsten einer „psychologischen

Vertiefung“ zu ändern. Das darf uns aber nicht abhalten, unsere Tatsachen zunächst an sich zu betrachten, mag diese Art des Vorgehens auch nur eine provisorische sein. Sub specie aeternitatis betrachtet sind ja alle wissenschaftlichen Systeme nur provisorische Gerüste, die bestimmt sind, nach wenigen Dezennien anderen, vollkommeneren, bald allgemeineren bald spezielleren zu weichen. Doch das kann uns nicht beirren in unserem Wege, der Schritt für Schritt weiter führt und nur selten so weite Ausblicke eröffnet. Wie für das Handeln des Einzelnen seine Ansichten über die Entwicklung der Menschheit im konkreten Falle keine Rolle spielen, so sind auch für die Fragen der Gegenwart einer Wissenschaft so weite Prospekte belanglos. Und wenn die Stunde auch sicher kommt, wo dieselben bestimmend hervortreten, so ist es doch nur schädlich, die praktische Forschungsarbeit dadurch beeinflussen zu lassen. Es ist das nur Zeitverlust und nur derjenige verweilt dabei, den der steinige Weg ermüdet hat oder der auf demselben nicht weiter weiß.

Freilich wirken noch in einem anderen Sinne die einzelnen Disziplinen aufeinander: Ihre Methoden und materiellen Resultate gestatten nämlich sehr häufig außerordentlich fruchtbare Anwendungen auf andere Wissensgebiete. Beispiele bietet die Geschichte der Wissenschaft viele. Und besonders junge Wissenschaften können von ihren älteren Schwestern viel lernen. Wir glauben aber nicht, daß die Psychologie eine solche Rolle für uns spielte. Welche Methode oder Resultate hätten wir von derselben übernommen? Unterscheiden wir für unsere Zwecke nur zwischen experimenteller und introspektiver Psychologie, so sehen wir, daß die Methoden und Resultate der ersteren, die hauptsächlich der „Empfindungsanalyse“ gewidmet sind und gegen die Psycho-Physik und Physiologie zu liegen, unserem Gebiete so ferne sind, wie nur möglich. Und daß uns die Introspektion nichts bietet, sahen wir zur Genüge. Selbst wenn wir von derselben Gebrauch machen wollten, was mitunter sich ja bewähren kann — unbeschadet der prinzipiellen Inkorrektheit dieses Vorgehens —, geschieht das ganz selbst-

ständig, lediglich auf Grund von Alltagsbeobachtungen, welche den Psychologen vom Fach bisher nicht im mindesten interessierten. Das führt uns auf die andere Gruppe von Aussagen, in denen wir dem Worte „psychologisch“ in ökonomischen Werken begegnen.

Unser bisheriges Argument können wir dahin zusammenfassen, daß zwischen Ökonomie und Psychologie kein Zusammenhang, weder ein methodologischer noch ein materieller, von der Art besteht, daß wir, um zu unseren Resultaten zu gelangen, Anlehen bei der letzteren machen müßten.

Ein Beispiel für jene psychologisch aussehenden Behauptungen ist etwa der Ausdruck „Psychologie der Krisen“. Der Ausdruck ist wohl allgemein bekannt und fast jeder Ökonomist verwendet ihn. Was aber ist eigentlich gemeint? Ich glaube, daß man dabei vornehmlich an zwei Erscheinungen denkt, an die fieberhafte Tätigkeit in Perioden lebhafter Spekulation und an den plötzlichen Umschlag der Situation im Momente einer Panik, etwa so, wie das in der klassisch gewordenen — wenn auch meines Erachtens ziemlich nichtsagenden — Beschreibung Engels hervortritt. Gegenwärtig erwähnt man ferner unter diesem Titel die Tatsache, daß das Verhalten der Beteiligten in Paniken nunmehr ein etwas anderes zu sein pflegt als früher, und daß die ganze Erscheinung ein anderes Gepräge anzunehmen tendiert.

Ein anderes Beispiel gibt uns der Ausdruck „Psychologie des Unternehmertumes“. Darunter versteht man das gesamte Verhalten dieser Klasse, namentlich den Arbeitern gegenüber. Besonders denkt man dabei an Erscheinungen wie „Herrengefühl“, „Machtbewußtsein“ usw., Erscheinungen, welche anderen als jenen Motiven entsprechen, welche man als die reinwirtschaftlichen zu bezeichnen pflegt, namentlich einer Form des gesteigerten Egoismus, die aus der „Hedonik“ oder aus dem Eudämonismus heraus nicht erklärt werden kann.

Endlich sei die Wendung „Psychologie des Naturmenschen“ erwähnt, welche die Tatsache hervorzuheben pflegt, daß das wirtschaftliche Handeln des „Naturmenschen“

erheblich von dem des kultivierten Indo-Europäers unserer Tage differiert, daß der erstere einen eigentümlichen Mangel an Voraussicht und Energie, sowie klarem Wertungsvermögen aufweist.

Diese Beispiele ließen sich leicht vermehren. Doch wollen wir uns mit diesen begnügen, da sie uns hinlänglich vor Augen führen, was wir meinen. Auf solche Dinge bezieht sich unsere Behauptung, daß dieselben den wissenschaftlichen Psychologen nicht sehr interessieren. Sie gehören nicht seinem Systeme, sondern jener populären Psychologie des Alltages an, welche mit der Wissenschaft nichts gemein hat. Es handelt sich um Erfahrungstatsachen, die jeder kennt und oft beobachtet. Und sie sollen nicht weiter analysiert werden, als es der Praktiker tut.

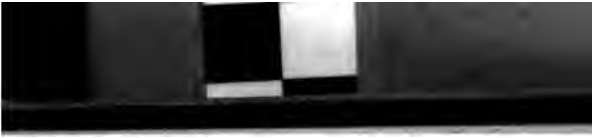
Es hat dann eben gar keinen Sinn, ihnen ein wissenschaftlicheres Gepräge zu geben dadurch, daß man sie als „psychologische“ erklärt. Sehr häufig geschieht das auch nur, um ihre Trivialität zu bemänteln und mancher zweifelhaften Behauptung eine höhere Weihe zu verleihen. Wir haben alle Ursache, den Phrasen, die unter dem Titel von psychologischen Sätzen die halbwissenschaftliche Literatur füllen, Mißtrauen entgegenzubringen. Manche unexakte, unlogische Behauptung wird so durchzusetzen gesucht.

Unsere Beispiele zeigen uns das sehr gut: Der Hinweis auf die „Psychologie der Krisen“ heißt fast nichts anderes, als daß man eine wirkliche Erklärung jener eigentümlichen Auf- und Abwärtsbewegung der Wirtschaft nicht zu geben vermag. Die Psychologie des Unternehmers dient sehr häufig nur zur Ausschmückung politischer Forderungen. Wir werden bald einiges über das Moment des „effort“ sagen und dabei zeigen, daß wir den gesunden Kern, der darin liegt, nicht verkennen. Dem widerspricht aber nicht, daß es oft durchaus bedenkliche und meist wenig wissenschaftliche Behauptungen sind, die unter dieser Flagge segeln. Die Psychologie des Naturmenschen endlich hat eine nicht sehr verdienstvolle Rolle in der Literatur gespielt. Die Ethnologie lehrt uns, daß der Einfluß des Environments usw.

allerdings eine wesentlich andere Denkungs- und Handlungsweise bei den primitiven Völkern zeitigt, als bei den Kulturvölkern, aber gleichzeitig, daß der Naturmensch kein Narr ist, sondern innerhalb seines engen Gesichtskreises logisch handelt. Man hat aber unter jenem Titel Beobachtungen zusammengefaßt, welche die Unanwendbarkeit der ökonomischen Sätze auf ihn zeigen sollen. Bei richtigem Verständnis der letzteren trifft das nicht zu, vielmehr ergibt sich, daß diese ganze „Psychologie“ für uns ziemlich belanglos ist.

Aber abgesehen von diesen Bedenken muß betont werden — und das ist das entscheidende Moment —, daß für unsere Zwecke nur das sichtbare Verhalten des Menschen, nicht seine psychischen Vorgänge von Interesse sind. Tatsächlich sind jene psychologischen Aussagen lediglich Aussagen über Tatsachen — über den Verlauf von Krisen, über das Verhalten des Unternehmers oder des „Naturmenschen“ usw. — Die psychologische Ausdrucksweise ist nur Beiwerk, berührt das Wesen der Sache nicht, und man sieht leicht, daß man sie durch eine andere ersetzen kann, ohne den Wert der Beobachtungen für unser Gebiet im geringsten zu beeinträchtigen. Sie entspringt lediglich dem Bestreben, die Beobachtungen zu erklären. Indessen ist das ein eitles Bemühen und wenn man dem einfachen Referate einer sozialen Erscheinung nichts anderes hinzuzufügen weiß, als den bloßen Hinweis auf die Psyche — und mehr ist das nicht —, so hat man nur eine Tautologie vorgebracht, in dem Sinne, wie wir das an einer früheren Stelle auseinandersetzen.

So kommen wir also zu dem Resultate, daß unsere Disziplin von der Psychologie gegenwärtig vollständig unabhängig ist, und wenn immer es sich darum handelt, dieselbe rein darzustellen, so können und müssen wir von jeder Hereinziehung der letzteren absehen und sollten auch jede psychologische Ausdrucksweise vermeiden. Mit dieser Reserve können wir dann trotzdem von dieser Gebrauch machen, wo das bequem ist und wo es auf strenge Korrekt-



heit nicht ankommt, aber das ändert nichts an dem Prinzipie.

Eine kurze Bemerkung mag hier nochmals über die Ethik gemacht werden. Ganz unbeschadet der Rolle ethischer Motive für das wirtschaftliche Handeln des Menschen muß uns schon der Umstand, daß die Ethik gegenwärtig noch immer vor- und nicht beschreibt, hindern, dieselbe in eine exakte Disziplin hineinzuziehen. Außerdem aber betrachtet dieselbe, selbst wenn beschreibend, das Handeln des Menschen von einem anderen Standpunkte und zu anderen Zwecken als die Ökonomie. Es ist nicht abzusehen, wie unsere Resultate durch die der Ethik beeinflußt werden könnten und umgekehrt, eine Behauptung, die denjenigen nicht befremden kann, der sich früher Gesagtes gegenwärtig hält. Bestimmte ethische Dispositionen gehören zu den Daten unserer Probleme und können von den letzteren aus nicht diskutiert werden. „Ethisch“ heißt bei manchen Nationalökonomien einfach „außerwirtschaftlich“. Was Wunders, wenn das in einer Theorie des Wirtschaftens keine große Rolle spielen kann?

§ 5. Was lehrt uns nun die Ethnologie, zu der für unsere Zwecke auch ein Teil des als „Völkerpsychologie“ bezeichneten Gebietes zu rechnen ist?

In den ökonomischen Lehrbüchern, in denen man so regelmäßig Bemerkungen über Psychologie und Biologie findet, wird diese Frage meist nicht ex professo behandelt, wenn auch die Meisten ethnologische Tatsachen verwerten. In der Tat ist erst neuestens mit dem Anschwellen der ethnologischen Literatur die Aufmerksamkeit der Ökonomen auf dieses Gebiet gelenkt worden. Man folgte da dem Einflusse der Soziologie, die auf diesem Wege vorangiegt. Doch haben die theoretischen Ökonomen auch selbst einen Anlaß dazu gegeben durch ihre Vorliebe, die Annahme eines einfachen Wirtschaftszustandes, welche didaktisch von großem Werte, wenn auch prinzipiell nur in wenigen Fällen nötig ist, durch Darstellung einer primitiven Wirtschaft

lebensvoller zu gestalten. Statt zuzugeben, daß man von wirklichkeitsfremden Annahmen ausgehe, was so viele Leute abschreckt, glaubte man dieselben plausibler machen zu sollen, indem man sie mit wirklichen oder vermeintlichen Beispielen aus der Wirklichkeit ausschmückte. Möglich, daß das praktisch war, sehr wissenschaftlich war es nicht. Abgesehen davon, daß es einen Schönheitsfehler in einem strengen Systeme darstellt, wurde dadurch die Vorstellung wachgerufen, als ob unsere Deduktionen von der wirklichen Existenz solcher Wirtschaften abhängig seien und nichts lag näher, als zu untersuchen, ob der Wirtschaftsprozeß bei den primitiven Völkern wirklich so ablaufe¹, wie die Theoretiker es annehmen. Da ergab sich denn, daß jene Beispiele, die ja meist nur konstruiert waren, tatsächlich nicht völlig verwirklicht waren.

So muß man, wenn in einem ökonomischen Werke von der Wirtschaft primitiver Menschen die Rede ist, streng unterscheiden zwischen Redensarten, mit denen der Theoretiker seine abstrakten Konstruktionen ausschmückt, denen weiter keine Bedeutung zukommt und die keineswegs etwa als kultur- oder wirtschaftshistorische Behauptungen aufzufassen sind, und wirklichen ethnologischen Tatsachensammlungen. Letztere, wie gesagt, werden immer mehr üblich. Ethnologen und Soziologen geben uns den Rat, das ethnologische Material für unsere Theorie zu verwerten und viele Nationalökonomien der Gegenwart, besonders deutsche, erwarten geradezu das Heil derselben in einer Neugestaltung auf dieser Grundlage. Man könnte von einer ethnologischen Richtung sprechen, welche stetig Boden zu gewinnen scheint.

Die Ethnologie kommt uns neuestens sehr entgegen und wendet den wirtschaftlichen Verhältnissen mehr Aufmerksamkeit zu, als früher. Der 9. Band der *Ann. Rep. Bur. Ethn. der Smithsonian Institution* z. B. enthält solches

¹ Fast erinnern mich jene, die das tun, an einen kleinen Freund von mir, der dem Wunsche Ausdruck gab, das Straßenpflaster aufzugraben, um zu sehen, ob sich die Erde darunter wirklich drehe.



Material, wie es die Ökonomen jener Richtung wünschen. Was ist nun davon zu halten? Der Leser vermag voraussehen, welche Antwort wir auf diese Frage geben wollen. Die Forderung einer Nachprüfung unserer grundlegenden Annahmen an den Tatsachen der Ethnologie beruht auf einem Mißverständnis der Natur derselben und wir wagen zu behaupten, daß sie von einem Kreise ausgeht, der nicht nur der reinen Ökonomie, sondern dem exakten Vorgehen überhaupt fremd gegenübersteht. Das Mißverständnis ist ein doppeltes. Einmal haben wir immer wieder betont — und wir glauben in dieser Richtung genug getan zu haben —, daß jene Annahmen ja nicht Tatsachenaussagen darstellen und von Beobachtungen aus dem Reiche primitiven Wirtschaftens weder bestätigt noch widerlegt werden können, sondern abstrakte Hilfsmittel, deren einziger Sinn und deren eventueller Dienst nur darin liegt, daß sich daraus ein Schema für die Preistatsachen ergibt. Sie brauchen nicht auf aktuelle primitive Verhältnisse zu passen, aus denselben können wir nichts für ihre Vervollkommnung gewinnen. Auch wenn ökonomische Erscheinungen in genetischer Sprache eingeführt werden, so daß es aussieht, wie wenn der Theoretiker eine Geschichte derselben geben wollte, so heißt das nicht, daß die Vorgänge wirklich so verliefen. Wie diese Dinge entstanden, ist wohl von kulturhistorischem und auch von soziologischem Interesse, ferner für dynamische Probleme wichtig, aber ganz belanglos für unser exaktes System. Ein Beispiel liefert uns die Geldtheorie, ein anderes die Theorie des Tausches. Manche Theoretiker führen diese Dinge in lebhafter Sprache vor, lassen Individuen oder Horden, die bisher sich selbst genügten, zusammentreffen und ohne weiteres Handelsgeschäfte beginnen. Das hat nur den Zweck, an einem gedachten Falle den Vorgang des Tausches in der Form zu entwickeln, wie es für die Theorie nötig ist. Die Entgegnung, daß Naturvölker die Vorstellung vom Tausche nicht haben, vielmehr Raub oder Schenkung vorhergehe, ist ganz belanglos, wenn damit mehr beabsichtigt wird, als einfach die Weglassung jener naiven Darstellungs-

weise. Und weiter. Durch die urgeschichtlich korrekte Darstellung würde der Tausch, die Preisbildung und das Geldphänomen nicht erklärt. Wir könnten daraus keine Bewegungsgesetze des Wertes ableiten. Das zeigt besser als irgendetwas, wie verschieden die Ziele beider Wissenschaften sind. Nehmen wir an, der Tausch sei aus der Schenkung entstanden. Was sagt uns das über den Punkt, der uns allein interessiert, über die Tauschrelation? Interessant wäre es für uns höchstens, etwas darüber zu wissen, in welchem Verhältnisse die Schenkungen beider Teile zueinander standen. Und darüber können wir höchstens durch ökonomische Erörterungen theoretischer Natur uns eine Vorstellung bilden. Dazu aber brauchen wir die Ethnologie nicht — ebenso wie wir der Erdgeschichte nicht für die reine Mechanik bedürfen.

Aber noch eines zweiten Mißgriffes machen sich die Ökonomen jener Richtung schuldig. Selbst wenn unsere Sätze der Probe an dem ethnologischen Material bedürften, dürfte man dabei nicht so engherzig verfahren, wie es geschieht. Beherrscht von der in die Augen springenden Tatsache, daß der „Wilde“ so ganz anders denkt und handelt wie der „Kulturmensch,“ erklärte man, daß die von der Wirtschaft des letzteren abstrahierten Sätze unmöglich auf die des ersteren passen könnten. Hier erwähnt man z. B. die Erscheinung des „stummen Handels“. Man sagt, daß diese und andere Erscheinungen keine Analogie in der entwickelten Volkswirtschaft haben und besonders, daß dem „Wilden“ die Fähigkeit fehle, eine exakte Wertrechnung durchzuführen. Für den europäischen Bauer gilt ähnliches und das ganze Argument läuft darauf hinaus, die Geltung der reinen Ökonomie auf moderne Verhältnisse zu beschränken. Das geht mit jenen Einwendungen parallel, welche von Historikern usw. dagegen erhoben wurden, Begriffe des modernen wirtschaftlichen Lebens auf frühere Perioden zu übertragen. Dieselben sind teilweise berechtigt. In der Finanzwissenschaft z. B. muß man sich davor hüten, mit dem modernen Begriff der Steuer bei Be-

trachtung früherer Zeiten zu operieren. Es ist leicht ersichtlich, daß derselbe nur soweit anwendbar ist, als der Begriff des modernen Staates, und daß Sätzen, in denen er eine Rolle spielt, keine Allgemeingültigkeit zukommt. Aber das gilt nicht für die Grundlagen der reinen Ökonomie. Wie bei so vielen Kontroversen müssen wir auch hier achten, den richtigen Kern allgemeiner Behauptungen von dem, was falsch an ihnen ist, zu scheiden. Wenn wir das tun, entfallen sofort jene Schwierigkeiten, welche eine Einigung so sehr erschweren. Stets kommt es auf den einzelnen Fall an. Daß nun der Wirtschaftsprozeß auf verschiedenen Kulturstufen verschieden aussieht, in verschiedenen Formen vor sich geht, ändert nichts an seinem Wesen. Man hat kein Recht, über den „spekulativen Nationalökonom“ zu lächeln, der in der Vielheit der Erscheinungsform die Gleichheit des Wesens derselben erkennt. Jede Handlung läßt sich unter das Wertschema bringen und wenn wir uns, der Bequemlichkeit halber, der psychologischen Ausdrucksweise bedienen wollen, können wir sagen, daß jede Handlung, und so auch jede wirtschaftliche, Wertungsvorgänge voraussetzt, die in ihrer Art so präzise sind wie die des Stockbrokers. Beschenkt ein Gastfreund den anderen, so muß das entweder eine ganz bedeutungslose Gabe sein, welche für die Wirtschaft keine Rolle spielt, oder es muß eine Wertverglei- chung zwischen Gabe und Gegengabe möglich sein. Wenn Cook erzählt, daß ein Wilder, den er irgendwo traf, so sehr mit dem Vorgange des Tauschens unbekannt war, daß er durchaus nicht begreifen wollte, daß er auf das „Preisgut“ verzichten müsse, so ist dazu zu bemerken, daß dieser Wilde sicherlich den „inneren Tausch“ gekannt haben muß: Er muß sich darüber im Klaren sein, ob er die Mühe, die die Erlegung eines Stückes Wild erfordert, auf sich nehmen will oder nicht — und das setzt Wertungsvorgänge voraus. Übrigens lag in jenem Falle offenbar nur Mißverständnis der *causa donationis* vor, das auf jeder Kulturstufe vorkommen kann, besonders wenn Schwierigkeiten in sprachlicher Hinsicht vorliegen. Aber entscheidend sind die

folgenden beiden Momente: Will man unsere Theorie an solchen Tatsachen durchaus verifizieren, so darf man erstens nicht so unglaublich engherzig sein, wie es viele Leute sind; sonst käme man dazu, ebenso auch das Gravitationsgesetz zu leugnen, weil nicht jeder Körper immer und ohne Weiteres zur Erde fällt. Würde ein „Wilder“ oder sonst jemand dauernd anders handeln, als nach unseren Regeln zu erwarten wäre, z. B. immer sich seiner Güter entäußern, ohne etwas dafür zu bekommen, so müßte er schnell zugrunde gehen und so diese Ausnahme verschwinden. Die Grundprinzipien unserer Theorie setzen so wenig voraus, daß man die geringe Bedeutung der Ausnahmen ruhig behaupten kann. Freilich darf man darauf nicht zu sehr vertrauen und jede längere Entwicklung muß verifiziert werden, was gar oft auf negative Ergebnisse führt; das haben wir selbst oft betont, nun aber können wir auch sagen, daß manche solcher Verifikationsversuche geradezu Karikaturen gesunder Gedanken sind. Zweitens aber muß man unterscheiden zwischen — um bei unserem Beispiele zu bleiben — der kulturhistorischen Tatsache des Tausches, die die verschiedensten Formen annehmen, die größten Wandlungen durchmachen und oft auch fehlen kann, und unserem abstrakten Tauschschem a, das nur ein wissenschaftliches Instrument und sehr allgemein anwendbar ist. Wie kann man die Verschiedenheit beider Dinge verkennen?

So vermag uns also die Ethnologie recht wenig zu bieten — aber freilich nur für die Grundlagen unseres statischen Systemes. Darüber hinaus mag sie eine ähnliche Stellung haben, wie die Wirtschaftsgeschichte und die Literatur über die großen Probleme der Gegenwart. Was steht in einem solchen „deskriptiven“ Buche? Nun, Tatsachenreferate und Theorien über tatsächliches Geschehen. Und beides ist sicherlich von fundamentaler Bedeutung für den theoretischen Ökonomen, sobald er die engen Grenzen seines exakten Systemes verläßt. Ist diese Stellung nicht beinahe selbstverständlich? Aber hier liegen die Grund-

lagen für neue theoretische Arbeit, keineswegs für einen Neubau der Statik. Ihre Bedeutung für diese haben wir bereits skizziert, hier sollte nur noch das hinzugefügt werden. Man sieht aber: Nirgends gibt es kurze, allgemeine Antworten für solche Fragen; auf den einzelnen Fall kommt alles an; dieselben Grundsätze können in verschiedenen Händen zu „richtigen“ und zu „falschen“ Resultaten führen, fruchtbar oder unfruchtbar sein. Man kann z. B. von ethnologischem Materiale sehr viel erwarten und doch jene Stellung gegenüber manchen Versuchen einnehmen, die wir soeben entwickelten; darin liegt kein Widerspruch — und auch das ist schließlich nur selbstverständlich. Aber soviel können wir sagen: Alle jene Beziehungen der reinen Ökonomie zu anderen Disziplinen, die sich in Vorworten und gelegentlichen Äußerungen so breit machen, haben uns nur wenig zu geben — oder nichts. Im Interesse der Klarheit ist es geboten, ihre Nichtigkeit zu betonen und diesen Ballast über Bord zu werfen.

II. Kapitel.

Wert der reinen Ökonomie.

§ 1. Was wir soeben darlegten, ist alles, was wir hier über die Natur unserer Disziplin und über das Wesen unserer reinökonomischen Erkenntnis sagen wollen. Nun erhebt sich die große Frage nach ihrem Werte. Wir wissen nun, was eigentlich der Theoretiker tut, was der Kern jener Abstraktionen ist, mit denen er sich abplagt und wollen jetzt nochmals fragen, ob das, was er damit erreicht — und was das ist, glauben wir in der Hauptsache vorgeführt zu haben und auf dieser Stufe unserer Erörterungen überblicken und als bekannt voraussetzen zu können —, der Mühe lohnt und verdient, gepflegt, gekannt, ausgearbeitet und unsern Nachfolgern überantwortet zu werden. Ist unser exaktes statisches System — trotz allem — ein Werk aere perennius, das uns mit Selbstbewußtsein erfüllen kann und im Sturme der Zeiten erhalten bleiben wird oder soll es still — mit oder ohne Bedauern — ad acta gelegt werden? Gleicht es einem aufblühenden Marktplatze oder einer Totenstadt? Wie immer dem sein mag, die Sache verdient sehr wohl, und sei es auch nur um der ihr gewidmeten Gedankenarbeit willen, Ernst und Loyalität und ein schwerer Vorwurf kann niemand erspart bleiben, der ihr dieses Recht nicht gibt.

Jedermann, jeder wenigstens, zu dem wir sprechen können, begegnet der Frage nach dem Werte der Wissenschaft überhaupt auf seinem Lebenswege und jeder wird sie

verschieden beantworten. Ganz natürlich, nicht nur weil jeder nach Anlage und Bildungsgang ganz verschiedene Dispositionen zum Urteilsprüche mitbringt, sondern auch, weil jeder einen besondern Zweck als Wertmaßstab im Auge hat. Manchen interessieren die großen Züge an den Dingen, manchen gerade das Detail. Der erstere mag z. B. behaupten, daß alle Menschen gleich, der letztere daß alle verschieden seien; eine Einigung ist da schwer, eigentlich unmöglich und nur in der Anerkennung der Verschiedenheit der Standpunkte liegt ein Surrogat für sie. Den einen zieht eine Banalität, wenn sie in eleganter exakter Form ausgedrückt werden kann, mehr an als die feurigste politische Rede, den andern interessieren die Resultate einer Arbeitsenquôte mehr, als die tiefste funktionentheoretische Entwicklung. Viele verlangen praktische Resultate, Regeln für konkretes Handeln oder wenigstens überhaupt einen praktischen Nutzen, Andere Erkenntnis um ihrer selbst willen. Wie jeder seine eigene Welt, so hat auch jeder seine eigene Wissenschaft: Jedem sagt sie Verschiedenes und jeder schätzt, was sie ihm sagt, verschieden — und zwar von individuellen Standpunkten und mit individuellen Maßen — ein. Das ist sein gutes Recht; wenn es irgendein „Naturrecht“ gäbe, so wäre es sicher das, mit seinen Augen zu sehen. Nur darf niemand vergessen, daß jede andere Netzhaut als die seine, andere Bilder gibt. Wer das vergißt, wahrlich, der übertyrant den Tyrannen. Wir haben es nicht mit dieser Frage zu tun; aber solche Momente spielen sicherlich auch in unser Problem hinein. Und deshalb betonen wir immer wieder, daß das Endurteil bei jedermann selbst liegt — allerdings auch nur für ihn gilt — und wir uns ebenso wenig anmaßen können, ein absolutes Resultat jedem Leser aufzudrängen, als etwa die religiösen Meinungen zu vereinigen. Nicht Einigung inbezug auf das Urteil über den Wert unserer Disziplin streben wir an, sondern höchstens besseres gegenseitiges Verständnis, das allerdings in vielen, aber nicht in allen Fällen zur Einigung führt. Dabei wollen wir kurz sein und uns hauptsächlich auf solche Punkte be-

schränken, welche einen mehr objektiven Charakter haben und präziser Behandlung fähig sind, von diesen wieder auf solche, welche uns nicht oder nicht genügend gewürdigt scheinen.

Manches ließe sich ja auch mit allgemeinen Argumenten leisten. So könnten wir gewiß den Standpunkt jener bekämpfen, die bei jeder Theorie vor allem oder gar ausschließlich nach ihren praktischen Anwendungen fragen. Wir könnten ausführen, daß für uns die Wissenschaft Selbstzweck sei, ferner, daß Theorien der Menschheit durch Vermittlung von Erkenntnis größere Dienste leisten können, als durch technische Erfolge. Ist es nicht klar, daß man z. B. die Astronomie nicht mit dem Werte einschätzen darf, den sie für die Nautik hat, daß lediglich die letztere nie zu dem großartigen Gebäude geführt hätte, welches wir heute bewundern und von dem man behaupten kann, daß es durch Erweiterung unseres Gesichtskreises auf das ganze Sein und Denken der Menschheit Einfluß genommen hat? Muß denn immer wieder hervorgehoben werden, daß nur desinteressierte Denkarbeit zu wirklich großen Leistungen führt, die später oft auch praktische Früchte tragen, an die die ersten Pioniere nicht dachten, nicht denken konnten: Von einer jungen Wissenschaft praktische Leistungen zu fordern ist ebenso verfehlt, als ein Kind schwer arbeiten zu lassen — das wird dem Kinde schaden und doch nur zu dürftigen Resultaten führen. Sicherlich könnten wir diesen Standpunkt mit Begeisterung verteidigen; und wir würden die Antwort der Gegner nicht fürchten. Doch wollen wir das nicht tun, vielmehr allgemeine Argumente nur soweit streifen, als es unvermeidlich ist. Auch der „Bettlerfrage“ — „wozu ist das gut?“ — wollen wir uns nicht entziehen, sondern auch diese Seite der Sache zu beleuchten suchen und dem Urteile des Lesers unterbreiten. Noch unabweisbarer natürlich ist es, zu einem Resultate darüber zu gelangen, ob das theoretische Interesse unserer Disziplin ein ausreichendes ist: Die zwei Fragen also, zu deren Beantwortung durch den Leser wir einiges Material darbieten wollen, sind erstens die, ob es sich auf unserem Gebiete

der Mühe lohnt, ein exaktes System überhaupt und speziell das unsere aufzurichten — ob dasselbe hinlänglich interessant ist — und zweitens die nach seiner praktischen Bedeutung. Eine zusammenfassende Skizzierung seiner Grenzen und Mängel wird sich ungezwungen anfügen und zu dem dann Folgenden überleiten, in dem wir über die wünschenswerten Reformen und die Wege und Aussichten weiterer Arbeit sprechen wollen.

Zunächst zur ersten Frage. Es gibt kaum irgendeinen Gegenstand auf der Welt, über den nicht irgendetwas allgemein ausgesagt werden könnte. So wäre z. B. eine Wissenschaft über jene Momente möglich, welche allen ethischen Urteilen trotz der Tatsache, daß ihr konkreter Inhalt nach Ort, Zeit, Kulturzustand, Rasse usw. verschieden ist, gemeinsam sind. Solche Momente gibt es gewiß und daraus folgt, daß es eine exakte Ethik geben könnte, welche im Gegensatz zu der üblichen, welche Forderungen aufstellt und aus diesem Grunde aus dem Rahmen wahrer Wissenschaft hinausfällt, strenge beschreibend wäre. Aber es könnte sich ergeben, daß der Inhalt ihrer Theoreme ein so „allgemeiner“, d. h. hier so geringer wäre, daß man die Konstruktion eines solchen Baues besser unterläßt — er wäre ein Schacht, der zu nichts führt. Vielleicht ändert sich das in Zukunft und vielleicht steht diese Zukunft unmittelbar bevor; ich glaube das sogar mit Rücksicht auf gewisse neue Leistungen der Soziologie; allein gegenwärtig gibt es noch keine solche exakte Ethik — sie würde der Mühe nicht lohnen. Ich bin nicht sicher, ob die exakte Psychologie introspektiver Richtung nicht ebenfalls in dieser Lage ist und, so wie sie heute ist, auch dem Freunde exakter Gedankengänge nicht viel Interesse abzugewinnen vermag. Auch etwa eine exakte Theorie der menschlichen Wanderungen ließe sich denken und auch dazu sind Ansätze vorhanden. Jede Bevölkerungsbewegung geht sicherlich so vor sich, daß sie sich in der Sprache des Maximumtheorems beschreiben läßt: Sie erfolgt in einer Richtung des geringsten Widerstandes und gewiß ist es möglich, von einem ethno-

logischen Gleichgewichte zu sprechen, einem Zustande, in dem sich irgendwelche „Kräfte“ balanzieren und der sich, so lange keine Störungsursache „von außen“ einwirkt, zu erhalten strebt. Aber so lange man nicht mehr sagen kann, als das, so lange wird sich nicht leicht jemand finden, der „exakte Ethnologie“ zu treiben wünscht — und auch der feurigste Theoretiker wird niemand daraus einen Vorwurf machen können.

Wir haben diese Beispiele aus zwei Gründen angeführt. Vor allem wollten wir nochmals betonen, daß „ausreichendes Interesse“ für die Existenzberechtigung einer Wissenschaft ebensonötig ist, wie, nach einigen Staatsrechtslehrern, „ausreichende Macht“ zum Entstehen von Souveränität. Die Frage nach seinem Vorhandensein ist keineswegs mit der oben erwähnten „Bettlerfrage“ zu verwechseln — was Gegner wie Vertreter unserer Disziplin des öfters übersehen. Sodann aber sollen unsere Beispiele uns zur Folie dienen bei der Beurteilung des Wertes der letzteren. Steht es so schlimm um ihn wie um den jener gedachten exakten Theorien der Ethik oder der Ethnologie? Nun, die allgemeine Antwort auf diese Frage wird, wie unschwer zu gegeben werden wird, verneinend lauten. Wir werden sie noch weiter belegen und von verschiedenen Seiten beleuchten, aber im großen und ganzen läßt sich der Kern unseres Argumentes, den wir, wie wir glauben, mit der denkbar größten Beruhigung dem Leser darbieten können, folgendermaßen präzisieren: Nein, die theoretische Ökonomie ist nicht so wertlos wie die angedeuteten Typen. So wie diese würde ein wirklich wertloser oder doch verführter theoretischer Bau aussehen, und der Vergleich zwischen beiden sagt in dieser Beziehung so sehr alles Nötige, daß ein weiteres Wort darüber überflüssig wäre. Allein, ebensoweit wie von diesen steht die Ökonomie von den „anerkannten“ exakten Wissenschaften, von jenen, die dem Laien imponieren. Manche ihrer Teile nähern sich bedenklich dem erstern, andere den letztern und wenn man von einem Durchschnittsniveau unserer Disziplin sprechen darf, so kann

man sagen, daß es in der Mitte liegt. Da nun, wie wir hervorhoben, das Urteil darüber, ob eine Disziplin etwas wert sei oder nicht, notwendig subjektiv und auch die Grenze zwischen Wertlosem und Wertvollem hier wie überall keine feste sondern — auch für den Einzelnen — eine fließende ist, so reicht das eben Gesagte noch keineswegs zu einem absoluten Richtspruche aus. Allein man wird zugeben, daß wir damit einem solchen auf einem natürlichen und inoffensiven Wege nunmehr etwas näher gerückt sind. Doch gehen wir weiter.

Wir nehmen es niemand übel, wenn er unsere Theorie ablehnt. Sagt jemand, sie interessiere ihn nicht, so ist kein Wort zu verlieren. Wir behalten uns vor, von demselben Rechte andern Richtungen gegenüber Gebrauch zu machen. Solche Urteile fließen nicht immer aus Starrsinn, sondern aus subjektiven Unmöglichkeiten. Nur kann es mitunter interessant sein, die Begründung derselben zu hören erstens, weil erst durch sie diese Meinungsäußerungen Farbe und ihren vollen Sinn erhalten und zweitens, weil die Begründung tatsächliche Behauptungen enthalten kann, über die eine exakte Diskussion möglich ist. Zu einer solchen möchten wir, wie gesagt, beitragen. Niemand kann vor allem für die reine Theorie Verständnis haben, der der exakten Wissenschaft und ihren Methoden überhaupt fernsteht. Das ist nun sicher der Fall bei vielen Fachgenossen. Mancher Wirtschaftspolitiker oder Historiker, der über die Theorie so hart urteilt, würde ganz ebenso über die exakte Mechanik denken, wenn ihn nicht ihr festbegründetes Ansehen und ihr Zusammenhang mit den Leistungen der modernen Technik daran hinderte: Ihr reines System und ihre erkenntnistheoretischen Grundfragen würden ihn wenig interessieren. Ähnlich bezeugt mancher, der die moderne schöne Literatur verdammt, den „Klassikern“ seine Ehrfurcht, nicht weil er sie wirklich versteht, sondern weil der Angriff auf ihre wohlgesicherte Position viel schwieriger ist. Manches verdammende Urteil über den Erkenntniswert unserer Disziplin, das äußerlich durch die Vorwürfe der „Spekulation“,

„Aprioristik“ usw. begründet ist, fließt aus dieser Quelle. Solche Einflüsse werden stets hindernd in unsere Bahn zur Klarheit hereinwirken. Wir können darauf und auf verwandte Punkte nicht immer wieder eingehen und wollen uns andern Dingen zuwenden, bei deren Diskussion wir Gelegenheit haben werden, zu zeigen, daß wir das Richtige in den Argumenten der Gegner der Theorie und ihre Verdienste bereitwillig anerkennen und tatsächlich viel daraus gelernt haben.

Es liegt in der Natur der Sache, daß wir das, was für die Theorie ins Feld geführt werden kann und was eben in ihren konkreten Leistungen liegt, bereits im Früheren gesagt haben und hier nur wenig hinzufügen oder selbst zusammenfassen können. Die Kehrseite ist es, die hier hauptsächlich zum Worte kommt, und der Leser wird das Vorhergehende sich stets vor Augen halten müssen, wenn er uns Gerechtigkeit erweisen und ein erträglich vollständiges Bild in ungefähr richtiger Beleuchtung erhalten will. Wenn wir unsere Arbeit überblicken, so drängt sich uns sicherlich — das können wir nicht leugnen; da haben die Gegner Recht — vor allem das Bedenken auf, ob wir nicht gerade das Interessanteste an den Dingen, mit denen wir uns beschäftigen, aus unserer Betrachtung ausgeschlossen, gerade vom Wichtigsten abstrahiert haben. Bleibt nicht nach aller Arbeit ein ziemlich kahles Gerippe in unsern Händen zurück? Korrekt, logisch einwandfrei und auch, soweit es reicht, zutreffend mag es ja sein; auch das ist nicht über jeden Zweifel sicher, könnte man außerdem einwenden — darauf kommen wir noch —, jedenfalls sahen wir, daß unsere Regeln viele Ausnahmen erleiden; aber im ganzen glaube ich die wesentlichsten Bedenken in dieser Beziehung beseitigt zu haben. Doch geschah gerade das, wie man sich erinnern wird, mittelst eines weitgehenden Aufgebens von inhaltlich hochbedeutenden Resultaten. Ist das, was uns bleibt nicht ebenso wert- wie leblos? Fast könnte es so scheinen — zum Teile ist es ganz unbestreitbar so. Das wirklich Relevante, das, was in der Kette von Ursachen.

welche den Lauf und den Zustand der Wirtschaft bestimmen, durch seine Bedeutung auffällt, das, worum gekämpft und das, was diskutiert wird, liegt ganz vornehmlich in den Daten unserer Probleme, also außerhalb unseres Machtkreises. Die Verteilung des Bodens und der übrigen Produktionsmittel, die sozialen Machtverhältnisse und Organisationsformen — das sind die Faktoren welche die Gestaltung der Wirtschaft beherrschen und das sind zugleich eben jene Momente, die wir als gegeben annehmen. Aus ihnen folgt alles Weitere so natürlich und fast selbstverständlich, daß es geradezu verzeihlich ist, wenn manche übersehen, daß es neben jenen auch noch andere Probleme gibt. In diesem Sinne ist es nicht nur wahr, sondern überhaupt unbestreitbar, daß das Wirtschaften „historisch bedingt“ sei. Außerdem ist natürlich klar, daß wir nie etwas Konkretes, sondern immer nur allgemeine Erkenntnisse darzubieten vermögen, welche zu allem auch noch oft von der Wirklichkeit desavouiert werden.

Unsere Entgegnung darauf ist einfach. Der Leser kennt sie bereits. Obgleich das alles wahr ist, so gibt uns die Theorie eine Gruppe haltbarer und eben nicht selbstverständlicher Sätze. In dieser Beziehung muß das Vorhergehende für sich sprechen. Wir glauben nicht, daß daraus die Bedeutungslosigkeit des eben Gesagten folge, wohl aber, daß es auf seinen wahren Gehalt beschränkt wird. Richtig aufgefaßt, widerspricht es nicht dem berühmten Satze, daß, wer die Wertlehre begriffen habe, damit auch alles Wirtschaften verstanden habe. Es genügt, einzusehen, daß die Autoren beider so entgegengesetzt aussehender Dicta — dieses und jenes über die historische Bedingtheit des Wirtschaftens — an verschiedene Probleme dachten, um sie leicht vereinigen zu können. Immer noch bleibt ein kleines Gebiet, das in sich geschlossen ist und durch ein einziges großes Erklärungsprinzip beschrieben werden kann, ein Gebiet, das erheblich mehr Früchte trägt, als etwa eine exakte Ethnologie. Der Unterschied liegt hauptsächlich darin, daß es auf dem erstern eine Erscheinung von großer Wichtigkeit

gibt, welche sich exakt und allgemein beschreiben läßt, nämlich die Preisrelation. Ihre Bedeutung wird noch dadurch erhöht, daß sich ihr Schema, in dem die Theorie sie erfaßt, leicht und natürlich auch auf die Erscheinungen der verkehrslosen Wirtschaft ausdehnen läßt und so eine hohe Allgemeinheit gewinnt, die trotz der nötigen Einschränkung, welche wir schon oft betonten und bald nochmals berühren werden, eine Tatsache von großer, sehr großer Bedeutung ist.

Dazu kommen noch zwei andere Momente: Erstens und vor allem läßt sich zeigen — und haben wir gezeigt —, daß die Preisrelation in sich alle Faktoren enthält, die dazu nötig sind, sie selbst und unter den gleichen Voraussetzungen auch die Gütermengen, die sich im Besitze der betrachteten Wirtschaftssubjekte befinden müssen, eindeutig zu bestimmen und einen einzigen Gleichgewichtszustand abzuleiten, auch das unter Einschränkungen, welche die Bedeutung dieses Momentes verringern, aber nicht vernichten. Und das folgt nicht schon von selbst aus den „historisch bedingten“ Tatsachen der Organisation, des Milieu's usw. — wenn es manchem so scheint, so liegt darin ein nachweisbarer Irrtum —, sondern ist ein Ergebnis unserer Theorie, das sie aus eigener Kraft und zu eigenem Rechte besitzt: Nur mit ihren Mitteln kann es nicht bloß plausibel gemacht, sondern bewiesen werden. Das hat eine doppelte Bedeutung, einen doppelten Erkenntniswert — auf die Frage, ob es auch eine praktische und welche es habe, kommen wir später —: Einmal ist es eine interessante Wahrheit an sich. Wir sehen hier mit einer Klarheit, für deren Schönheit man allerdings mehr oder weniger Verständnis haben mag, daß es auf unserm Gebiete eine Logik der Tatsachen gibt, deren Druck jedermann fühlen muß und erhalten aus dieser Quelle sicherlich einen Beitrag für das Verständnis des wirtschaftlichen Geschehens. Sodann aber liegt eben darin der „Beweis durch die Tat“ dafür, daß diese Dinge ein in sich geschlossenes Ganzes bilden, auf das trotz ihrer scheinbaren „Unberechenbarkeit“ exakte Denkformen anwendbar

sind. Und das ist eine wissenschaftliche Tatsache von, wie schon hervorgehoben wurde, kaum zu überschätzender Wichtigkeit. Wir wollen das nicht zu sehr betonen; denn sehr verschieden kann man trotzdem darüber denken, und wir möchten es um jeden Preis vermeiden, unsere Darstellung durch unexakte Momente zu kompromittieren. Mag also der Leser selbst sehen, was er aus dieser Anregung machen will, nur übersehe er sie — trotz ihrer Kürze — nicht. Eine Lücke klafft im wissenschaftlichen Weltbilde dort, wo der Mensch steht. Die bloße Tatsache der Anwendbarkeit exakter Methoden ist daher hier sehr wichtig, auch wenn die Resultate derselben nur unbedeutend wären. Sie eröffnet trotzdem bedeutende Aussichten und Möglichkeiten. Und darin scheint uns das höchste Interesse der reinen Ökonomie zu liegen, daß sie eine Erweiterung des Gebietes exakten Denkens darstellt. Sicherlich ist dieses Urteil zum Teile subjektiv, und soweit wollen wir es niemand aufdrängen; andere mögen — z. B. mit A. Marshall — den Wert der Theorie anderswo suchen. Allein unter allen Umständen ist auch das in Rede stehende ein nicht zu vernachlässigendes Moment. Und es scheint mir, daß man aus ihm heraus den Anspruch der reinen Ökonomie auf Anerkennung besser verteidigen kann, als aus manchem anderen, besser namentlich als aus dem „praktischen“.

Zu der weitreichenden Allgemeinheit und zur eindeutigen Bestimmtheit unseres Gleichgewichtssystems kommt nun noch ein Punkt. Es gestattet verschiedene Anwendungen und liefert in denselben Resultate, denen nicht jeder Erkenntniswert abzusprechen ist. Die Geld-, die Verteilungstheorie, gewisse Bewegungsgesetze der Preise, das sind die wichtigsten Beispiele. Man wird die Behauptung halten können, daß für die Diskussion dieser Themen die Beiträge der Theorie nur schwer entbehrlich sind und ihre Unkenntnis in vielen Punkten — die allerdings oft nicht hervorzutreten brauchen — einen erheblichen Nachteil für klares Verständnis involviert. Man mag ihnen größere oder geringere

Bedeutung zumessen und sicher wird dieselbe von Fall zu Fall verschieden sein, aber daß man ganz ohne sie auszukommen vermag, wird man zwar mitunter behaupten, aber überall dort, wo Erkenntnis und nicht so sehr die Lösung praktischer Fragen auf dem Spiele steht, meist oder doch recht oft nicht nachweisen können.

Das ist die eine Seite dieses Argumentes. Die andere besteht in dem Folgenden: Unser System, das theoretisch so allgemeingültig ist, dessen Elemente eindeutig bestimmt sind und dessen Anwendungen immerhin einen gesunden Inhalt haben, der über das Gebiet von Selbstverständlichkeiten erheblich hinausreicht — dieses System deckt eine überaus große Menge von Fakten und steht mit der Wirklichkeit in einem engern Zusammenhange, als es dem Gegner der Theorie, der an ihrem Apparate Anstoß nimmt, vielleicht scheint. Wir mußten im Gegensatze zu andern Theoretikern und in weitgehender Übereinstimmung mit den Gegnern der Theorie wiederholt das Gegenteil betonen. Vor allem waren wir genötigt, viele Behauptungen der ältern und selbst manche der modernen Ökonomen als der Wirklichkeit nicht entsprechend aus der Theorie auszuschneiden, wie die Hypothese des Individuallegoismus, oder so zu restringieren, daß sie ihren interessantesten Inhalt verloren, wie das Maximumtheorem und die die freie Konkurrenz betreffenden Thesen. Das ist getan und davon sprechen wir hier nicht. Sodann sahen wir, daß unser statisches System bei weitem nicht alle wirtschaftlichen Erscheinungen erklärt, nicht z. B. Zins und Unternehmergewinn, auch nicht alle möglichen Arten von Preisbildung und alles, was an der letztern auch in ihrer einfachsten Form wichtig ist; hierher gehörige Momente werden sofort und dann noch an anderer Stelle zur Sprache kommen. Endlich kam es wiederholt vor, daß auch an sich korrekte Resultate der Theorie sich an der Wirklichkeit der Tatsachen nicht ganz befriedigend bewährten, so z. B. in der Lohntheorie — ja bis zu einem gewissen Maße geradezu überall. Allein bei Betrachtungen dieser Art übersieht besonders der Gegner der Theorie, dessen



großes Verdienst es war, denselben zu ihrem Rechte zu verhelfen, nur zu leicht, daß die Menge von Tatsachen, die sich dem Schema der Theorie ungezwungen einfügt, trotz allem eine ganz außerordentlich große ist. Es ist das die große Masse der Erscheinungen des Alltages, dessen, was man täglich und überall sehen kann und von dem man weiß, daß es täglich und überall geschah und mit großer Sicherheit sich ebenso alltäglich wiederholen wird. Eben diese „Alltäglichkeit“ im wahrsten Sinne des Wortes bewirkt, daß uns diese Dinge weniger auffallen, als andere, die seltener und soweit weniger wichtig sind, daß man über sie hinwegsieht und wenig geneigt ist, sich über sie Rechenschaft zu geben, ebenso, wie man sich im gewöhnlichen Leben über die doch so merkwürdigen Erscheinungen der Verdauung oder des Schlafes keine Gedanken macht. Das bringt es auch mit sich, daß viele Leute der Erörterung jener wirtschaftlichen Erscheinungen, „die jeder Köchin wohl vertraut sind,“ kein besonderes Interesse abzugewinnen vermögen und die Lektüre eines Buches über reine Ökonomie oft so langweilig finden: Weil die Dinge, über die es handelt, so banal sind, so meint man, daß auch jede Darstellung derselben nur banal sein könne. Aber das ist in diesem Zusammenhange ein Argument für uns und zeigt schlagender als alles andere, wie breit die Basen unseres Systemes sind. Sie sind viel breiter, als es nötig wäre, breiter und verlässlicher, als wir strikte nachweisen können, und bewähren sich besser, als unsere Voraussetzungen selbst vermuten lassen, an denen wir strikter Korrektheit halber eine so große Anzahl von Reserven anbringen.

Wenn man also sagt, daß unser Gleichgewichtssystem gerade dasjenige schildere, was banal oder gar selbstverständlich sei und von allem wirklich Interessanten abstrahiere, so ist das nur zur Hälfte ein Einwurf. Das Interessante ist das Ungewöhnliche, und es läuft dann jener Satz zum Teile darauf hinaus, anzuerkennen, daß wir tatsächlich das Gewöhnliche, Regelmäßige, kurz, die große Masse jener Erscheinungen erfassen, die wir überhaupt er-

fassen wollen. Die wissenschaftliche Bedeutung unserer Erörterungen gewinnt also sogar etwas dadurch — es wird zugegeben, daß ein verhältnismäßig nur kleiner, wenn auch gerade deshalb auffallender Rückstand von „Preistatsachen“, in unserem Sinne, unerklärt zurückbleibt. Aber nur zum Teile, wie gesagt, rettet das den Wert unserer Disziplin und wir sind weit entfernt zu leugnen, daß dieses Argument zweischneidig ist. Noch immer bleibt die Tatsache bestehen, daß eben jene Dinge, auf die unser System zugeschnitten ist, gegenüber andern wirtschaftlichen und sozialen Erscheinungen an Interesse sehr zurücktreten. Wie dürftig nimmt sich unser Bild der Wirklichkeit neben der bunten Fülle des Lebens aus, die sich darbietet, wenn wir um uns blicken! Die großen Lebensfragen der Zeit, die Probleme von Vergangenheit und Zukunft, die sich uns da aufdrängen, können nicht verfehlen, uns zu faszinieren. Und dann lehren uns gerade die neuesten Fortschritte der reinen Theorie der Statik, daß wir von ihr aus nichts, gar nichts oder so gut wie nichts von denselben verstehen können. Die Versuche der ältern Ökonomen haben kläglich versagt und wir können nicht mehr tun — als ökonomische Theoretiker —, als eben das exakt zu beweisen. Besonders instruktiv sind jene großen Analysen der Volkswirtschaft, die mitunter vom reinwirtschaftlichen Standpunkte versucht wurden, z. B. die Marx' und viele andere. Wir können hier nicht in eine Würdigung derselben eingehen, namentlich auch nicht ihre Verdienste, die wir nicht völlig leugnen, berühren. Aber das Gesamtergebnis ist doch, meine ich, stets ein negatives gewesen und nur wenige werden bestreiten, daß sich dabei die Insuffizienz der Grundlage ergab. Heute ist man davon abgekommen, und wenn auch fast jedes Lehrbuch eine solche Analyse versucht, so zieht es dazu doch auch und sogar vornehmlich andere Mittel heran, als jene, die die ökonomische Theorie in unserem Sinne bietet. Wir können gar nicht daran denken, die Probleme der Rassen und Klassen und die großen Fragen der Politik, die Größe und den Rückgang der Völker, ihr Hoffen und Streben und die Gefahren, die



ihnen drohen, ihre Vergangenheit und Zukunft von unserem Standpunkte zu begreifen. Und doch haben alle diese Dinge ihren wirtschaftlichen Aspekt, wie man sich leicht überzeugt. Wir werden das mit mehr Gewinn diskutieren, wenn wir vom „praktischen“ Werte unseres Systemes sprechen, aber schon hier mußten sie erwähnt werden. Gerne geben wir zu, daß in ihnen die interessantesten Probleme der Sozialwissenschaften liegen, daß sie den forschenden Blick mit magischer Gewalt anziehen und daß wir den nicht tadeln können, der über ihrer Größe unsere Theorie vergißt.

Das ist aber noch nicht einmal alles. Auch der gewöhnliche Verlauf der Wirtschaft ist voll Leben und Bewegung und in steter Entwicklung begriffen. Wir nun stehen dem Entwicklungsphänomen und dem „hohen Probleme“ des ökonomischen Fortschrittes ratlos gegenüber. Nicht allein nun macht uns das die Erfassung hochwertiger wirtschaftlicher Erscheinungen unmöglich, die sich täglich zeigen und nie fehlen, wie wir sahen und nochmals berühren werden; sondern auch unser Bild des Alltages, soweit wir ihn schildern, ist in Gefahr, als geradezu falsch verurteilt zu werden, da es uns einen Ruhezustand vortäuscht, der nie und nirgends existiert. Welche Jammergestalt ist doch unser das Gleichgewicht ängstlich suchendes Wirtschaftssubjekt, ohne Ehrgeiz, ohne Unternehmungsgeist, kurz ohne Kraft und Leben! Und wo sind alle die Wollungen und Handlungen, welche auch den Alltag aus dem Staube erheben?

Darauf läßt sich mehr entgegnen, wenn auch gewiß etwas Wahres daran ist. Wir wollen das eine und das andere scharf gegeneinander kontrastieren. Nebenbei bemerkt, der Leser vermag hier zu sehen, in wie komplizierter Weise sich die Fäden gegnerischer Argumente verschlingen und wie leicht es ist, nach einer Seite hin zu weit zu gehen, wieviel Geduld und Liebe zur Sache dazu gehört, zur Wahrheit vorzudringen. Entgegnen und für den Erkenntniswert unseres Systemes anführen läßt sich das Folgende: Für die weitaus größte Periode des gewöhn-

lichen Lebens ist so gut wie jedermann ein solcher langweiliger „Gleichgewichtsmensch“. Zu energischem Wollen zu neuen Bahnen rafft sich jedermann nur in Fällen auf welche gegenüber den zahllosen Vorkommnissen des Alltags Ausnahmecharakter tragen. Das mag zweifelhaft erscheinen ist aber wohlbegründet. Gerade das Aufsehen, daß ein Abweichen von dem erregt, was jemand „gewöhnlich“ tut und was man mit großer Sicherheit von ihm erwartet, beweist es. Bei einigem Nachdenken wird man sich — vielleicht nicht ohne Überraschung, aber gewiß — darüber klar, daß wir eigentlich nur in verhältnismäßig seltenen Augenblicken wirklich leben, sonst aber „mechanisch“ den gewohnten Werktag abhaspeln. Freilich tut das niemand vollständig. Besonders von unserem Standpunkte können wir das von niemand annehmen, da wir bereits die Anfertigung eines neuen Werkzeuges und ähnliches als außergewöhnliches Ereignis auffassen. Deshalb haben wir stets darauf Gewicht gelegt, zu betonen, daß unser System nur auf ganz kurze Zeitperioden anwendbar ist. Von diesen können wir behaupten, daß nichts derartiges geschehe, ohne sehr weit fehlzugehen. In einer irgend längeren, in der die Energie des Einzelnen, wie der Massen Zeit hat, sich sozusagen zum Sprunge zusammenzuballen, geht das im allgemeinen nicht. Da werden neue Bahnen eingeschlagen werden, die die Grundlagen unseres Systemes verändern. Aber innerhalb aller unserer Voraussetzungen decken dieselben tatsächlich die große Masse der Erscheinungen. Außerdem haben wir in einer Beziehung noch eine Reserve: Wir haben eine Methode vorgeschlagen, nach der es möglich ist, die Voraussetzungen einer rein hedonistisch-egoistischen Handlungsweise zu umgehen. In unsere Wertfunktionen lassen sich die Wirkungen außerwirtschaftlicher Motive usw. bis zu einem gewissen Grade einschließen. Wie der Leser weiß — völlige Rechenmaschinen sind unsere Wirtschaftssubjekte nicht. Wohl aber ist es eine bürokratische, quietistische, philiströse Welt, die wir zeichnen, oder besser es ist gerade der quietistische, philiströse Aspekt de

menschlichen Handelns, der sich in unserem Bilde spiegelt. Aber dieser Aspekt ist eben wichtig. Ist er nicht alles, so ist er doch viel, wenn nicht das schillerndste, so doch das breiteste Problem, jenes, das zuerst gelöst und verstanden sein muß, ehe man weitergehen kann, das, bewußt oder unbewußt, nie aus dem Auge verloren wird und verloren werden kann. Er ist das große Hauptquartier, von dem aus alle „interessanten“ Bewegungen starten, und im Vergleiche zu ihm sind sie eben interessant und ungewöhnlich. Dieser Aspekt ist es, der dem unbefangenen Beobachter — einem Wesen, das noch nichts vom menschlichen Handeln wüßte — vor allem sich in jedem gegebenen Momente darbieten würde und dessen Gesetze am leichtesten zu verifizieren sind.

In der Tat, im Eifer, die Gegeninstanzen zu betonen, übersieht man, wie schlagend sich unser Gleichgewichtssystem verifizieren läßt. Der Arbeiter geht zu seiner täglichen Arbeit im allgemeinen ziemlich „mechanisch“, in derselben Weise und mit denselben Dispositionen wie gestern. Der Beamte ebenfalls so in sein Bureau, der Händler zu seinem Marktstande, mag derselbe nun im „Kaffir-Circus“ auf der Stock-exchange in London, oder im Obstmarkte einer Kleinstadt liegen. Und was sie alle da täglich erleben, ist im großen und ganzen dasselbe wie gestern und jede Neuerung fällt auf und begegnet einem erheblichen Widerstande. Freilich spricht jeder von den sich vollziehenden Veränderungen und wenn man ihm glaubte, so müßte man meinen, daß sich alle wirtschaftlichen Verhältnisse täglich von Grund aus ändern. Nicht nur der Mann in der Praxis des Wirtschaftslebens — und jede Hausfrau — glaubt das, sondern auch der Agitator und der Politiker. Dem ist aber nicht so: Nur langsam ändern sich die Dinge, noch langsamer ihre wesentlichen Züge. Zu einem guten Teile beruht es auf Täuschung, wenn man von grundstürzenden Entwicklungen binnen weniger Jahre spricht. Es erinnert das an die populäre Ansicht, die man so oft hören kann, daß sich das Klima seit kurzem erheb-

lich geändert habe. Tatsächlich dürfte es sich nach gegenwärtiger Ansicht der Fachkreise in historischen Zeiten aber überhaupt nicht geändert haben. Die Änderungen, die sich vollziehen, liegen gewiß nicht vollständig, aber erheblich mehr als man glaubt, in Worten, in den populären — bei uns leider auch den wissenschaftlichen — Phrasen. Und selbst diese bleiben sich in überraschender Weise gleich. Immer sind es dieselben Argumente und Befürchtungen, die wir hören und die sich de facto fast nie verwirklichen. Namentlich wo entgegengesetzte Klasseninteressen aufeinanderstoßen, ist es ein uralter Trick der Parteien, sich gegenseitig verändertes Verhalten, neue Ansprüche vorzuwerfen. Darin glaubt man immer eine besonders wirksame Entgegnung zu besitzen. Ein klassisches Beispiel ist das Verhältnis zwischen Dienstboten und deren Dienstgebern. Die letzteren behaupten, daß sich die ersteren nun anders verhalten, als noch vor kurzer Zeit. Ein wenig Überlegung aber lehrt, daß mit Rücksicht darauf, daß sich der Charakter dieser Beschäftigung langsam ändert, daß Kombinationen innerhalb derselben schwer sind und endlich, daß viele Dienstboten ihren Beruf nur als Durchgangsstadium betrachtend weniger energisch als andere Arbeiter auf Verbesserungen ihrer Lage bestehen können, dieser Stand höchstens von den Fortschritten anderer Arbeiterklassen mitgezogen wird, keineswegs aber an der Spitze der Aufwärtsbewegung stehen kann. Tatsächlich läßt sich auch zeigen, daß alle wesentlichen Charakteristika, z. B. die lange Arbeitsdauer pro Tag, im großen und ganzen sich auch gegenüber dem Mittelalter und selbst dem Altertum nur wenig geändert haben können. Und ferner sieht man auch, wie die kleinste tatsächliche Änderung das größte Aufsehen erregt, zur lebhaftesten Diskussion führt und dadurch oft ganz unverdiente Bedeutung erhält — besonders wenn gängstigte Besitzinteressen in Betracht kommen. Sicher könnte man in diesem Gedankengange leicht zu weit gehen; besonders wir, die wir das nicht genügend ausführen können, sind einem solchen Verdachte und vielleicht gar

Mißverständnissen verschiedener Art ausgesetzt; aber wenn man findet, daß wir zu weit giengen, so wolle man bedenken, daß wir einer vernachlässigten Seite der Sache zu ihrem Rechte verhelfen wollten, während uns die andere hinlänglich gewürdigt zu sein scheint. Wir haben immer betont, welchen Einschränkungen der Geltungsbereich unseres Raisonnements unterworfen ist und werden das gleich wieder tun; hier aber war es nachgerade an der Zeit, hervorzuheben, daß sich unser System denn doch auch, wenn nicht so gut bewährt, als die Theoretiker meist glauben, besser halten läßt, als seine Gegner meinen. Wie man über unser Argument denken mag, hängt wiederum von persönlichen Anschauungen ab. Wir sind zufrieden, wenn man zugibt, daß etwas Wahres daran ist.

Nur einen Punkt wollen wir noch erwähnen. Unsere Theorie beruht, wie wir sahen, auf jenen Zusammenhängen zwischen den Gütermengen, die die Individuen besitzen, welche wir als das Gesetz vom Grenznutzenniveau bezeichneten. Wir sagten, daß die ganze reine Ökonomie in nuce in demselben liege. Nun dieses grundlegende Theorem läßt sich leicht verifizieren. Eine große Tatsache entspricht ihm. Es ist das die Tatsache der Konstanz der Budgets weitaus der meisten Leute, die Tatsache, daß so gut wie jedermann innerhalb genügend langer Perioden — Perioden, die lang genug sind, um interessant zu sein — dieselben Güter in immer gleichen Mengen zu konsumieren tendiert, ebenso wie er an Art und Methode seiner produktiven Tätigkeit im großen und ganzen außerordentlich zähe festhält. Man kann von Arbeiterbudgets sprechen und für jeden Ort und jede Zeit leicht Typen aufstellen, die, was immer man sagen mag, der Wirklichkeit hinlänglich entsprechen. Und so auch für andere Klassen, als die der Arbeiter. Freilich gibt es da Unterschiede und nicht überall wird die Aufstellung von Typen leicht sein; aber für jeden Einzelnen gibt es — man frage sich nur selbst — ein ziemlich festes Budget oder, wie man auch sagen kann, ein und nur eine ziemlich feste Produktions- und Konsumtionskombination, einen sehr kon-

stanten standard of life. Wollen wir auch diese Tatsache nicht übertreiben; der Einschränkungen, die zu machen wären, gibt es viele und bedeutende; namentlich gibt es keineswegs für jedermann schlechthin einen solchen fixen standard; aber alles das vernichtet die große wissenschaftliche Bedeutung dieser Tatsache nicht, und keine großzügige Kritik wird uns, glaube ich, bestreiten, daß in ihr eine befriedigende Verifikation des Hauptinhaltes der Theorie liegt. Akzeptiert man das — und wir haben die beste Hoffnung diesbezüglich —, so wird man uns auch zustimmen, wenn wir sagen, daß diese große Erscheinung allein hinreicht, ein wissenschaftliches Gebäude zu tragen und dieses letztere von Wert ist, wenn es auch gar nichts anderes beschriebe, als dieses eine Moment. Keinesfalls aber kann man uns vorwerfen, daß der Grund, in dem die Theorie ankert, ein bedeutungs- und wertloser ist.

Das also kann man für unser System anführen, und etwas ist unzweifelhaft damit gewonnen. Hätte man das Gesagte jemals gebührend bedacht, so, glaube ich, hätte man in der Ablehnung der Theorie nie so weit gehen können. Allein, nun obliegt es uns, auch unsererseits anzuerkennen, daß etwas Wahres, viel Wahres sogar, in den Argumenten der Gegner liegt. Wir haben das in einzelnen Fällen schon so oft selbst betont, daß wir hier nur zwei Momente der Aufmerksamkeit des Lesers empfehlen wollen. Das eine ist kaum mehr als eine Banalität: All das Gesagte nämlich hilft uns nicht völlig, sondern eben nur zum Teile über die unleugbare Tatsache hinweg, daß unser Bild selbst, soweit es überhaupt reicht, unvollständig ist und eine Reihe von wichtigen Erscheinungen nicht enthält. Ihr Ausnahmeharakter ist nur ein halber Trost angesichts des unleugbaren Interesses dieser Ausnahmen. Wir können nicht etwa dieselben als quantität negligible betrachten — oder doch nur vom Standpunkte unserer Resultate —, sondern müssen zugeben, daß ihr Studium nötig und interessant ist, namentlich deshalb, weil sie keineswegs danach tendieren, sich zu balanzieren oder zu verschwinden, sondern die




Grundlage dauernder Entwicklungen sind. Und wir können nicht umhin, den Standpunkt jener zu begreifen, welche über unsere Theorie lächeln, wenn wir ihn auch aus den angeführten Gründen nicht teilen. Dabei haben wir bereits das zweite Moment berührt, das hier wichtig ist: Die wirtschaftliche Entwicklung und alle die bedeutenderen Störungsursachen des Gleichgewichtszustandes — also alle mit Ausnahme von Irrtum usw. — führen von dem letztern ab, ohne daß eine Tendenz besteht, zu ihm zurückzukehren. Er ist also nicht ein zwar abstraktes aber doch stets vorhandenes Gravitationszentrum der „wirtschaftlichen Kräfte“. Allerdings beschreiben wir ja keinen konkreten Zustand der Wirtschaft, sondern einen formalen, den wir immer, auch in jedem Momente der lebensvollsten Entwicklung beobachten können, Dinge, die sich wirklich gleichbleiben, wie auch die konkreten Daten wechseln. Allein man kann dennoch nicht sagen, daß unser Gleichgewichtszustand dem Niveau eines Meeres gleicht, das stets gestört ist, aber sich stets herzustellen strebt, ja, aus genügender Entfernung gesehen, stets ein Bild der Ruhe bietet: Die Wellen des Meeres kehren zum Niveau desselben zurück, nicht aber die Wellen des Wirtschaftslebens. Und die wirtschaftliche Entwicklung geht auch trotz dem, was wir oben sagten, schneller vor sich als etwa geologische Veränderungen oder gar systematische Veränderungen der astronomischen Körper. Daher hat sie für den Menschen eine viel größere Bedeutung als diese und es ist nicht zu vermeiden, daß der forschende Blick auf sie fällt. Die dynamischen Erscheinungen spielen also im Verhältnis zu den statischen auf unserem Gebiete eine größere Rolle, als auf dem anderer exakter Disziplinen — das bleibt trotz unseres früheren Argumentes bestehen. Daraus nun ergibt sich sicherlich eine große Einschränkung des Erkenntniswertes unseres Systemes und auch ein, wenn vielleicht nur gradueller, so doch nichtsdestoweniger bedeutender Unterschied gegenüber seinen exakten Verwandten. Der Vergleich mit der reinen Mechanik ist trostreicher: Auch

diese ist nur ein dürftiges Bild der farbenprächtigen lebensvollen Natur — und doch, wer wird ihr das vorwerfen?

Aus allem dem, im Zusammenhalte allerdings mit unsern Erörterungen konkreter Probleme, mag sich nun der Leser ein Urteil über den Erkenntniswert unserer Disziplin bilden. Ich glaube, daß man mich für die Unbestimmtheit des Resultates und die vielen „wenn“, „aber“, „allerdings“, „hinwiederum“ nicht tadeln wird; das war beabsichtigt und kann meines Erachtens mehr Nutzen bringen, als fertige, kurze, allgemeine Behauptungen, auf die ja doch so leicht zu entgegnen ist. Solche findet der Leser genug in unserer Literatur. Hier wollten wir es einmal anders versuchen. Was wir gezeigt zu haben glauben, ist nur, daß ein Strahl von Erkenntnis von unserer Theorie ausgeht. Man mag verschieden über ihn denken, und dafür haben wir nur Material dargeboten, nicht eine absolute Meinung; aber sein Vorhandensein dürfte der Leser fühlen.

§ 2. Vervollständigen wir das Gesagte noch durch einige Worte über die Frage, welche Bedeutung unserem System für die Lösung praktischer Fragen zukommt. Dabei wollen wir ein Moment — ein wichtiges, zu wenig gewürdigtes — abscheiden und späterer Diskussion vorbehalten. Hier verstehen wir unter jenen praktischen Fragen die Probleme der praktischen Politik usw. Nun, im Prinzipie denken wir nicht hoch über das, was sich dafür aus reinökonomischen Erwägungen gegenwärtig ergeben kann. Eingedenk der strengen Lehren, die uns die Geschichte unserer Disziplin in dieser Beziehung erteilt hat, wollen wir lieber zu vorsichtig als zu sanguinisch sein, unsomehr, als wir nicht ohne Besorgnis zu beobachten glauben, daß die Theoretiker wiederum auf dem Punkte stehen, dieselben zu vergessen oder richtiger, daß sie dieselben nie genügend beherzigt haben. Nur langsam ringt man sich zu der doch unvermeidlichen Entsagung durch, und noch ist die Zahl der in dieser Beziehung ganz einwandfreien Arbeiten bedauerlich gering.

Sagen wir also gleich, daß wir hier in weitem Maße mit den Gegnern der Theorie übereinstimmen. Zum Teile beruhen die praktischen Anwendungen derselben direkt auf Mißverständnissen ihrer Methoden und auf Verkennung ihrer Aufgabe. Was wir dabei den Gegnern vorzuwerfen haben, ist, daß sie daraus auf die Wertlosigkeit oder gar Falschheit der Theorie schlossen. Doch wollen wir das nicht wiederholen, sondern nur kurz unsere diesbezüglichen Ergebnisse zusammenfassen. Sie sollen dem Leser ohne weitere Rechtfertigung dargeboten werden, da wir, der endlosen Fehlgriiffe und der darauf folgenden verfehlten Angriffe müde, ohnehin daran verzweifeln, irgendjemand zu unserer Ansicht zu bekehren. Mit dem Historiker können wir uns verständigen, mit dem politisierenden Theoretiker nicht. Wer durchaus von der reinen Theorie aus die höchsten Fragen der Politik lösen will — er gleicht Jkarus in bedenklicher Weise — oder wer gar nur Theorie treibt, um sie für die politische Diskussion zu verwerten, ist ihr schlimmster Feind. Auf einer Verkennung des Wesens und der Aufgaben der Theorie beruht es, wenn man auf Grund derselben etwas fordern oder etwas rechtfertigen oder angreifen will. Wie sehr die Theoretiker in dieser Beziehung gesündigt haben und noch sündigen, weiß der Leser zur Genüge. Daß das dem Wesen einer strengen Wissenschaft widerspricht und wir damit nichts zu tun haben wollen, namentlich aber, daß sich solche Abirrungen von der Theorie trennen lassen und diese nicht mit ihnen steht und fällt, alles das brauchen wir nicht nochmals zu entwickeln, so lebhaft wir wünschen, daß der Leser sich diese Punkte einpräge. Ein Mißverständnis ebenfalls des Wesens und außerdem der Methoden der reinen Ökonomie ist es, wenn man ihre Begriffe und Theoreme außerhalb ihres engsten Gebietes und besonders ohne Weiteres auf die Wirklichkeit des sozialen Lebens anwendet. Immerhin ist das verzeihlicher. Auf allen Gebieten läßt sich dasselbe beobachten: Der erste Schimmer einer neuen Erkenntnis gibt zu überschwänglichen Hoffnungen Anlaß und man überschätzt die Bedeutung des



Errungenen. Und das hat auch seine Vorteile; aber die Ernüchterung ist unvermeidlich und es wird nötig, sich zu schmerzlichen Verzicht zu entschließen. Das ist auch bei uns der Fall. Wir müssen uns darüber klar sein, daß wir die großen Probleme der Zeit nicht von unserem Standpunkte lösen können. Irgendein Stratege, Napoleon oder ein anderer, hat gesagt, daß im Kriege alles darauf ankomme, im rechten Momente die Übermacht zu haben. Ein gutes Wort, das auch wir uns gesagt sein lassen wollen: Es hat keinen Sinn, mit unzureichenden Mitteln große Probleme in Angriff zu nehmen und das Geheimnis auch wissenschaftlichen Erfolges liegt darin, solchen erst dann zu begegnen, wenn man ihnen gewachsen ist. Die reine Ökonomie ist es nicht, denn ihre Waffen sind ja garnicht dazu geschmiedet. Zu glauben, daß unser atomistischer Begriff der Volkswirtschaft uns etwas über deren wirkliches Leben und Weben sage oder daß unser Maximumtheorem zu Prognosen für die Sozialpolitik ausreiche, heißt beide mißverstehen.

Aber auch wo kein solches Mißverständnis begangen wird, muß der Versuch, viel für die „Praxis“ aus der Theorie zu gewinnen, gegenwärtig scheitern. Was wollen wir z. B. zum Probleme des britischen Imperialismus sagen? Nur Gemeinplätze oder unexakte Philosophien würden uns zu Gebote stehen. Aber können wir nicht zu gewissen Spezialfragen jenes großen Problem beitragen, z. B. zum Fiskalprobleme? Allerdings, und darauf werden wir gleich kommen. Allein man darf nicht vergessen, was wir schon im Abschnitte über die Variationsmethode hervorhoben, nämlich den statischen Charakter dieser Beiträge. Derselbe bringt es mit sich, daß wir immer nur die unmittelbaren Wirkungen der Dinge erfassen können, und setzt uns dem Einwande aus, daß wir den entscheidenden Punkt verfehlen. Wir sind dann in der wenig beneidenswerten Lage, uns sagen lassen zu müssen, daß wir die Dinge aus einer Froschperspektive und in der denkbar kurzzeitigsten Weise betrachten. Was macht es, wenn ein Zoll irgendjemand

mittelbar „schadet“, wo die Zukunft der Nation auf dem Spiele steht? Was nützt uns der exakte Nachweis, daß ein sozialpolitischer Eingriff das Nutzenmaximum der Beteiligten verringert — selbst in einem Falle, wo er wirklich gelingt —, wenn wir ein „*ceteris paribus*“ hinzusetzen müssen? „*Cetera*“ bleiben eben nicht gleich, sollen nicht gleichbleiben. Wir untersuchen die Wirkung einer Steuer. Diese Untersuchungen haben die Folge, daß Politiker, die beim Nationalökonomien gebührend gelernt haben, sehr für konservative Budgets sind. Zum Teile mit Recht; gewiß ist es wahr, daß uferlose Ausgaben schließlich die Grenze des Möglichen erreichen und immer steigende Steuern bedenklich werden müssen. Aber soweit darin Wahres liegt, ist das ja selbstverständlich, dazu brauchen wir die Ökonomie ebensowenig, wie der Privatmann sie braucht, um kein Verschwender zu sein. Und zum andern Teile wird der Sozialpolitiker darüber lächeln: Er will ja die Dinge nicht erhalten, wie sie sind, er will vorwärts, höher hinauf — und wiederum wird unsere taktische Position keine günstige sein.

Bei geradezu allen Fragen der Industrie und ihrer Entwicklung aber steht es so: Die ins Spiel kommenden Interessen sind, u. a. infolge der Kombinationen der Einzelnen zu Gruppen, so groß, daß Volk und Staat sich wohl oder übel darum annehmen müssen. Auf Trusts usw. muß eingewirkt, zwischen Arbeitern und Unternehmern vermittelt, neue Absatzgebiete müssen, eventuell mit Gewalt, eröffnet und der Industrie durch den Staat und seine Diplomatie Arbeitsgelegenheiten verschafft werden. Die errungenen Bestellungen müssen mehr oder weniger arbiträr — und vielfach nach nichtwirtschaftlichen Gesichtspunkten — verteilt werden usw. Das alles geht einfach nicht anders und dem gegenüber ist es völlig müßig, darüber zu streiten, ob das gut oder schlecht ist. Die Tatsachen sind mächtiger als die Prinzipien und der energischste Doktrinär könnte, an die entsprechende Stelle gesetzt, nicht umhin, sich mit allen jenen Aufgaben auf vertraulichen Fuß zu stellen und industrielle Expansionspolitik usw. zu treiben. Das alles

aber heißt, wenn wir den Mut der Wahrheit haben wollen, nicht viel weniger, als daß unsere Theorie, soweit sie fest begründet ist, den wichtigsten Erscheinungen des modernen Wirtschaftslebens gegenüber versagt. In dem großartigen Kampfe um den Weltmarkt, der mit so verschiedenen Mitteln geführt wird, hat die Zukunft das Wort — und unser System verstummt. Wenn es etwas leistet, so ist das nur, daß es uns, besonders in seiner exakten Form, lehrt, mit Klarheit die einzelnen Momente, auf die es ankommt, auseinanderzuhalten und nicht, wie es üblicherweise fast immer geschieht, zu konfundieren; das kann es bis zu einem gewissen Grade: Schon die Unterscheidung zwischen Statik und Dynamik und die Präzisierung der nötigen Daten unseres Systemes leistet da viel. Aber das ist auch alles.

Wir sind auch leider nicht in der Lage, den Leser viel von der künftigen Entwicklung unserer Wissenschaft in dieser Richtung hoffen zu lassen. Sicherlich sind jene Probleme nicht hoffnungslos schwierig; aber wir meinen, daß unsere Disziplin, die reine Ökonomie, für sie niemals wesentlich Besseres leisten wird. Zurückweichen, nicht Vordringen ist unseres Erachtens hier geboten, aufrichtiger Verzicht sans phrase. Wir werden eine andere Richtung kennen lernen, in der sich uns eine Entwicklungsmöglichkeit zu eröffnen scheint — jene Probleme aber sind uns wohl für immer entrückt. Auf die Frage, was die reine Ökonomie für Fragen der Praxis zu leisten hat, können wir, meine ich, nur eines entgegnen: Es gibt eine Reihe sehr spezieller Probleme der Praxis, welche die Theorie in vielen Fällen lösen kann. Es sind das jene komplizierteren Fragen der Preisbildung, bei denen ein genauere Ausbau der allgemeinen Regeln der Logik — eine Art spezieller „Logik der Preise“ — nicht wertlos ist. Beispiele haben wir kennen gelernt. Freilich sind immer Daten aus der Wirklichkeit dazu nötig und wenn dieselben gegeben sind, so ergibt sich auch oft das Resultat ganz von selbst; aber doch nicht immer, und man wird hier Verdienste der Theorie nicht ganz in Abrede stellen können — ist es doch möglich, auf

diese Weise eine Reihe von Korrekturen an der populären Diskussion dieser Dinge anzubringen. Der Leser weiß, daß wir hier die komplizierteren Anwendungen der Variationsmethode meinen. Aber ist denn das wirklich alles? Was wir über das Wesen der Einkommenszweige sagen können, hat denn das keine praktische Bedeutung? Abgesehen davon, daß uns diese Erkenntnis eben die Anwendung jener Methode ermöglicht, kaum. Gewiß ist das Ergebnis interessant, ebenso wie die eindeutige Bestimmtheit von Lohn und Rente. Allein was soll das dem Praktiker nützen? Der Umstand, daß sie ökonomisch erklärbar sind, gibt den Einkommen keine höhere Weihe, wie manche Theoretiker glauben. Dem ersteren wird es sehr gleichgültig sein, ob er die Einkommensverteilung direkt oder nur dadurch beeinflussen kann, daß er die „Daten des Systemes“ ändert, wenn eine Einflußnahme nur überhaupt möglich ist. Wir haben gesehen, daß aus der ökonomischen Ableitung der Einkommen noch keineswegs eine „Rechtfertigung“ oder selbst deren absolute „Naturnotwendigkeit“ folgt. Und wenn sich die Besitzer von Einkommensquellen nicht selbst wehren würden, so würden sie unsere Erörterungen sehr wenig vor sozialpolitischen Eingriffen schützen. Und so steht es mit allen unsern Theoremen; sie sind interessante wissenschaftliche Ergebnisse und vielversprechende Anfänge weiterer Entwicklung. Aber begnügen wir uns damit und setzen wir sie der Belastungsprobe praktischer Anwendungen nicht aus — sie vertragen sie nicht: Aussichtstürme sind es, nicht Festungen; ein Bombardement vertragen sie nicht.

Ein geistreicher Mann hat einmal seiner Verwunderung darüber Ausdruck gegeben, daß der Praktiker meist nichts von Theorie, der Theoretiker nichts von der Praxis verstehe. Das ist außerordentlich treffend. In ganz erstaunlicher Weise sind sich oft die hervorragendsten Staatsmänner und Geschäftsleute über die elementarsten Dinge nicht nur an der reinen Theorie, sondern auch an Erscheinungen im Unklaren, die sie unmittelbar angehen. Die besten Männer der Tat haben die schlechtesten Abhandlungen über wirt-

schaftliche Fragen geschrieben und Reden gehalten, die einer kühlen Prüfung nicht standhalten. Aber uns kann das nicht wundernehmen und wir werden sie nicht darnach werten; es ist das vielmehr gerade, was wir erwarten würden. Man kann ja auch sehr gut verdauen, ohne zu wissen, daß man überhaupt einen Magen hat, und wir wissen, daß zu richtigem Handeln richtiges Denken bei weitem nicht so nötig ist, wie man glaubt: Die Motive und die Grundsätze, die dem Handelnden bewußt sind, sind oft andere, als jene, welche ihn tatsächlich leiten. Schlimm wäre es, wenn wir den Wirtschaftssubjekten ihr Handeln erst lehren müßten. Wir wollen von ihnen lernen, d. h. ihr Tun zu unserer intellektuellen Befriedigung beschreiben. Unsere Sätze müssen für sie teils selbst- und teils unverständlich sein. Es wird für die Sozialwissenschaften den Anbruch einer neuen Epoche bedeuten, wenn das einmal allseitig anerkannt sein wird.

III. Kapitel.

Nochmals die Grenzen und Mängel der Ökonomie.

§ 1. Nochmals wollen wir die Grenzen und Mängel der theoretischen Ökonomie nach ihrem heutigen Stande präzisieren, ehe wir zu dem übergehen, was wir über die nötigen Reformen, die Frage nach der Richtung weiterer Arbeit und einige Entwicklungsmöglichkeiten zu sagen wünschen. Dabei werden wir in einer Hinsicht etwas anders vorgehen, als bei der Diskussion des Erkenntniswertes unserer Disziplin. Während wir dort das Endurteil dem Einzelnen anheimstellten und uns nur bemühten, sozusagen sein materielles Substrat voll und wahr darzulegen, so glauben wir, daß hier nicht nur der Laie, sondern auch der Fachgenosse anderer Richtung die Zügel demjenigen überlassen muß, der seine ganze Kraft der Theorie widmet und ihr Gebäude genau kennt. Dort also sollte für und wider in entsprechendem Verhältnisse dargestellt, hier sollen dem Leser kurz und präzise Antworten auf Fragen erteilt werden, die er an uns zu stellen berechtigt ist. In diesen Fragen wollen wir ihm einen fertigen Standpunkt empfehlen, etwas, woran er sich unseres Erachtens halten kann. Hier wie dort aber bauen wir unsere Anschauungen vor den Augen des Lesers auf und bemühen uns vorsichtig, dafür aber auch verläßlich zu sein. Aber wir wollen hier nicht soviel Worte machen wie dort, sondern so kurz und trocken wie möglich sein.

Nach all dem Gesagten können wir die Grenzen der reinökonomischen Erkenntnis, die uns unser statisches System

ermöglicht, ohne weitere Begründung etwa in der folgenden Weise präzisieren. Positiv reicht unser Gebiet, wie wir nochmals wiederholen wollen, soweit als die Anwendbarkeit unseres Tauschschemas. Also in einer Beziehung weiter als die Erscheinung der Preise im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes, vor allem auch in das Feld der verkehrslosen Wirtschaft hinein und selbst über das der wirtschaftlichen Vorgänge hinaus. Letzterer Punkt ist aber von verhältnismäßig geringer Bedeutung; die dabei erreichbaren Resultate verdienen ein tieferes Eingehen kaum oder doch nicht in dem Maße, wie die wirtschaftlichen. In einer andern Beziehung aber reicht unser Gebiet nicht so weit, wie der Tausch. Denn wir können keineswegs alles am Tausche überhaupt und auch nicht alle Tauschrelationen und alle Arten der Preisbildung erklären. Nur soweit der wirtschaftliche „Alltag“, besonders das große Faktum der Konstanz der Budgets, geht, kommt man mit unserem Bilde der Wirklichkeit aus. Präziser kann man das dahin ausdrücken, daß dieses Bild soweit brauchbar ist, als die Annahme kontinuierlicher und stetig abnehmender Grenznutzenfunktionen nicht mit der Wirklichkeit kollidiert. Nicht oft genug kann betont werden, daß sich keineswegs alle konkreten Preise auf dieser Basis beschreiben lassen. Schon unsere Zurückführung der ganzen reinen Ökonomie auf die Tauschrelation wird auf Widerspruch stoßen; noch mehr aber wird die eben aufgestellte Behauptung auffallen; und doch scheint uns beides wesentlich zum richtigen Verständnis der Ökonomie zu sein.

Schon darin liegt eine Abgrenzung unseres Gebietes. Wir wollen dasselbe noch negativ durch Angabe jener Momente vervollständigen, an denen wir sein Versagen beobachten, also sozusagen seiner Grenzsteine. Auch das ist nur eine Wiederholung. Wir haben vier solcher Grenzen konstatiert. Es sind die folgenden: Erstens und vor allem stellen die Daten eines Problems immer auch seine Grenzen und jene der Methode dar, mit der dasselbe gelöst wird. Unsere Daten aber waren die Wertfunktionen — in denen sich die

ganze Natur unserer Wirtschaftssubjekte spiegelt, ihre Rasse, Geschichte usw. wie ausgeführt —, ein gegebenes geographisches Milieu — Klima, Bodenbeschaffenheit usw. —, eine bestimmte Organisation unserer Individuen — Staat, Recht, Wirtschaftsorganisationen jeder Art usw. — und endlich eine gegebene Verteilung aller Güter — sowohl aller Produktiv-, wie Konsumtivgüter. Die letztgenannte Einschränkung ist insofern für uns die wichtigste, als sie oft übersehen wird, und in dieser Schärfe erst von uns ausgearbeitet, eine sehr ernste und vielleicht befremdende Begrenzung unseres Gebietes darstellt. Sie ist für die Beurteilung unseres Systemes und für das Verständnis mancher Punkte des Methodenstreites so wichtig, daß sie nochmals der Aufmerksamkeit des Lesers empfohlen sei. Zweitens liegt eine der Übung vieler, der meisten Nationalökonomien gegenüber sehr zu betonende Grenze unseres Systemes in seinem beschreibenden, d. h. streng wissenschaftlichen Charakter, der Werturteile und Forderungen ausschließt. Drittens in seiner formalen und viertens seiner statischen Natur. Diese Grenzen bringen es mit sich, daß in unseren Theoremen an sich nie etwas über konkrete Zustände der Wirtschaft enthalten sein kann und daß sie der Erscheinung der Entwicklung gegenüber im allgemeinen versagen. Wir wollen diese Dinge nicht weiter ausführen, das Gesagte stellt nur ein Resumé von früher gewonnenen Erkenntnissen dar, und dasselbe gilt auch von dem Folgenden.

Wenn wir nach den Mängeln der ökonomischen Theorie fragen, so müssen wir zwei verschiedene Arten derselben sorgfältig scheiden, zwischen jenen nämlich, welche dem herrschenden Lehrgebäude derselben und jenen, welche der Theorie selbst anhaften, ihr gleichsam angeboren und nicht oder nur schwer zu beseitigen sind. Wir wollen sie gesondert resumieren und bedauern sehr, daß das nicht immer geschah.

Die Zahl der ersteren ist erheblich. Sie sollen in folgender Weise gruppiert werden. Wir sahen, daß jenes Lehrgebäude vor allem eine ganze Anzahl von wertlosen

Bestandteilen enthält. Als Beispiele seien gewisse Teile der Geldtheorie, gewisse Erörterungen über Sparen, über Transport- und Versicherungswesen, ferner Dinge, die man etwa als „Handelskunde“ bezeichnen könnte, angeführt. Sodann enthält es nicht hineingehörige Elemente. Dieselben lassen sich in zwei Gruppen zusammenfassen. Als Typus der einen können die üblichen Rechtfertigungsversuche der Einkommen, als Typus der anderen Betrachtungen über Klima, Rassenfrage usw. bezeichnet werden. Bei der ersteren sind wir überhaupt nicht Theoretiker, bei der letzteren wohl Theoretiker, aber Dilettanten. Die Bevölkerungstheorie gehört zum Teile hierher. Drittens konstatieren wir, wenn wir nun zur eigentlichen ökonomischen Theorie übergehen, eine ganze Reihe von Sätzen, welche man etwa als „schwache Punkte“ bezeichnen könnte. Erwinnere man sich z. B. der Zins-, der Kapitalbildungs-, der Unternehmergewinntheorie, übrigens auch anderer — die übliche Geldtheorie gehört sicher hierher, nur ist sie im Begriffe, diesem Stadium zu entwachsen. Die Quantitätstheorie aber kann man noch heute und die Grundrententheorie konnte man noch vor kurzem in eine vierte Kategorie einreihen, in die der „toten Punkte“, worunter wir Themen verstehen, über die eine endlose Diskussion geführt wird, deren Argumente sich stets wiederholen, ohne daß irgendein Fortschritt bemerkbar ist. Zum Teile wird man die Bevölkerungstheorie — und jedenfalls das „schwarze Lohngesetz“ — hierzu rechnen. Eine fünfte Gruppe von Mängeln ist von anderer Art: Es kommt wiederholt vor, daß ein und dieselbe Darstellung Gedanken enthält, welche sich nicht vertragen, so z. B. eine klassische Grundrententheorie und daneben noch eine auf dem Momente der Differenzialrente beruhende Theorie des Unternehmergewinnes. Auch schon die Akzeptierung der modernen Werttheorie und das Festhalten an der klassischen Grundrententheorie verträgt sich nicht. Die Zinstheorie ferner wimmelt, gerade in neuester Zeit, von solchen Fehlgriffen, und das Bestreben, die Zinserscheinung von allen Seiten zu beleuchten oder besser, das Fehlen einer befriedigenden Er-

klärung durch Häufung von Erklärungsversuchen zu verdecken, hat in dieser Richtung auf Irrwege geführt. Das sind nur einige Symptome für die bedauerliche Tatsache, daß nicht jeder Nationalökonom sein System gebührend durchdenkt und sich über die Natur und das gegenseitige Verhältnis seiner Theorien genügend im klaren ist. Instrumente verschiedenen Ursprunges und verschiedenen Alters werden nebeneinander verwendet. In Werken von Autoren, deren Hauptinteresse nicht reintheoretischen Fragen gilt, werden verschiedene Systeme unserer Disziplin, die in ihrem Entwicklungsgange nicht nebeneinander stehen, sondern sich abzulösen bestimmt sind, durcheinandergeworfen. Darin liegt meist keine bewußte und wohltätige Vereinigung verschiedener Standpunkte, wie auch wir sie anstreben, sondern, wie wir wiederholt zeigten, eine Verkennung ihrer Unterschiede, ein Fehler, der der Diskussion außerordentlich schadet und auch der Klarheit und Einheit unseres Systemes im Wege steht. Während manche rücksichts- und verständnislos neuern, schleppen andere altes Rüstzeug in infinitum mit.

Schon beim oberflächlichsten Überblicke bieten sich uns auch in der äußeren Erscheinung unserer Wissenschaft Beispiele dafür dar. Um nur ein wichtiges zu nennen: Noch heute hält man an der alten Einteilung unserer Theorie in die Abschnitte von Produktion, Konsumtion, dem Tausche und der Verteilung fest. Allein Produktion und Verteilung beruhen, soweit sie für uns in Betracht kommen, auf dem Tausche, sind geradezu nur Tauschakte, und die Konsumtion bietet uns keinerlei interessante Sätze, wenn man nicht kulturhistorische und psychophysische Erörterungen unter einer „Konsumtionstheorie“ verstehen will. Diese Einteilung ist also ganz unanwendbar und zeigt mit bedenklicher Klarheit, daß manche Ökonomen, die die Theorie ein- und beurteilen, nicht recht wissen, um was es sich eigentlich handelt. Trotzdem lebt sie fort¹.

¹ Ich verzichte darauf, an Stelle der kritisierten eine andere Einteilung ex professo vorzuschlagen; dieselbe ergibt sich ja leicht, nahezu von selbst. Ein beachtenswerter Versuch, eine andere Ein-

Das zuletzt Gesagte leitet zum sechsten Punkte unserer Kritik über: Mangelhaft endlich sind auch die üblichen Methoden. Wir wollen nur zwei Instanzen herausheben und auf andere Punkte verzichten. Vor allem jene Methode der Wortdiskussion, der Begriffsbearbeitung, jene Methode, die sich durch die Einleitung verrät: „In welchen Bedeutungen gebraucht man dieses oder jenes Wort?“ Sicherlich leugnen wir nicht, daß viele der besten Gedanken unserer Wissenschaft — tatsächlich die meisten — in dieser Form erscheinen und daß diese Methode für manche gute Leistung nichts mehr ist, als eine Redensart, für die sie daher nur die Bedeutung eines Schönheitsfehlers hat und ihr Wesen nicht berührt. Im Prinzip aber kann man sie nur als kläglich bezeichnen und wird in ihr auch einen der Gründe sehen müssen, warum ökonomische Erörterungen dem Laien- wie dem gelehrten Publikum so wenig imponieren. Sodann möchten wir, wenn auch mit aller Reserve, darauf hinweisen, daß bei komplizierten Problemen, dort, wo die Sprache nicht ausreicht, sich die Nationalökonomien eines höchst primitiven Hilfsmittels bedienen, nämlich der Aufstellung von Tabellen aus konkreten Zahlen. Schon Ricardo tut das und heute ist das sehr üblich geworden. Auch das ist zunächst nur ein Schönheitsfehler; aber weiter erschweren diese Tabellen sehr eine erschöpfende Darstellung der Probleme und führen leicht zu Inkorrektheiten, welche die Sprache der höheren Analyse vermeiden würde. Betreibt man schon Theorie, so sollte man es auch so korrekt und vollkommen tun als möglich und nicht hinter dem Erreichbaren zurückbleiben.

Nun zu jenen Mängeln, die unserem Systeme inhaerent sind, die auch dann noch bestehen, wenn es vollkommen korrekt dargestellt ist. Auch ihrer sind viele und nicht alle können hier nochmals zur Sprache kommen. Nur die folgenden mögen hier zusammengefaßt werden. Vor allem sind da manche „Grenzen“ des Systemes zu nennen und

teilung festzulegen, die besser auf den heutigen Stand der Wissenschaft paßt, ist von Prof. F. A. Fetter unternommen worden.

vieles, was für das übliche Lehrgebäude ein „schwacher Punkt“ ist und von uns aus der Statik ausgeschieden wird, kann eben deshalb, wenn auch aus einem anderen Titel, als Mangel auch unseres Systemes betrachtet werden — denn mit „Ausscheiden“ können wir uns nur zum Teile entschuldigen, wenn ein „Lösen“ von uns verlangt wird. An sich hat es ja wohl wenig Zweck, über das zu klagen, was man nicht erreichen kann; aber das hindert nicht, daß jedem theoretischen System seine Fehlpunkte mehr oder weniger zum Vorwurfe gemacht werden und besonders dann sehr gegen dasselbe zeugen, wenn seine Annahme oder Ablehnung auf dem Spiele steht. Nur sind diese Mängel eben unabänderlich.

In diesem Sinne wird man es uns sicherlich zum Vorwurfe machen, daß wir ein System konstruieren, das mehrere sehr wichtige und zweifellos reinwirtschaftliche Erscheinungen nicht erklärt, vor allem den Kapitalzins und den Unternehmergewinn. Und wir haben zu antworten, daß wir eben nicht anders können, und auf die „Dynamik“ zu vertrösten. Allerdings liegt ein weiterer Trost darin, daß wir, wie wir glauben, diesen Problemen dann eine weit angemessenere Behandlung angedeihen lassen können, aber für die Statik — und diese allein ist heute bereits halbwegs befriedigend ausgearbeitet, so daß wir sie fast mit „theoretischer Ökonomie“ überhaupt identifizieren müssen — sind das schmerzliche Defizite.

Weiter versagt sie jeder Erscheinung gegenüber, welche sich, wie unseres Erachtens die angeführten, nur vom Standpunkte der Entwicklung verstehen läßt¹. Dahin gehören die Probleme der Kapitalbildung und andere, so besonders das des ökonomischen Fortschrittes und der Krisen. Besonders das letztere muß betont werden, da wir es bisher nicht erwähnt: Das statische System und seine Methoden

¹ Der Leser weiß, daß dieser „Mangel“ besonders deshalb sehr ernst ist, weil unsere Abgrenzung der Statik eine sehr strenge ist und schon die kleinste „systematische“ Veränderung „Entwicklung“

geben uns an sich kein Mittel an die Hand, diese Erscheinung zu erklären. Wie keinen Zins, so würde es unter den Voraussetzungen der Statik auch keine Krisen geben, wenn gleich manche Wirkungen derselben sich an ihm recht gut demonstrieren lassen: In einer statischen Wirtschaft ist kein Raum für jene Momente, welche eine Krise herbeiführen, und alle Krisentheorien, was immer ihre Natur und ihr Wert sein mag, sind essentiell „dynamisch“.

Im Zusammenhange damit steht ferner, daß wir nicht einmal den Wiederersatz des Kapitals adaequat behandeln können, daß unsere Menschen strenggenommen nicht altern oder sich sonst verändern dürfen, daß große Besitzwechsel¹ von Land und Kapital, welche eine Änderung der Produktionsrichtung zur Folge haben würden, nicht stattfinden können, daß die Spartätigkeit sich in engen Grenzen halten muß, daß wir dem Gesetze vom zunehmenden Produktionsertrage, insofern als es als ein Element des Fortschrittes wirken und die Größe der „Realeinkommen“ beeinflussen kann, nicht gerecht werden können usw. Nun, das alles ist nicht so verzweifelt, als es aussieht. Wenn man bedenkt, daß unser System ja nur für jeden gegebenen Augenblick gilt und wenn man ferner weiß, daß alles das unser System zwar im Prinzip und seinem Wesen nach beschränkt — und weil es sich um die Erkenntnis seines Wesens vor allem handelte, haben wir das so scharf hervorgehoben — uns aber in praxi nicht hindert, etwas darüber hinauszugehen, wenn man sich nur bewußt bleibt, daß man dabei weitere, kühnere Abstraktionen vornimmt — dann wird man sich darüber beruhigen. Aber allerdings zeigt sich dabei die

¹ Nicht einmal der Wert des Landes kann vom statischen Standpunkte aus völlig verstanden werden. Der Leser sah, wie zögernd wir davon sprachen. Eigentlich muß man außer dem Markte der Genußgüter und dem der produktiven Dienste noch einen dritten unterscheiden, einen Markt des Landes (und Kapitals) selbst, der nur in der „Dynamik“ in seiner Funktion voll dargestellt werden kann. Die Beziehungen dieses Marktes zu den anderen beiden sind sehr interessant: hier liegt ein Saatkorn für eine neue Theorie.

Hilfsmittelnatur, das Künstliche nicht ganz Adaequate unseres Systemes in hellem Lichte und auch die Notwendigkeit einer Dynamik.

Nur einen Mangel unseres Systemes wollen wir hier noch anführen. Wir sahen, daß die Tauschtheorie nicht in allen Fällen eine eindeutige Tauschrelation ergibt, nämlich dann nicht, wenn sich zwei oder mehrere Monopolisten gegenüberstehen. Das ist sehr bedauerlich, denn dieser Fall ist praktisch sehr wichtig und legt doch unser System eindeutig bestimmter Wirkungen und Gegenwirkungen lahm. Dieser Mangel ist um so ernster, als auch die Tauschrelation zwischen Monopolisten gewiß eindeutig bestimmt ist: Könnten wir ihre wirtschaftliche Macht und Energie usw. ebenso exakt erfassen, als andere Momente, so müßte sich auch hier ein eindeutig bestimmtes Resultat ergeben, das erkenntnistheoretisch ebensoviel Existenzberechtigung hätte, wie unser Konkurrenzpreis. Wir können es nicht; alle Versuche, es zu tun, obgleich nicht völlig erfolglos, helfen uns nicht weit. Und doch ist das ein Punkt, über den man mit Recht Aufschluß von uns verlangen kann. Wenn wir unsere Unfähigkeit, ihn zu geben, gestehen, so können wir nicht leugnen, daß darin ein großer Mangel unserer Betrachtungsweise liegt.

IV. Kapitel.

Über Reformen und Reformbestrebungen.

§ 1. Von selbst ergeben sich aus dem Vorhergehenden unsere Ansichten über die in der Nationalökonomie nötigen Reformen. Sie sind, wie ich glaube, klar und natürlich und können mit wenigen Worten dargelegt werden. Ferner glaube ich, daß sie einer gesunden communis opinio entsprechen, die sich langsam aber sicher Bahn zu brechen scheint, und sich von andern durch ihre Durchführbarkeit und auch dadurch unterscheiden, daß sie gleichweit vom Radikalismus wie vom Quietismus entfernt sind. Durch Ruhe und Maß möchten wir gerne erreichen, daß sie so ziemlich jedermann annehmbar scheinen. Wir wollen wiederum scheiden zwischen den Reformen, die an dem üblichen Lehrgebäude durchzuführen und dem, was an unserem Systeme in korrekter Form zu tun ist. Das letztere wird uns dann weiters zur Erörterung der weiteren Wege der Forschung und einigen Entwicklungsmöglichkeiten und Ausblicken führen. Die beiden unterschiedenen Punkte zerfallen ihrerseits in die Darlegungen unserer Ansichten und ein Urteil über die anderer Nationalökonomien.

Unsere Reformvorschläge in ersterer Beziehung sind die folgenden — sie kommen einfach auf die Forderung der Beseitigung der „Mängel“ hinaus —: Man scheidet Theorie und Praxis; wer auf Werturteile und auf Politik auch innerhalb seiner wissenschaftlichen Tätigkeit durchaus nicht verzichten kann, der sage doch wenigstens jedesmal.

wenn er diese Gebiete berührt, daß er das tue und den Boden strenger Wissenschaft für den Augenblick verlasse, um so eine getrennte Kritik seiner Theoreme und seiner politischen Stellung zu erleichtern, aber er verstecke sich nicht hinter der Theorie. Man scheidet ferner Theorie und metaphysische Spekulation; um der Wahrheit und Klarheit, um der ernstesten Pflicht willen gegenüber der Wissenschaft, die man behandelt, vergesse man das nie. Sodann fordern wir Arbeitsteilung auf dem Gebiete der Wissenschaften vom menschlichen Handeln; das allererste, was dem unbefangenen Beobachter in unserer Disziplin auffallen muß, ist der methodisch und inhaltlich so verschiedene Charakter ihrer Teile; in den Anfängen derselben war es möglich und selbst geboten, sie zusammenzufassen, heute geht das nicht mehr. Keine exakte Wissenschaft darf, wenn sie sich voll entwickeln soll, aus einem Konglomerate verschiedener Dinge bestehen, wie etwa die Medizin oder die Finanzwissenschaft. Solche Vereinigungen sind nötig für viele praktische Zwecke; aber innerhalb derselben kann keine der beitragenden Wissenschaften sich ausleben, vielmehr müssen die letzteren daneben noch ihre gesonderte Pflege finden — und in dieser allein bewerkstelligt sich ihr Fortschritt. Nötig ist weiter die Scheidung von Statik und Dynamik, d. h. die allgemeine Anerkennung der Tatsache, daß unser statisches System, obgleich es für Probleme, die anders nicht entsprechend behandelt werden können, genug leistet, um seine Existenz zu rechtfertigen, doch nicht alle reinwirtschaftlichen Probleme zu lösen vermag, und daß dieser Rückstand besser gesondert bearbeitet wird — mittelst anderer Voraussetzungen, anderen Materiales und anderer Methoden. Darin liegt die Forderung des Verzichts auf den Versuch, Dinge in unser System zu pferchen, die sich nicht von selbst seinem Schema einfügen, und ferner die der Aufindung einer adäquateren Betrachtungsweise, welche mit den „schwachen“ und „toten“ Punkten aufräumt. Diese Punkte sind es vor allem, auf die jenen Fachgenossen gegenüber hinzuweisen ist, welche entweder die Ökonomie für

vollendet halten oder an deren Entwicklungsfähigkeit zweifeln. Hier liegt ein großes, fruchtbares Arbeitsfeld, auf dem es viel zu tun gibt, das erst urbar zu machen ist, eine Kolonie für alle Ökonomen, die über Mangel an theoretischer Arbeit klagen. Und endlich ist auch das gesicherte Gebiet unserer Disziplin noch lange nicht ausgebaut: Ein Durchdenken, Ausarbeiten ist da noch nötig, ein wirklich befriedigender Abschluß all der schwebenden Kontroversen. Auch eine Verbesserung unserer Methoden ist ein dringendes Bedürfnis.

In diesen kurzen Sätzen, die sich hier als Konsequenz unserer Arbeit ergeben und die wir sorgfältig vorzubereiten und zu sichern bemüht waren, liegt unsere Ansicht über die Reform der Ökonomie von heute. Nochmals, wir suchten klar und auch bescheiden zu sein und haben uns auf Hauptpunkte beschränkt, über die es eine Meinungsverschiedenheit eigentlich nicht geben dürfte. Gerade das wird, wie wir hoffen, zu ihrer Annahme beitragen. Nun aber noch ein Wort über andere Ansichten über diesen Gegenstand. Die Notwendigkeit einer Reform überhaupt geben die meisten Nationalökonomien zu, und die meisten haben auch eine mehr oder weniger bestimmte Ansicht darüber. Allein dieselbe ist oft von einer Allgemeinheit, die die praktische Durchführung der Vorschläge sehr erschwert. Oft wird eine solche auch gar nicht versucht, oft handelt es sich bloß um die Prägung von Schlagwörtern und um eine Art von „window dressing“. Dazu trägt der Umstand bei, daß diese Reformvorschläge nicht aus konkreter Arbeit erwachsen und mitunter von Leuten stammen, denen ausreichende Sachkenntnis abgesprochen werden muß. Vom Philosophen können wir uns unsere Wege nicht weisen lassen, vielmehr hat er sich an uns zu wenden, wenn er etwas darüber erfahren will. Leider aber vermag die Ökonomie ebensowenig als der Mehrzahl der Methodenlehren und Erkenntnistheorien zu gewinnen, welche Nationalökonomien zu Verfassern haben: denn dieselben blicken nur selten auf eigene theoretische Arbeit zurück, sind sogar oft mit der Theorie nicht hin-

länglich vertraut und obliegen ihrer Aufgabe viel mehr im Anschlusse an die und in der Weise der Philosophen als es gut ist — und weder sie noch die praktischer Arbeit zugehörigen Ökonomen wissen wirklich weiter.

Das Schlagwort aber und die allgemeine Phrase herrscht auch hier, und alle Mißverständnisse, die es über das Thema des Wesens und des Wertes der Ökonomie nur gibt, geben sich hier ein Stelldichein. Wo Wahres darin enthalten ist, muß es aus einer Hülle von Falschem erst herausgelöst, richtig formuliert und begrenzt werden. Der Ruf nach Tatsachen in seiner Allgemeinheit gehört hierher, so auch die Forderung, aprioristische Sätze zu vermeiden und die, außerwirtschaftliche Momente zu berücksichtigen. Wir haben alles das bereits erörtert; so zeigten wir, daß man bezüglich der erstgenannten Forderung unterscheiden müsse zwischen jenen Tatsachen, welche die Grundlage unseres Systemes bilden und auf die sich seine Resultate beziehen, und jenen anderen, welche auf außerhalb desselben liegende Probleme führen und sodann, daß und an welchen Punkten die letzteren in das erstere hineinwirken. Doch wollen wir an dieser Stelle nicht weiter auf diese Dinge eingehen.

Nur eine Art von Reformatoren sei noch erwähnt, nämlich jene, welche mit dem Anspruche auftreten, die Nationalökonomie von Grund aus neu bauen zu wollen. Das Selbstbewußtsein, das darin zum Ausdrucke kommt, ist beneidenswert. Newton und Laplace haben im Anschlusse an das Bestehende gearbeitet, jene aber halten das nicht für nötig. Die Geistesarbeit eines Jahrhunderts — und längerer Zeit noch — scheint ihnen bedeutungslos gegenüber ihrer eigenen Leistungsfähigkeit. Ein Bemühen wie das unsere könnte ihnen sicher nur Geringschätzung einflößen. Aber ist es nicht philiströs, die Möglichkeit einer solchen Neuschöpfung zu leugnen? Wir tun das nicht; allein wir wissen von keiner solchen. Steht sie vor uns, so werden wir ihr unsere aufrichtige Bewunderung nicht versagen. Aber die Forderung eines völligen Neubaus an sich scheint uns müßig, und diesbezügliche Versprechungen

scheinen uns nicht erfüllt. Ich weiß nicht, wer der glänzende Spötter war, der zur Zeit des Régimes Polignac-Labourdonnaye unter Charles X. im „Globe“ schrieb: „Wohl ist M. de Polignac sehr entschlossen, nur weiß er nicht wozu“. Denselben Eindruck habe auch ich in unserem Falle, was mich nicht hindert, jeder wirklichen Leistung und selbst jedem guten Aperçu, die sich in einem solchen Werke finden mögen. volle Anerkennung entgegenzubringen.

Unsere Ansicht darüber nun, was es am Kern der statischen Theorie d. h. also an unserem Systeme, wenn korrekt dargestellt, richtig abgegrenzt und methodisch einwandfrei, zu tun gibt, ist einfach diese: Eine eigentliche Reform scheint uns nicht nötig zu sein. Das soll beileibe nicht heißen, daß es absolut vollkommen sei und daß es daran nichts mehr zu ändern und zu bessern gäbe. Aber so wie es ist, scheint es uns, wenn auch nur für die Gegenwart und die nächste Zukunft, im Wesen so gut zu sein, als es überhaupt sein kann. Seine Mängel verkennen wir darum noch nicht; nur meinen wir, daß sie zum Teile unvermeidlich sind und daß es sich zum andern Teile mehr empfiehlt, sich mit ihnen abzufinden, als jene fundamentalen Änderungen vorzunehmen, die zu ihrer Behebung nötig wären. Die Reform, die Zeit und wissenschaftliche Entwicklung forderte, scheint uns eben durchgeführt, wobei wir freilich zu betonen haben, daß wir darunter nicht bloß die neuere Werttheorie, sondern auch einige andere Punkte verstehen, namentlich die korrektere Formulierung der Grundlagen und einzelner anderer Dinge, die Anerkennung unserer Variationsmethode und die Scheidung von Statik und Dynamik, welche auch die von uns berührte Folge für die Theorie des Kapitalzinses hat. Aber wenn das alles anerkannt und verarbeitet ist, so möchten wir aus der Reihe der Reformer ausscheiden, weil wir es für zweckmäßig halten, die gewonnenen Grundlagen eine Zeitlang unverändert festzuhalten, um sie sich konsolidieren — „sich setzen“ — und wirken zu lassen. Wir glauben, daß wesentliche weitere Reformen augenblicklich zwar sicher

möglich wären, aber der Klarheit und Einfachheit unseres Systemes mehr schaden würden, als das wahrscheinliche Resultat, soweit wir es übersehen können, es rechtfertigt. Natürlich kann jeder Moment uns desavouieren; und dann wäre es natürlich die größte Engherzigkeit, an diesem Standpunkt festzuhalten. Fragt man uns aber um unsere Ansicht darüber, ob weitere große Reformen unseres Systemes in nächster Zukunft zu erwarten sind, und namentlich, ob wir solche für dringend nötig halten, so können wir in dem Sinne, den wir eben auseinandersetzen und der hoffentlich nicht mißverstanden werden wird, nur verneinend antworten.

Vervollkommnungen an Methoden und Inhalt im Detaile, sorgfältige Ausarbeitung vieler einzelner Punkte, das ist sicher nötig; die großen Züge aber dessen, was diese Arbeit darstellen sollte, dürften sich so schnell nicht ändern. Vorher ist ein Kampf um ihre Anerkennung zum Teile zu beenden und zum Teile zu beginnen. Und dann sollen sie erst noch weitere Früchte tragen, ehe sie zum alten Eisen geworfen werden und Neues, das aber, wie betont werden muß, noch nicht, auch in Ansätzen nicht, vorhanden ist und von dem wir uns noch keine deutliche Vorstellung machen können, an ihre Stelle tritt. Ehe wir etwas wenigens über diese weiteren Früchte und andere Wege weiterer Arbeit sagen, wollen wir hier noch kurz einige Bemerkungen über mehrere Reformvorschläge machen, welche von verschiedener Seite für unser System geäußert werden.

§ 2. Es sind das Desiderata, welche speziellerer Natur sind, als die eben erwähnten Schlagworte und deshalb, ferner auch aus dem Grunde, weil sie überhaupt von Einsicht und Fachkenntnis zeugen, mehr Beachtung verdienen. Und wenn wir glauben, daß sie gegenwärtig besser unerfüllt bleiben, so sind wir uns doch bewußt, daß eine andere Ansicht darüber wohl möglich ist und bei tieferem Einblicke in unsere Wissenschaft, als ich besitze, auch richtiger erscheinen mag. Wir meinen die folgenden Punkte, die wir

alle bereits erörterten: Vor allem hat man auch in theoretischen Kreisen eine soziale Betrachtungsweise gefordert. Diese Forderung, die von der Berücksichtigung sozialpolitischer Momente strenge zu scheiden ist und auf die Einführung sozialer Kategorien an Stelle der individuellen in die reintheoretischen Gedankengänge selbst abzielt, wird heute im Prinzip fast allgemein anerkannt, besonders in Deutschland und Amerika, und unser Standpunkt ihr gegenüber setzt uns — abgesehen von allen Mißverständnissen, denen er so leicht begegnet — dem Vorwurfe der Rückständigkeit aus. Allein wir sprachen bereits über dieses Thema und können hier nur wiederholen, daß wir den „methodologischen Individualismus“ heute noch für unentbehrlich halten, und daß uns eine soziale Betrachtungsweise — freilich nur auf unserem engen Gebiete — weder wesentlich neue Ergebnisse noch sonst irgendwelche wesentlichen Vorteile zu bieten scheint, was durch den Umstand bestätigt wird, daß ja doch niemand mit ihr Ernst macht. Wohl aber würde sie unser Bild komplizieren und ihm an Klarheit nehmen. In der Rücksichtnahme auf Forderungen und Angriffe von außen — und hierin, nicht in Bedürfnissen unseres Systemes ist der Ursprung dieser Tendenz zu suchen — und im Bestreben, falschen Verdacht in politischer und soziologischer Richtung abzuwehren, liegt kein ausreichender Grund zu einer Neuerung, um so mehr, als sie meist nur in der Äußerung eines Prinzipes besteht.

Nicht ganz so steht es mit dem Desideratum der Berücksichtigung des Momentes des „effort“, mit dem Bestreben, eine „energetische“ Theorie der Ökonomie zu schaffen. Dieses Moment ist gewiß nötig zum Verständnisse wichtiger Erscheinungen und muß irgendwie erfaßt werden. Allein eben, wie ich glaube, nicht durch Fortbildung des statischen Systemes, sondern separat: Und zwar aus einem ähnlichen Grunde, wie der, welcher uns veranlaßt, das soziale Moment auszuscheiden, nämlich, weil dadurch die wesentlichen Züge der Statik kompliziert und getrübt würden, ohne daß sich etwas Besonderes daraus ergäbe. Und ganz dasselbe gilt

von dem Phänomene der Entwicklung — der „Bewegung“ überhaupt. Versuche, sie innerhalb unseres Systemes zu berücksichtigen, haben bisher wenigstens zu wenig wertvollen Resultaten geführt. Wir glauben in anderer Weise weiterzukommen und möchten unser statisches System, dessen schönster Schmuck seine Klarheit und Einheit ist, deshalb von allen diesen Dingen freihalten.

Nur noch eines dieser Desiderata, vielleicht das wichtigste; es bezieht sich auf das Moment des Zeitablaufes. Abgesehen von einigen weniger bedeutenden und jedenfalls einflußlosen Versuchen, dieses Moment zu berücksichtigen, gibt es hauptsächlich drei sehr beachtenswerte Theorien, welche dasselbe verwerthen. Das ist zunächst die Abstinenztheorie. Sodann Prof. Marshalls Theorie der „long period curves“, die sich von unsern Nachfragefunktionen dadurch unterscheiden, daß sie nicht wie diese nur für den Augenblick gelten, sondern eine längere Zeitperiode decken sollen. Aber besonders wurde das Moment der Zeit von v. Boehm-Bawerk studiert und von seinem Werke drang es machtvoll in die Literatur ein, so daß heute fast jede systematische Darstellung mehr oder weniger darüber sagt. Wie stehen wir zu alledem mit unserem Systeme, das nur für einen Zeitpunkt gilt? Nun, was wir darüber zu sagen haben, ist lediglich das Folgende: Der bloße Zeitablauf ist es nicht, den diese Theorien im Auge haben. Vielmehr beziehen sie sich — es ist das kaum mehr als selbstverständlich — auf das, was in dieser Zeit geschieht, und das kann nichts anderes sein, als „Entwicklung“ in unserem Sinne. Davon überzeugt man sich leicht. Die Abstinenztheorie betrachtet die Bedeutung produktiver Anstrengungen zum Zwecke von Änderungen, Erhebungen des Niveaus der Wirtschaft und spielt, wie wir in Übereinstimmung mit Prof. Clark sahen, keine Rolle in der Statik. Ohne weiteres sieht man ferner, daß Prof. Marshall's long period curves eben den Zweck haben, Erscheinungen zu erfassen, welche unsern Nachfragefunktionen entgehen. Das können aber nur Entwicklungserscheinungen sein, welche die Änderung jener

Daten nach sich ziehen, die wir als fest anzunehmen genötigt sind. Freilich kann man sie auch interpretieren als Bilder „weiterer“ Wirkungen von Störungsursachen, welche wir auch in der Statik behandeln. Aber nur dann können sie eine von der unserer statischen Kurven verschiedene Gestalt haben, wenn diese Wirkungen eben aus der Statik herausfallen; sonst hat der Zeitablauf, der bis zu ihrem Eintritte statthaben muß, keine Bedeutung und nichts hindert uns, von ihm abzusehen. Daß endlich v. Boehm-Bawerk's Theorie nicht statisch ist, haben wir bereits nachgewiesen. Sein „dritter Grund“, auf dem das Hauptgewicht liegt, hat eine deutliche Beziehung zum wirtschaftlichen Fortschritte.

Da also die wichtigsten Gedankengänge, in denen uns das Moment des Zeitablaufes begegnet, sich dem Rahmen der statischen Voraussetzungen nicht einfügen, so ergibt sich für uns daraus der Schluß, daß wir auf nichts Wesentliches verzichten, wenn wir von diesem Momente absehen und daran festhalten, daß unser System nur für gegebene Zeitpunkte gilt, was, wie wir hier allerdings nicht nochmals zeigen können, allein seinem Wesen entspricht und uns über soviele seiner Eigentümlichkeiten aufklärt — in der Tat eines der wichtigsten unsererer methodologischen Resultate ist, ohne das manches Theorem nicht richtig verstanden werden kann. Hier liegt übrigens noch manches Problem. und wenn wir darauf nicht eingehen — wie auf viele interessante Detailfragen —, so fügen wir uns nur ungerne äußeren Notwendigkeiten.

Die Frage, ob in diesen und verwandten Reformversuchen die Ansätze zu einer künftigen Entwicklung liegen, verneinen wir also, soweit dabei die Ausbildung der Statik in Betracht kommt. Allein wir wollen nochmals betonen, daß wir darin mit vielen gerade der fortgeschrittensten Nationalökonomien differieren. Wir bauten unser Urteil vor den Augen des Lesers auf und glauben, es gerechtfertigt zu haben, soweit das in solchen Dingen möglich ist. Ein strikter Beweis seiner Richtigkeit ist jedenfalls nicht möglich — ob wir irren oder nicht, kann nur die Zukunft lehren.

V. Kapitel.

Die Entwicklungsmöglichkeiten der theoretischen Ökonomie.

§ 1. Nach all dem Gesagten erhebt sich endlich die Frage „was nun?“ Was an dem Lehrgebäude unserer Wissenschaft zu bessern ist und die Frage, ob unserem exakten Systeme in nächster Zeit grundstürzende Reformen bevorstehen — dem exakten Systeme, wie wir es darstellten, und abgrenzten — wurde erörtert. Nun gilt es, einiges darüber zu sagen, was an diesem Systeme weiter zu tun sei und welche Wege die weitere Arbeit auf dem Gebiete der reinen Ökonomie vermutlich einschlagen werde. Jeder, der sich in seiner Wissenschaft wirklich „zuhause“ fühlt, muß diese Fragen beantworten können und so lange sie nicht beantwortet sind — wenn auch nur in Kürze und mit der gebotenen Reserve —, so lange ist die Darstellung unserer Disziplin nicht vollständig, so lange hat der Leser kein klares Bild von ihr. Es liegt in der Natur der Sache, daß ein gutes Maß von Subjektivität auch in solchen Erörterungen liegen muß und sicher gibt es nicht bloß einen Weg weiter; aber doch ist, wie gesagt, die Sache weniger subjektiven Charakters, als etwa ein Urteil über den Wert der Disziplin, und mehr als dabei kann — und muß auch — der Leser dem „Spezialisten“ vertrauen. Zunächst also wollen wir die Richtung weiterer Arbeit an unserem Systeme und einige seiner Entwicklungsmöglichkeiten wenigstens in Umrissen andeuten und sodann etwas über die außerhalb

desselben liegenden ökonomischen Probleme sagen, was im wesentlichen auf einen Ausblick auf das Gebiet der Dynamik hinausläuft.

Nun, vor allem muß unser System noch ausgearbeitet werden. Die Variationsmethode hat noch lange nicht alle die Resultate geliefert, die sie liefern kann und besonders die mathematische Analyse kann noch viel, mehr als man glaubt, aus diesen Dingen herausholen. Wie reich dieses Feld ist, konnten wir ja nur andeuten. Mögen die Resultate auch nicht sehr „großartig“ sein, wertlos sind sie nicht vielmehr sicherlich von erheblichem theoretischen und nicht ohne praktisches Interesse. Doch das wurde bereits gesagt und sollte hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt werden. Der Ausbau unseres Systemes obliegt uns also vor allem und man kann sagen, daß er täglich erfreuliche Fortschritte macht.

Aber sodann sind jene Zusammenhänge, welche wir gegenwärtig klar definieren können und welche uns heute unsere gesicherten Resultate geben, noch keineswegs alles, was sich auf unserer Grundlage gewinnen läßt. Dasselbe läßt sich vielmehr noch wesentlich bereichern, ihre Fruchtbarkeit erhöhen und zwar in verschiedener Weise. Man kann diese Möglichkeiten durch die drei Schlagworte charakterisieren: Spezialisierung unserer Annahmen, Aufstellung neuer Annahmen und neue Kombinationen unserer Elemente. Unter dem ersten Schlagworte verstehen wir eine methodologische Maßregel, die darin besteht, daß wir unsern Annahmen einen spezielleren Inhalt geben. Eine solche wäre es z. B., unseren Wertfunktionen eine bestimmtere Form zu verleihen, welche zwar denselben Bedingungen genügen muß, wie die heutige, aber daneben noch andere enthält. Bernouilli's Kurve ist ein derartiger Versuch, vielleicht am weitesten ist hier W. Launhardt gegangen. Man hat das streng kritisiert, aber unseres Erachtens zu streng, denn allerdings ist es wahr, daß solche weitere Annahmen nicht beliebig gemacht, vielmehr sorgfältig verifiziert sind auf die Zwecke, bei denen sie sich bewähren, beschränkt

werden müssen; sodann, daß die gewonnenen Resultate ein geringeres Geltungsgebiet haben werden, einen Schritt weiter von der Wirklichkeit entfernt sind, kurz, einen kühnen Versuch darstellen, den nur der Erfolg rechtfertigen kann; endlich, daß die beiden genannten und auch andere Autoren zu unvorsichtig verfahren und entweder selbst oder in ihren Nachfolgern manches Fehlers schuldig wurden; allein das ändert nichts daran, daß ihr Vorgehen nicht ein prinzipiell verfehltes war, vielmehr sehr richtigen Einsichten in das Wesen unserer Disziplin entsprach und daß hier Ansätze zu einer zukunftsreichen Entwicklung liegen. Das erkannt zu haben, ist ein viel größeres Verdienst, als man vielleicht glaubt, es ist auch viel größer, als die dabei begangenen Fehler. Wir können uns nicht näher auf diesen Punkt einlassen, möchten aber unserer Überzeugung Ausdruck geben, daß hier ein Weg vorwärts, aufwärts, führt zu einer lohnenden Aussicht in das Getriebe der Wirtschaft, ein Weg, den nur der in exakten Methoden Geschulte voll würdigen kann, der aber früher oder später betreten werden muß, betreten werden wird.

Das ist die erste der Möglichkeiten neuer Entwicklung, die wir im Gegensatze zu fast allen Fachgenossen für wirklich fruchtbar halten — im Gegensatze auch zu den gewöhnlich vorgeschlagenen Neuerungen. Ich weiß wohl, daß das zu weit von ihren Zielen, Wünschen und ihrem Entwicklungsgange liegt, als daß auf Zustimmung zu rechnen wäre. Begnügen wir uns also mit dem Gesagten und gehen wir zum zweiten Punkte, der Aufstellung neuer Annahmen, über. Von ihm gilt ganz dasselbe, die gleichen Hoffnungen und Bedenken. Neue Annahmen bedeuten die Einführung neuer Tatsachen — denn, wie im ersten Teile gesagt, dieselben treten immer im Gewande von Annahmen in unser System ein. Beispiele wären etwa die Hypothese, daß sich die Gesamtnachfrage aller Wirtschaftssubjekte unseres Untersuchungsgebietes nach einem Gute ähnlich verhält, wie die Einzelnachfrage jedes derselben, daß sich also eine Gesamtwertfunktion von ähnlicher Gestalt, wie die Einzelfunktion auf-

stellen läßt; oder die Hypothese, daß sich die Wertfunktionen der Individuen für dieselben Güter nur durch Konstante unterscheiden. Solche Annahmen können dann ebenfalls zu neuen Resultaten führen, welche natürlich aber mit aller Vorsicht zu verwerten sind.

Eine dritte Möglichkeit endlich stellen neue Kombinationen der Elemente unseres Systemes dar. Im allgemeinen sprechen wir von dem Güterbesitze der einzelnen Wirtschaftssubjekte, von ihm gehen wir aus. Aber man kann für manche Zwecke z. B. alle im Untersuchungsgebiete vorhandenen Arbeitsmengen kombinieren und den ebenso zusammengefaßten Mengen der andern Produktions- und endlich auch der Genußgüter gegenüberstellen, wie das in unserem Bilde von den „Inseln“ geschah. Das führt zu manchen Resultaten, welche wohl der Mühe wert sind. Wir sprechen ferner in der Regel nur von Genußgütern im allgemeinen. Teilt man sie in verschiedene Gruppen ein, Nahrungsmittel, Wohnungen, Kleider usw., so kann man jeder derselben weitere Merkmale hinzufügen, die auf sie zusammen nicht passen und daraus vielleicht speziellere Resultate gewinnen, die mehr oder weniger Wert haben mögen, aber sicherlich besehen werden müssen, ehe man an ihnen vorübergeht.

Ausarbeitung der gegenwärtigen Grundlagen unseres Systemes und ihre Bereicherung in der eben angedeuteten Weise sind also unsere Aufgaben. Dazu kommt nun noch ein weiterer Punkt, die Einsetzung konkreter Daten in unsere formalen Theoreme. Teilweise ist dieses Moment schon in den beiden anderen enthalten, und soweit hat es nichts Auffälliges an sich. Wollen wir die Wirkung einer Steuer untersuchen, so muß uns etwas über ihre Art gesagt sein, wenn mehr als ganz allgemeine Sätze sich ergeben sollen, also z. B. ob sie auf die Gewinne der Unternehmer oder auf die Einheit der Ware gelegt wird usw. Bei der Erörterung des Einflusses jeder Störungsursache auf irgendeinen Preis hängt das Resultat von der Elastizität von Angebot und Nachfrage von weiteren Daten. **1**

von neuen Tatsachen,
hier interessiert, ist

der Umstand, daß man mittelst dieser Einsetzung von Daten sehr weit kommen, daß sich dabei eine ganz neue Perspektive für die Ökonomie eröffnen kann, eine Entwicklungsmöglichkeit, welche im wahrsten Sinne des Wortes „ungeahnt“ und vielleicht berufen ist, eine völlige Umwälzung in der Auffassung und Wertung der Ökonomie zu veranlassen, eine neue Zeit für sie heraufzuführen. Das sieht man jenen bescheidenen Sätzen, die wir eben aussprachen, nicht ohne Weiteres an, und wir müssen daher etwas ausführlicher sein.

Wenn wir in unser Raisonnement das Datum einführen, daß eine Steuer auf die Einheit eines Gutes gelegt wird, so bleibt unser Resultat noch immer sehr allgemein; es wird auf alle solche Steuern passen und uns über jede einzelne derselben noch lange nicht alles sagen, was wir auch nur in bezug auf die reinwirtschaftliche Seite der Sache wissen möchten. Oder wenn wir sonst eine Preisvariation mit Hilfe eines spezielleren Datums in bezug auf die Nachfragefunktion — ein solches ist ja der „Grad der Elastizität“ — untersuchen, so wird auch dieses Resultat auf viele Fälle passen, auf die Variationen der Preise aller Güter, deren Nachfragefunktion eine ähnliche Gestalt hat, aber da die uns gegebenen Formcharaktere immer nur wenige sind, so werden wir ein konkretes — sprechen wir das entscheidende Wort aus: zahlenmäßiges — Resultat nicht erreichen. Aber kann man denn nicht auf diesem Wege weiter gehen, der sich schon dabei bewährt, mehr noch, als unentbehrlich und allgemein benützt erwiesen hat? Kann man nicht die Nachfragefunktion genauer feststellen, so genau, daß wir nicht bloß ein „eindeutiges“, sondern ein konkretes Resultat gewinnen? Ich glaube die Antwort zu hören: Welch' ein phantastisches Unterfangen — Unberechenbarkeit der wirtschaftlichen Vorgänge — steter Wechsel — usw.! Aber auf solche Allgemeinheiten können auch wir allgemein entgegen: Wo liegt denn die Utopie eines solchens Vorgehens? Schwer und langsam nur kann man dazu vordringen; durch mühsame Tatsachensammlung, durch vielleicht erfolglose

Versuche, durch Fehlgriffe und Enttäuschungen führt der Weg; aber das ist ja nur natürlich, wäre die Sache einfach und alles schon getan, so wäre jedes Wort überflüssig. Zweifel und Mißerfolgen begegnet jeder Fortschritt und man braucht nur a priori die Flinte ins Korn zu werfen, um tatsächlich zu bewirken, daß nichts erreicht wird. Wir bahnen ja nur einen Weg weiter, dessen Anfang schon klar und gesichert vor uns liegt. Warum sollten wir denn mit dem „Abfragen“, mit der experimentellen Feststellung unserer Wertfunktionen nicht Ernst machen können? Ohne weiteres kann ich meine Wertfunktion für Zigaretten aufstellen, besonders da mir ein Umstand zuhulfe kommt. Und damit betreten wir das Reich exakter Argumente.

Dieser Umstand ist der folgende: Es würde mir schwer fallen zu sagen, was mich das Aufgeben des Rauchens überhaupt „kosten“ und was ich für eine Zigarette täglich zahlen würde. Allein das brauche ich im allgemeinen nicht zu sagen, vielmehr genügt es für viele Fälle — und auf diese kommt es uns an — wenn ich ein verhältnismäßig kleines Intervall meiner Wertfunktion angeben kann, z. B. jenes Stück derselben, daß der 10ten bis 20sten Zigarette entspricht. Und jedermann kann das und in jedermanns Budget äußert sich die Wirkung von Preisvariationen. Ungefähr ist sich jeder ihres Einflusses bewußt — d. h. also, wohl-gemerkt, der Gestalt seiner Wertfunktion in dem sozusagen aktuellen Intervalle —, sollte man nicht zu einer größeren Präzision eines zweifellos vorhandenen Momentes vordringen können? Die Schwierigkeiten sind groß und praktische Bedeutung der Resultate können wir vorläufig nicht erhoffen, theoretisch aber wären schon Annäherungen von großer Bedeutung. Ein anderes Moment kommt uns weiter zu Hilfe: Es ist die Gesamtnachfrage. Jeder Händler weiß — oder wenn er sich darüber keine Gedanken macht, so fühlt er es und handelt darnach — wie der Preis einer Ware die Nachfrage seiner Kunden nach derselben und ferner sein Angebot derselben beeinflusst und zwar keineswegs nur ungefähr, sondern recht genau, d. h. er weiß über die Gesamt-

nachfragekurve der betreffenden Ware an seinem Orte und in seiner Straße mehr, als wir in unseren Kurven einschließen. Viel mehr noch gilt das für einen glücklicherweise besonders wichtigen Fall, nämlich für den der großen Welthandelsartikel. Und besonders heute — und mehr noch wird das in Zukunft zutreffen —, wo Organisationen jeder Art die Preisbildung vereinheitlichen und der Nachrichtendienst eine Fülle von Daten allgemein und schnell zugänglich macht, können Nachfragekurven von erfreulicher Annäherung verhältnismäßig leicht konstruiert werden. Kann man nicht ganz gut verfolgen, wie ein Zoll auf Getreide die Nahrungsversorgung eines Volkes beeinflusst? Haben wir nicht eine ganze Anzahl von Methoden, um das recht befriedigend festzustellen? Kann nicht die Preispolitik eines Trustes hier mit bestem Erfolge analysiert werden? Die Beispiele wären so zahlreich, daß eine Ausführung von einzelnen derselben ganz überflüssig ist.

Aber freilich, eine große Preisänderung kann zu solchen Veränderungen führen, z. B. zur Aufgabe des Konsumes oder zur Einführung von Surrogaten, daß unsere Betrachtungsweise versagt. Sodann läßt sich nicht leugnen, daß die Erscheinungen der Entwicklung hier hineinspielen und unsere Resultate nicht nur schnell veralten lassen, sondern auch die Aufstellung unserer Wertfunktionen erschweren. Es ist ja klar, daß die Preispolitik eines Trustes sehr wesentlich von Rücksichten auf die Zukunft bestimmt wird, daß Niederungen von Konkurrenten, Kampf um Absatzgebiete, Versuche, eine Ware einzuführen oder ihren Gebrauch auf weitere Käuferschichten auszudehnen und andere Momente große Schwierigkeiten bilden. Aber doch auch nicht mehr als das; wir verweisen auf frühere Ausführungen zur Begründung der Behauptung, daß uns ein erheblicher Stock von Tatsachen bleibt, wenn wir auf jene verzichten. Das müssen wir allerdings tun; aber wenn wir Schritt für Schritt unsern Weg zu einem hohen Ziele bahnen, so haben wir doch wohl das Recht zu verlangen, daß man nicht sofort alles von uns fordere; am wenigsten haben jene dazu Ver-

anlassung, die schon die Möglichkeit des ersten Schrittes in Abrede stellten. Wir müssen uns vorläufig mit diesem einen begnügen, aber ihn können und werden wir tun. Es ist das nur die eine Hälfte der Sache, aber das ist es auch wirklich. Und wenn es möglich ist, von der Statik aus zu solchen konkreten Problemlösungen zu kommen, so können die gewonnenen Resultate dann wiederum zu einem Maße für die „Entwicklung“ dienen: Wenn unsere Methode sich hinlänglich bewährt und man Vertrauen zu ihr gewonnen hat, so wird sie in Fällen, in denen ihre Resultate nicht mit der Wirklichkeit übereinstimmen, der letzteren gegenübergestellt, uns zeigen, wie groß jene Differenz, jener unerklärte Rückstand ist, der auf andere Momente als jene, die die Statik bietet, zurückzuführen ist.

Gerade in diesem Punkte bewährt sich unsere scharfe Abgrenzung und unsere detaillierte Diskussion des Wesens der statischen Methoden. Kurze Perioden, kleine Änderungen, alles das, was wir als zu diesem Wesen gehörig erkannt haben, leistet uns hier praktische Dienste: es leitet uns nämlich an, jene Tatsachen, welche sich der wissenschaftlichen Erfassung vor allem darbieten, von andern zu trennen, und macht uns auf das Vorhandensein einer wesentlichen Verschiedenheit zwischen beiden Gruppen aufmerksam. Nicht Laune also oder irgendwelche spekulativen Obersätze waren es, die uns zu all den Formulierungen und Erörterungen veranlaßten, sondern Momente, deren reale Bedeutung sich an ebenso realen Problemen zeigt. Die Methoden und Theoreme der Ökonomie, die unseres Erachtens zum Teile nach Richtungen drängen, die zu nichts führen, wollten wir für exakte, theoretisch und praktisch wohl umschriebene Probleme sozusagen einrichten — und unterdrücken, was diesem Ziele schädlich schien. Man mißverstehe mich nicht: sicherlich ist das eben Gesagte nicht das „um und auf“ der Ökonomie: Die theoretische Bedeutung ihrer Resultate an sich tasten wir natürlich nicht an; wohl aber zeigt es uns einen unserer künftigen Wege, einen, der für den Wert und das Ansehen unserer Disziplin sehr wichtig ist. Von diesem

Standpunkte aus zeigt sich uns unser exaktes System von einer neuen Seite: es ist unter anderem auch eine Werkstatt, in der Waffen geschmiedet werden, die, wenn nicht allein, so doch auch weiteren Zwecken der Wissenschaft und Praxis dienen können.

„Rechnendem Verfahren“ also reden wir hier das Wort. Der Zusammenhang unserer Disziplin mit den Methoden und dem Tatsachenmateriale der Statistik wird uns hier — wiederum: aus unserer Arbeit heraus und nicht infolge irgendwelcher allgemeiner Phrasen — ohne Weiteres klar. Die beliebte Frage, was die Statistik für die Ökonomie leisten könne, beantwortet sich nunmehr, wenn man unter Ökonomie unser System verstehen will, ganz von selbst: Wir bedürfen ihrer zur Feststellung der für uns so grundlegenden Wertfunktionen. Wir erwarten viel davon; schon das kleinste Resultat, so sehr es, wie das sicher geschehen wird, belächelt und kritisiert werden mag — und nichts ist leichter, als eine solche Kritik erster Versuche — wird einen gewaltigen Schritt weiter auf der Bahn der Entwicklung unserer Disziplin bedeuten. Hier freilich müssen wir uns auf diese Andeutung einer großen „Entwicklungsmöglichkeit“ beschränken. Aber das Gesagte ist nur eine Seite der Sache, der andern, vielleicht noch wichtigeren, wollen wir uns nun zuwenden.

Sagen wir gleich, worum es sich handelt: Um den Anschluß der theoretischen Ökonomie an die technischen Wissenschaften im weitesten Sinne des Wortes — „Kunstlehren“, wenn man will, obgleich wir diesen Ausdruck lieber vermeiden möchten. Den Nationalökonomen kann diese Wendung unserer Erörterung eigentlich nicht überraschen und zwar aus zwei Gründen. Einmal hat man ja in früherer Zeit die Ökonomie selbst als eine Art „Kunstlehre“ aufgefaßt, als Kunstlehre des praktischen Wirtschaftens oder gar der Politik. Das ist freilich überwunden, und es dürfte kaum nötig sein, besonders zu betonen, daß wir nicht derartiges meinen. Sodann aber hat man immer — und das geschieht noch heute — in der Ökonomie etwas über „Technik“ im

üblichen Sinne gesagt: Über die Bedeutung derselben für den wirtschaftlichen Fortschritt vor allem. Daß das wenig Wert hat, haben wir allerdings bereits erwähnt. Weiter hat man auch immer technische Themen gestreift, d. h. Themen, mit denen sich sonst der „Techniker“ beschäftigt, wie z. B. das Transportwesen. Freilich beschränkte man sich auf Allgemeinheiten, und überhaupt bewegte sich alles das in einer anderen Richtung als das, was wir hier sagen wollen. In der „Ökonomie des Ackerbaues“ z. B. werden meist agrarpolitische Themen erörtert, und etwaige Übersichten über die technischen Methoden der Agrikultur, denen wir auch sehr häufig begegnen, haben keine selbständige Bedeutung, dienen als Einleitungen oder gar als müßige Zieraten. Aber trotzdem darf man vielleicht behaupten, daß in der ständigen Wiederkehr solcher Dinge das Gefühl zum Ausdruck kommt, daß die Beziehungen zwischen Ökonomie und Technik engere und zum Teile von anderer Art sind, als man prinzipiell glaubt.

Übrigens ist es ja auch klar, daß die Tatsachen der Technik auf den Verlauf der Wirtschaft und die Gesetze des letzteren auf den Fortschritt und die praktische Anwendung technischer Methoden einwirken. Namentlich der letztere Punkt ist wichtig für uns: Für die Frage, welche technischen Methoden angewendet z. B., welches Betriebssystem in einem gegebenen Augenblicke für ein Grundstück gewählt werden soll, was für und wieviele Maschinen für eine bestimmte Fabrik sich empfehlen usw., ist selbstverständlich nicht bloß der Stand technischen Wissens entscheidend. Wenn es sich darum handelt, einen bestimmten gegebenen modus procedendi des Landwirtes oder Fabrikanten zu erklären, so kommen verschiedene Momente in Betracht, welche wir für unsere Zwecke in drei Gruppen zusammenfassen können: Der Stand der Technik, ökonomische Erwägungen und endlich noch andere Momente, wie Indolenz, Mittellosigkeit, Unkenntnis usw. Es ist nun wesentlich zwischen der zweiten und der dritten Gruppe zu scheiden. Die dritte umfaßt „Störungsursachen“, von denen wir

demselben Sinne, wie von Irrtum usw. in der Ökonomie, sagen können, daß sie ohne prinzipielle Bedeutung sind. Das ist natürlich nicht so bei der zweiten Gruppe. Auch die technisch vollkommenste Maschine wird solange nicht verwendet werden, als sie sich nicht „rentiert“, und über die Verschiedenheit der landwirtschaftlichen Betriebssysteme, die sich unter verschiedenen Verhältnissen empfehlen, auch wenn „bessere“ bekannt sind, wurde ja schon oft gesprochen. Wenn wir also verschiedene technische Methoden nebeneinander in Verwendung finden, so braucht das noch keinerlei „Rückständigkeit“ zu involvieren, sondern es kann das „richtig“ sein und auf viel interessanteren Momenten beruhen.

Während sich also die reine Ökonomie einerseits und die „Technik“ als selbständiges Wissensgebiet andererseits an sich unabhängig gegenüberstehen, so gibt es doch ein Feld, auf dem sich das Moment der technischen Effizienz und das Moment der ökonomischen Effizienz treffen. Dabei ist besonders wichtig, daß diese beiden Momente nicht nebeneinander stehen, ohne sich zu vermischen, etwa in ähnlicher Weise wie in der Finanzwissenschaft ökonomische und sozialpolitische Kapitel vorkommen, welche voneinander ganz unabhängig sind oder deren Berührungspunkte doch außerhalb strenger Wissenschaft und nur in der Psyche des Politikers liegen; sondern daß sich dieselben exakt verbinden lassen und zusammen ein neues, drittes Gebiet hervorbringen. Dieses Gebiet ist das, welches man mit den Worten „praktische Betriebslehren“ im weitesten Sinne bezeichnen könnte. Die landwirtschaftliche Betriebslehre, die Theorie der Forstwirtschaft, die des Transportwesens — „Railway Economics“; kommerzielle Trassierung, Tariftheorie usw. — sind Teile derselben, welche wir beispielsweise anführen wollen; aber das gesamte Feld der praktisch angewandten Technik gehört hierher. Dieses Gebiet liegt in der Mitte zwischen jenen beiden anderen und nur mit Hilfe beider kann es behandelt werden.

Allerdings lag es bisher so gut wie ausschließlich in
Schumpeter. Nationalökonomie.

den Händen der Techniker. Welche Entdeckung nun für den Ökonomen zu konstatieren, daß dieselben bereits ökonomische Theorie treiben und daß man in Arbeiten dieser Art die Formen und Theoreme der Ökonomie wiedererkennen kann. Unvollkommen zwar und nicht ausreichend, was tatsächlich — sehr befriedigend für uns! — die Folge hat, daß in jenen Arbeiten nicht ganz das erreicht wird, was zu erreichen wäre und daß sie noch gegenwärtig eine recht untergeordnete Rolle spielen. Die Tatsache selbst aber ist außer Zweifel, ein Blick in ein beliebiges Buch über solche Themen oder in eine denselben gewidmete Zeitschrift — die *Annales des Ponts et Chaussées* z. B. — überzeugt uns davon. In diesem Zusammenhange gewinnt die Tatsache eine besondere Bedeutung, daß ein Techniker zu den ersten Entdeckern des „Gesetzes“ gehörte, das den Namen Gossen's führt, was ja nichts anderes heißt, als daß er sich für die Form der Nachfragefunktion interessierte. Bereits gibt es Arbeiten von Ökonomen auf diesem Gebiete; um nur die beste zu nennen, die mir bekannt ist, sei die von Luigi Perozzo¹ über die italienischen Eisenbahnen erwähnt. Ferner muß auch noch eines von den erwähnten etwas abliegenden Themas gedacht werden, der Versicherungstheorie. Der Umstand, daß man eine ökonomische Hypothese als ihre Grundlage² bezeichnen kann, lehrt uns zweierlei: Erstens, wie wenig „luftig“ und „spekulativ“ wenigstens diese ökonomische Annahme ist und zweitens, daß wir uns wenigstens in einem Punkte mit der Versicherungstheorie berühren. Auf weitere Beziehungen zu ihr kann ich hier nicht eingehen³.

Was zu tun ist, können wir hier nur andeuten, vielleicht am besten in der folgenden Weise: Man nehme Arbeiten über kommerzielle Trassierung und andere, in denen die

¹ *Giornali degli Economisti* 1906.

² Nämlich die Bernouilli's.

³ Da es sich hier nur um einige Hauptpunkte handelt, so übergehen wir weniger Wichtiges, so z. B. die Theorie der Spekulation, das, was man exakte Bauktheorie nennen könnte und anderes.

Fragen der Technik nicht allein, sondern mit ökonomischen bezüglich der Kosten und des Ertrages zusammen auftreten, und versuche das über die letzteren Gesagte mit Hilfe unserer Theorie ebenso exakt auszudrücken, wie die technische Seite der Sache bereits ausgedrückt ist. Und unser System gestattet uns eben, das sehr hübsch zu tun — das Ökonomische erscheint dann in ebenso wissenschaftlicher und überraschend ähnlicher Form wie das Technische daran — und man wird finden, daß das nicht nur die Klarheit und Korrektheit des Ganzen wesentlich erhöht, sondern auch eine völlige Einheit und viele neue Resultate zu gewinnen ermöglicht. Das ist das Prinzip; Beispiele gaben wir bereits. Wenn auch die Schwierigkeiten groß sind, und das, was sich unmittelbar erzielen läßt, nicht mehr ist als ein Anfang, so wird doch kein Einsichtiger sich davon abschrecken lassen. Die Sache funktioniert eben, wie die erste Lokomotive funktionierte —, und vielleicht ist die Hoffnung nicht unberechtigt, daß eine fernere Zukunft auf Zweifel, Einwendungen und Spott, denen diese neue Bahn sicher begegnen wird, ebenso zurückblicken wird, wie wir auf das, was über jene seinerzeit gesagt worden ist.

Wir betonen aber, die Eroberung eines neuen Anwendungsgebietes, die Einführung technischer Daten in unser Raisonement, ist nicht etwa eine vage Hoffnung, sondern sie hat bereits begonnen, ihr Tag ist bereits angebrochen. Obgleich es ja nicht ganz richtig ist, wird es vielleicht zur Beleuchtung unseres Gedankens beitragen, wenn wir sagen, daß, wie die Statistik die „Nachfrageseite“, so die Technik — unterstützt allerdings ebenfalls von der Statistik — uns die Angebotsseite unseres Gleichgewichtsproblemles konkretisieren und mit Leben und Tatsachen füllen wird. Hier nun bewähren und rechtfertigen sich unsere exakten Methoden, namentlich auch die Anwendung der Mathematik, hier auch bewährt und rechtfertigt sich die Analogie mit der Mechanik. Alles das erscheint nun in neuer und sehr bedeutungsvoller Beleuchtung. Mit der „literarischen“ Ökonomie und noch mehr mit den

üblichen Allgemeinheiten kann man an diese Dinge nicht heran und mit Rücksicht auf dieselben wird auch der Gegner „theoretischer Spielereien“ kaum mehr über unsere Bemühungen lächeln. Doch wollen wir uns mit diesen Andeutungen begnügen; kommen wir nun zum Schlusse.

Wir glauben, daß hier und nicht im Versuche, große politische und soziale Fragen zu lösen, die Aussichten für die Weiterentwicklung der Ökonomie liegen. Das ist das Moment, das wir bei Erörterung des praktischen Wertes unserer Disziplin übergiengen. Wir glauben, daß die Einführung der Methoden und Theoreme der Ökonomie in das Gebiet der Technik zu praktisch wie theoretisch wertvollen Resultaten führen wird und im Prinzip ohne Weiteres möglich ist. Für unsere Disziplin ist das nun von sehr großer Bedeutung. Daß einzelne ihrer Gebiete, die wie die Versicherungs- und Transporttheorie bisher nur die traurigsten Selbstverständlichkeiten darboten, dadurch mit sehr interessantem, auf den Grundlagen unseres Systemes beruhendem Inhalte gefüllt werden können, ist der geringste Gewinn. Von großartiger prinzipieller Bedeutung ist die Verifikation unseres Systems, die in dem Moment erreicht ist, in dem sich die praktische Brauchbarkeit desselben in exakter Weise zeigt, in dem darüber kein Zweifel mehr möglich ist, daß unsere Wertfunktionen und das auf sie Gebaute sich in ähnlicher Weise — auf dem gedachten Gebiete tatsächlich ganz so — bewährt, wie die an sich nicht weniger abstrakten Grundlagen und Theoreme der Mechanik. An die wissenschaftliche Bedeutung dieser Tatsache denken wir hier — die praktische ist ja klar, wenn auch keineswegs so groß —: Erst dann können wir, wie wir hier endlich zugeben wollen, ganz sicher sein, daß wir richtig gedacht und unsern Gedankenbau fest und zweckmäßig eingerichtet haben, wenn praktische Anwendungen solcher Art sich bewähren. Darin liegt ja auch, wie ein großer Physiker gesagt¹ hat, die Bedeutung der Technik für die exakten Wissenschaften: Würden

¹ L. Boltzmann.

die letzteren nicht zu richtigem, d. h. vorteilhaftem Handeln führen, so „wüßten wir nicht, wie wir schließen sollten“. Nun diese letzte und überzeugendste Art der Verifikation liegt für die Ökonomie nicht auf dem Gebiete der Wirtschaftspolitik. Fast könnte man sagen, daß sie sich da eben nicht bewährt. Ein Glück also, daß wir die nötige Verifikation anderswo finden.

Hier trägt auch die Auffassung der Ökonomie als einer wirtschaftlichen Logik ihre Früchte. Hier ferner erscheint unsere Behauptung in einem neuen Lichte, daß die Ökonomie mehr den exakten Naturwissenschaften als anderen Wissensgebieten verwandt sei: Nicht nur methodologisch, auch ihren praktischen Resultaten nach gehört sie zu ihnen, berührt sie sich unmittelbar mit ihnen. Das macht zum Teile eine ganz neue Auffassung unserer Disziplin nötig und vielleicht sogar einen Übergang derselben in andere Hände. Jedenfalls bringt das Gesagte Wind in die Segel jener, welche die Ökonomie von den anderen Sozialwissenschaften abtrennen möchten; wirklich erweist sich ihr Charakter und ihre Richtung als ganz verschieden von denen jener, und wie gesagt, die Forderung nach Exaktheit und nach Anwendung exakter Methoden erhält eine Bedeutung, die auch diejenigen ernst nehmen dürften, die unsere anderen Gründe ablehnen — es zeigt sich, daß in allen dem mehr liegt, als man vermutete.

Das mag auf Widerstand stoßen. Tatsächlich sind schon die äußeren Schwierigkeiten einer Entwicklung in dieser Richtung groß. Welche Fehler werden begangen, welche Einwendungen erhoben werden! Schon die Änderung in der ganzen Auffassung unserer Wissenschaft, die darin liegt, wird nur langsam durchdringen. Die allerschönendste Entgegnung, die wir zu erwarten haben, wird seitens aller Beteiligten ein überlegenes Lächeln sein. Und in der Kürze unserer Darlegung sowie im Abhandeln praktischer Beispiele liegt ja eine teilweise Rechtfertigung dieses Standpunktes. Allein trotz allem glauben wir, daß der Entwicklungsmöglichkeit, welche wir hier andeuteten, eine Zu-

kunft bevorsteht. Trotz allem ist der Ausblick groß, der sich eröffnet. Trotz allem endlich kündigt sich eine neue Zeit für unsere Disziplin an, eine Zeit, in der der Historiker und der Sozialpolitiker ihr seine Anerkennung nicht versagen und der Student der Technik das ökonomische Kolleg auch besuchen wird. Damit ist nicht gesagt, daß sich nun die ersteren für die Theorie werden interessieren müssen, im Gegenteil, sie werden die Verschiedenheit zwischen ihren Aufgaben und denen der Theorie nur deutlicher erkennen. Aber der zweck- und fruchtlose Kampf der Richtungen wird abgeschwächt werden oder verschwinden, und wenn man die reine Theorie beiseite legt, so wird das doch nicht ohne Kompliment geschehen.

§ 2. Noch wollen wir die „außerhalb unseres Systemes liegenden ökonomischen Probleme“ berühren, wobei wir noch kürzer sein wollen. Daß es ein Gebiet gibt — welches man, wie wir schon sagten, wenig passend „Dynamik“ genannt hat —, welches zur Ökonomie gehört, aber außerhalb unseres Systemes liegt, weiß jeder moderne Nationalökonom. Aber wenn wir anerkennen, daß in der Unterscheidung von Statik und Dynamik einer der wichtigsten Fortschritte der neueren Ökonomie liegt und auch einer der gesichertsten, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß über Wesen, Aufgaben und Inhalt der Dynamik die weitgehendsten Differenzen herrschen, daß auf ihrem Gebiete noch sehr wenig geleistet ist — obgleich immerhin manches — und daß der Ausdruck und sein Inhalt geradezu in Gefahr ist, zur Phrase zu erstarren und die Menge der unklaren und unexakten Redensarten, die es auf unserem Gebiete schon gibt, um eine zu vermehren. Auch die Mißbräuche, die nun einmal zum Schicksale eines jeden ökonomischen Gedankens zu gehören scheinen, können wir hier bereits konstatieren. Sie bedrohen die Dynamik wie Bazillen ein noch ungeborenes Kind und werden wohl erst nach langem Kampfe, endlosen Diskussionen verschwinden. Mancher setzt bereits dieses modern klingende Wort dort ein, wo er nichts zu sagen

weiß, mancher andere deckt praktische Forderungen und Hoffnungen damit, weil sie das statische System der Wissenschaft absolut nicht zu stützen vermag. Da zu unserem Bedauern unsere Ansichten über die Sache so ziemlich von allen anderen uns bekannten wesentlich differieren — obgleich auch für uns sehr erfreuliche Übereinstimmungen im Prinzip und in vielen einzelnen Punkten vorhanden sind — so ist es zur Vervollständigung des Bildes, das wir zu zeichnen versuchten, nötig, auch über die Dynamik einiges zu sagen, obgleich das eigentlich nicht in diese Arbeit gehört. Aber nur soweit es zur allgemeinen Information unumgänglich nötig ist, wollen wir, ohne andere Ansichten zu diskutieren oder auch nur die „Differenzpunkte“ herauszuheben, auf die folgenden Punkte hinweisen.

Vor allem verschone man uns mit der Wohltat, uns a priori unsere „Wege zu weisen“ oder Wesen und Methoden der Dynamik vorzuschreiben. Was unsere Wege sind und wohin sie führen, werden wir oder unsere Nachfolger sehen, wenn sie zurückgelegt sind, nicht eher. Die Tatsache, von der wir ausgehen und die wir hier nicht mehr zu beweisen brauchen, ist die der Existenz solcher außerhalb unseres Systemes liegender und doch ökonomischer Probleme. Die Kapitalbildung, der Kapitalzins, der Unternehmervergewinn und die Krisen — das sind Erscheinungen, denen gegenüber die reine Ökonomie¹ gegenwärtig versagt. Dennoch wird man sie wohl oder übel als „ökonomisch“ oder selbst — in anderem Sinne, etwa in jenem, der vielleicht in Zukunft sich empfehlen wird — als „reinökonomisch“ anerkennen müssen; das Gegenteil würde niemand akzeptieren. Man muß sie daher irgendwie an sich in Angriff nehmen, und insofern sie, wie sich unseres Erachtens tatsächlich zeigt, aus jeder anderen Disziplin herausfallen, so kann man sie

¹ Die Terminologie ist gleichgültig; sage man statt „reiner Ökonomie“ an dieser Stelle „statische Ökonomie“. Das macht keinen großen Unterschied, solange die Ökonomie nicht über die Statik herausgekommen ist.

passenderweise zusammenfassen — vielleicht noch mit einigen anderen Problemen — und diese Gruppe von Fragen mit einem Namen, sagen wir also „Dynamik“, bezeichnen. Aber das heißt nun beileibe nicht — und der Leser wird sich diesbezüglich an früher Gesagtes erinnern —, daß diese Dynamik ein System darstellt, wie die Statik und ebenso wie diese über eine einheitliche Methode und einander bedingende Resultate verfüge. Jene mögen das glauben, welche schon die Variationsmethode in die Dynamik einschließen; aber das tun wir nicht aus dem einfachen Grunde, weil wir in ihr gerade den wertvollsten Bestandteil der Statik erkannt haben. Vielmehr meinen wir mit unserer Dynamik gar nichts anderes als eine — keineswegs logisch geschlossene und unvermehrbar — Gruppe von Problemen, welche den beiden angegebenen Bedingungen genügen. Es kristallisierte sich uns aus der alten Nationalökonomie ein exaktes, in sich geschlossenes System heraus, das ihren schönsten und wertvollsten — freilich ist „schön“ und „wertvoll“ immer nur subjektiv so — Bestandteil bildet. Aber, wenn wir betrachten, was übrig bleibt, wenn wir dieses Kristall geborgen haben, so zeigt sich, daß der Rückstand nicht bloß aus außerwissenschaftlichen und aus anderen Wissenschaften zugehörigen Elementen besteht, sondern auch aus solchen, bei denen keine von diesen Eventualitäten zutrifft. Wir können nur versuchen, die letzteren dennoch in unser System einzufügen oder aber sie an sich und gesondert zu behandeln. Aus bereits dargelegten Gründen haben wir uns für die zweite Möglichkeit entschlossen — und diesem Entschlusse verdankt unsere Dynamik ihre Entstehung, womit, wie ich glaube, genug gesagt ist, um eine erste — und klare — Vorstellung von diesem Gebiete und unserer Auffassung davon zu geben.

Wie soll man nun diese Probleme behandeln? Nichts ist leichter als das im Prinzip darzulegen: Wir werden die Tatsachen betrachten, so viele, als wir beschaffen können, zunächst — historische, deskriptive in engerem Sinne.

statistische und auch die, welche wir unmittelbar um uns sehen —, und wenn wir das eine Zeit lang getan haben, uns die Frage vorlegen: Ist es nötig; damit fortzufahren oder zeigt es sich, daß eine weitere Anhäufung materiellen Details uns nicht mehr so viel Neues lehrt, daß sie der Mühe lohnt? Ähnlichen Wesens ist eine andere Frage: Müssen wir uns mit unserer Tatsachensammlung begnügen oder können wir die Tatsachen irgendwie kürzer beschreiben, als das durch ihre bloße Katalogisierung möglich ist? Können wir diese Fragen bejahen, so beginnt unsere eigentliche theoretische Tätigkeit, und wir werden mit Annahmen, Isolierungen, Abstraktionen vorzugehen beginnen. Oder besser: vorzugehen versuchen, denn es kann sich zeigen, daß unser Unternehmen verfrüht war und wir besser getan hätten, jene Fragen zu verneinen. Natürlich wird uns das nicht für immer abschrecken, wir werden vielmehr unsere Arbeit fortsetzen und durch neue Fehlgriffe und Mißerfolge hindurch unseren Weg zu exakten Bildern der Erscheinungen bahnen. Andere mögen anders vorgehen, und wir werden um so weniger für unser Vorgehen ein Privilegium verlangen können, als wir uns bewußt sind, daß jeder naturgemäß seinen besonderen Weg sieht, daß es viele gute Wege gibt und endlich, daß selbst ein logisch bedenklicher oft in ganz wunderbarer Weise zu wenigstens zum Teile wertvollen Resultaten führt. Gewiß ist das alles leichter gesagt als getan, aber wir dürfen um so eher diese Bemerkungen vorbringen, als sie uns so natürlich und klar wie möglich zu sein scheinen. Sei noch bemerkt, daß wir der Ansicht sind, daß in diesem Augenblicke — wenn auch vielleicht schon bald nicht mehr — der Wirtschaftsgeschichte und -beschreibung in der Dynamik noch so gut wie ausschließlich das Wort gebührt, und nicht in theoretischen Arbeiten, sondern in den Werken jenes Charakters — und nicht zuletzt in den deutschen — die wertvollsten Leistungen auf diesem Gebiet zu suchen sind. Daß die Autoren der letzteren vielleicht gar nichts von solchen Erwägungen und der Bedeutung wissen, die ihre Arbeiten gerade für die

Theorie haben, und daß sie mit denselben ganz anderen Ziele verfolgen, tut nichts zur Sache; und daß sie noch keine abstrakten Methoden ausgebildet haben von der Art, wie wir sie schließlich anstreben, ist im gegenwärtigen Stadium der Angelegenheit nur zu billigen und ihnen sogar als Verdienst anzurechnen, besonders gegenüber vorschnellen Versuchen mancher Theoretiker.

Ein weiterer Punkt ist der folgende. Es bietet sich uns die Möglichkeit, Momente zum Worte gelangen zu lassen, welche wir in der Statik nicht berücksichtigen konnten. Ja wir können leichterem Herzens manches aus der Statik ausscheiden und ihr so ihre Reinheit und Klarheit wahren, wenn wir wissen, daß wir hier darauf zurückkommen können, als wenn das nicht der Fall wäre. Wir werden von dieser Gelegenheit Gebrauch machen und kommen hier zu einer anderen Seite der Dynamik: Auch abgesehen davon, daß die Probleme, welche wir ihr zuwies, Berücksichtigung solcher neuer Momente erfordern, werden wir auch sonst versuchen, interessante Dinge, die sich der Statik nicht einfügen, hier zu behandeln. Derartige neue Momente, deren Bedeutung zunächst in der Lösung jener Probleme liegt, aber sich nicht notwendig darin erschöpft, sind z. B. die „Abstinenz“ und — noch wichtiger — der „effort“. Wir werden unser Gleichgewichtssystem von diesen Dingen frei halten und uns hier jenen glänzenderen, bedeutungsvollen Erscheinungen zuwenden, welche man populär mit den Worten „Wille zur Macht“ „Herrenwillen“ usw. bezeichnen kann und mit ihrer Hilfe zu allgemeineren Theorien zu gelangen suchen. Große Veränderungen in der Wirtschaft und längere Epochen werden sich vielleicht erfassen lassen. Der große Kampf um den Weltmarkt und die ökonomische Seite des Seins und Werdens der sozialen Klassen wird Gegenstand unserer Bemühungen werden. Manche andere Arten von Preisbildung, als die Statik erklärt, und vielleicht auch sonstige soziale, ethische, nationale Einflüsse, werden uns dabei begegnen. Aber immer sollte es unser Grundsatz bleiben, über Dinge zu schweigen — oder uns in bezug auf



Dinge auf Tatsachenreferate zu beschränken —, über die wir nicht etwas Exaktes und hinlänglich Interessantes zu sagen haben.

Der Kreis unserer Themen wächst unter unseren Händen. Ein besonders wichtiges Moment stellt das Phänomen des Kredites dar. An sich zwar hindert uns nichts, schon in der Statik davon zu sprechen. Aber ich meine, daß dabei lediglich Definitionen und sonst nur Gemeinplätze herauskommen. Seine Bedeutung liegt in der Dynamik, in der Bewegung, der Entwicklung. Nur hier läßt sich sein Wirken beobachten, sein Wesen verstehen. In einem statischen Zustande zeigt er sich nur im Zusammenhange mit einer momentanen Notlage, wenn überhaupt, und seine Behandlung in der Statik führt zu einem verkrüppelten Bilde. Nur außerhalb derselben kann daher eine neue, volle, lebenswahre Theorie des Kredites gegeben werden und sie wird ein wichtiges Kapitel der Dynamik bilden.

Ein anderes Thema, welches hierher gehört, ist die Frage der Tendenzen der Einkommensverteilung. Als wir die Variationsmethode vorführten, haben wir gesagt, daß die Statik über die konkreten Bewegungen der Einkommen zueinander nichts aussagen könne, wenigstens nichts über die großen Tendenzen der Entwicklung. Nun, vielleicht läßt sich außerhalb des Systemes der Statik, mit anderen Methoden und auf Grund anderer Tatsachen mehr erreichen. Dieses Beispiel lehrt uns aber, verglichen mit den anderen genannten Themen, wie disparat die Gegenstände der Dynamik sind, wie wenig sie miteinander zu tun haben und wie wenig Aussicht zunächst — das mag sich ja ändern — besteht, sie zu einem geschlossenen Ganzen zu vereinigen, das auf einem oder wenigen Prinzipien beruhen könnte: Manche der dynamischen Probleme bieten sich leicht einer theoretischen Lösung dar, andere vorläufig gar nicht, manche werden sich auf Grund der täglichen Erfahrung behandeln lassen, wie die der Statik, andere nur mit Hilfe statistischer Untersuchungen, manche sind von überragender Größe, andere verhältnismäßig klein.

Man könnte es uns zum Vorwurfe machen, so verschiedene Dinge zusammenzufassen. Wir hingegen müssen gerade darin etwas sehr Angemessenes erblicken. Denn es schiene uns verfehlt, zu früh zu systemisieren und zu ordnen, womöglich die Probleme in künstliche Schemen zu pressen. Frei und unabhängig sollen die einzelnen behandelt werden, aus ihren eigenen Bedürfnissen heraus, ohne Bande, die bald wieder zerrissen werden müßten. Das Gegenteil scheint uns eine ernste Gefahr zu bergen. Und noch auf eine andere muß hingewiesen werden. Es ist die, den Kreis der Dynamik ungebührlich zu erweitern und so dahin zu kommen, wieder Einfälle in Nachbargebiete zu machen, wie die älteren Ökonomen. Versuche, eine ökonomische Bevölkerungstheorie wieder aufzugreifen, mittelst der Dynamik zu einer wissenschaftlichen Wirtschaftspolitik zu gelangen oder ihr gar zuzumuten, die Wirtschaftsgeschichte — am Ende die Geschichte überhaupt — zu erklären, alles das wäre ruhiger Arbeit und wahren Fortschritte nur hinderlich und die Tendenzen, die dazu bestehen, flößen uns nur Besorgnis ein. Das muß genug sein. Da wir an dieser Stelle selbst nur so wenig zu bieten vermögen, dürfen wir uns nicht erlauben, anderen gute Lehren zu erteilen.

Es erübrigt nur noch ein Punkt, um diesen panoramaartigen Ausblick soweit zu vervollständigen, als das hier überhaupt geschehen kann. Er betrifft das Problem der ökonomischen Entwicklung in seiner Allgemeinheit, wenn man will das des Fortschrittes — obgleich der letztere Ausdruck wenig in strenge Wissenschaft paßt und die Dynamik in ihm vielleicht einmal so etwas wie eine Fußangel erkennen wird, deren Beseitigung möglicherweise mit Schwierigkeiten und Kämpfen verbunden sein könnte. Gibt es vor allem eine ökonomische Entwicklung? Die Frage ist nicht so absurd, wie es scheinen könnte. Sie heißt nicht, daß wir darüber im Zweifel wären, ob sich die wirtschaftlichen Dinge ändern oder nicht. Aber sehr wohl kann man zweifeln darüber, ob die Ursachen dieser Änderungen in wirtschaftlichen Momenten liegen. In der Tat, die öko-

nomischen Prinzipien in unserem Sinne evolvieren nicht; die Ökonomie, die wir heute allein wirklich besitzen, gibt uns ein System, wie die Mechanik, erzählt nicht von Entwicklung, wie die Biologie. Man hat unsere Theorie eine wirtschaftliche Logik genannt — deutet das nicht auf Entwicklungslosigkeit hin? Nun, nicht notwendig, die ökonomische Entwicklung könnte eben außerhalb unseres statischen Systemes liegen. Aber es gibt noch einen anderen Umstand, der in dieselbe Richtung weist. Wir können nämlich das, was wir Entwicklung nennen, sehr oft und möglicherweise immer auf Ursachen zurückführen, welche nicht ökonomisch — weder statisch- noch dynamisch-ökonomisch — sind z. B. Bevölkerungsvermehrung, Änderungen der Menschennatur in Bedürfnissen und Motiven, Fortschritt der Technik, Änderungen der sozialen Organisation und andere. Deutet das nicht darauf hin, daß die Entwicklung nie „ökonomisch“ sein, d. h. nie durch wirtschaftliche Momente zu erklären sein kann? Wiederum: nicht notwendig. Es könnte ja sein, daß es auch wirtschaftliche Momente gibt, welche aus sich heraus zu einer Entwicklung treiben; etwa das Sparen könnte ein solches sein. Noch mehr ließe sich anderes, wie z. B. das Moment des „effort“ vielleicht zu einer „energetischen“ Theorie der Ökonomie verwerten, die etwas über eine ökonomische Entwicklung sagen könnte. Ferner haben die Änderungen der Menschennatur, der sozialen Organisation usw. selbst wieder oft ökonomische Ursachen. Endlich gibt es immer ökonomische Konsequenzen auch einer nicht ökonomisch zu erklärenden Entwicklung, so daß wir etwas zu ihrem Verständnisse wohl beitragen können. Aber alles das ist gewiß nicht sicher. Im Zusammenhange damit erhebt sich auch die Frage, wie eine eventuelle ökonomische Entwicklung zur sozialen überhaupt steht. Ist es möglich, eine Theorie der ersteren zu konstruieren unter der Voraussetzung der Konstanz der sozialen Verhältnisse? Wenn das gieng und Resultate gäbe, so wäre unendlich viel gewonnen. Schließlich fragt es sich noch, ob es so etwas gibt oder ob so etwas angenommen werden kann, wie ein

dynamisches Gleichgewicht — oder ob es nur ein statisches gibt.

Keine dieser Fragen können wir hier lösen. Wir wollen nur betonen, wie wichtig es ist, vorurteilsfrei an sie heranzutreten und nicht gewisse Dinge vorfinden zu wollen. Aus diesem Grunde ist es auch sehr wichtig, nicht mit dem Apparate der Statik vor unseren Augen an diese Probleme zu gehen. Wir leugnen nämlich trotz allem Gesagten nicht jeden Zusammenhang zwischen Statik und Dynamik; es wurde schon bei der Erörterung der Variationsmethode angedeutet, daß ihre Macht eine gewisse Strecke in das Gebiet der Dynamik hineinreicht; hier wollen wir noch hinzufügen, daß wir auch andere Hilfsmittel der Statik einer Umbildung fähig halten, die vielleicht einmal eine Anwendung auf die Dynamik gestatten wird. Aber heute hat man allen Grund sich vor solchen Versuchen zu hüten, man würde dabei nahezu sicher irgehen. Im ganzen kann man heute noch sagen, daß nur der Historiker und der Statistiker sich sagen können, daß sie auf dem richtigen Wege und daß ihre Arbeiten von Wert sind. Darüber hinaus müssen wir uns unsere Ziele recht nahe stecken und dürfen keinen großartigen Erfolg mit kleinem Aufwande zu erreichen hoffen.

Und nun hätten wir noch ein Wort über die Zukunft der reinen Ökonomie zu sagen. Auch hier, beim letzten Schritte unseres Weges, wollen wir uns jene Mäßigung auferlegen, der wir uns stets befeißigt zu haben glauben. Es würde dem Geiste dieser Arbeit widersprechen, wollten wir es versuchen, hier gleichsam inaudita zu sagen und uns in kühnen Hoffnungen oder Träumen zu ergehen. Einige nüchterne Worte werden bessere Dienste tun, als große Prophezeiungen. Wir leben ja in einer Zeit kühler Kritik des Erreichten und des Erreichbaren, in einer Periode der

Begrenzungen und der korrekten Formulierungen, und selbst der moderne Physiker teilt nicht mehr die hoffnungsfreudigen Prätensionen seiner Vorgänger. Aber noch viel mehr als er haben wir Grund zur Bescheidenheit, denn unsere Disziplin beginnt sich erst von einer schweren Krise zu erholen, einer Krise, die zum großen Teile durch solche Prätensionen hervorgerufen wurde. Wir müssen froh sein, wenn nur ihre Existenzberechtigung zugegeben wird, wenn man ihr nur überhaupt einen, wenn auch bescheidenen Platz im Reiche des Wissens gönnt.

So fragen wir uns denn, nach all dem Gesagten, bescheiden: Wird die ökonomische Theorie verschwinden, wie das oft behauptet wurde? Und zwar in der näheren Zukunft, die wir zu übersehen vermögen, nicht etwa in der Entwicklung der Jahrhunderte, welche unberechenbare Veränderungen in unserer Erkenntnis und deren Technik herbeiführen können und sogar sicher herbeiführen werden? Nein. Sie wird weiterleben — das ist das große endliche Resultat, zu dem wir gelangen und das, wie ich glaube, jeder vorurteilsfreie Richter unterschreiben wird. Es gab eine Zeit, wo es so aussah, wie wenn die theoretische Ökonomie, auf unfundierten Spekulationen, leichtsinnigen Generalisationen vorübergehender Erscheinungen und halbwarer Forderungen basierend, als ein Irrtum erkannt und von dem Strome der wissenschaftlichen Entwicklung hinweggeschwemmt werden würde, wo ein erheblicher Saldo von Wahrheit zugunsten ihrer Gegner bestand und wo die besten und fortgeschrittensten Geister der Zeit sich von ihr abwandten. Diese Zeit ist vorüber. Heute kann man klar angeben, wo im einzelnen Recht und Unrecht in diesem Streite lag, und dabei ergibt sich, daß, so viele Punkte als unhaltbar und so viele als reformbedürftig erkannt werden müssen, eine Disziplin von erheblichem Werte unter dem Titel der theoretischen Ökonomie bestehen bleibt. Sie mag im Laufe der Zeiten — und sicher wird sie das — neue Reformen erfahren, auf neue Prinzipien basiert werden, eine Gestalt gewinnen, die von der heutigen so ferne ist, wie diese von der klassischen;

sie mag bald Gegenstand allgemeinen Interesses und vom Strome der wissenschaftlichen Entwicklung getragen sein, bald nur von wenigen gepflegt werden und gleichsam auf einer Sandbank aufgerannt zu sein scheinen; sie mag endlich auch in Zukunft bald überschätzt und bald ungerecht kritisiert werden; daß sie aber ein solches zukünftiges Leben überhaupt haben wird, kann heute nicht mehr zweifelhaft sein.

Ich sage noch mehr. Es ist nicht bloß nicht richtig zu glauben, daß die reine Ökonomie war, sondern ich ziehe sogar vor, zu glauben, daß sie erst sein werde: Heute steht sie meines Erachtens in ihren Kinderschuhen. Ist das befremdend? Beachte man, wie zahllose Detailfragen der Theorie nicht nur noch nicht gelöst, sondern noch nicht einmal allgemein gefühlt sind, wie viele große Probleme nur Scheinlösungen gefunden haben. Beispiele findet man auf jeder Seite dieses Buches — aber eine vollständige Angabe aller dieser Punkte habe ich nicht einmal versucht, so sehr es mein Bestreben war, gerade die Entwicklungsfähigkeit der Ökonomie zu zeigen.

Und das lehrt auch, wie sehr energische Arbeit an ihren Problemen nötig und der Mühe wert ist trotz allen den Einschränkungen, denen die Resultate unterworfen sind. Oberflächliche Betrachter glauben oft, daß die reine Ökonomie stagniere, daß sich kein rechter Fortschritt zeige. Wird der Leser jetzt noch diese Ansicht teilen? Selbst wenn das wahr wäre — und manche lederne, rückständige Darstellung ruft diesen Anschein hervor —, so ist das nicht Schuld der Ökonomie sondern der Ökonomen. Noch lange ist die Arbeit nicht getan, und nur die Grundsteine sind gelegt. Wir sagten bereits, nach welcher Richtung weiterzuschürfen und was davon zu erwarten ist. Hier haben wir uns nur noch zu fragen, ob Großes, Epochenmachendes zu hoffen ist oder nicht, ob wir am Vorabende einer Entwicklung stehen, welche der der exakten Naturwissenschaften an die Seite gestellt werden kann.

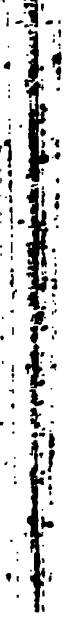
Nun, es scheint mir von vornherein gewiß, daß Resultate unserer Wissenschaft niemals auf weitere Kreise einen solchen Eindruck machen werden, wie die der Physik. Woraus die Sterne bestehen, ist ein Problem, das dem Laien imponiert; die Fragen seines eigenen Handelns interessieren ihn viel weniger, würden ihn auch dann weniger interessieren, wenn ganz dieselbe Geistesarbeit auf sie verwandt und ebenso glänzende Methoden dafür entwickelt würden. Außerdem ist ja unsere Wissenschaft um Jahrhunderte gegen ihre exakten Schwestern zurück und nur nach und nach können in langer Arbeit die Vorbedingungen zu ähnlichen Entwicklungen beschafft werden. Aber es wäre eitle Anmaßung, angeben zu wollen, wohin sie führen werden. Die Geschichte der Wissenschaften gibt uns genug Beispiele dafür, daß solche Prophezeiungen kläglich desavouiert wurden. Das Entscheidende ist nur das Vorhandensein von Entwicklungsmöglichkeiten. Man verfolge sie und man wird sehen — oder unsere Nachfolger werden sehen. Daß es Wege gibt, auf denen man weiter vordringen kann, daß das Feld, auf dem wir arbeiten, noch nicht erschöpft ist, daß es auch für uns ein morgen gibt — und nicht bloß ein gestern — eine Zukunft und nicht bloß eine Vergangenheit, das ist alles, was wir mit Beruhigung behaupten können, zugleich aber auch alles, was wir brauchen. „Arbeiten und nicht verzweifeln“ also kann man auch den Nationalökonomem zuzurufen. Die Ökonomie ist noch kein Leichnam — und solange das nicht der Fall ist, gibt es auch für sie, wie für jeden Lebenden, in gewissem Sinne unbegrenzte Möglichkeiten. Wer sie apriori aburteilen zu können glaubt, zeigt eben dadurch, daß er keinen wirklichen Einblick in sie hat. Und wer sie erschöpft glaubt, zeigt, daß seine Kraft erschöpft ist.

Wenn der Leser den Eindruck gewonnen hat, daß sich auf unserem Felde lebensfähige Kräfte regen, daß diese Disziplin, der sicherlich die Ehre gebührt, zuerst das Handeln und Leiden des Menschen in echt wissenschaftlichem Geiste betrachtet zu haben, auch noch in Zukunft Neues zu sagen

haben wird, so ist alles erreicht, was ich zu erreichen wünschte, mag auch zuzugeben sein, daß die Zahl interessanter Theoreme heute nur eine bescheidene ist. Und auch diese kleine Gruppe von gesicherten Wahrheiten ist immerhin eine Leuchte inmitten eines Meeres von Finsternis.









SI
On of
OW



The borrower must return this item on or before the last date stamped below. If another user places a recall for this item, the borrower will be notified of the need for an earlier return.

Non-receipt of overdue notices does not exempt the borrower from overdue fines.

Harvard College Widener Library
Cambridge, MA 02138 617-495-2413

WIDENER
MAR 21 2002
APR 20 2003
NOV 21 2002
BOOK DUE
BOOK DUE

Please handle with care.
Thank you for helping to preserve
library collections at Harvard.

BOOK DUE

